DIE GRENZBOTEN: 1878

Digitized by Google

)902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in German

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

No. 1.

Ausgegeben am 27. December 1877.

Inhalt:

	Seite
Zum neuen Jahr. H. B.	1
Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. I. Das heroische Zeitalter. Die Bewaffnung. Die Dorer auf Kreta. Max Jähns.	5
Zur Beurtheilung Schön's. W. Maurenbrecher.	14
Jahresbericht aus Schwaben. α.	25
Vom preußischen Landtage. χ. ϱ.	35
Literatur. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie von Hüser. W. v. H. — Karl Stieler, „Weil's mi freut" und „Habt's a Schneid". — Rudolf Baumbach, Zlatorog, Lieder eines fahrenden Gesellen. — Enzian, Dritter Band. — Nanni, Puppenmärchen für große Kinder. — Dänische Volksmärchen von Svend Grundtvig übersetzt von Willibald Leo.	39

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

igitized by Goo

Zu Festgeschenken geeignete Bücher

aus dem Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**.

Rudolf Reichenau.

Aus unsern vier Wänden.

Erste Gesammtausgabe.
gr. 8⁰. 40 Bg. Text Mark 6. —.
Elegant gebunden Mark 8. —.

Hieraus einzeln in eleg. Taschen Ausgabe:

Aus unsern vier Wänden cart. Mark 3. eleg. geb. Mk. 4. 50.
Liebesgeschichten cart. Mk. 2. 40. eleg. geb. Mk. 3. 60.
Am eigenen Herde cart. Mk. 2. 40. eleg. geb. Mk. 3. 60.
Die Alten cart. Mk. 3. eleg. geb. Mk. 4.

Oscar Pletsch.

Mancherlei aus des Lebens Mai. eleg. cart. Mk. 3.
Unter uns Kleinen. eleg. cart. Mk. 3.
Aus unsern vier Wänden. (Aus dem Kinderleben.) Pr.-Ausg. mit 66 Orig. Zeichnungen von O. Pletsch. 4⁰. Eleg. cart. Mk. 7. fein gebunden in Originalband Mk. 10. 50.

Paul Heyse.

Italienische Novellisten des XIX. Jahrhunderts.

I. Bd. **Ein Engelsherz** von J. Nievo. Preis broch. Mk. 6. eleg geb. Mk. 7.
II. Bd. **Val d'Olivi, von A. G. Barrili.**
III. u. IV. Bd. **Erinnerungen eines Achtzigjährigen** von J. Nievo. 2 Bde. Preis broch. Mk. 12. eleg. geb. Mark 14.

A. v. Dommer's

Musikgeschichte.

2. revidirte und verb. Auflage.
Preis Mk. 12.

Deutscher Volkshumor
von
Moritz Busch.
eleg. broch. in farb. Umschlag Mark 6.
eleg. geb. Mark 7. 60.

Deutscher Volksglaube.
eleg. brosch. in farb. Umschlag Mk. 6.
eleg. geb. Mk. 7. 60.

Jugenderinnerungen
von
Eduard Schüller
weiland **Geheimer Oberpostrath zu Berlin.**
8⁰. Broch. Preis 3 Mk.

Sammlung Amerikanischer Autoren.

Uebersetzt von **Moritz Busch.**

Bret Harte, Argonautengesch. Spanische und amerikanische Sagen, Stadt- u. Charakterskizzen. 2 Bde. Pr. M. 6.

Bret Harte,

Idyllen a. d. Vorbergen.

1. Band Preis Mark 4. 50.

Aldrich, Prudence Palfrey.

1 Band. Preis Mark 6.

Mark Twain, Jim Smiley's Springfrosch. Nevada. Preis 1 Band Mark 6.

Aldrich, Geschichte eines bösen Buben.
1 Band. Preis Mark 6.

Mark Twain, Die Arglosen auf Reisen. 1 Band Preis Mark 6.

Mark Twain, Die neue Pilgerfahrt. 1 Band. Preis Mark 6.

Mark Twain u. Warner, Das vergoldete Zeitalter. 2 Bde. à M. 6.

Max Adeler, Fern vom Weltgetümmel. 1 Band. Preis Mk. 6.

Artemus Ward's Schriften. 2 Bde. à Mark 4. 50.

Mark Twain, Tom Sawyer. 1 Band. Preis Mk. 6.

Mark Twain, Skizzenbuch. 1 Bd. Preis Mk. 7. 50.

James jr., Ein leidenschaftlicher Erdenpilger. 1 Bd. Pr. M. 7. 50.
James jr., Roderick Hudson. 2 Bde. Preis Mark 10.

Bret Harte, Gabriel Conroy. 2 Bde. Preis Mk. 10.

James der Amerikaner. 2 Bde. Preis Mk. 10.

Obige Bände sind auch in sehr eleganten Einbänden mit rothem Schnitt zu haben.

Louisa Alcott's Schriften.
Kleine Männer
1 Band. Preis Mk. 5.
Kleine Frauen
2 Bände. Preis à Mk. 5.
Elegant geb. mit rothem Schnitt à [illegible]

Salvatore Farina's
Novellen:
Blinde Liebe. / Schaumgeboren. / Blondes Haar. — je 1 Band à 5[illegible] elegant geb. rothem Schn. à [illegible]

Geschichten aus Alt-Ja[illegible]
von
A. B. Mitford,
zweiter Secretair der britischen Ges[illegible]schaft in Japan.
Aus dem Englischen übersetz[illegible]
von
J. G. Kohl.
Mit Illustrationen,
gezeichnet und in Holz geschnitten [illegible] japanischen Künstlern.
gr. 8. 2 Bände. Preis 13 Mk. 50

Jugenderinnerungen
Karl Friedrich's von Klöd[illegible]
herausgegeben von
Max Jähns.
Mit dem Bildnisse Klöden's
8⁰. Preis broch. 7 Mk. geb. 8 Mk. 60

Geschichte des geistigen [illegible]bens in Deutschland [illegible] Leibnitz bis auf Lessing's [illegible] Von Julian Schmidt. gr[illegible] Preis 23 Mk.

Geschichte der deutschen [illegible]teratur seit Lessing's [illegible] Von Julian Schmidt. 5. v[illegible]ständig neu bearbeitete Aufla[illegible] 3 Bde. gr. 8. 25 Mk. 50 Pf.

Geschichte der französisch[illegible] Literatur seit Ludwig X[illegible] 1774. Von Julian Schmid[illegible] Zweite vollständig umgearbeit[illegible] Auflage. Zwei Bände. gr. [illegible] Preis 23 Mk.

Vom Gestade der Cyclope[illegible] und Sirenen. Reisebriefe v[illegible] W. Roßmann. gr. 8. broc[illegible] Preis 6 Mk.

Roß und Reiter in Lebe[illegible] und Sprache, Glauben u[illegible] Geschichte der **Deutschen.** Ei[illegible] kulturhistorische **Monographie** v[illegible] Max Jähns. 2 Bände. gr. [illegible] Preis 17 Mk.

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig.
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1878.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahrg. 37
pt. 1
1970

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1878. Erstes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Aus dem deutschen Reich:

Zum neuen Jahr. H. B. S. 1.
Vom deutschen Reich. $\chi. \varrho.$ S. 315. 346. 391. 478. 517.
Vom preußischen Landtag. $\chi. \varrho.$ S. 35. 159. 234. 315. 517.
Jahresbericht aus Schwaben. α. S. 25.
Jahresbericht aus Baden. Hr. S. 147.
Bayern im Jahre 1877. S. 191.
Aus Baden. Hr. S. 507.

Sozialistische Chronik. Franz Mehring. S. 173.
Ein antisozialdemokratisches Unternehmen. S. 319.
Ein Stück europäischen Sklaventhums. L. S. 349.
Die preußischen Fabrikinspectoren und ihre Berichte. Franz Mehring. S. 453.
Zur Lage in der nordamerikanischen Union. Rudolf Doehn. S. 104.
Eine neue Leistung der Revue des deux Mondes. H. v. Clausewitz. S. 277.
Die deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Rud. Doehn. S. 312.
Die Hayesregierung und die Silberbill. Rud. Doehn. S. 503.

Zur Beurtheilung Schön's. W. Maurenbrecher. S. 14.
Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. H. B. S. 113.

Lukrezia Borgia. Prof. Gaedeke. S. 481.

Bilder und Schilderungen.

Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. Max Jähns.
1. Das heroische Zeitalter. Die Bewaffnung. Die Dorier auf Kreta. S. 5.
2. Die Dorier auf dem Peloponnes. S. 41.
3. Attika. Die Staaten zweiten Ranges. Die Zeit der Perserkriege. S. 90.
4. Die Taktik nach den Perserkriegen. Das Seewesen nach den Perserkriegen. S. 121.
5. Die Zeit des peloponnesischen Krieges. S. 201.
6. Die Entwickelung des Söldnerthums und die ihr entspringende Taktik. S. 241.
7. Epameinondas. S. 295.
8. Die Herrschaft des Söldnerthums. S. 379.
9. Das makedonische Heerkönigthum. (Schluß) S. 413.

Mittelalterlicher Stadthaushalt. Dr. Christian Meyer. S. 57.
Die Wenden. G. v. Clausewitz. S. 68.
Neues aus dem Jahre 1791. Carl Wippermann. S. 74.
Friedrich der Große und sein Bruder Prinz Heinrich. W. v. H. S. 161.
Eine Fahrt auf den Olymp. Gustav von Eckenbrecher. I. S. 223. II. S. 265.
Die Papstwahlen der Vergangenheit. R. Schoener. I. S. 321. II. S. 385.
Das Lehrlingswesen der Zunftzeit. Hans Warnow. S. 339.
Ein unbekannter sozialistischer Agitator der Reformationszeit. S. 468.

Literatur und Kunst.

Julius Wolff's wilder Jäger. Felix Dahn. S. 79.
Eine „Deutsche Revue"? *** S. 87.
Zu Goethe's Italienischer Reise. L. Nohl. S. 184.
Zeller's neue philosophische und historische Abhandlungen. H. Jacoby.
Bibliothekserfahrungen. S. 251.
Neuere theologische Literatur. (Riese, Das Leben des heil. Johannes. — R. Schramm. Unser Glaube. — Die Schlagworte der heutigen Kirchenparteien. — Dr. Hase, Die innere Mission und die Zeichen der Zeit.) H. Jacoby. S. 336.

611975

Digitized by Google

Lessing's Hamburgische Dramaturgie v. Dr. Friedr. Schröter und Dr. Rich. Thiele. (Halle, Waisenhaus, 1877.) Dr. Christian Muff. S. 353.
Zwei ungedruckte Gaethebriefe. Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt. S. 359.
Die deutsche Literatur während des achtjährigen Friedens 1748—1756. (Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.) Julian Schmidt. I. S. 361. II. S. 401. III. S. 441. IV. S. 499.
Italienische Novellisten. 1. Ippolito Nievo. S. 426. 463.
Gregorovius, Lukrezia Borgia von Prof. Gaedeke. S. 481.
J. Burkhard's Geschichte der Renaissance in Italien. R. Bergau. S. 78.
Fränkel's Stich von A. v. Dyck's Todtenklage um Christus. R. Bergau S. 120.
Julius Schnorr von Carolsfeld von Adolf Rosenberg, S. 139.
Das Grab des Agamemnon. Adolf Rosenberg. S. 281.
Jugendarbeiten von Adam Kraft. R. Bergau. S. 309.

Literatur. (Kürzere Besprechungen.)

General v. Hüser, Denkwürdigkeiten. Berlin, G. Reimer, 1877. W. v. H. S. 39.
Karl Stieler, „Weil's mi freut" u. „Habt's a Schneid." Stuttgart, Meyer u. Zeller, 1877. S. 40.
Rudolph Baumbach, Zlatorog u. Lieder eines fahrenden Gesellen. Leipzig, Liebeskind. S. 40.
Enzian, Dritter Band 1877. Leipzig, Liebeskind. S. 40.
Svend Grundtvig, übersetzt von Willibald Leo, Dänische Volksmärchen. Leipzig, J. A. Barth. 1878. S. 40.
K. Ströse, Deutsche Minne aus alter Zeit. Leipzig, J. A. Barth. 1878. S. 197.
„ Altes Gold. Edda, 1878. S. 197.
M. Löbe, Wahlsprüche, Devisen, Sinnsprüche. Leipzig, Duncker & Humblot, 1878. S. 198.
W. Lübke, Das Kunsthandwerk. Stuttgart, Levy u. Müller, 1878. S. 200
Max Duncker Geschichte des Alterthums. V. Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot, 1878. S. 239.
D. A. Dochow, Der Zeugnißzwang. Jena, Hermann Dufft, 1877. S. 240.
Wilh. Müller, Der russisch-türkische Krieg 1877. Stuttgart, Karl Krabbe. S. 280.
Böhmert u. v. Studnitz, Sozial-Correspondent. (Dresden) S. 320.
Dr. Fr. Polle, Pan, Liederbuch für Gymnasien. Dresden, G. Schönfeld, 1877. S. 356.
Dr. Wilh. Mangold. Die Bibel und ihre Autorität für den Glauben der christl. Gemeinde. Berlin, Dobberke u. Schleiermacher, 1878. S. 359.
J. Naumann, Goethe's Goetz v. Berlichingen. Leipzig, Teubner, 1877. S. 394.
Franz Reber, Die Ruinen Roms. 2. Aufl. Leipzig, T. O. Weigel. S. 398.
Ludw. Nohl, Mozarts Briefe. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1877. S. 399.
v. Schraishuon, Das Hoftheater in Stuttgart. Stuttgart, E. Müller, 1878. S. 400.
Jacob von Falke, Studien zur Kultur u. Kunst. Wien, Gerold, 1877. S. 435.
Gargens, Schulen der weiblichen Handarbeit. Leipzig, Richter, 1877. S. 438.

Digitized by Google

Zum neuen Jahr.

Mit ernster Sorge soll, so scheint es, der Deutsche dieses Jahr Weihnachten feiern, mit ernster Sorge dem neuen Jahr entgegenblicken. Wenn nicht an höchster Stelle vielleicht das fröhliche Friedensfest der deutschen Familie zum Anlaß gewählt wird, die Ursache der allgemeinen Besorgniß aus dem Wege zu räumen, so werden wir auch in das neue Jahr das Bewußtsein mit hinübernehmen müssen, daß wir unter der schwersten inneren Krisis leiden, die uns seit der Begründung des deutschen Reiches beschieden war: der Kanzlerkrisis. Sonderbarer Gegensatz, daß wir den bedenklichsten Verwickelungen der auswärtigen Politik anderer Völker heute mit einem Gefühl der Sicherheit und Ruhe zuschauen können, wie es nicht nur für uns, auch für andere europäische Völker noch vor einem Jahrzehnt undenkbar gewesen wäre: und daß wir gleichzeitig mächtige Einflüsse am Werke sehen müssen, um den großen Urheber unseres Reichsfriedens, des Friedens für unsern Erdtheil, aus seiner Stellung, seinem einzigen Wirken zu verdrängen!

Welche Sicherheit der Führung unsre auswärtigen Verhältnisse gewonnen haben, mögen wir vor allem erkennen an unsrer olympischen Ruhe gegenüber der orientalischen Frage. Noch jeder Krieg, der über das europäische Besitzthum der Türkei, über die Stellung der Christen im osmanischen Reiche entbrannte, hat auch Deutschland bis auf den Grund erregt. Nur dieser jüngste Krieg, vielleicht der mächtigste und erfolgreichste von allen, gestattet uns die Rolle vollkommen neutraler Zuschauer. Wir wissen mit voller Bestimmtheit, daß kein Wort in dem künftigen Frieden stehen wird, das unsere Interessen verletzen, uns für die Zukunft bedrohen könnte. Wir haben das erreicht, ohne ein einziges Mal in unsrer Presse oder in unsrer Volksvertretung jenen schulmeisterlichen und doch wegen seiner Ohnmacht so kläglich-lächerlichen Ton anzuschlagen, mit welchem England seit anderthalb Jahrzehnten jeden selbständigen Schritt einer kontinentalen Macht begleitet. Wir rasseln nicht mit dem Säbel,

wenn wir nicht gesonnen und genöthigt sind, blank zu ziehen; und unsere politische Leitung hat auch in diesem Falle ihre Pflicht zur rechten Zeit und ein für allemal gethan, so daß sie nicht nöthig hat, nach jeder Wandlung des Kriegsglücks eine andere Farbe auszuspielen.

Noch unmittelbarer als die orientalischen Wirren berührte Deutschland jene französische Krisis, welche mit dem 16. Mai dieses Jahres ihren Anfang nahm und Mitte Dezember ihren vorläufigen Abschluß fand in der völligen Niederlage jener unnatürlichen Koalition, die am 16. Mai die Herrschaft über Frankreich angetreten hatte. Diese Krisis berührte uns unmittelbarer; denn ein dauernder Sieg der monarchisch-ultramontanen Koalition in Frankreich hätte nicht bloß unsere Reichsfeinde zum äußersten Widerstande ermuthigt, er hätte auch den Revanchekrieg, den heiligen Kreuzzug der katholischen Liga in Kürze über uns Ketzer gebracht. Und dennoch haben wir auch diese drohende Gefahr im Gefühl unsrer Kraft und Wehrhaftigkeit innern und äußern Feinden gegenüber mit einer Gemüthsruhe aufsteigen, wachsen und verschwinden sehen, wie wir sie kaum jemals zuvor gegenüber einer wichtigen Staatsumwälzung unserer westlichen Nachbarn besaßen. Unsere Presse und unsere öffentliche Meinung hat das Verdienst, daß sie von Anfang an die Tragweite und Absicht des französischen Staatsstreiches vom 16. Mai richtig erkannte, und wohlmeinend und uneigennützig dem Volke Frankreichs in den schweren Monaten der Prüfung, die seitdem folgten, zur Seite stand. Unsre politische Leitung und unser Vertreter in Paris haben keinen Augenblick ein Hehl gemacht aus ihrer Auffassung der Sachlage. Aber in der ganzen schweren Krisis, die so leicht entscheidend geworden wäre für den Frieden unsrer nächsten Zukunft ist nicht ein Wort gefallen, welches auch der argwöhnischste französische Chauvinist uns als hochfahrende Aeußerung unseres Kraftbewußtseins, als Reizung des französischen Nationalgefühls hätte auslegen können. Kaum irgendwo außerhalb Frankreichs wird die endliche friedliche Lösung dieses Konfliktes mit größerer und aufrichtigerer Freude begrüßt worden sein, als in den leitenden Kreisen unserer Politik und im ganzen deutschen Volke.

Vielleicht haben wir später noch mehr Grund diesen Wandel der Dinge in Frankreich zu segnen, als uns heute erkennbar scheint. Vielleicht ist damit zum Theil auch der Wendepunkt für unsre innere Krisis gekommen. Alle die Elemente, welche wir in Frankreich obenauf sahen seit dem sechzehnten Mai, sehen wir bei uns thätig, die Stellung des deutschen Kanzlers zu unterwühlen. Als zuerst im Frühjahr d. J. die deutsche Kanzlerkrisis anfing ihre schwarzen Schatten über unser öffentliches Leben zu werfen, haben d. Bl. nachgewiesen, daß ultramontane Intriguen, mit jesuitischer Geschicklichkeit eingefädelt und weiter gesponnen, einen Hauptantheil hätten an dem Entlassungsgesuche des

deutschen Reichskanzlers. Ultramontane Elemente in erster Linie erfochten den Sieg vom sechzehnten Mai in Frankreich und vertagten die Erfüllung ihrer Hoffnungen vorläufig mit Einsetzung des Ministeriums Dufaure. Unvergessen ist uns ferner, wie innig jener vormalige deutsche Botschafter in Paris auch mit dem anderen Theile der Sieger vom sechszehnten Mai liirt war, mit den französischen Monarchisten, jener deutsche Botschafter, dessen Freunde und Gönner noch heute in hohem Ansehen in den höchsten Kreisen der deutschen Hauptstadt stehen, obwohl Graf Arnim wegen gemeiner Verbrechen zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt ist. Auch sachlich besteht in der That, wie Graf Arnim von seinem Standpunkt aus sehr richtig erkannte, eine weitgehende Interessengemeinschaft zwischen der ultramontan-konservativen Koalition in Frankreich und der junkerlich-ultramontan-pietistischen Klique, welche sich zwischen das Oberhaupt der deutschen Nation und den deutschen Reichskanzler zu drängen sucht. Drüben in Frankreich wie bei uns gilt es, entgegen dem Drange und den Bedürfnissen des Volkes, die Gesetzgebung, die Volkserziehung, den Verkehr mit anderen Nationen u. s. w. zurückzuschrauben nach dem eigensüchtigen Herzenswunsche einer priesterlich-feudalen Herrenkaste. In allen ihren unlautern Strebungen hätte unsre Kreuzzeitungspartei — so ist die Koalition disparater Geister, die sich unter dem stolzen Namen der Deutsch-Konservativen zusammengefunden hat, ja immer noch am richtigsten und am kürzesten bezeichnet — an den Siegern vom sechzehnten Mai in Versailles den sichersten Rückhalt gefunden. Nun, da der hohe Sport an der Seine verdorben ist, beginnt man auch an der Spree das frevelhafte Spiel aufzugeben, die Geschicke des deutschen Volkes der Obhut seiner natürlichen Feinde anzuvertrauen.

Keine Beschwichtigungsartikel jener offiziösen Presse, die der Reichskanzler selbst wiederholt schon so kräftig desavouirt und selbst Lügen gestraft hat, vermag uns zu täuschen über den Ernst der Gefahr, die seit dem Frühling dieses Jahres über unserem Vaterland schwebt. Man braucht nur an die Fülle und Größe der Aufgaben zu erinnern, welche im Innern des Reiches, Preußens und der Einzelstaaten vergeblich ihrer Erledigung harren, um den richtigen Namen zu gewinnen für jene eiteln und frivolen Intriguen, welche sich unterfingen, nach Beseitigung des Kanzlers Riesenaufgaben zu lösen, zu deren Bewältigung der Stärkste der Nation seine gesammelte Kraft kaum hinreichend glaubte. Die Weihnachtszeit des vergangenen Jahres hat das deutsche Volk mit einer Gabe beschenkt, deren sich längst und mit weit geringerer Mühe geeinte Nationen heute noch nicht erfreuen: einer einheitlichen Rechtsordnung. Die bedeutsamen Gesetze ins Leben einzuführen, mit Bestehendem thunlich zu versöhnen, ist Sache der einzelnen Staaten. Aber dringende und argwöhnische Ueberwachung durch das Reich, welches unbedenklich den Sitz des künftigen Reichs-

gerichts nach Sachsen verlegte, ist wohl berechtigt, wenn z. B. ein sächsischer Kammerjunker es wagen kann, bei Berathung der Ausführung der Justizgesetze die reine Würde der preußischen Justiz ungerügt zu schmähen, und der frühere Präsident eines sächsischen Appellationsgerichts und jetzige Referent der Kammer der sächsischen Lords unzaghaft erklärt, daß er die Vorlagen der preußischen Regierung zur Einführung der Reichsjustizgesetze nicht kenne, d. h. doch wohl nicht zu kennen brauche. Solche Symptome lebendigen Preußenhasses ergänzen sich durch das wüste Fraternisiren der preußischen Junker mit den Ultramontanen, der Verurtheilung des Kulturkampfes, der Drohung, die ganze liberale Gesetzgebung des letzten Jahrzehnts zurückzuschrauben und zu zerstören, die man täglich auf der ganzen Linie der sog. Deutschkonservativen ausstoßen hört. Auf wirthschaftlichem Gebiete regt sich der gröbste Eigennutz und Klassenhaß unter den Schutzzöllnern, den Agrariern, auf politisch-sozialem Gebiete immer kecker die vaterlandslose Zerstörungslust der Sozialisten, die aus den letzten Reichstagswahlen abermals verstärkt hervorgingen und auf dem Genter Kongreß wieder unverhüllt die Fahne des heimatlosen Kommunismus entrollten, die sie vor der mächtigen Entfaltung des deutschen Nationalgefühls während des letzten Krieges und während der ersten Jahre des Kulturkampfes zu verbergen trachteten. Rechnet man dazu den Stillstand der Gesetzgebungsarbeit im Innern Preußens infolge des Zwiespaltes zwischen der Regierung und den Elementen, welche in die Regierung sich zu drängen suchen, so gewinnt man einen flüchtigen Ueberblick der Probleme, welche den Nachfolger des Fürsten Bismarck im Innern des deutschen Reichs erwarten würden.

Dazu kommen nun die Schwierigkeiten der äußern Politik, die kaum sichtbar sind, so lange seine Hand die Zügel unseres Staatswesens leitet, die aber in kürzester Frist jedem Unberufenen unüberwindlich sich häufen dürften. Wir haben mit Mühe und Noth eine kurze Verlängerung unseres freisinnigen Handelsvertrages mit Oesterreich erlangt. Die geringste Nachgiebigkeit — und wie nachgiebig würden sich die frommen Junker erweisen, die da meinen, „der Starke weicht furchtlos zurück" — liefert die gesammten freihändlerischen Traditionen Preußens aus an die unsaubere Koalition der schutzzöllnerischen Interessen Oesterreichs und schafft ein entscheidendes Präjudiz für die Grundlagen jener Handelsverträge, die in Zukunft mit anderen Nationen zu schließen sind. Noch viel verderblicher aber wäre die geringste Hinneigung zur Nachgiebigkeit — und Herr von Meyer, der Wortführer der Deutschkonservativen bietet fröhlich ein ganzes Canossa — in jenem nahe bevorstehenden Moment, wo es sich um die Neubesetzung des päpstlichen Stuhles handelt. Es sind das nur die nächstliegenden Beispiele von Schwierigkeiten, welche auch einem Fürsten Bismarck zu denken geben mögen. Wer sich daran erinnert, wie wir gegen

die Ungunst des ganzen Europa in wenig mehr als einem Jahrzehnt zu dem geworden, was wir heute sind, wird sich die Lage des eiteln junkerlichen Dilettanten, der es wagen möchte, die Leitung des deutschen Staates aus der erfahrenen Hand des Meisters an sich zu reißen, nicht traurig und bedenklich genug vorstellen können.

So tritt denn an der Jahreswende der Wunsch, den jeder gute Deutsche schon bisher in dieser ernsten Stunde freudig und gehobenen Sinnes aussprach, als der dringendste Herzenswunsch zuvorderst auf die Lippen von Millionen: Gott erhalte uns den Deutschen Kanzler in seinem Amte noch manches Jahr, und stärke ihn mit Kraft und Macht, dem Deutschen Reiche zu Nutz, seinen Feinden zum Trutz! H. B.

Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens.

Von Max Jähns.

I.

In der Geschichte wie in der Natur pflegen die höher stehenden Organismen auch die komplizirteren zu sein, und oft weisen sie durch rudimentäre Theile rückwärts auf niedere Entwickelungsstufen, denen sie entwachsen sind. — Diese Betrachtung drängt sich auf, wenn man die Mannichfaltigkeit der griechischen Welt überschaut und die Fülle verschiedenartiger Gestaltungen untersucht, welche Hellas insbesondere auch auf dem Gebiete der Heeresbildung und des Kriegswesens hervorgebracht hat und welche für alle Folgezeit theils vorbildlich theils vorbedeutend geworden sind.

1. Das heroische Zeitalter.

In ferner Urzeit waren die Griechen Hirtenstämme, welche das Land durchwanderten. Der Ackerbau hat wohl zuerst in den Ebenen der Ostküste Fuß gefaßt. Die Saaten, die besser genährten Heerden der dort ansäßig Gewordenen reizten die Beutelust der Ziegenhirten des Gebirges. Diese vereinigten sich unter Kriegsfürsten und begannen jene Raubzüge und Ueberfälle, von denen noch die Lieder des Homer berichten. Die Landbauern, zur Gegenwehr genöthigt, schieden sich bald in solche, denen reichlicher Grundbesitz und persönliche Neigung eine regelmäßige Theilnahme an Kriegszügen gestatteten, und in solche, deren Dürftigkeit und Untüchtigkeit sie zwang, daheim zu bleiben und für die Krieger das Feld zu bestellen. Damit sind die Bedingungen eines Adelstandes gegeben, der sich zunächst als Gefolgschaft an solche Männer an-

schloß, denen ausgezeichnete Thaten oder großer Reichthum besonderen, fürstlichen Glanz verliehen. Um dieselbe Zeit streben die einander befehdenden Stämme, sich feste Zufluchtsorte zu verschaffen, und es beginnt der Burgenbau, dessen ältest ehrwürdige Denkmäler die Akropolen von Tiryns, Orchomenos und Mykene sind.

Indem sich so die ersten Ansiedler gegenüber den räuberischen, noch nomadisirenden Stammverwandten behaupteten, brachte sie die See, welche an den beackerten Boden schlug, in Verbindung mit den meerbefahrenden Völkern jenseits des ägäischen Meeres. Tyrus und Sidon tauschten gegen die Rohprodukte des griechischen Bodens ihre Schätze aus, und unter vielen anderen guten Dingen, sind es namentlich auch Rüstungen und Waffen, welche die Griechen von den Phönikern empfangen. Assyrische Typen sind in der älteren Bewaffnung der Griechen unverkennbar.

Allmählig faßten die Phöniker auf den Inseln und den Ostküsten der griechischen Halbinsel Fuß. Die Gefahr, sich selbst zu verlieren, welche den jungen einheimischen Ansiedlungen bisher vom Gebirge gedroht, trat ihnen jetzt von der See her nahe. Es bedurfte einer strafferen Handhabung der fürstlichen Lokalgewalten, um die Griechen zu ausreichendem kriegerischen Widerstande zu befähigen. Die erbliche Autorität erlauchter Heldengeschlechter kommt dem entgegen. Die Göttersöhne, die Zeusentsprossenen, sind die natürlichen Führer des Volks. Königsherrschaften von bedeutender Macht kommen empor; ein bewegtes waffenfreudiges Leben regt sich überall; der Mann, der sich dem Kampf entzieht, wird „der Erd unnütze Belastung" genannt. Im 12. oder 11. Jahrhundert werden die Phöniker wieder von den europäischen Ufern vertrieben, im 10. Jahrhundert die Inseln des ägäischen Meeres und die kleinasiatische Küste erobert. In diese Zeiten fallen die Kämpfe, welche den historischen Kern der Sagen von Ilion bilden, die etwa zwei Jahrhunderte später (um 850) Homers unsterbliches Gedicht verherrlicht hat. Bei den Einleitungen zum trojanischen Kriege werden die ersten Spuren allgemeiner Wehrverpflichtung erkennbar. Jedes Haus scheint wenigstens einen Mann gestellt zu haben, und nur wo mehre Söhne waren, entschied wohl das Loos. So sagt Hermes, indem er sich für einen Sohn des Myrmidomen Polyktor ausgiebt, daß ihn unter seinen 7 Brüdern das Loos getroffen habe, dem Achilleus nach Troja zu folgen. Unerhört scheint übrigens auch der Loskauf nicht gewesen zu sein; denn die Iliade erzählt, daß ein reicher Sikyonier dem Agamemnon eine Stute geschenkt habe, um von der Theilnahme an der Heerfahrt befreit zu werden. Plutarch freilich erblickt in diesem Zuge nur einen Beweis für die Klugheit des Königs gegenüber einem Feiglinge. — Die zusammengefaßte Volkskraft der Achaier war es, welche den Kampf gegen Asien glücklich zu Ende führte.

Kaum aber hatten die alten Ansiedler sich der östlichen Macht vollends erwehrt und sie auf ihrem eigenen Grund und Boden siegreich zurückgedrängt, als die Gebirgsvölker des Nordwestens neue große Erschütterungen verursachten. Die Bewegung ging von den Thessaliern aus; der Stamm aber, auf den sie sich fortsetzte, der der Dorer, gab der Wanderung den entscheidenden Charakter und den Namen. An die Stelle der früheren Raubzüge setzten die Gebirgsvölker jetzt die Eroberung; die bisherigen Inhaber des alten Kulturbodens wurden zum großen Theile unterjocht und zu Halb- und Unfreien herabgedrückt, und die jüngeren rauheren Stämme erhoben sich über ihnen als ein neuer, blutsverschiedener Kriegsadel. Bald hatten die Dorer das Uebergewicht in Griechenland, und zumal dem hellenischen Kriegswesen haben sie ihren Stempel mit großer Schärfe aufgeprägt; gerade in dem, was später als allen Stämmen gemeinschaftlich erscheint, ist das Kriegswesen ganz wesentlich dorischen Ursprungs, dorischer Natur.

Was wir von der Kriegskunst der heroischen oder achäischen, d. h. der vor-dorischen Zeit wissen, verdankt man fast ausschließlich den Gesängen Homers, doch bringt auch seine Darstellung schon viele Züge, welche unverkennbar vom Dorismus beeinflußt sind und eben deshalb als echt hellenisch auf uns wirken. „Der Muth und die Tapferkeit der griechischen Helden“ sagt Max Duncker „sind eigenthümlicher Art. Es ist nicht ihre Sache, es mit Jedermann aufzunehmen; sie besitzen weder die kühle Todesverachtung trotziger und höher angelegter Volksnaturen noch die wilde Wuth und Raserei, mit welcher barbarische Stämme sich blind in den Kampf stürzen. Die griechischen Helden werden bisweilen von großer Furcht und Angst befallen; der Uebermacht zu weichen, ist keine Schmach; Gewandheit und List preisen sie ebensowohl wie anstürmende Tapferkeit. Als die höchsten Eigenschaften des Kriegers galten der besonnene Muth, die Geistesgegenwart im Kampfe, und darum ist den Hellenen Pallas Athene eine bessere Helferin als der ungeschlachte Ares.“ Die Züge dieses Bildes, welche die Lieder Homers so deutlich ausgeprägt haben, werden durch die Geschichte bestätigt. Schon in jenen Epen erhebt sich der Grieche mit stolzem Selbstgefühl über den Barbaren und zwar mehr noch in den Künsten des Krieges als in denen des Friedens. Zwar fochten die Fürsten und Edlen der Griechen ebenso wie die der Troer auf dem Streitwagen und suchen wie diese Entscheidung und Ehre im Zweikampf; aber das Verhältniß der Führer zu den Massen und das Auftreten der letzteren ist doch wesentlich anders geartet, und diese Verschiedenheit hebt auch der Dichter mit Nachdruck hervor. Der Bogen, die Waffe der Inder, Iranier, Aegypter und ganz Vorderasiens ist schon zu dieser Zeit nicht mehr bevorzugtes Kriegswerkzeug der Griechen. Wohl war er einst die Hauptwaffe des Herakles gewesen,

wohl ist es auch zu Homers Tagen noch hoher Ruhm unter den Achäern, ein guter Schütze zu sein; aber die Helden ziehn es doch vor, aus größerer Nähe mit der Lanze gegeneinander zu kämpfen. Die Vorkämpfer brauchen die Lanze viel seltener zum Stoß als zum Wurf, wobei es darauf ankommt, den Speer so gewaltig zu schleudern, daß er Schild und Panzer durchdringt. Das schwergewaffnete Fußvolk bedient sich dagegen der Lanze zum Stoß. Unter den Stämmen, welche den Nahkampf in geordneten Schaaren durchführten, erwähnt die Ilias besonders die tapferen Abanten. Auch die Arkader und Dardaner genießen desselben Rufes; und unter den Führern erscheint als der vornehmste Taktiker Nestor, „der gerenische Reisige.“ Er spricht den großen allgemeinen Grundsatz aller Naturvölker aus, die Männer nach den Stämmen, Sippschaften und Geschlechtern anzuordnen; er stellt eine Doppelphalanx auf: die Streitwagen im ersten, das Fußvolk im zweiten Treffen, und befiehlt, in gleichmäßiger Linie vorzurücken; er schon wendet den Kunstgriff an, die schlechten Krieger in die Mitte zu nehmen, um sie zum Kampfe zu nöthigen.

Uebrigens führten nicht alle griechischen Völker die Nahwaffen. Die Mannen des Philoktetes, die Lokrer des jüngeren Ajas und die Päonier fechten als Bogenschützen; die Lokrer gebrauchten auch die Schleuder. Aber diese Fernwaffen führenden Stämme treten doch offenbar zurück, und es ist wohl nicht zufällig, daß der Name des Teukros, des besten Bogenschützen im griechischen Heere, nach Asien deutet; denn Teukros ist zugleich der Name des ersten Königs von Troas, dessen Bewohner nach ihm Teukrer genannt wurden.

Von gegenseitiger Unterstützung der verschiedenen Waffen ist noch nicht die Rede; jeder Held, jeder Stamm kämpft nach seiner Gewohnheit und Landesart mit dem gegenüberstehenden Feinde. — Die Belagerungskunst zeigt sich noch ganz in der Kindheit; List und Verrath traten an die Stelle des Wissens und der Gewandtheit. Die Achäer, durch stete Entsendungen zur Beschaffung der Verpflegung geschwächt, sahen sich selbst gelegentlich in ihrem nur leicht verschanzten Schiffslager angegriffen. — So gewährt der Krieg um Ilion in taktischer und poliorketischer Hinsicht noch ein Bild großer Ursprünglichkeit, das weit abweicht von dem, welches die höheren Entwicklungstufen der griechischen Kriegskunst darbieten; in Bezug auf die Bewaffnung dagegen steht merkwürdigerweise schon in dieser Frühzeit alles Wesentliche fest, was — abgesehen von dem spät-hellenischen Geschützwesen — in der Folgezeit Geltung gehabt hat.

2. Die Bewaffnung.

Die Zahl der wirklich erhaltenen griechischen Waffen ist klein, da die eisernen Stücke durch den Rost völlig zu Grunde gegangen oder doch bis zur Unkenntlichkeit zerstört sind, während die Bronzen, des Metallwerthes wegen,

meist anderweitiger Benutzung verfielen. Für die allerdings reichhaltigen schriftlichen Schilderungen haben somit vorzugsweise Skulpturen und Vasenbilder als Erläuterung zu dienen — beide freilich mit sorgfältiger Kritik.*) — Der Helm hat sich wohl aus dem Thierhaupte einer um die Schultern geworfenen Wildschur und demnächst aus der Fellkappe entwickelt. An die Stelle der Lederhaube trat zuerst eine halbkugelförmige eherne Kopfbedeckung, die dann allmählig durch Hinzufügung von Stirn- und Nacken-Schirmen, Backen- und Nasenstücken, halben und ganzen Visiren Gesicht und Hals besser zu schützen strebte. Die Backenstücke wurden in der älteren Zeit gewöhnlich mit Charnieren befestigt; bald aber kam man darauf, Nacken-Schirm- und Backenschirme aus ein und demselben Stücke wie die Helmkappe zu schmieden und so den ganzen Kopf bis zu den Schultern derart zu decken, daß nur Augen, Mund und Kinn unbedeckt blieben. Indem man dann den Nackenschirm allein wieder von dem ziemlich schwerfällig gewordenen Helme löste, ergab sich endlich eine leichtere und sehr edle, zugleich aber vortrefflich schützende Form, die beliebig auf dem Hinterhaupte oder, herabgezogen, vor dem Gesicht getragen werden konnte. — Eine anderweitige Entwickelung der Helmformen knüpft sich an die erhöhte Sicherung des Schädels durch einen über die Helmnath geführten Kamm oder Bügel, der gleichzeitig als Träger der mannigfaltigsten Verzierungen, zumal des Helmbusches, benutzt wurde. Das durchschnittliche Gewicht eines antiken Helms dürfte auf $1,_{50}$ Kgr. zu veranschlagen sein.

Nächst dem Helm erscheint als wichtigste Schutzwaffe der Thorax, der Brustpanzer. Er bestand aus zwei ehernen, durch Schnallen verbundenen Platten, die über den Hüften entweder glatt oder mit einem scharf ausgebogenen Rande abschnitten. In späterer Zeit entwickelte sich eine leichtere, aus dünneren Metallplatten zusammengesetzte Form, welche sich der Muskulatur anschmiegte und deren vordere Hälfte sich bis unter den Nabel über den Leib wölbte. Zu einem solchen Panzer gehörte stets der sog. Zoster, ein Obergurt; während unter dem Panzer, auch unter der älteren Form, die sog. Mitra, eine gefütterte dünne Metallbinde getragen wurde. — An Stelle des ehernen Thorax werden zuweilen auch lederne oder linnene Koller getragen, die ebenfalls durchweg mit Schuppen bedeckt, oder doch zum Schutz der Schultern und der Herzgrube mit Metallplatten belegt waren. Sie gehören als allgemeine Tracht der späteren Zeit an. — Den Unterkörper schützten häufig federartige Leder- oder Filzstreifen, die ebenfalls mit biegsamen Bronzeplatten belegt wurden, die

*) Für die Schilderung der Bewaffnung sind benutzt: Köpke „Das griechische Kriegswesen des heroischen Zeitalters", Köchly und Rüstow „Das griechische Kriegswesen", Guhl und Koner „Das Leben der Griechen und Römer", Weiß „Kostümkunde".

„Panzerflügel". Auch an den Armlöchern kommen zuweilen derartige Federn als Schulterstücke vor.

Schon in der homerischen Zeit finden sich zum Schutz der Unterschenkel die reiterstiefelartigen Knemiden. Sie bestanden aus biegsamem Metall, häufig aus Zinn, und wurden durch Aufbiegen und Zusammenbiegen um das Bein gelegt. Um die Wade hielten sie meist Schnallen fest, an den Knöcheln waren besondere Ringbänder seltener angebracht.

Die älteste Schildform ist die ovale, welche, etwa $4,_{50}$ Fuß lang und 2 Fuß breit, den ganzen Mann deckte. Das Oval hat häufig Einschnitte an den Langseiten, deren Zweck nicht klar ist. Schilde dieser Art kommen fast auf allen böotischen Münzen vor und werden deshalb böotische genannt. — Später tritt der Rundschild auf, den man gewöhnlich als den argivischen oder dorischen bezeichnet. Eine Vermittelung zwischen beiden Formen bildet der Schild mit dem Schurze, welcher, leichter als der Ovalschild, doch besser deckt als der bloße Rundschild. — Das Material der Schilde war Ochsenhaut, die bis zu 7 Lagen übereinander gespannt ward und über die man eine dünne Metallplatte nagelte. Die Nagelköpfe traten längs des Randes buckelartig hervor. Den Mittelpunkt bildete ein großer, meist reich ornamentirter Nagel, der Schildnabel. Hier pflegten auch die Schildzeichen angebracht zu werden, welche theils von den einzelnen Kriegern beliebig gewählt, theils aber auch stammweise geführt wurden. So waren die Schilde der Athener mit der Eule, die der Thebaner mit der Sphinx geschmückt. Die Sikonier bezeichneten ihre Schilde mit einem helleuchtenden Σ, die Lakedämonier mit dem alterthümlich geformten Lambda Λ, weshalb diese Schilde auch geradezu Labda hießen. Auch Schildsprüche kommen vor.

Der große Ovalschild wurde von einem Wehrgehäng getragen, welches um den Hals und über die linke Schulter ging. Das Gewicht eines solchen Schildes dürfte 14 Kgr. betragen haben, das des Rundschilds nur etwa 6 Kgr. Der Ovalschild ist vorzugsweise Waffe der Hopliten, des schweren Fußvolks; die leichten Truppen führen entweder den Rundschild, oder, häufiger noch, die sog. Pelta, ursprünglich wohl eine thrakische Waffe, die aus Holz und Weidengeflecht hergestellt und mit einem ledernen Ueberzuge versehen war. Die Pelta ist halbmondförmig; sie erscheint auf den Denkmalen als Rüststück der Amazonen, und nach ihr empfing das leichte Fußvolk den Namen der Peltasten. — Andere Schildformen kommen nur ausnahmsweise vor. — Erhalten hat sich ein einziger griechischer Schild, welcher im Museum zu Palermo aufbewahrt wird.

Die vornehmste Trutzwaffe war der Speer, meist ein Eschenschaft mit eherner Spitze und ehernem Schuh, welcher letztere im Nothfall auch zum

Kampf dienen konnte. Die gewöhnliche Länge des Spießes von 7 bis 8 Fuß gestattete, ihn ebensowohl zum Wurfe wie zum Stoße zu verwenden. Für beide Zwecke ergriff die rechte Faust den Speer in der Mitte. Der Stoß erfolgte aus erhobener Hand von oben nach unten, was natürlich voraussetzt daß das eigentliche Gefecht Einzelkampf ist, zu dem die Schaar indessen bis zum Moment des Handgemenges geschlossen herangekommen sein kann. Die Wurfweite des Speeres wird nicht über 10 bis 15 Schritt gewesen sein. Das Gewicht eines Spießes kann durchschnittlich auf 2 Kgr. angenommen werden. Nicht selten trug ein und derselbe Krieger mehre Spieße von ungleicher Länge; so führten z. B. die Peltasten im Heere des Xenophon fünf kürzere und einen längeren Wurfspieß. Letzteres war der mit einer Wurfschleife versehene sog. Riemenspeer. Am Schwerpunkte dieser Waffe war ein Riemen festgeknotet, dessen herabhangende Theile mehrfach um den Schaft gewickelt wurden. Durch die zusammengeschleiften Enden des Riemens wurden die Vorderfinger gesteckt, und, indem sich durch straffes Anziehen der Schleife im Augenblick des Wurfes der Riemen rasch abwickelte, wurde der Speer in eine rotirende Bewegung gesetzt und ihm dadurch, analog dem aus einem gezogenen Rohr abgefeuerten Geschoß, eine erhöhte Constanz der Flugbahn gesichert.

Das Schwert ist zweischneidig und gleich geeignet zu Hieb wie zu Stich; nur das Schwert der Lakedämonier ist auf der einen Seite leicht gekrümmt, auf der andern stumpf, und muß als Hiebwaffe betrachtet werden. Das Gefäß hat den Kreuzbalken oder ein kleines Stichblatt, keinen Bügel. Es ist, wie die Scheide, oftmals reich verziert. Die Scheide nimmt meist auch die Kreuzstange des Griffes mit auf und hangt in einer am Koppel befestigten Schwerttasche, bald an der rechten, bald an der linken Hüfte des Mannes.

Vereinzelt kommen wol auch Keule und Streitaxt vor. Die erstere namentlich bei den Heiloten der Spartaner.

Die Form des antiken Bogens war eine zwiefache. Der jedenfalls leichter zu spannende, sog. Skythische oder Artemis-Bogen bestand aus einem in Kreistheilform gekrümmten Stabe von elastischem Holze, dessen Enden etwas aufwärts gebogen waren. — Der eigentlich griechische, sog. Doppelbogen war entweder aus einem Antilopengehörn zusammengesetzt oder in der Form eines solchen Gehörns aus Holz nachgebildet. Diese Bogen scheinen 4 bis 6 Fuß lang gewesen sein, und es bedurfte sehr kräftiger Arme, sie zu spannen. Gewöhnlich senkte der Schütze beim Bogenspannen das eine Knie zu Boden. Als die geschicktesten griechischen Bogner galten die Kreter. — Das Gewicht eines Bogens wird auf 3 bis 4 Pfund, das eines gefüllten Köchers auf 10 bis 12 Pfund anzusetzen sein.

Die Streitwagen der Griechen weichen von denen der Assyrer insofern

ab, als die Räder nicht so weit hinter den Wagenkasten gestellt erscheinen. Die Räder hatten nur etwa 30 Zoll Durchmesser, damit der Wagen auf dem Schlachtfelde, wo der Weg über Trümmer und Leichen führte, nicht umfiele. Die Länge der Axe betrug an 6 bis 7 Fuß; rechnet man für jede Nabe einen Fuß ab, so bleiben über 4 Fuß für den Wagenkasten, der aus einem hölzernen Boden und einer nach hinten geöffneten, meist 2 Fuß hohen Brustwehr besteht. Ein Anzahl von Bügeln dienen zum Auf- und Abschwingen und zum gelegentlichen Anbinden und Durchziehn der Zügel. — Die Bespannung bestand stets aus zwei Pferden, zu denen jedoch sehr oft noch ein angekoppeltes Leinpferd kommt. Das Joch wurde an der Spitze der Deichsel befestigt und den Thieren über den Nacken am oder vor dem Widerrüst aufgelegt und durch Riemen um Hals und Brust festgebunden.*) Die Pferde zogen also am vorderen Theil der Deichsel; Bracken und Zugstränge kannte man nicht.

Der Gebrauch der Streitwagen gehört wol ausschließlich der Heroenzeit an. Im Laufe des 8. Jahrhunderts trat an seine Stelle der Ritterdienst. Wagenkämpfer wie Ritter, umgibt ein adlicher Glanz. Noch im vierten Jahrhundert heißen die ausgewählten Streiter, welche die heilige Schaar Thebens bilden, Heniochoi (Wagenlenker) und Parabatai (Wagenkämpfer); und von der Stellung der Hippeis in anderen griechischen Staaten zu einer Zeit, da sie notorisch zu Fuße fochten, wird noch zu reden sein. Beide Waffen spielen übrigens auf die Dauer hervorragende Rollen bei den Nationalfesten der Hellenen: die Wagenrennen bei den Spielen zu Olympia und zu Korinth, die Reiteraufzüge bei den großen Kultusfesten, wie z. B. den Panathenäen in Attika.

Unsere Kenntniß vom Seewesen der Griechen und zwar nicht nur von dem der ältesten, der heroischen Zeit ist leider sehr beeinträchtigt durch den Umstand, daß die erhaltenen antiken Darstellungen von Schiffen und Schiffstheilen meist so klein oder so oberflächlich und undeutlich gehalten sind, daß sie nur geringen Anhalt für die Beschreibungen bieten. Erst die berühmten Untersuchungen von Boeckh und Graser haben einigermaßen sichere Resultate herbeigeführt.

Aus zahlreichen Stellen der homerischen Gesänge erhellt, daß schon zur Zeit des trojanischen Krieges der Schiffbau eine gewisse Vollkommenheit erlangt hatte. Auf den längs der Bordwände laufenden Ruderbänken waren 20 bis 52 Ruderer vertheilt und schlugen nach dem Takte mit ihren langen fichtenen Rudern „die dunkele Salzfluth". Die Ruder hingen zwischen Pflöcken in ledernen Riemen. Bei günstigem Winde richtete man den bis dahin auf Stützen ruhenden

---

*) Schlieben: Die Pferde des Alterthums.

Mastbaum auf, hielt ihn durch Taue, die am Vorder- und Hintertheil des Fahrzeugs befestigt wurden, im Gleichgewicht und zog an ihm das an eine Raaen geschlagene Segel auf. Wind und Ruderkraft vereinigten sich dann zur Bewegung des Schiffes, dessen Lauf das Steuerruder bestimmte. Die Bemannung der gen Ilion ziehenden Kriegsfahrzeuge bestand aus 50 bis 120 Männern, welche unzweifelhaft auch zu rudern hatten. Rechnet man die Führer ab und bringt einmalige Ruderablösung in Anschlag, so dürften die Zwanzigruderer die kleinste Gattung der damaligen Schiffe gewesen sein. Die Leichtigkeit, mit der dieselben an Land gezogen werden konnten, deutet auf sehr geringen Tiefgang hin. Zum Gefecht haben sich diese Fahrzeuge schwerlich geeignet.

3. Die Dorer auf Kreta.

Auf die staatlichen Einrichtungen der meisten griechischen Gemeinwesen hat die dorische Eroberung großen, doch vielfach abgestuften Einfluß gehabt.

Diejenigen Dorer, welche die Wanderung am weitesten fortsetzten, und so nach Kreta kamen, fanden hier ein Land alter Kultur mit bewährten Verfassungen und regierungserfahrenen Adelsgeschlechtern.*) Diese wußten sich zu behaupten. Sie traten zwar den waffenmächtigen Einwanderern einen genügenden Theil des Bodens zu freiem Besitze ab, doch mit der Verpflichtung, dafür Kriegsdienste zu thun. Deshalb wurden die jungen Dorier sobald sie mannbar waren, in die Zucht des Staates genommen, in Schaaren vereinigt, auf öffentlichen Turnplätzen vorschriftsmäßig ausgebildet, abgehärtet und durch Kriegsspiele zum ernsten Kampfe vorbereitet. Es geschah alles, um die altdorische Kriegstüchtigkeit zu erhalten, zugleich aber auch das Möglichste, um durch eine beschränkte und einseitige Erziehung den Einwanderern diejenige Bildung vorzuenthalten, durch welche sich die altkretischen Edelleute als geborene Regenten erhielten. Unter solchen Verhältnissen erscheinen die Dorier geradezu als die Kriegerkaste Kretas, welche sogar noch entschiedener als diejenige Aegyptens ausschließlich ihrem Berufe lebte, weil sie ihre Aecker nicht selbst bestellte. Der Feldbau blieb vielmehr den ursprünglichen Landbesitzern überlassen, welche in ein rechtloses Unterthanenverhältniß herabgedrückt waren. Von ihnen forderten die Herren zur bestimmten Frist den Ertrag der Aecker; im Uebrigen lebten die Dorier sorgenlos und unbekümmert um des Lebens Nothdurft, wie es im Spruchverse des Kreters Hybrias heißt:

„Hier sind Schwert, Speer und Schild, mein ganzer Schatz! Damit pflüge und ernte ich; damit keltere ich meinen Wein. —“

Was diese Dorischen Krieger lernten, war Waffenkunst und Selbstbeherrschung, Zucht und strenger Gehorsam. Auch diejenigen, welche einen eigenen

*) Vergl. Curtius „Griechische Geschichte.“

Hausstand besaßen, sollten sich doch vor Allem als Waffenbrüder fühlen, und deshalb saßen sie schaarenweise, wie sie zusammen im Heere dienten, auch bei den täglichen Männermalen, den Syssitien, beisammen und ruhten in gemeinsamen Schlafstellen.

Anders als in Kreta gestalteten sich die Dinge auf dem Peloponnes.

Zur Beurtheilung Schön's.

Bei den in den letzten zwei Jahren so eifrig gepflogenen Discussionen über Werth und Zuverlässigkeit der aus Schön's Nachlaß veröffentlichten Papiere zur vaterländischen Geschichte unseres Jahrhunderts wurde die Frage nach Schön's staatsmännischen Leistungen mit gutem Grunde einstweilen bei Seite gelassen. Es konnte sehr wohl die quellenkritische Aufgabe, die Brauchbarkeit der Schön'schen Memoiren für die Geschichtschreibung festzustellen, getrennt gehalten werden von der Würdigung seiner staatsmännischen Laufbahn. Ich glaube nun heute aussprechen zu dürfen, daß in allen wesentlichen Punkten das quellenkritische Problem genügend gelöst ist; nur Einzelheiten dürften noch nachzuholen oder zu ergänzen sein. Es ist bekanntlich ein ostpreußischer Anonymus im vorigen Winter „zu Schutz und Trutz" für Schön aufgestanden;*) aber das ist eine ganz traurige und mitleidenswerthe Leistung, über die derjenige, der für den Staatsmann Schön einige Sympathien sich noch bewahrt hat, aus Schonung und Wohlwollen am besten schweigend hinweggeht. Eine gründliche und derbe, aber verdiente Züchtigung hat der Anonymus von Max Lehmann erfahren**), gegen den er sein giftigstes Gift losgelassen hatte; Punkt für Punkt, Schlag auf Schlag hat Lehmann die Grundlosigkeit der Vertheidigungsversuche dargethan.

Damit ist wohl endgültig diese Angelegenheit erledigt; es scheint mir unnöthig noch einmal auf eine Kritik Schön's als Memoirenschriftsteller zurückzukommen.***)

Gegenwärtig dürfte es an der Zeit sein, den Charakter Schön's als

*) Zu Schutz und Trutz am Grabe Schön's. Bilder aus der Zeit der Schmach und der Erhebung Preußens. Von einem Ostpreußen. 4 Hefte. Berlin, F. Duncker, 1876.

**) Stein, Scharnhorst und Schön. Ein Schutzschrift von Max Lehmann. Leipzig, Hirzel 1877.

***) Auch die theils albernen, theils boshaften Bemerkungen, die der ostpreußische „Schutzmann" gegen mich gemacht, reizen mich nicht zu einer Entgegnung; selbst die Insinuation, als ob Sympathie oder Interessengemeinschaft mit den „Muckern" mich zum Auftreten in der Kontroverse veranlaßt, zu widerlegen, kann ich mich nicht überwinden.

Staatsmann näher ins Auge zu fassen. Nicht leicht ist die Aufgabe; wer sich an sie machen will, muß von vornherein darauf gefaßt sein, bei den extremen Parteien und den auf extremen Parteianschauungen beruhenden historischen Expektorationen anzustoßen; rechts und links muß er bereit sein Aerger zu erregen und Haß zu entfachen. Eine der größten Schwierigkeiten besteht in der Herbeischaffung des Materiales; höchst lückenhaft und zufällig ist unsere Kenntniß der Dinge, die in erster Linie beachtenswerth sind. So müßte man den Versuch, in diesem Augenblicke ein zusammenfassendes, irgendwie abschließendes Urtheil formuliren zu wollen, gradezu als unmöglich und vermessen bezeichnen. Es handelt sich jetzt nur darum, durch eingehende Erörterung von Einzelnheiten zur Lösung der Frage beizutragen und vorzubereiten. Man kann gegenwärtig nur die Discussion anregen, nicht sie abschließen oder erledigen. Es gilt einzelne hervorragende Ereignisse oder Handlungen, einzelne besonders wichtige Momente in Schön's Leben herauszugreifen und zu beleuchten, wie grade das zu Gebote stehende Material es gestattet. Und wirkliche Förderung geschichtlichen Wissens wird ein derartiges Unternehmen dann allein bringen, wenn es sine ira et studio angefaßt, weder aus Haß noch aus Vergötterung Schön's seine Impulse empfängt.

Wie im April 1875 ich meines Wissens der erste Historiker war, der seine Stimme gegen Schön's Glaubwürdigkeit als Memoirenschriftsteller erhoben, so will ich jetzt den Anfang mit einer objektiven rein historischen Discussion der staatsmännischen Leistungen des Oberpräsidenten machen. Ein zu meiner Kenntniß gelangtes Aktenstück giebt mir den willkommenen Anlaß zu dieser Arbeit, bei der ich selbst mich auf die Rolle des unparteiischen Referenten beschränken darf. Ich denke, die verständigeren und maßvolleren Verehrer Schön's werden guten Grund haben, mir die hier folgenden Mittheilungen zu danken.

Bekanntlich wurde Schön 1824 von Danzig nach Königsberg, als Oberpräsident der damals erst vereinigten Provinzen Ost- und Westpreußen versetzt. Die Zeit seines Waltens an der Spitze der gesammten Provinz ist es, auf welcher sein Ansehen bei den Zeitgenossen und sein Ruf bei der Nachwelt basirt. Er begann seine Thätigkeit mit einem höchst delikaten Auftrag, der einerseits zeigte ein wie großes Vertrauen man an maßgebender Stelle in ihn gesetzt, der andrerseits geeignet war, seine Umsicht, seine Menschenkenntniß und sein Verwaltungsgeschick auf eine entscheidende Probe zu stellen. Hören wir seine eigene Erzählung in der 1844 verfaßten Selbstbiographie (Aus den Papieren Schön's. III. 77—80).

„Bevor ich meinen Wohnsitz nach Königsberg verlegte, wurde ich nach Berlin berufen. Der Krieg von 1806/7 hatte einen großen Theil von Ost-

Preußen verheert und die Folgen des schmählichen Tilsiter Friedens, welche dem Wohlstand eines Landes mit Welthandel verderblich sein mußten, hatten die größern Grundeigenthümer in eine solche Lage gebracht, daß eine vollständige Umkehrung des Grundeigenthums zu besorgen war. Die kleinen Grundbesitzer (die Bauern) hatten durch die Verleihung des Eigenthums ihrer Güter, unter für sie günstigen Bedingungen, eine Basis bekommen, bei welcher die üblen Folgen der früheren Zeit sich ertragen ließen. Für die Städte kann ein Krieg an sich und in seinen Folgen, der Natur des Verhältnisses nach, niemals so verderblich sein als für den Landmann, und die Städteordnung hatte neues Leben in diese gebracht. Nur der große Grundbesitzer, welchem noch dazu die neue Finanzgesetzgebung einen Theil seines Einkommens genommen hatte, war in seinem Eigenthum so schwankend geworden, daß der Kredit gänzlich fehlte. In einzelnen Gegenden war das Grundeigenthum schon zur Hälfte und mehr durch Verarmung der alten Besitzer in andere Hände gekommen. Staatswirthschaftlich ist es zwar gleichgültig, ob A oder B ein bestimmtes Landgut besitzt, im Gegentheil kann es vortheilhaft sein, wenn A ohne Betriebskapital sein Eigenthum an B mit Betriebskapital abzutreten genöthigt wird; aber politisch ist eine solche plötzliche Umkehrung des Grundeigenthums bedenklich, wenn der alte Stamm mit eben wohlverdienten Lorbeeren dasteht und die neuen Ankömmlinge aus anderen Ländern und Provinzen, also ohne Beziehung auf Vaterland und öffentliches Leben, den Stamm der Nation bilden sollen.

Bis zum Jahr 1824 hatte man in einzelnen Fällen geflickt und geholfen, aber dies konnte seiner Natur nach wenig Erfolg haben. Es kam darauf an, das Uebel an der Quelle zu läutern und dadurch ihm eine Grenze zu setzen. Ich legte dazu einen Plan vor, nach welchem

1) Niemandem etwas geschenkt werden solle;

2) wo Erhaltung im Besitz nicht möglich war und keine politische Rücksicht vorwaltete, wurde den Verunglückten ihr Lebensunterhalt gesichert.

3) Die Kreditinstitute, welche, selbst in der größten Verlegenheit wegen Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten, den Verkauf der verschuldeten Güter veranlassen mußten, wurden in Absicht der Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten sicher gestellt, so daß diese nicht mehr Hauptbeförderungsmittel der Umkehrung des Grundeigenthumes waren.

4) Durch Beförderung der feinen Schafzucht wurde dem Lande eine neue Erwerbsquelle zugewiesen; diese sollte Basis zum besseren Zustande der Grundbesitzer sein.

Zur Ausführung meines Planes forderte ich einen Kredit von drei Millionen Thalern und gänzliche Unabhängigkeit von jeder Staatsadministra-

tionsbehörde, so, daß ich zwar meine Jahresrechnungen von der obersten Rechnungsbehörde revidiren ließ, aber in der Operation nur allein das Wort des Königs mir Regel sein konnte.

Meine Vorschläge wurden genehmigt, ich trat mit mehr als achthundert Gutsbesitzern in Verhandlung; und ungeachtet Mißernten die Sache aufhielten, ist sie mehr geglückt als ich irgend erwartet hatte u. s. w."

So berichtet Schön selbst über diese wichtige Angelegenheit. Die sogen. Retablissementsgelder gingen durch seine Hand; ihre Vertheilung an die ostpreußischen Landwirthe war seinem Ermessen anheimgestellt: eine ganz gewaltige Machtfülle war ihm damit ertheilt. Er selbst führt in seiner Aufzeichnung es noch weiter aus, daß eine so weite Vollmacht bei einer solchen Sache nothwendig war; er beruft sich mit freudiger Genugthuung darauf, daß die Landesunterstützung guten Erfolg gehabt. Das eben ist der Punkt, in welchem das historische Urtheil einzusetzen hat. Man wird fragen müssen: wie hat Schön jene große ihm verliehene discretionäre Macht gebraucht? hat er dabei nach sachlichen Gesichtspunkten oder nach persönlicher Gunst gehandelt? welches sind die Früchte seiner Thätigkeit für das Wohl der Provinz?

Daß Schön's Maßregeln nicht allgemeinen Beifall gefunden, ihn nicht finden konnten, versteht sich von selbst. Alle Ansprüche zu befriedigen, war unmöglich; bei jeder Auswahl aber mußten die Abgewiesenen zur Klage über den Vertheidiger so leicht sich versucht fühlen. Es würde seltsam zu nennen sein, wenn nicht Stimmen des Tadels laut geworden. Nun liegt mir eine Denkschrift vor, welche diese Stimmen des Tadels, die Aeußerungen der Gegner Schön's zusammenfaßt und an Allerhöchster Stelle sie vorzutragen sich vorsetzt. Es dürfte interessiren, nicht nur Einzelnes aus derselben mitzutheilen, sondern sie ihrem ganzen Inhalte nach hier abzudrucken:

Denkschrift.

Die Unzufriedenheit, die über die Verwendung der von des Königs Majestät zur Erhaltung der Gutsbesitzer in der Provinz Preußen bewilligten großen Summen fast allgemein und besonders unter vorurtheilsfreien unterrichteten Leuten herrscht, verdient eine nähere Beleuchtung. Denn, wiewohl die Beschuldigungen, die gegen den Vertheiler dieser Königlichen Gnadenbewilligung aufgebracht werden, nicht in dem Grade, wie sie verlauten, gegründet sein mögen, so können sie doch nicht ganz grundlos sein.

Die Verwendung geschah bisher auf folgende Weise:

1) Wenn ein Gut auf Instanz der Landschaft — wegen nicht bezahlter currenter und rückständiger Zinsen — oder anderer eingetragener Gläubiger zur Subhastation gestellt worden war — nach vorhergegangener Herabsetzung

der landschaftlichen Taxe, die in der Regel nur auf die Hälfte des frühern Werthes zu stehen kam, — so wurde es in der Regel von der Landschaft für ihre Forderung an Kapitel und Zinsen verkauft.

Es wurde alsdann der Versuch gemacht, durch eine Verpachtung auf kurze Zeit die Pfandbriefszinsen und einen Theil der Restzinsen ratenweise aufzubringen. Wenn aber dieses, wie gewöhnlich, nicht gelang, so verkaufte die Landschaft das Gut um jeden Preis, erhielt dazu die Genehmigung des Herrn Ober-Präsidenten, und liquidirte den Ausfall an Kapital und Zinsen bei ihm, der solche auf die Königlichen Unterstützungsgelder anwies.

Es ist in Preußen notorisch und würde durch Erforschung bei den preußischen Landschafts-Direktionen besonders zu Mohrungen und Königsberg leicht zu ermitteln sein, daß auf solche Weise viele Güter für die Hälfte, ja für ein Drittheil des früheren Erwerbs-Preises, ja sogar unter der Hälfte der landschaftlichen Taxe verkauft, und daß dadurch ein Drittheil bis zur Hälfte des landschaftlichen Pfandbriefs-Kapitals und sämmtliche Zinsen-Rückstände zum Ausfall gekommen sind. Es sind auf solche Weise nicht selten Güter von 150,000 Thlr. früheren Werth für 50 bis 40,000 Thlr. verkauft worden. Den Ausfall der Landschaft von 30,000 Thlr. bis 50,000 Thlr. und darüber hat der Staat getragen.

Dem bisherigen Besitzer eines solchen Gutes wurde, je nachdem er sich einiger Rücksicht auf eigne oder die Verdienste seiner Familie erfreuen durfte, vom Herrn Ober-Präsidenten von Schön eine Pension auf solche Zinsen angewiesen, welche von den mit Kapital-Unterstützungen sub. 2 gedachten Gutsbesitzern gezahlt werden sollten. Die Anweisung selbst wurde — wie wenigstens mehrere Fälle bekannt sind, auf die Person gestellt, so daß der Pensionär sich seine Pension von dem zur Zinsenzahlung Verpflichteten abholen mußte. Und dem letztern war vom Herrn Ober-Präsidenten nicht selten empfohlen, sich mit dem erstern auf Naturalien an Wohnung, Holz, Getreide 2c. zu einigen. — Für manchen mit Ehren ergrauten Veteran ein wahrlich drückendes Verhältniß, von welchem erst die Zukunft die rechten Folgen klar machen wird.

Der neue Acquirent solcher Güter — nur selten ein hinter der Landschaft eingetragener Gläubiger — gewöhnlich ein Pächter oder bisheriger Sequester oder Administrator erhielt nun die Güter, von dem dritten Theil, oft von der Hälfte ihrer Hypothekenschulden befreit, gegen ein kleines Angeld auf den Kaufpreis, oft bei 40—50,000 Thlr. Kaufgeld, von 2—3 bis 5000 Thlr.; und zur Abzahlung des nicht sicher gehaltenen landschaftlichen Kapitals wurden ihm bequeme Fristen und geringe Raten gesetzt, z. B. jährlich eine Abzahlung von 1000 Thlr.

2) Wurde ein verschuldeter Gutsbesitzer von dem Herrn Ober-Präsidenten

von Schön für erhaltungsfähig und würdig erachtet, so erhielt er nach den bekannten Grundsätzen Kapital-Unterstützung

a) entweder zur Abzahlung gekündigter Personal-Schulden, oder
b) zur Abzahlung gekündigter Hypotheken-Schulden, oder
c) zum wirklichen Retablissement der Wirthschaft, entweder baar zur Einrichtung von Schaafställen, Anlegung und Vergrößerung von Vorwerkern auf Aeckern, durch die Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse gewonnen 2c. oder in feinen Schaafen, die in der Mark Sachsen, Schlesien zusammen gekauft waren.

In der vorstehend gezeigten Prodezur ad 1 und 2 wird nun Folgendes zu tadeln gefunden.

I. Daß die von Sr. Majestät dem Könige so großmüthig bewilligten Unterstützungs-Kapitale auf die Weise ad. 1 nicht verwandt wurden, um Gutsbesitzer zu unterstützen und im Besitze zu erhalten, sondern um das gerade Gegentheil zu bewirken, der Landschaft das Ausstoßen der Besitzer aus dem Besitze und neuen Käufern eine leichtsinnige Acquisition zu erleichtern. Weniger Mittel, die Ausfälle der Landschaft zu decken, würde diese zu mehr Behutsamkeit in Sequestrationen und Subhastationen verpflichtet, solche in einzelnen Fällen aufgeschoben und dadurch manchen jetzt herbeigeführten Verlust vermeidlich gemacht haben. II. Daß der Staat durch Deckung der Ausfälle der Landschaft die dazu hergegebenen Kapitale für immer verliere, ohne sich irgend eine Klasse der Unterthanen oder einzelne Familien zur Dankbarkeit zu verpflichten.

Man behauptet: habe einmal Geld weggeschenkt werden sollen, so sei damit vielleicht die Hälfte der aus ihren Gütern vertriebenen Gutsbesitzer zu erhalten gewesen, wenn man an Kapital und Zinsen ihnen das erlassen hätte, was als Ausfall beim Verkauf ihrer Güter liquidirt und ersetzt worden. Wo andere Gläubiger betheiligt gewesen, würden auch diese, — wie man nicht ganz ohne Schein des Gelingens meint — sich in den meisten Fällen gerne ein Abkommen haben gefallen und häufig zu Zinserlassen und weiten Kündigungsfristen bestimmen lassen, indem ihnen vor allen Dingen an der Erhaltung des Schuldners gelegen sein mußte. Versuche solcher Art, die wohl im Geiste der Königl. Bewilligungen gelegen haben, sind nirgends gemacht worden.

III. Daß hiernach der Staat durch diese Beschleunigung der Subhastationen und durch diese Erleichterung, die Güter in fremde Hände zu bringen, denen sie bei mäßiger Industrie nicht selten 10 Prozent Rente gewährten, den Vorwurf auf sich lade, die übrigen Gläubiger eines Guts um das Ihrige vorschnell

gebracht zu haben. Ein mögliches ja wahrscheinliches Steigen der Güterpreise werde diese Uebereilungen erst recht klar machen.

IV. Daß durch solche Operationen der Preis der Güter voreilig und geflissentlich herabgedrückt werde, indem der Staat die Verschleuderung derselben förmlich befördere, wiewohl es in seinem höchsten Interesse liegen müsse, dem Grundvermögen seiner Unterthanen den möglich höchsten Geldwerth zu verschaffen und einen niedrigen Zinsfuß — nicht einen hohen, wie jetzt durch eine so gesteigerte Landrente — herbeizuführen.

Was die Unterstützungen ad. 2 betrifft, so wird

V. behauptet, daß sie weder nach Würdigkeit der Familien noch nach der Bedürftigkeit und Erhaltungs-Fähigkeit derselben oder der Besitzer, sondern nur nach reiner Gunst und Willkühr des Herrn Ober-Präsidenten vertheilt werden. Beispiel wären: die Erben des Grafen von Schlieben, der ein eben so schlechter Gutsherr gegen seine Leute, als ein schlechter Unterthan des Staats gewesen, v. Fahrenheid auf Angerapp, der eigentlich ein reicher Mann, aber entschiedener Partisan des Herrn Ober-Präsidenten sei, der Oberst von Brünneck, Stiefschwager des Herrn Oberpräsidenten und fast reich zu nennen, seitdem ihm aus der großen Erbschaft des Landraths v. Pannewitz bedeutende Güter in der Kurmark zugefallen 2c.

Die Westpreußen wollen bemerkt haben, daß bis jetzt noch keinem einzigen dortigen Gutsbesitzer — wiewohl es eben auch dort deren tüchtige redliche und treue giebt — eine Unterstützung zugekommen sei, ebensowenig einer bürgerlichen Familie, sie sei so bewährt und achtungswerth, als sie wolle.

VI. Daß gerade Majorate, für deren Erhaltung sich der Staat bei mehreren Gelegenheiten öffentlich erklärt, und die am leichtesten zu retabliren und zu erhalten wären, durch den Herrn Ober-Präsidenten ganz von der Theilnahme an dem Unterstützungsfonds ausgeschlossen werden. Wenn einzelne Ausnahmen hiervon gemacht worden, seien sie wiederum rein persönlich und eine bloße Gunstbezeigung des Herrn Ober-Präsidenten gewesen.

VII. Daß die Schaafe durch den Oberst Brünneck in der Fremde zusammengekauft worden, daß dieser Ankauf sehr schlecht ausgeschlagen und daß man besser gethan hätte, den Gutzbesitzern, denen man die Verwaltung eines kostbaren Schaafstammes anvertraut, auch den Ankauf der Schaafe selbst anzuvertrauen.

VIII. Ist durch die Operationen des Herrn Ober-Präsidenten, der alle Vertheilungen an seine Person gefesselt hat, der Wunsch verstummt, der sonst lauter geworden wäre: daß es des Königs Majestät gefallen haben möge, so große Gunstbezeigungen nach einem auszuarbeitenden und Ihnen zu überreichenden Plane selbst zu vertheilen oder durch Ihr Staats-Ministerium ver-

theilen zu lassen, und dadurch jeden einzeln Beglückten sich und Ihrem Königlichen Hause persönlich zu verpflichten.

Werde ja doch zu einem einzelnen Geschenke von 100 Thlr. für eine Beamtenwittwe oder einen Offizier die Königliche unmittelbare Genehmigung eingeholt. Und hier, wo die bürgerliche Vernichtung oder Fortdauer einer Familie auf dem Spiele stehe, und es darauf ankomme, Millionen zweckmäßig oder unzweckmäßig zu verwenden, sei die unbeschränkte Disposition einem Einzigen — 80 Meilen vom Sitze der Central-Verwaltung entfernt — anvertraut.

An die vorstehenden Erörterungen lassen sich einige unmaßgebliche Vorschläge anknüpfen.

Wenn wirklich drei Millionen für die Gutsbesitzer in Preußen bewilligt sind, so dürfte es wohl hinlänglich gewesen sein, davon eine Million zur Deckung von Zinsen-Ausfällen bei der Landschaft und zur Niederschlagung von Restzinsen der Gutsbesitzer, oder zur baaren Unterstützung derselben zu bestimmen, mithin einem möglichen Verluste zu widmen. Doch würden Zinsenerlasse und baare Unterstützungen immer nur als Vorschüsse — wenn gleich 15 bis 20 Jahre lang ohne Zinsen — zu betrachten gewesen sein. Es wären also von dieser 1 Million nur etwa 500,000 Thlr. völlig verloren zu geben gewesen, für 500,000 Thlr. aber die Aussicht gerettet sein, sie in besseren Zeiten einziehen zu können. Restzinsenerlasse und baare Unterstützungen wären nur zu geben gewesen:

> wenn nach dem Zeugnisse bewährter benachbarter Landwirthe und der Landschaft die Wahrscheinlichkeit erwiesen war, den zu betheilenden Gutsbesitzer im Besitze zu erhalten, und wenn er — sonst noch außer der Landschaft verschuldet — mit seinen Gläubigern über Zinsenerlasse und Kündigungsfristen — auch nicht unter 10 Jahren — bündig geschlossene gerichtliche Abkommen beibrachte.

Dadurch wäre vielen Gläubigern, die jetzt Alles verlieren, die Hoffnung gelassen worden, dereinst und bei eintretender besserer Zeit zum Genusse ihrer Forderungen zu gelangen, dem redlichen Schuldner aber die erfreuliche Möglichkeit gewährt, an der Wiederherstellung seiner Ehre und seines Kredits arbeiten und seinen Gläubigern gerecht werden zu können. Schon die Hoffnung, ehrlich bleiben zu können, ist dem redlichen Manne unendlich werth. Der Ehrliche selbst wird schlecht, wenn ihm die Möglichkeit, ehrlich zu bleiben genommen wird. Ueberdies wird Industrie — deren Mangel eine Hauptquelle alles Elendes in Preußen ist — durch die Nothwendigkeit, die keine Wahl zwischen Ehre und Schande läßt, geweckt.

Blieben hiernach noch zwei Millionen zum Besten der Gutsbesitzer disponibel,

so war davon wohl kein besserer Gebrauch zu machen, als solche zur Amortisation der gesammten Pfandbriefs-Schuld von Preußen anzulegen. Wenn dafür Pfandbriefe, zu 4 Prozent verzinslich, angekauft, und jedem bepfandbrieften Gute pro Rata seiner Schuld (2 Millionen werden 10 Prozent der ganzen Pfandbriefssumme sein) mit 10 Prozent derselben zu Gute geschrieben wurden, so würde bei fortgesetzter gleichförmigen Zinsenzahlung die ganze Pfandbriefsschuld der Provinz Preußen in 59 Jahren erloschen sein.

Berechnungen, deren Einreichung vorbehalten wird, thun dies aufs klarste dar. Wer auf solche Weise seiner Provinz wieder emporhelfen und die Nachkommen des gegenwärtigen Geschlechts von der drückendsten Sklaverei, die es giebt, der Sklaverei des Schuldbuchs, erlösen kann, der ist unstreitig der größte Wohlthäter des Landes, dem er angehört.

Am 10. Dezember 1827.

Die mir vorliegende Abschrift trägt keine Unterschriften; offenbar stammt dies Memoire her von einem oder mehreren Gutsbesitzern, die durch Schön's Vorgehen sich gekränkt und benachtheiligt gefühlt. Wir sehen ihm gegenüber uns sofort zu der Untersuchung veranlaßt, welchen Grad der Begründung wir den Angaben und Urtheilen, die uns hier vorgetragen sind, beimessen dürfen. Zur Beantwortung dieser Frage gehört allerdings eine weit eingehendere und detaillirtere Kenntniß der nationalökonomischen Verhältnisse der Provinz Preußen in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, als ich sie besitze, — ich würde es nicht wagen, meinerseits irgend ein Wort der Kritik über diese Denkschrift und über Schön's Verfahren in der angeregten Sache vorzubringen. Aber ich bin in der glücklichen Lage, das Urtheil des kompetentesten Sachverständigen, der überhaupt in diesen Dingen nur gehört werden kann, an dieser Stelle heranziehen zu dürfen. Mein Freund und früherer Kollege in Königsberg, Professor Dr. Theodor Freiherr von der Goltz hat sich auf meine Bitte der Mühe unterzogen, die Behauptungen der gegen Schön gerichteten Denkschrift im einzelnen zu prüfen; er gestattet mir, unter ausdrücklicher Bezugnahme auf sein Urtheil, eine Anzahl kritischer Randglossen zu dem oben abgedruckten Texte zu veröffentlichen.

Auszugehen hat man bei der ganzen Untersuchung von den Ursachen des Nothstandes der Grundbesitzer in Preußen, wie er im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhundertes offen zu Tage lag. Eine genaue Erwägung aller in Betracht zu ziehenden Faktoren wird mehrfache Ursachen namhaft machen müssen: 1) die Kriege mit ihren direkten und indirekten Folgen, durch welche die Saaten zerstört, das Inventar der Güter vernichtet war; 2) die niederen Preise der landwirthschaftlichen Produkte seit 1820; 3) Kreditlosigkeit der meisten Besitzer.

Man darf nicht übersehen, daß die meisten Gutsbesitzer schlechte Wirthschafter waren. Wie Goltz die Sache so hübsch ausdrückt, die Mehrzahl war Gutsbesitzer, nicht Landwirthe; für den landwirthschaftlichen Betrieb hatten die wenigsten Interesse oder Verständniß. Für die Gutsherrschaften war die nächste Folge aus der durch die agrarische Gesetzgebung Stein's und Hardenberg's herbeigeführten Neuordnung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse sehr leicht ein wirthschaftlicher Ruin, wenn sie nicht über größere Mittel geboten oder mit ganzer Energie sich der persönlichen Bewirthschaftung ihres Besitzes widmeten; und weiterhin traf recht, recht viele Landwirthe vollständiger Ruin, wie ihn die Denkschrift lebendig uns vor Augen führt. Aber allen durch königliche Subvention beizuspringen, war ganz unmöglich; wie hätten drei Millionen dazu gereicht!! — Es konnte sich nur darum handeln, einem Theil der Gutsbesitzer zu Hülfe zu kommen; man mußte eine Auswahl treffen, und diese Auswahl war Sache Schön's. Weit besser war er zu derselben befähigt als irgendwelche in Berlin residirende Persönlichkeit; er hatte Sinn und Verständniß für derartige nationalökonomische und landwirthschaftliche Fragen; er kannte Personen und Zustände in der Provinz scharf und genau. Immerhin wird man als möglich zugeben können, daß er bei seinen Zuwendungen einzelne Mißgriffe gemacht; — aber selbst wenn einzelnes in dieser Hinsicht ihm vorgeworfen werden könnte, so würde dadurch das Ergebniß nicht gestört sein, daß er im Großen und Ganzen das richtige getroffen. Nur tüchtigen Landwirthen, die im Besitze zu erhalten das allgemeine Interesse erheischte, nur solchen durften Subventionen zu Theil werden; und es ist wichtig zu konstatiren, daß die gegnerische Schrift, wo sie Namen nennt, denen nach ihrer Ansicht Schön mit Unrecht Unterstützung zugewendet haben soll, nur tüchtige, leistungsfähige, intelligente Personen hervorzieht. Der versuchte Beweis, durch einzelne Beispiele die Ungerechtigkeit Schöns zu zeigen, ist völlig mißlungen; er schlägt ins Gegentheil um. Es sind drei Namen, über deren Berücksichtigung die Denkschrift klagt: die Erben des Grafen Schlieben, von Fahrenheid, von Brünneck. Grade von ihnen aber behauptet Professor von der Goltz, dem sicherlich Niemand Unbefangenheit und Objektivität des Urtheiles in diesem Falle bestreiten kann, daß sie die tüchtigsten, einsichtigsten, energischsten Landwirthe der Provinz gewesen, Vorbild und Muster den weitesten Kreisen, von ihren Genossen in den landwirthschaftlichen Vereinen vorzugsweise durch Ehrenämter ausgezeichnet; er betont es besonders, daß die Einführung des spanischen Schafes eine unläugbare Wohlthat für die Provinz bedeutet, und daß die Beschaffung der den Gutsbesitzern gelieferten spanischen Schafe durch den höchst sachverständigen Obersten von Brünneck eine Maßregel gewesen, welcher grade der Erfolg der Sache verdankt worden. Die von den

Digitized by Google

Gegnern gegen Schön ins Treffen geführten Beispiele verwandeln sich bei schärferer Betrachtung in Zeugnisse seiner einsichtigen und zweckentsprechenden Behandlung der ihm gestellten Aufgabe.

Man könnte auch nicht sagen, daß der Vorschlag, den die Denkschrift an Stelle des Schön'schen Verfahrens setzen will, ein richtigerer oder angemessenerer wäre. Demnach sollten zwei Drittel der verfügbaren drei Millionen zur Amortisation der gesammten Pfandbriefschuld verwendet werden, in der Weise, daß jedem einzelnen Besitzer ein Zehntel seiner Schuld gutgeschrieben, er aber nichtsdestoweniger jährlich die bisher gezahlten Zinsen weiter zahle u. s. w. Nun aber waren die damaligen Besitzer gerade deshalb in so ungünstige Lage gekommen und mußten subhastirt werden, weil sie die Zinsen der bereits kontrahirten Schulden zu zahlen nicht vermochten; wie hätten sie jetzt alle im Stande sein sollen, die alten Summen zu zahlen? Der Vorschlag der Denkschrift hätte also nur denjenigen wirklich geholfen, welche auch ohne die staatliche Hülfe im Besitz ihrer Güter sich zu behaupten vermochten.

An einer andern Stelle macht die Denkschrift ein beachtenswerthes Zugegeständniß; sie erwähnt, die neuen Besitzer der verkauften Güter hätten bei mäßiger Industrie bisweilen 10 Prozent Rente aus ihrem Besitze gezogen. Also dieselben Güter, aus welchen die alten Besitzer nicht einmal die Zinsen der Pfandbriefschuld (d. h. 4—5 Prozent) herausgewirthschaftet, sollen den neuen Besitzern 10 Prozent eingebracht haben! Nur in dem Falle ist dies möglich, wenn der alte Besitzer schlecht, der neue aber gut gewirthschaftet; und dann war es richtig, dem alten Besitzer die staatliche Subvention zu verweigern. Von welcher Seite man auch die Sache ansehen mag, es handelt sich immer um das leitende Prinzip, daß nur der tüchtige Gutsbesitzer, der selbst Landwirth war, mit der Staatshülfe bedacht werden durfte. Schön hat mit Recht an diesem Gedanken festgehalten; der Erfolg spricht für die Richtigkeit seines Verfahrens.

Schön ging von dem Wunsche aus, die Leistungsfähigkeit, Intelligenz und Energie der Landwirthe zu heben und zu fördern; er bemühte sich zu diesem Zwecke fremdes Kapital und fremde Intelligenz in die Provinz zu ziehen. Ihm lag weniger daran, daß ein Theil der alten Besitzer seine Güter verlor; dies Uebel wog ihm nicht schwer, und man muß sagen, so hart auch Einzelne betroffen werden mochten, für das Ganze der Provinz hat Schön's Prinzip die größten Vortheile gehabt. Die aus allen Theilen Deutschlands nach Preußen eingewanderten Landwirthe haben in der preußischen Landwirthschaft einen ungemeinen Aufschwung gewirkt; sie wurden die Lehrer der einheimischen Landwirthe; ihre Konkurrenz trug zur Steigerung der Güterpreise wesentlich

bei; neues Blut und neues Leben führten sie dem sonst in so vielen Stücken isolirten Lande zu.

Die Erscheinung Schön's bietet der historischen Würdigung sehr verschiedene Seiten dar; es wird manches zur Sprache gebracht werden müssen, das nicht ungetheilten oder unbedingten Beifall zuläßt, manches andere, das offenen Tadel heischt. Das aber scheint mit vollem Rechte ihm nachgerühmt werden zu dürfen, daß sein Walten der ostpreußischen Landwirthschaft zum Segen gereicht, — trotz der Anfeindungen und Angriffe seiner Gegner. Er selbst hatte Interesse für die landwirthschaftliche Thätigkeit; wie viele der aus seinem Nachlaß gedruckten Briefe bekunden seinen Eifer und seine Thätigkeit in diesen Dingen! Mit offenem Auge übersah er die Lage der Provinz und erkannte ihre Bedürfnisse. Die Vertheilung der Königlichen Retablissementsgelder, die er auf eigene persönliche Verantwortung geleitet, wurde in seiner Hand ein wirksames Mittel, die Landwirthschaft in der Provinz Preußen zu heben. Erinnern wir zuletzt noch daran, daß er um die Gründung des ostpreußischen landwirthschaftlichen Centralvereins 1844 sich die größten Verdienste erworben: als erster Hauptdirektor stand er noch in hohem Alter, nach seinem Dienstaustritt 1844—1848 demselben vor.

Bonn, Dezember 1877. W. Maurenbrecher.

Jahresbericht aus Schwaben.

Die politische Entwickelung Württembergs bot im Laufe des vergangenen Jahres so wenig erfreuliche Gesichtspunkte dar, daß Sie Ihren Berichterstatter entschuldigen müssen, wenn er, des undankbaren Geschäftes müde, eine Pause machte, um nach einem größeren Zwischenraum frei von dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse das Vergangene zu schildern. Die Grenzboten haben sich stets bezüglich der schwäbischen Verhältnisse eines Realismus beflissen, welcher ihnen von manchen Seiten Anfechtungen zugezogen hat. Wir werden auch jetzt mit der Wahrheit nicht zurück halten auf die Gefahr hin, daß diejenigen, welche diese nicht ertragen können, uns mit dem beliebten Vorwurf der „Herabwürdigung Württembergischer Zustände im Ausland" beehren, welchem alle verfallen, die es dermalen wagen, schwäbische Verhältnisse außerhalb der schwarzrothen Grenzpfähle zu besprechen. Daß die Grenzboten die wahre Lage in Württemberg stets richtig beurtheilt haben, hat der Erfolg der letzten Reichstagswahlen bewiesen; und wie die nationalliberale Partei im

Reichstag, welche im Jahre 1871 noch 12 Mitglieder aus Württemberg zählte, heute thatsächlich nur noch einen einzigen Württemberger in ihren Reihen hat, so ist daran nicht am wenigsten die arge Täuschung schuld, in welche sich gewisse Mitglieder des linken Flügels dieser Partei durch die den Persönlichkeiten Rechnung tragenden Schmeicheleien von Stuttgarter Diplomaten über die wirkliche Sachlage versetzen ließen.

Wir beginnen heute damit zu konstatiren, daß sich dermalen das ganze öffentliche Leben in Württemberg in einem Zustande innerer Auflösung befindet, für welchen wir vergebens in einem der andern deutschen Staaten nach einem Analogon suchen. Die Parteigegensätze, welche in Bayern und Baden trotz ihrer Schroffheit ein reges politisches Leben nie gehindert haben, sind in Württemberg mehr und mehr von der Oberfläche des politischen Lebens verdrängt. Die Volkspartei, die ultramontane, und die nationalliberale Partei sind thatsächlich vom Schauplatz verschwunden und zu Atomen aufgelöst unter dem alles beherrschenden Einfluß der Regierung. Der Ultramontane, der Volksparteiler und der Mann der „deutschen Partei“ glauben, ohne ihren Grundsätzen (?) etwas zu vergeben, neben einander in der Regierungspartei sich zusammen finden zu können; sie alle haben sich um die Wette zur Aufnahme beworben, und da die Devise der Regierung nur lautet: „unbedingte Hingebung an das Gouvernement, Friede um jeden Preis, Aufgeben jedes Parteiprinzips“, den Aufgenommenen aber Vortheile aller Art winken, so darf man sich nicht wundern, wenn die Partei der Charakterschwachen so groß geworden ist, daß für den Augenblick alle bisherigen Parteien im Lande an dieser einen Partei zu Grunde gegangen sind. Unter solchen Verhältnissen, da die ehrlichen und unabhängigen Politiker dem öffentlichen Leben mehr und mehr den Rücken kehren und einer Schaar ehrgeiziger Streber aus dem Beamtenthum die Bühne überlassen, muß der Weizen der Sozialdemokratie blühen; denn unter allen Parteien im Lande ist sie allen ihren Prinzipien unverrückt treu geblieben, während bei den andern angesichts der Kompromisse zwischen den Ultramontanen und Demokraten einerseits und zwischen der „deutschen“ Partei und den Pietisten und Neukonservativen andererseits von politischen Grundsätzen nachgerade gar nicht mehr gesprochen werden kann. Die sozialdemokratische Partei steht auch in Württemberg, trotz ihrer großen Erfolge neuesten Datums, wohl erst im Beginn ihres Siegeslaufs, denn wie wir zeigen werden, ist der Boden für sie nirgends so günstig, wie hier. Die Ursachen dieser politischen Auflösung liegen sehr nahe.

Die schwerste Krankheit, an welcher wir seit Jahren leiden, ist unzweifelhaft das, in Württemberg allein bis zur letzten Konsequenz durchgeführte allgemeine Stimmrecht. Als neulich die sächsische Stände-

Kammer mit allen gegen eine Stimme den Freytag'schen Antrag ablehnte, erinnerte sich, wie es scheint, Niemand, daß es allerdings einen Staat in Deutschland giebt, der das Freytag'sche Ideal ins Leben eingeführt, und nicht nur für die Landtagswahlen, sondern auch für die Wahlen der Gemeindevertreter, ja sogar der ersten Ortsvorsteher (Schultheißen, Oberbürgermeister rc.) das allgemeine geheime Stimmrecht konsequent durchgeführt hat. Schon zu den Zeiten des deutschen Bundes war es Regierungsprinzip in Württemberg gewesen, in bewußtem Gegensatz zu der Politik der Großmächte, der Demokratie Vorschub zu leisten. War diese zur Zeit der Machtfülle des deutschen Bundes allerdings auf enge Grenzen beschränkt, so wurde die Sache ungleich gefährlicher, als mit dem Hinsiechen des Bundes die Mittelstaaten mehr und mehr auf sich gestellt waren, und sie gegenüber den Einheitsbestrebungen der Nation durch Zugeständnisse an die föderative Demokratie einen Rückhalt zu gewinnen suchten. Dieser Periode verdankt in Württemberg das allgemeine Stimmrecht seine Anerkennung. In der Hand Bismarcks ein kühner politischer Wurf, und für Wahlkreise von ca. 100,000 Seelen bei nicht zu kurzen Wahlperioden von verhältnißmäßig geringerer Gefahr, mußte dasselbe in die engsten Kreise des Staats und der Gemeinde eingeführt, mehr und mehr den ganzen Staatskörper durchsetzen. Wo nicht mehr politische Grundsätze maßgebend sind, sondern die Kandidaten, in den niedersten Interessenkreisen befangen, nur darauf ausgehen, die Wähler an ihrer schwächsten Seite, dem rohen Egoismus und an hergebrachten thörichten Vorurtheilen zu fassen, da ist demjenigen der Sieg sicher, der das weiteste Gewissen hat und womöglich gar keine Grundsätze vertritt. Die großen politischen Parteien — von der Sozialdemokatie abgesehen — können für die Dauer auf diesem Boden in ehrlichem Kampfe nicht konkurriren. Denn sie alle haben gewisse ideale Ziele, welche gerade nach Außen die Basis des Parteiprogramms bilden, welche sie aber in Württemberg konsequent verläugnen müssen, um dagegen mit den Schwächen der Wähler zu rechnen, welche allein über den Erfolg entscheiden. So sehen wir täglich, wie der Mann der „deutschen Partei", alle Schattirungen von der äußersten Rechten bis zum Fortschritt zu repräsentiren bereit, unter dem Programm „hie gut Württemberg alle Wege" vor die Wähler tritt, während daneben der Freidenker aus der Strauß'schen Schule mit der heuchlerischen Miene des Pietisten den Wählern verspricht, für die unbedingte Herrschaft der Kirche über die Schule zu wirken, der Demokrat Kasernen in Aussicht stellt — natürlich nur um am nächsten Orte nach Bedarf das Gegentheil zu predigen. Und dann

*) Das Wahlgesetz für den Landtag stimmt im Wesentlichen mit dem Reichstagswahlgesetz überein, während für die Gemeindewahlen jede direkte Steuer und wäre es auch nur ein Pfennig, das Wahlrecht begründet und daneben nur für Auswärtige dreijähriger Aufenthalt in der Gemeinde verlangt wird.

erst die materiellen Fragen! Kein Zweifel, wo nur noch der Egoismus im politischen Leben entscheidet, da ist derjenige am mächtigsten, welcher am meisten zu bieten vermag, welcher, ohne sich der Bestechung schuldig zu machen, über Einflußmittel verfügt, gegen welche alle anderen Faktoren gar nicht in Betracht kommen, und das ist in Württemberg die Regierung. Zu ihrer Verfügung steht nicht nur, wie überall der gewöhnliche Beamtenorganismus des Staats, sie ist zugleich Verwalterin eines enormen, über das ganze Land verbreiteten Waldkomplexes und im Besitze eines äußerst entwickelten Eisenbahnnetzes mit einem Heer von Beamten und einer weitreichenden, den ganzen Verkehr beherrschenden diskretionären Gewalt. Sie verspricht und gewährt Wege, Stege, Brücken, Eisenbahnen, Wasserleitungen, sie disponirt über Bahnzüge, Stationen, Posten ꝛc., über Tausende von untergeordneten Aemtern und kennt alle Wege, um ihren Werkzeugen bei Freund und Feind Eingang zu verschaffen. Nur die Sozialdemokratie ist im Stande, ihre Versprechungen noch zu überbieten. Deßhalb kommen denn auch, wenn es sich um die wirkliche Machtfrage handelt, in Württemberg zur Zeit nur noch diese zwei Parteien ernstlich in Betracht.

Das bewiesen die Reichstags- — wie die Landtagswahlen des vergangenen Jahres. Was die ersteren betrifft, so fragte die Regierung nie nach dem anderweitigen Parteistandpunkt der Kandidaten; entscheidend war für sie nur, ob von ihm zu erwarten war, daß er bei jeder wichtigen Abstimmung nach ihren Weisungen in Berlin votiren werde: war dieß der Fall, so stand ihm auch der ganze Regierungsapparat zur Seite und war seine Wahl gesichert, während alle diejenigen, welche sich bisher als Abgeordnete des deutschen Volks und nicht als Delegirte der württembergischen Regierung im Reichstag benommen hatten, mit förmlichen Interdikt belegt und von den Preßorganen des Ministeriums aufs entschiedenste verfolgt wurden. Die Regierung erreichte denn auch wenigstens äußerlich ihren Zweck vollständig; allerdings konnte sie ihres Sieges insofern nicht ganz froh werden, als sie zwar eine Anzahl unbedingt nach ihrem Wink stimmender Abgeordneten in den Reichstag brachte, in demselben Maße aber auch allen moralischen Einfluß in den maßgebenden Fraktionen des letzteren verlor, da man dort alsbald erkannte, daß man es nur noch mit Statisten des Stuttgarter Ministeriums, darunter einer Anzahl von Männern ohne alle politische Bildung, zu thun hatte. Aehnlich war der Verlauf bei den Landtagswahlen. Von den sog. „Privilegirten“ (Ritterschaft und Geistlichkeit) und zwei bis drei wirklichen Demokraten und ebensovielen wirklichen Nationalliberalen und Ultramontanen abgesehen, besteht das neugewählte Abgeordnetenhaus nur aus Persönlichkeiten, welche einfach auf den Namen der Regierung gewählt sind: daß sich diese Gesellschaft dem Namen nach in verschiedene Unterabtheilungen zerlegt, namentlich in die sog. Regierungspartei

i. e. S. und die deutsche Partei, kann nur den ganz Unerfahrenen irre führen. Näher betrachtet, besteht in der That zwischen dem in der „deutschen Partei" sitzenden Ministerialrath und dem Regierungsdirektor in der Regierungspartei kein anderer Unterschied, als daß der letztere seine Stellung zur Regierung offen beim rechten Namen nennt.

Natürlich kann unter solchen Umständen das Ministerium bei keinem seiner Akte die Verantwortung dem angeblichen Willen der Volksvertretung zuschieben, da diese ja nichts anderes ist, als der Spiegelreflex der Regierung selbst. Dieser Zustand muß vor Allem seine Wirkungen gegenüber dem Reich äußern. Hier läßt sich nun nicht verkennen, daß die Macht der Zeit in Württemberg bereits Großes geleistet hat. Partikularistische Exzesse, wie in Sachsen, sind bei uns kaum mehr möglich, weniger wegen des Einflusses der Ständekammer, wie wir so eben gesehen haben, als weil der dermalige Leiter der württembergischen Politik mit staatsmännischem Blick längst erkannt hat, daß mit Nörgeleien dem Reich gegenüber keine Erfolge zu erzielen sind. Dazu kommen dann noch andere politische Faktoren. Ein reichsfeindlicher partikularistischer Hofadel wie in Sachsen existirt in Württemberg nicht, im Gegentheil hat die ehemalige freie Reichsritterschaft ebenso wie ein großer Theil des standesherrlichen Adels — wir erinnern nur an die verschiedenen Hohenlohe-schen Linien — die Wiederaufrichtung des Reichs mit einer lebendigen Freude begrüßt, welche in Württemberg bis in die neueste Zeit nicht ohne Mißtrauen beobachtet wurde. Dazu kommt die politische Isolirung unseres zwischen Bayern und Baden eingekeilten Landes. Das intime, sogen. engere Bündniß, welches in allen wichtigen Fragen der Reichspolitik zwischen Preußen und Bayern besteht, und seinen Einfluß auch auf die Stellung der bayrischen Reichstagsabgeordneten in den maßgebenden Fraktionen des Reichstags äußert, ist längst kein Geheimniß mehr; Bayern hat erkannt, daß ihm das Zusammengehen mit Preußen, namentlich bei Interessenfragen ungleich mehr zu bieten im Stande ist, als eine Allianz mit Sachsen und Württemberg im Bundesrath. Baden aber, das mit seinen gesunden inneren Verhältnissen Württemberg längst als Muster dienen sollte, geht in der Reichspolitik einen so festen und sichern Gang, daß das Gewicht Württembergs nicht im Stande ist, eine Abweichung in der politischen Gravitation jenes Staats herbei zu führen. So steht Württemberg unter den Mittelstaaten ziemlich allein — und sein Einfluß in Berlin ist sehr gering, wenn es auch nicht der mehrdeutigen Aufmerksamkeit begegnet, mit welcher die sächsische Regierung nicht ohne Grund dort ausgezeichnet wird.

Die Allmacht des württembergischen Ministeriums nach Innen steht hiernach gerade im umgekehrten Verhältniß zu seinem Einflusse nach Außen. Daraus erklärt sich die Maxime der gegenwärtigen Regierung, im Wesentlichen der

Direktive zu folgen, welche von Berlin gegeben wird: nur muß dabei immer ein gewisser Schein der Selbständigkeit gewahrt, nöthigenfalls auch ein im Erfolg höchst unschuldiger Widerstand affektirt werden; das Ministerium muß nach oben wie nach unten Rechnung tragen. Auf der einen Seite muß es nämlich darauf bedacht sein, jenen äußeren Nimbus möglichst zu wahren, dessen das Königthum unter so beschränkten Verhältnissen, wie die gegebenen, ganz besonders bedarf, um so mehr als man hier, soweit es sich um die Sache handelt, nicht allzu eifersüchtig auf das Reich ist, so lange das letztere ein behagliches Stillleben ermöglicht, wie es weder der deutsche Bund noch die Großmachtspolitik der Jahre 1866—70 zu gewähren vermochte. Nach unten dagegen beruht die Allmacht des Ministeriums neben den bereits angeführten kolossalen Mitteln der Beeinflussung ganz wesentlich auf der Bearbeitung der Massen, auf der Beherrschung des allgemeinen Stimmrechts. Anstatt die große Masse des Volks, welche bezüglich aller außerschwäbischen Verhältnisse sich in einer ganz unglaublichen Unkenntniß befindet — die Sozialdemokratie hat in dieser Beziehung in Folge ihrer Universalität einen großen Vorsprung — über die Zustände im Reich aufzuklären, schmeichelt man um die Wette mit Demokraten und Ultramontanen den vorhandenen Vorurtheilen religiöser, ökonomischer und politischer Natur. Denn das Ziel alles Strebens geht immer dahin, daß das Volk alles Gute, als von dem württembergischen Staate kommend, alles Schlimme, namentlich alle Lasten als vom Reiche verschuldet betrachte, welches eben deshalb um keinen Preis Eisenbahnen, Post oder Telegraphen erwerben darf, damit es durch solche Institute nicht mit dem Staate als alleinigem Wohlthäter in Konkurrenz treten kann. Man liebt es daher, sich im Bundesrath als das pflichttreue Organ der Wünsche des schwäbischen Volks zu geriren, selbst wenn es sich um absurde Vorurtheile, um gar nicht aufrecht zu erhaltende, oder gar auf das deutsche Reich zu übertragende Sonderverhältnisse handelt und man auch vorher nicht den geringsten Versuch gemacht hat, das Volk aufzuklären, man weiß ja zuvor, daß man in Berlin in der Minderheit bleibt, und kann dann immer später der am Bestehenden festhaltenden Masse gegenüber die unpopuläre Maßregel als vom Reiche aufgedrungen, sich selbst aber als den guten Genius Schwabens darstellen. —

Die oben geschilderte politische Allmacht der Regierung hat aber neuerdings auch nach innen zu sehr wichtigen Aenderungen geführt. Wir sprachen bisher immer von dem Ministerium, von der Regierung, wir könnten statt dessen ebenso gut von dem Chefminister reden. Gewiß lag es mit dem Eintritt Württembergs in das Reich, vollends nach der neuesten Organisation unseres Armeekorps, sehr nahe, den überflüssigen und kostspieligen Apparat von sechs Ministerien zu beseitigen und an deren Stelle einen einzigen Minister

mit einer entsprechenden Zahl von Ressortchefs zu setzen. Allein eine solche Maßregel, so dachte man in Stuttgart, mochte wohl für ein Großherzogthum, wie Baden oder Hessen, angehen, für ein Königreich von 1¾ Millionen Seelen wäre dieß dagegen ein Niedersteigen von einer höheren Rangstufe gewesen. Thatsächlich hatten wir allerdings schon seit mehreren Jahren nur noch einen Minister im bisherigen Sinn, insofern Herr von Mittnacht nicht nur die beiden Departements der Justiz und der auswärtigen Angelegenheiten und daneben den so außerordentlich einflußreichen Ressort der Verkehrsanstalten in seiner Person vereinigte, sondern auch unter den Ministern allein den persönlichen Verkehr zwischen Stuttgart und Berlin vermittelte. Er allein hatte in Berlin festen Fuß — die ständigen Vertreter der Regierung daselbst kommen weder als Fachmänner noch als Politiker irgendwie in Betracht — und die anderen Minister konnten sich daher nur durch seine Vermittlung über die Situation in Berlin orientiren. Dieser thatsächliche Zustand sollte nun aber auch formell durch ein neues Verfassungsgesetz — das Gesetz über die Bildung des Staatsministeriums — sanktionirt werden, ohne daß für die oberflächliche Betrachtung an dem seitherigen Zustand etwas erhebliches geändert wurde, insofern die bisherigen Minister auch fernerhin im Besitz ihres Titels, Rangs und Gehalts verbleiben, und nur Herr v. Mittnacht durch die neugeschaffene Stellung eines Präsidenten des Staatsministeriums um eine Stufe erhöht wurde. Neben der so erhöhten Machtstellung, welche die ihm ausschließlich übertragene „Leitung der Geschäfte des Staatsministeriums“ — ein sehr dehnbarer Begriff — involvirte, gewährte ein weiterer Artikel dem Ministerpräsidenten noch das Mittel, während seiner Abwesenheit in Berlin durch das Institut der beigegebenen ständigen Räthe die Kollegen zu überwachen und sich gegen etwaige Intriguen, soweit möglich, den Rücken zu decken. Während so an die Stelle des vielköpfigen Ministeriums thatsächlich ein einziger Staatsminister, wie in Baden gesetzt wurde, wußte Herr v. Mittnacht mit köstlichem Humor auch noch unsere auf die Vielzahl der Ministerien stolzen Partikularisten zu befriedigen, indem er durch Verfassungsgesetz eine alte Kontroverse dahin entscheiden ließ, daß die Zahl der Departements nur durch ein Gesetz fernerhin solle geändert (vermindert) werden können! Herr v. Mittnacht that aber auch noch einen Schritt weiter: er unternahm es, den württembergischen Geheimrath aus der Welt zu schaffen. Hier sollte er aber zum ersten mal auf einen Widerstand stoßen, der einen höchst interessanten Einblick in die schwäbischen Verhältnisse gewährte, zugleich aber dem Ministerpräsidenten Gelegenheit gab, eine neue Probe seiner staatsmännischen Gewandtheit abzulegen. Bisher war der Geheimerath, ein altes mit der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Württemberg im engsten Zusammenhang stehendes Institut, die höchste, unmittelbar unter dem König

chende Staatsbehörde gewesen, er bildete die den König in allen wichtigen Angelegenheiten, namentlich in allen Fragen der Gesetzgebung berathende Behörde, ohne deren „Anhörung" kein Gesetz und keine Verordnung erlassen werden konnte, er vermittelte ferner den Verkehr zwischen der Krone und den Ständen, er bildete die oberste Verwaltungsjustizbehörde und hatte als solcher über die Beschwerden gegen die Verfügungen der einzelnen Ministerien zu entscheiden: namentlich aber sollte er, für den Fall, daß der König einer anderen Kirche als der evangelischen zugethan sein sollte, das ganze Kirchenregiment an dessen Stelle ausüben. Dieser Geheimerath war gewiß vom Standpunkte der konstitutionellen Doktrin eine Anomalie; selbst unverantwortlich — als Berather der Krone durch die Unverantwortlichkeit der letzteren gedeckt, als oberster Verwaltungsgerichtshof mit richterlichen Funktionen bekleidet — paralisirte er thatsächlich jede Ministerverantwortlichkeit. Wie leicht konnte sich eine dem Ministerium feindliche Partei in demselben festsetzen, die Gesetzesvorlagen der Minister abändern, welche dann letztere dennoch als Vorlagen der Regierung vor den Ständen vertreten sollten! Handelte es sich vollends — seit der Errichtung des Reichs — darum, die württembergischen Verteter im Bundesrath zu instruiren, welche Verlegenheiten könnte eine solche Behörde dem leitenden Minister sowohl sachlich als durch Verschleppung der Beschlußfassung bereiten? Genug, Herr v. Mittnacht entschloß sich, die Argumente der liberalen Doktrin, welche längst die Abschaffung des Geheimenraths verlangte, sich anzueignen, um damit die letzten Schranken seiner Macht niederzureißen. Das erwähnte Gesetz über die Bildung des Staatsministeriums sollte zunächst der Geheimenrath seine Funktionen als Berather der Krone, sowie seinen Geschäftskreis in allen ständischen und in allen Angelegenheiten, welche die Beziehungen zum deutschen Reich betreffen, abnehmen und Beides dem Staatsministerium übertragen. Ein weiteres Gesetz über die Einführung des Verwaltungsgerichtshofs, welches noch vor Erlassung der Reichsjustizgesetze mit einer für den außen Stehenden kaum verständlichen Hast beschleunigt wurde, sollte dann den Geheimenrath auch seiner Funktionen als oberster Verwaltungsjustizbehörde entkleiden. Damit war dieselbe dann völlig ausgekeimt, ein inhaltsloser Name mit einigen altwürttembergischen Reminiscenzen. Es gelang denn auch zunächst ohne Anstand, das erstere Gesetz durchzubringen, da mit sachlichen Gründen kaum dagegen zu operiren war, und gerade die liberalen Elemente durch frühere Erklärungen engagirt waren. Um so mehr machten sich in der Zwischenzeit bis zur Berathung des zweiten Gesetzes persönliche Erwägungen geltend.

Kaum war nämlich das Gesetz über das Staatsministerium erlassen, so kam es den betheiligten Kreisen erst recht zum Bewußtsein, daß die übrigen Minister jetzt auch formell zu dem neuen Oberminister in ein Abhängigkeits-

erhältniß gesetzt waren, welches den damaligen Verhältnissen der Bischöfe zum Papst nicht unähnlich ist. Auf einmal glaubte man in dem altehrwürdigen Institute des Geheimenraths, der seit Jahrhunderten die Intelligenz der rein bürgerlichen Bureaukratie des Landes repräsentirte, allen konstitutionellen Doktrinen zum Trotze gewisse thatsächliche Garantien zu finden, deren Werth eben mehr vom Standpunkte eines durch lebensfähige politische Parteien getragenen Staatswesens, sondern einzig und allein vom Standpunkte der Herrschaft einer allmächtigen Bureaukratie zu beurtheilen sei. Wie, wenn dieser ganze große Apparat, dem gegenüber die Ständekammer selbst nur noch als eine von dieser Bureaukratie selbst in der Verbindung mit dem allgemeinen Stimmrecht gezeugte lebensunfähige Mißgeburt erscheint, wenn dieser ganze Apparat fernerhin nur noch nach dem Willen eines Einzigen in Vertretung der Krone arbeiten sollte, jeder Widerstand innerhalb der Bureaukratie selbst gebrochen war, welche Gefahren mußte ein solcher Zustand mit sich führen? Wenn man auch alles Vertrauen in die jetzigen Leiter der Regierung hatte, und wenn auch im heutigen Deutschen Reich Zustände, wie sie Württemberg im vorigen Jahrhundert unter einzelnen Günstlingen erlebt hat, nicht leicht wiederkehren können, so lag doch die Gefahr nahe, daß die Macht, welche der neue Ministerpräsident in seiner Hand zu vereinigen im Begriff war, von einem Nachfolger mißbraucht werden konnte. Und dann ruht die protestantische Linie des Königshauses nur noch auf wenigen Augen. Wenn der Fall eintreten sollte, daß die von österreichischen und französischen Jesuiten erzogene katholische Linie zur Regierung gelangt, dann wäre ja gerade der Geheimerath die Behörde, welche nach den alten Religionsreversalien berufen war, das bischöfliche Recht des Landesherrn in der protestantischen Kirche auszuüben; und diese Behörde sollte jetzt aus ihrer einflußreichen historischen Stellung verdrängt, zu einem bloßen Schemen verflüchtigt werden, um für einen Ministerpräsidenten Platz zu schaffen, der zwar gewiß kein Ultramontaner aber doch immerhin Katholik ist und daher gerade bei diesem Anlaß in den mißtrauischen altwürttembergischen Kreisen Erinnerungen an das vorige Jahrhundert wachrufen mußte.

Gewiß waren die Argumente für die Konstituirung eines besonderen Verwaltungsgerichtshofs an sich betrachtet, schwer anzufechten. Ueberall bekleidet man jetzt diese Gerichtshöfe mit den Vorrechten des Richteramts, während die Geheimenräthe auf den Wink des Königs entlaßbar sind: andererseits war es aber auch nicht ganz unbegründet, wenn man sagte, jene Männer aus den höchsten Kreisen der Bureaukratie, welche ihre Karrière bereits abgeschlossen haben, bieten thatsächlich eine größere Garantie unbeeinflußter Rechtssprechung als jüngere Streber in einem Verwaltungsgerichtshof mit allen Garantieen richterlicher Unabhängigkeit. Hatte nun auch der Entwurf, wie zu

erwarten, abgesehen von Moritz Mohl, dem unermüdlichen Vorkämpfer für altwürttembergische Einrichtungen, im Abgeordnetenhause keinen Widerstand erfahren, so änderte sich doch plötzlich die Situation in der Kammer der Standesherrn. Zum Glück für das Ministerium war zwar kurz vor der Berathung der Vorlage der aus dem Zollparlament bekannte, langjährige und einflußreiche Präsident des Geheimenraths, von Neurath, mit Tod abgegangen, aber noch immer waren in unserem Herrenhause genug frondirende Exminister, welche sich des Instituts annahmen und dasselbe gleichsam als den letzten unabhängigen Körper in der württembergischen Verwaltung vertheidigten. Das Land hatte in letzter Zeit auch sonst, namentlich in Finanzfragen, wiederholt Gelegenheit, aus der Kammer der Standesherrn manches unerschrockene Wort zu hören, für welches in der verdorbenen Atmosphäre des Abgeordnetenhauses kaum mehr eine Stätte zu finden wäre. — Genug, der neue Ministerpräsident fühlte plötzlich, daß er auf einsamer Höhe stand. Es war ihm gelungen, sämmtliche politische Parteien die ultramontane nicht ausgenommen gänzlich lahm zu legen, die Minister selbst lagen zu seinen Füßen und nun stand er plötzlich einem Gegner gegenüber, dessen Bedeutung sein Scharfblick nicht unterschätzte, nämlich der personifizirten Bureaukratie selbst. Dem im Stillen wirkenden Einfluß der Intrigue, der Familienkoterien gegenüber war selbst die schlagfertigste Beredtsamkeit machtlos, auch schien das Netz bereits so fest gesponnen, daß es zu zerreißen nicht mehr möglich war. Kurz — das Ministerium kapitulirte und nahm die ihm von der Bureaukratie diktirten Bedingungen an, welche durch ihre Monstrosität die Situation am besten klar legten. An der Stelle des konsequent gedachten Entwurfs, sollten nun neben den mit richterlicher Qualität ausgestatteten Mitgliedern des Verwaltungsgerichtshofs noch zwei unbeschränkte entlaßbare Geheimerathsmitglieder in letzteren aufgenommen werden. Es handelte sich hierbei offenbar gar nicht um das direkte Interesse an der Sache: da die nunmehrige Funktion für die Geheimenräthe nicht sonderlich einladend sein kann, sondern vielmehr darum, die Fortexistenz des Geheimenraths, entgegen den Bestrebungen des Ministeriums, neuerdings formell festzustellen. Um den wahren Sachverhalt nach Außen etwas zu mildern, wurden zwar der Kapitulationsbedingung die Worte beigefügt „bis auf Weiteres", es ist aber sehr die Frage, ob das Ministerium nach den gemachten Erfahrungen sobald wieder einen Anlauf nehmen wird, den geheimen Rath aus der Welt zu schaffen.

Wir aber schließen diesen retrospektiven Bericht mit der Betrachtung, wie ganz anders die Stellung des Ministeriums in dieser Frage gewesen wäre, wenn es, statt einzelne „Führer" zu gewinnen und damit zu diskreditiren,

bemüht gewesen wäre, sich auf eine lebenskräftige Partei im Lande zu stützen.

Mitte Dezember 1877. α.

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 21. Dezember.

Wenn den preußischen Landboten die Weihnachtsfreude nicht daheim bereitet wird, von hier haben sie dieselbe sicher nicht mitgenommen! Gearbeitet hat das Abgeordnetenhaus in den beiden letzten Wochen mit Anspannung aller Kräfte, geschaffen aber herzlich wenig. Das einzige Gesetz von Wichtigkeit, welches außer dem Etat fertiggestellt worden, das Gesetz über die Sitze und Bezirke der Oberlandes- und Landgerichte, mußte en bloc angenommen werden, wenn anders seine Erledigung vor dem Feste überhaupt möglich sein sollte. Die entsetzliche Fluth von Kirchthurmsinteressen, durch welche die Kommission sich mit unsäglicher Mühe hindurchgearbeitet hatte, wäre bei einer Detailberathung im Plenum von Neuem in voller Breite entfesselt worden. Die Kommission hatte nach reiflichster Prüfung fast überall die Regierungsvorlage beibehalten; dennoch nahm der Justizminister aus den wenigen Aenderungen Veranlassung, mit einer Korrektur durch das Herrenhaus im Sinne einer vollständigen Wiederherstellung der Regierungsvorlage zu drohen. Mit Recht gab der freikonservative Abgeordnete Graf Bethusy seinem Erstaunen über eine solche Handlungsweise Ausdruck. Das Haus thut der Regierung mit der Enblocannahme einen Gefallen und die Regierung selbst durchkreuzt diesen Plan, indem sie der Enblocannahme geradezu ihren Sinn nimmt! Hinterher bemüht man sich freilich, begreiflich zu machen, daß es so schlimm nicht gemeint gewesen. In der That war das Ganze ein faux pas, der offenbar nur auf Rechnung des Justizministers zu setzen ist. Herr Leonhardt hat es einmal so an sich, in dem Verkehr mit den parlamentarischen Körperschaften recht unglücklich zu sein.

Der Etat ist vom Abgeordnetenhause endgültig festgestellt. Viel ist aus den betreffenden Berathungen nicht mehr hervorzuheben. Die Eisenbahnpolitik der Regierung wurde diesmal schärfer als gewöhnlich ins Feuer genommen, und es fehlte offenbar nicht an dunkeln Punkten, die eine schonungslose Beleuchtung rechtfertigten. Gerade denjenigen, welche den Plan der Erwerbung

der dominirenden Linien durch den Staat, resp. durch das Reich im öffentlichen Interesse billigen, muß es erwünscht sein, wenn die Verquickung dieses Projekts mit den Interessen der Börsenspekulanten, wie sie vielfach angestrebt worden ist, durch die öffentliche Kritik unmöglich gemacht wird. Schade nur, daß es Herr Eugen Richter war, der den Angriff führte! Dieser Herr versteht es, durch cynische Taktlosigkeit und seltene Leichtfertigkeit auch die beste Sache zu verderben. Sein Versuch, den Handelsminister Achenbach selbst als mit der Börse verbündet darzustellen, mißglückte vollständig, weil eben Jedem die Grundlosigkeit solcher Behauptung bekannt ist. Es hätte vollauf genügt, diejenigen Beamten zu bezeichnen, denen ein Zusammenhang mit Börsenmännern nachzuweisen ist. Der Minister erwehrte sich ebenso leicht der Beschuldigung, als besteche er gewisse Preßorgane für seine Eisenbahnpolitik, als suche er die Privatbahnen absichtlich zu ruiniren, um sie wohlfeil für den Staat zu kaufen u. s. w. Im Ganzen ging der Sturm glimpflicher vorüber, als erwartet war; die Richterschen Uebertreibungen haben der Regierung den besten Dienst gethan. Herr Achenbach wird indeß die positiven Fingerzeige, welche die Debatte gegeben, wohl nicht unbeachtet lassen.

Bei der dritten Lesung des Etats lebte selbstverständlich auch der Kulturkampf nochmals auf. In der vorigen Session war das Haus bei dieser Gelegenheit von einer sentimentalen Friedenssehnsuchtsrede eines Centrumsmitgliedes überrascht worden. Diesmal zog der streitbare Recke Schorlemer mit seinem ganzen Vorrath an Grobheit und Unverfrorenheit zu Felde. Aber die großen Worte des westphälischen Freiherrn waren blinder Lärm. Es bedurfte nur der Konstatirung des allgemeinen Friedensbedürfnisses durch ein paar Redner der Majorität, und Herr Windthorst griff sofort mit elegischem Tone nach allerlei Händen, die ihm gar nicht geboten waren. Dieses fast komische Empressement des sonst so schlauen Führers der Centrumspartei, eine Erscheinung, die sich in der gegenwärtigen Session schon mehrmals wiederholt hat, ist höchst charakteristisch; es beweist am besten, wie unwiderstehlich sich in den Reihen des Centrums selbst die Erkenntniß von der Unhaltbarkeit der bisherigen Position des Ultramontanismus aufdrängt. Man kann unter diesen Umständen gespannt sein auf die Verhandlung über den vom Centrum eingebrachten Antrag betreffs der Marpinger Angelegenheit. Die Antragsteller scheinen selbst keine Lorbeern davon zu erwarten. Sie haben wohl nur einer durch frühere voreilige Versprechungen selbstgeschaffenen Nothwendigkeit gehorcht.

Auch das Herrenhaus hat sich in der letzten Woche endlich wieder zu einigen Sitzungen zusammengefunden, um die von seinen Kommissionen vorbereiteten Angelegenheiten zu erledigen. Nennenswerth sind darunter ein Gesetz über die Unterbringung verwahrloster Kinder, ein solches über den Holzdieb=

stahl und ein Feld- und Forstpolizeigesetz. Das Abgeordnetenhaus wird diese Vorlagen, von denen die erstere von nicht zu unterschätzender sozialpolitischer Bedeutung ist, voraussichtlich auch seinerseits zum Abschluß bringen, sodaß sie zum Gesetz erhoben werden können. Dieselben dürften dann, wenn man vom Etat absieht, zusammen mit den zur Ausführung der Justizreform bestimmten Gesetzen, die einzigen bemerkenswerthen Früchte einer vierteljährigen Arbeit sein.

X. P.

Literatur.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie von Hüser, größtentheils nach dessen hinterlassenen Papieren zusammengestellt und herausgegeben von M. O. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Maurenbrecher. Berlin Georg Reimer.

In der militärischen Memoiren-Literatur hat das letzte Jahr, wenn auch die stille Hoffnung auf eine Biographie Scharnhorsts aus der kundigen Feder Max Lehmanns unerfüllt geblieben ist, manch' werthvollen Beitrag gebracht: Das Leben des Generals von Clausewitz, Publikationen aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer auch das Lebensbild des kürzlich verstorbenen Feldmarschalls Grafen von Wrangel in dem letzten Beiheft des Militär-Wochenblattes möchten wir hierzu rechnen, und endlich sind noch am Schluß des Jahres die oben angekündigten Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie von Hüser erschienen. Man erwarte nicht neue und überraschende Aufschlüsse über Personen und Ereignisse aus den Zeiten tiefster Erniederigung und höchsten nationalen Aufschwungs. Denn der Verfasser der Denkwürdigkeiten stand den maßgebenden Kreisen jener Zeiten doch nicht nahe genug, und wo er mit ihnen in nähere Berührung kam, war es immer nur auf kürzere Zeit. In der Schlacht bei Auerstädt stand der damals vierundzwanzigjährige Lieutenant von Hüser in den Reserven, wurde in den allgemeinen Rückzug mit hineingezogen und gerieth, gleich seinem Vater, bei Prenzlau in Gefangenschaft. Erst im Dezember 1809, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, unter österreichischen Fahnen gegen den Bedränger Deutschlands zu kämpfen, gelang es ihm, wieder definitiv in preußischen Diensten angestellt zu werden. Im Jahre 1813 Adjutant Scharnhorst's wurde er schon bei Groß-Görschen, wenn auch nur leicht blessirt und dadurch gezwungen, sich eine Reihe von Tagen vom Hauptquartier zu trennen. Zwar traf er schon am 19. Mai wieder ein, wurde jedoch zwei Tage darauf bei Bautzen,

gleich bei Beginn der Schlacht, so schwer verwundet, daß er erst Mitte September, kaum nothdürftig wieder hergestellt, sich wieder zum Dienst melden konnte. In den ersten Oktober-Tagen erhielt von Hüser eine anderweitige Bestimmung, indem man ihm den Auftrag ertheilte, mit vier schlesischen Landwehr-Bataillonen die Saalbrücke bei Halle zu decken. In Folge dessen konnte er an der Schlacht bei Leipzig und den darauf folgenden Aktionen nicht Theil nehmen, kam vielmehr im November als Adjutant zu dem Gouvernement zwischen Elbe und Weser nach Halberstadt. Bei Wiederausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1815 wurde er wiederum zum Blücherschen Hauptquartier kommandirt, traf jedoch erst nach der Schlacht bei Belle-Alliance bei demselben ein. Bei diesem Lebensgeschick wird man erklärlich finden, wenn uns die Denkwürdigkeiten keine großen historischen Gemälde, sondern mehr Genreskizzen, untermischt mit Porträts, zur Darstellung bringen. Indessen auch das Fach der Genremalerei hat seinen Werth und viele der Schilderungen über Zustände und Verhältnisse aus allen Bereichen des menschlichen Lebens sind anregend und für kulturhistorische Studien nicht ohne Bedeutung. Ueber den Stand des damaligen Militär-Bildungs- und Erziehungswesens erhalten wir interessante Aufschlüsse. Was jedoch die Porträts anbetrifft, so möchten wir für deren frappante Aehnlichkeit mit den Originalen nicht immer einstehen. So stimmt die von Scharnhorst entworfene Charakterskizze wohl nicht ganz mit dem Bilde überein, das man sich nach seinen Briefen und nach den Schilderungen anderer Zeitgenossen von ihm zu machen berechtigt ist. Schlauheit und Verstellungskunst sind so niedere Eigenschaften des Verstandes und Gemüthes, daß wir sie unserem großen Helden nicht gern zusprechen möchten. Schade, daß wir von Clausewitz, der eine Reihe von Persönlichkeiten mit wunderbarer Schärfe charakterisirte, nicht auch ein solches Porträt Scharnhorst's besitzen. Wer sich von des ersteren Meisterschaft überzeugen will, der lese nur die Charakteristik des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis von Preußen.

Nach dem Jahre 1815 tritt nun von Hüser selbst, als handelnde Person, mehr in den Vordergrund. Ueberall zeigt sich ein redliches Streben, das höhere Ziele im Auge hat. So als Lehrer und Erzieher im Kadetten-Korps, wo er Dank und Anerkennung erntet. Als er im Jahre 1823 wieder in die Armee übertrat, erwies er sich auch als ein tüchtiger praktischer Soldat. Von Stufe zu Stufe emporsteigend, erwarb er sich nicht nur die Zuneigung seiner Untergebenen, sondern auch volles Vertrauen in den nichtmilitärischen Kreisen, mit denen ein gutes Verhältniß zu unterhalten er jederzeit bestrebt war. Den wichtigsten und einflußreichsten Theil seiner militärischen Laufbahn erlebte er von 1828 bis 1849 in der Rheinprovinz; Saarlouis, Trier, Düsseldorf und Mainz waren die Stätten seines Wirkens. In dieser Uebergangsepoche zu

einer neuen Zeit, mit einem freieren Blick für die Bedürfnisse derselben, fehlt es ihm nicht an scharfer Beobachtungsgabe. Seine Bemerkungen über die politischen Richtungen und Bestrebnngen unter den Rheinländern geben Zeugniß dafür. „Deutschkatholiken, Lichtfreunde, Ultramontane, Altlutheraner, Judenreformatoren, Sozialisten, Kommunisten, Radikale, Liberale tauchen überall auf und stoßen sich gegen einander. Wohin werden wir noch gelangen?“ Die Denkwürdigkeiten bringen uns gerade in dieser Zeit mit einer Menge bedeutender Persönlichkeiten aus den verschiedensten Kreisen in nahe Berührung.

Bereits im vorgerückten Alter, d. h. über die Sechzig hinaus, zum Vice-Gouverneur von Mainz ernannt, gelangte von Hüser in eine Stellung, die in den Wirren der Jahre 1848 und 1849 von hoher Bedeutung wurde und einen Mann von kluger Besonnenheit, sowie von eiserner Energie verlangte. Nichts rächt sich in solchen Zeiten mehr, als auch nur die kleinste Schwäche, die so häufig mit Humanität verwechselt, in ihren Folgen fast immer eben so verderblich ist, wie der rohe Fanatismus von Blut und Eisen. Von solchen Schwächeanfällen können wir den damaligen Vice-Gouvdrneur von Mainz nicht ganz freisprechen. Erwägt man allerdings, daß fast alle Regierungen damals den Kopf verloren hatten und ihre Organe vielfach im Stiche ließen, so hat man alle Veranlassung, solche Erscheinungen milder zu beurtheilen.

Am 31. März 1848 feierte von Hüser sein 50jähriges Dienstjubiläum. Eine solche für einen Soldaten immerhin seltene Feier hat sicher etwas Erhebendes. Wir fürchten jedoch, daß der an diesem Tage vom Jubilar ausgebrachte Toast auf seinen Kriegsherrn in die Freude des Festes einen Mißklang hineingeworfen hat, dessen Schallwellen auch heute noch an unser Ohr schlagen. Allerdings erhalten wir hierdurch Zeugniß von der Stimmung, wie sie sogar in Offizierskreisen herrschte. Wir können jedoch nicht umhin zu bemerken, daß der echte Soldat dergleichen Stimmungen, deren Konsequenzen für jede Armee Gefahr sind, niemals aufkommen lassen darf.

Gegen Ende 1849 nahm von Hüser seinen Abschied, siedelte nach Berlin über und verlebte die letzten sieben Jahre seines Lebens, wenn auch ohne amtliche Thätigkeit, doch im engen Verkehr mit der Außenwelt, so daß auch die Aufzeichnungen aus dieser Zeit nicht ohne Interesse sind.

Haben wir der Spur des einleitenden Vorworts zu dem vorbesprochenen Werke auch nicht immer folgen können, sondern sind mehrfach von derselben abgewichen, so sprechen wir nichtsdestoweniger dem Professor Dr. Maurenbrecher unseren Dank dafür aus, daß er die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten in Anregung gebracht hat. W. v. H.

Freunde heiterer volksthümlicher Dichtung werden an Karl Stieler's Liedern und Gedichten in oberbairischer Mundart eine reiche Quelle von Freude und Erholung finden. Bereits früher haben wir auf die reizende Sammlung „Weil's mi freut (Stuttgart, Verlag von Meyer & Zeller) in einem längeren Artikel hingewiesen. Die Gunst der Leserwelt für diese urwüchsige und doch feine Schöpfung Stieler's ist wohl am besten ausgedrückt durch die neuen Auflagen, die das kleine Buch in unsrer dem Reimgeklingel so abgewandten Tagen seit seinem ersten Erscheinen rasch erlebt hat. Der neuen Sammlung oberbairischer Gedichte, die Karl Stieler nun in demselben Verlag unter dem Titel: „Habt's a Schneid" herausgegeben hat, sind dieselben Vorzüge eigen, wie jener früheren Sammlung. Ihnen ist daher dieselbe freundliche Aufnahme und allseitige Verbreitung zu wünschen, wie jenen. — Viel Aehnlichkeit mit Karl Stieler in der fröhlichen frischen Auffassung und Schilderung der Natur des Hochgebirges und seiner Bewohner zeigt Rudolf Baumbach in seinen Bergliedern in hochdeutscher Sprache. Wir wiesen im vergangenen Jahre ausführlich die Vorzüge seiner Alpensage Zlatorog (Leipzig, Verlag von Liebeskind) nach. Wir werden dieses Jahr von Rudolf Baumbach aus demselben Verlag mit einer verwandten dichterischen Gabe beschenkt, seinen „Liedern eines fahrenden Gesellen", welche neben den ernsten Zügen der Muse des Dichters, die sich im Zlatorog so schön ausgeprägt finden, vornehmlich jene glückliche vis comica des Verfassers zeigen, die derselbe auch alljährlich in dem humoristischen Jahrbuch für Alpenfreunde, dem Enzian, als dessen Hauptmitarbeiter, niederzulegen pflegt. (3. Band, Leipzig, Liebeskind, 1877). — Eine heitere Schrift anderer Art bietet der Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig in Nanni, einem „Puppenmärchen für große Kinder", während die reizende Ausgabe der Dänischen Volksmärchen von Svend Grundtvig, übersetzt von Willibald Leo, die soeben im nämlichen Verlage erschienen ist, Kindern nur mit Auswahl vorgelesen, nicht in die Hand gegeben werden kann. Bei einer zweiten Auflage wird vielleicht das haarsträubende österreichische Deutsch der Uebersetzung und der völlig grundlose Sperrsatz vieler Worte vermieden.

Mit **diesem Hefte** beginnt diese Zeitschrift das I. Quartal ihres 37. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und **Konditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im Dezember 1877. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.

Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

Nº. 2.

Ausgegeben am 3. Januar 1878.

Inhalt:

Seite
Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. II. Die Dorier auf dem Peloponnes. Max Jähns. 41
Mittelalterlicher Stadthaushalt. Dr. Christian Meyer. . . 57
Die Vendee. H. v. Clausewitz. 68
Neues aus dem Jahre 1791. Karl Wippermann. 74
J. Burckhardt's Geschichte der Renaissance in Italien. R. Bergau. 78
Julius Wolff's wilde Jäger. Felix Dahn. 79

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Soeben erschien im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig:

Felix Dahn:

Sind Götter?

Die Halfred Sigskaldsaga.

Eine nordische Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert.

Zweite durchgesehene Auflage.

8. Preis M. 4. 50. n.

Ein Kampf um Rom.

Historischer Roman. 4 Bände.

Vierte Auflage. Pr. M. 24.

Früher im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart:

Gedichte. Zweite Sammlung. Eleg. geb. M. 10.

Dieselben. {1. Abtheilung. Zweite Aufl. Broch. M. 6.
{2. Abtheilung. Zweite Aufl. Broch. M. 2. 60.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

8. Monatlich zwei Hefte von 5 Bogen. Jedes Heft 75 Pf.

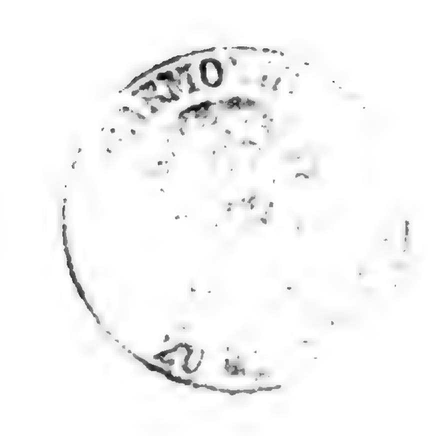
Jahrgang 1878. Erstes Heft.

Mit diesem Hefte beginnt ein neues Abonnement auf diese rühmlichst bekannte culturhistorische Zeitschrift, die sich des ausgedehntesten Leserkreises erfreut.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und sind in den Stand gesetzt das erste Heft des neuen Jahrganges vorzulegen.

Die soeben erschienene Nr. 48 der **Jenaer Literaturzeitung** im Auftrage der Universität Jena herausgegeben von **Anton Klette,** Jena, **Hermann Dufft,** bringt Besprechungen von:

A. Bärthold, Lessing: von **J. Clüver**. **H. v. d. Goltz**, Tempelbilder: von **B. Pünjer**. **G. Eger**, die Einführung eines internationalen Eisenbahnfrachtrechts: von **R. Klostermann**. **G. Baumert**, über die Zurechnungsfähigkeit und Bestrafung jugendlicher Personen: von **A. Dochow**. **E. Jaeger**, Geschichte der socialen Bewegung und des Socialismus in Frankreich: von **E. Heitz**. **F. Mehring**, zur Geschichte der deutschen Socialdemokratie: von **demselben**. **R. Schuster**, die Socialdemokratie: von **demselben**. Statistische **Nachrichten** über das Grossherzogthum Oldenburg: von **M. Neefe**. **E. Levinstein**, die Morphiumsucht: von **N. Zuntz**. **H. Lippert**, das Klima von Nizza: von **A. Röhrig**. **J. J. Fühling**, der prakt. Rübenbauer: von **W. Detmer**. **F. Goldenberg**, Fauna Saraepontana fossilis: von **W. Schmitz**. (Saarbrücken.) **H. Fischer**, Nephrit und Jadeit: von **K. von Fritsch**. **L. Rabus**, Philosophie und Theologie: von **E. Pfleiderer**. **F. Leitschuh**, der gleichmässige Entwiklungsgang der griechischen und deutschen Kunst: von **J. Walter**. **J. G. v. Hahn**, sagwissenschaftl. Studien: von **W. H. Roscher**. **S. Müller**, die nordische Bronzezeit, aus dem Dänischen: von J. Mestorf: von **J. H. Müller**. **C. Pöhlig**, Theramenes: von **H. Zurborg**. **W. Vischer**, kleine Schriften von: **demselben**. **C. Nipperdeii** opuscula: von **M. Hertz**. **H. Hageni** de Dosithei magistri quae feruntur glossis: von **W. Schmitz** (Cöln). **Fr. Holzweissig**, Wahrheit und Irrthum der localistischen Casustheorie: von **J. Jolly**. **C. Abel**, Koptische Untersuchungen: von **R. Pietschmann**.



Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens.

Von Max Jähns.

II.

4. Die Dorier auf dem Peloponnes.

Auf dem Peloponnes führte die Dorische Eroberung zu schweren Kämpfen, da sich die Ureinwohner mit großer Zähigkeit wehrten. Im Allgemeinen befolgten die Dorier das Verfahren, sich an einer geeigneten Oertlichkeit festzusetzen und von dort aus allmählig den Widerstand entweder durch unmittelbare Siege zu brechen oder unter dem Eindruck ihrer Waffenthaten Bundesgenossen zu werben. Der Erfolg war nach den Landschaften verschieden. — Wie auf Kreta waren auch in Messenien und Argolis die Dorischen Einwanderer nicht mächtig genug, um zu einer vollkommenen Herrschergewalt durchzudringen; andererseits aber vermochten auch die alten lelegischen, äolischen, danaischen und achäischen Einwohner keineswegs, die Theilnahme der Dorer am Staatsleben in der Art zu beschränken wie es den Kretern durch Einrichtung der Kriegerkaste gelungen war, und so ergaben sich in Messenien und Argolis schwankende Zustände, welche die Kraft beider Staaten sehr beeinträchtigten, so daß Messenien, das den altpelasgischen Charakter am meisten bewahrte, endlich völliger Unterjochung verfiel.

Und diese Unterjochung geschah ebenfalls durch ein Dorisches Volk und zwar durch dasjenige, welches sich auf dem Boden Lakoniens in fester Selbstbestimmung ausgebildet und eine Kriegsverfassung entwickelt hatte, deren höchst merkwürdige Eigenart für die Gestaltung des hellenischen Waffenthums von entscheidender Bedeutung geworden ist.

Nirgends ist anhaltender und hartnäckiger zwischen der älteren und jüngeren Bevölkerung gestritten worden, als in dem Kesselthale des Eurotas, wo durch mannigfaltigen Zuzug zu Lande und zu Wasser bereits eine höchst gemischte

Bevölkerung vorhanden war, als die in sich selbst wieder bunt gemengten Kriegsschaaren der Dorier von den Eurotasquellen herunter kamen, um für sich und ihre Familien Land zu gewinnen. Anfangs hatte es den Anschein, als würden sich die Dinge wie in Messenien und Argolis gestalten. Zwei königliche Familien mit ihren in der Vorgeschichte des Landes begründeten Rechten, unter sich mißgünstig wie in häufigen Zerwürfnissen mit ihrem Dorischen Kriegsvolke; daneben jahrhundert=alte Ueberreste von Einrichtungen der heroischen Zeit, und auf der andern Seite das jener Vergangenheit durchaus fremde Dorervolk, spröde und ungefüge, im stolzen Bewußtsein überlegener Kriegsmacht, eifersüchtig die ihm zugestandenen Rechte hütend — welche Verwirrung, welche Schwierigkeiten! — Die Lösung derselben knüpft sich an den Namen des Lykurgos und beruht wesentlich auf einem Vertrage, demzufolge das Zwillingskönigthum bestehen blieb und die Dorier sich, nach kretischem Vorbilde, kriegerkastenartig von den andern Landbewohnern abschlossen. Ein zusammenhangendes Gebiet des besten Bodens wurde ihnen in 9000 gleichen Ackerlosen zugetheilt. Der Mittelpunkt dieser Landschaft war das an der Eurotasfurt gelegene offene Sparta, nach dem fortan die Dorer sich Spartiaten nannten, im Gegensatz zu der alten Landbevölkerung, welche auf den unfruchtbareren Bergen rings um die üppige Niederung wohnte und daher als die „Umwohnenden" oder Periöken bezeichnet wurde. An Zahl den Spartiaten um das dreifache überlegen, waren sie doch genöthigt, den undankbareren Boden zu beackern, Bergbau und Handel zu treiben, und auf jede Theilnahme an der Landesregierung zu verzichten. Aber sie blieben doch frei; das Landvolk, welches auf den Aeckern der Spartiaten saß, hatte ein härteres Loos. Es arbeitete wesentlich für die Dorier, und als dies wiederholte Aufstände hervorrief, deren Mittelpunkt die alte Seestadt Heilos war, wurden die nach ihr benannten Aufständischen, die Heiloten, zu rechtlosen Staatssklaven herabgedrückt.

Die Spartiaten hatten also alles beste Land für sich; aber sie durften es weder veräußern noch vermehren. Unverändert gingen die Ackerlose als Majorate vom Vater auf den Sohn, und die Könige wachten über die Erhaltung der hergestellten Ordnung; sie sorgten, daß die Spartiaten rechtzeitige Ehen schlössen, damit es nie an Erben des Kriegerloses fehle; sie hoben kinderlose Ehen auf und sahen darauf, daß die Erbtöchter landlose Mitglieder der Kriegergemeinde heiratheten.

Uebrigens waren die Spartiaten nicht nur, wie die kretischen Dorier, Hüter des Gemeinwesens, sondern auch dessen gesetzliche Leiter. Bei jedem Vollmond mußte der König die Spartiaten versammeln, und an diesem Gemeindetage, der zugleich eine Heerschau war, wurden die öffentlichen Angelegenheiten

und insbesondere auch Kriegserklärung und Friedensschluß durch den Zuruf der Gemeinde entschieden.

Die Vorschriften, welche Lykurgos über Lebensweise und Manneszucht der Kriegergemeinde gab, erinnern in vielen Punkten an die Einrichtungen der Dorischen Kriegerkaste Kretas. Auch ihm kam es darauf an, daß die Wehrkraft, deren Besitz der Staat mit seinem besten Boden erkauft hatte, diesem ungeschwächt erhalten bleibe. Darum wurden alle die Sitten, mit denen die Dorier so machtvoll und unwiderstehlich in die weichere Achäerwelt hereingetreten waren, in voller Strenge hergestellt und mit der ganzen Schärfe des Gesetzes gehütet. Diese Strenge schien um so nöthiger, als die Ueppigkeit der Thallandschaft zu behaglichem Leben aufforderte. Der Staat wahrte sich das Recht, die Spartiatenkinder gleich nach der Geburt körperlich prüfen und die untüchtigen aussetzen zu lassen, damit sie kein Ackerlos erbten. Auf der andern Seite machte er aber auch die Ergänzung mit frischem Blute möglich, indem er Kinder, welche nicht aus reiner Dorierehe stammten, falls sie nur die ganze Schule der von Lykurgos vorgeschriebenen militärischen Erziehung durchgemacht hatten, in erledigte Ackerlose und damit in die herrschende Doriergemeinde eintreten ließ. Also Mannszucht und Ausbildung machten den Spartiaten, nicht allein das Blut der Ahnen.

Uebrigens schärfte Lykurgos die kretischen Einrichtungen noch. Kreta ließ die jungen Dorier bis zur Jugendreife im Vaterhause; Sparta nahm schon den siebenjährigen Knaben in öffentliche Zucht und stellte ihn in seine Abtheilung ein, wo er genau wie alle andern schablonemäßig geübt und abgehärtet wurde. Um das Widernatürliche, das in solcher Erziehung lag, aufrecht erhalten zu können, bedurfte es einer Absperrung des ganzen Staates, die denn auch mit großer Schärfe durchgeführt wurde. Wachtposten standen an den Pässen und hüteten das schon so versteckte Eurotasthal; niemand kam ohne Meldung hinaus oder herein; das Reisen wurde unmöglich gemacht, das Auswandern eines Spartiaten der Desertion gleich geachtet und mit dem Tode bestraft. Endlich ward die dem Jünglinge gewährte Bildung so eigenthümlich beschränkt, daß er sich nur in der Heimath wohlbefinden konnte, da er im übrigen Hellas sich stets unbeholfen und beengt sah.*)

Die Stadt Sparta war aus dem Lager hervorgegangen, welches die Dorier den achäischen Amykläern gegenüber errichtet hatten. Ein langes Kriegsleben hatte hier gewöhnt, in gewissen Abtheilungen zu lagern, zu kochen und zu speisen. Lykurgos machte die Zeltgenossenschaft auch für den Frieden zu

*) Curtius a. a. O.

einer dauernden Einrichtung, und Herodot nennt von all' den eigenthümlichen spartanischen Einrichtungen die gemeinsamen Male, die Syssitien zuerst.

Jeder Spartiat, welcher das 20. Jahr zurückgelegt hatte und damit felddienstfähig geworden war, mußte sich einer Zeltgenossenschaft anschließen. In der Regel bestand eine solche aus 15 Mann, die den Eid geleistet hatten, einander nicht zu verlassen und also eine Eidgenossenschaft, (Enomotie) bildeten. Eine solche Enomotie war zugleich die unterste Heeresabtheilung. Ihrer zwei bildeten eine Triakas. Größere Abtheilungen waren nachmals die Lochen. So war der dorische Adel in steter Kriegsbereitschaft bei einander; er wohnte nicht nur in Sparta, sondern er stand dort in Garnison und zwar immer auf Kriegsfuß.

In dieser Verfassung durchfocht Sparta die schweren Kriege mit Messenien, die es mehr als einmal an den Rand des Abgrunds führten. Es war vorzugsweise der kleine Krieg, der so kraftverzehrend wirkte. Der Widerstand der Messenier knüpft sich an die Namen ihrer wackeren Könige Aristodemos und Aristomenes; auf spartanischer Seite ward kein Mann berühmter als der begeisternde ionische Dichter Tyrtäos. Aus seinen Elegien vermag man ein deutliches Bild der damaligen Kampfweise zu gewinnen:*)

Schreite denn jeder beherzt vorwärts, in den Boden die Füße
Fest eindrückend, die Zähn' über die Lippen geklemmt,
Brust und Schulter zumal und hinabwärts, Hüften und Schenkel
Hinter des mächtigen Schild's eherner Wölbung gedeckt.
Hochher schwing' er zum Wurf in der Rechten die wuchtige Lanze
Und furchtweckend vom Haupt flattre der Busch ihm herab.
Fuß an Fuß mit dem Gegner und Schild andrängend dem Schilde,
Daß sich der Helm mit dem Helm streift und der Busch mit dem Busch.
Brust an Brust dann such' er im Kampf ihn niederzustrecken,
Sei's mit des Schwerthiebs Kraft oder dem ragenden Speer.
Also die starrenden Reihn andringender Feindesgeschwader
Wirft er zurück und dämmt mächtig die Woge der Schlacht.
Aber bezwingt ihn der Tod im Vorkampf: seinem Erzeuger,
Seiner Gemeind' und Stadt bringt er verklärenden Glanz;
Nimmer im Dunkel erlischt sein Ruhm und gepriesener Name,
Und der begrabene lebt als ein Unsterblicher fort.

Nach der Unterwerfung Messeniens wandten die Spatiaten ihre Waffen auch gegen Argos und Arkadien und bezwangen um das Jahr 600 namentlich Tegea. — Alle diese Kriege gleichen sich: es sind Feldzüge von wenigen

*) Schlachtgesang des Tyrtäos aus den Elegien zusammengestellt. Uebersetzt von E. Geibel.

Monaten ohne Zusammenhang in den Operationen, fehdenartige Raubzüge, bei denen die Städte nicht belagert, sondern blokirt werden, indem man in ihrer Nähe einen geeigneten Platz besetzt und durch Plünderungszüge in das Gebiet der Stadt die Bürger zum Nachgeben bestimmt.*)

Daß bei ihrem festen Zusammenhalte die adlige Kriegsgemeinde auch politisch eine große Macht entwickelte, läßt sich denken. Allmählig ging alle wirkliche Gewalt auf den Sicherheitsausschuß des Adels über, auf die fünf jährlich wechselnden Ephoren, denen die Könige gehorchen sollten wie Kinder den Vätern. Diese Einrichtung gewann feste Formen zu einer Zeit als die Spartaner aus zunehmender Ueppigkeit und einer gewissen weichlichen Erschlaffung, die sich zu Anfang des 6. Jahrhunderts eingestellt hatte, in gewaltigster Weise durch den energischen Cheilon emporgerüttelt wurden. Cheilon ist eine echte Soldatennatur von strenger, herber Größe. Für das Schwerste und Rühmlichste erklärte er: Geheimnisse zu bewahren, seine Muße gut zu verwenden und Unrecht erdulden zu können. Er forderte mit Entschiedenheit, daß zum Besten des Ganzen der spartanische Edelmann auch Unrecht, Kränkung und Zurücksetzung geduldig ertragen müsse. Schroff tritt er dem Streben nach Erwerb und Genuß entgegen, und mit einer fast beispiellosen Konsequenz führt er die Spartiaten zur alten lykurgischen Einfachheit zurück. Das gesetzliche Organ dazu wurden die Ephoren. Wenn sie im Herbst ihr Amt antraten, ließen sie durch den Herold verkünden: die Spartiaten hätten den Schnauzbart zu scheeren und den Gesetzen zu gehorchen, sonst würden sie deren Schwere empfinden. — Man glaubt König Friedrich Wilhelm I. von Preußen reden zu hören! — Es wäre gegen den militärischen Charakter Spartas gewesen, wenn nicht alles, was die Behörden zu sagen hatten und was man ihnen erwiderte, ohne Umschweife so kurz wie möglich gesagt worden wäre. Cheilon haßte lange Reden, traf aber mit knappem Kernwort den Nagel auf den Kopf. Er ist der Urheber der berühmten „lakonischen Kürze". Die Bildung des spartanischen Adels wurde nun vollends eine ausschließlich praktische, und seine Erziehung galt nicht nur als eine, sondern als die Existenzfrage des Staates schlichthin. Die Stadt Sparta verwandelte sich in ein großes Erziehungshaus, in welchem jede höhere Altersstufe die jüngere drillte. Es wurden Ritterakademien gebaut, welche die gesammte Jugend von 7. bis zum 30. Jahre, also 8—9000 Köpfe aufnehmen konnten und welche Turn-, Musik- und Schlafsäle enthielten. Hier wurden die Knaben in kleinen Abtheilungen (Ilen) unter besonders tüchtigen Genossen eingetheilt. Das Haar ward ihnen kurz geschoren; ohne Decken schliefen sie auf Heu und Stroh, vom

*) Rüstow und Köchly a. a. O.

15. Jahre an auf Schilf, das sie selbst am Eurotas brechen mußten. Sommer und Winter gingen sie barfuß und spärlich bekleidet. Selbst das knappe Wollenhemd, den Chiton, mußten sie im 12. Jahre ablegen und sich mit dem kurzen Mantel, dem Tribon, begnügen. Die Kost wurde absichtlich so kärglich gereicht, daß der Knabe gezwungen war, Lebensmittel zu stehlen. Wurde er aber ertappt, so setzte es Peitschenhiebe. Er sollte nicht nur Hunger und Durst ertragen lernen, sondern auch listig und gewandt werden. Geißelproben übten im Ertragen von Schmerzen. Der gymnastische Kursus, den diese Kadetten durchmachten, hatte nicht, wie in andern hellenischen Gauen, allseitige Ausbildung in Kraft und Anmuth zum Ziel, sondern lediglich militärische Tüchtigkeit. Vom Tanze betrieb man lediglich die kriegerischen Arten, vor Allem die kretische Pyrrhiche, eine Nachahmung jeder Art des Angriffs mit Bogen und Wurfspieß, Stoß und Schlag und jeder Vertheidigungsweise durch Seitensprung, Zurückweichen, Niederducken und Emporspringen. Auch in der Rüstung und in Schaaren wurde die Pyrrhiche getanzt. Daneben übte man die Chorreigen mit ihrem Gleichschritte, ihren feierlichen Wendungen, Kontremärschen und Abschwenkungen, in denen man die Grundzüge der spartanischen Elementartaktik erkannt hat und deren sichere fehlerlose Ausführung von Seiten der lakedämonischen Lochen vor und während der Schlacht noch zur Zeit des Xenophon Gegenstand bewundernden Neides für die Exerziermeister anderer Stämme war.*) — Die Musik wurde nur so weit gelehrt als ihre Chorlieder, die Prosodien und Päane, den Kultusreigen oder die Pyrrhiche zu begleiten hatten. Dazu erklangen die begeisternden Marschlieder des Tyrtäos aus den messenischen Kriegen, die Embaterien, welche gleich den Parodoi, den Einzugsliedern der tragischen Chöre in Athen, anapästische Rhythmen hatten, die unwillkürlich zu lebendigem Gleichschritt einladen. — Von Instrumenten wurde die Flöte zur Begleitung des Waffentanzes und der taktischen Evolutionen beibehalten, und den Aufmarsch zur Schlacht begleiteten die Töne der alten siebenseitigen Kithara Terpanders. Die Musik war übrigens das einzige Element, welches die geistige Seite der Erziehung vertrat. Lesen und Schreiben gehörte niemals zum System derselben, wenn es auch nicht verboten war, sich diese Kenntnis zu verschaffen. Wie Sparta, dem Rathe des Orakels zufolge, keinen geschriebenen Gesetzen gehorchte, so sollte auch die Jugend, was ihr zu

---

*) Einleitung zu Köchly und Rüstow: „Griech. Kriegsschriftsteller. II. Die Taktiker. Leipzig 1855. — „Es ist daher die schon von andern Forschern geltend gemachte Analogie zwischen dem dorischen Choros und dem dorischen Lochos weder zufällig noch oberflächlich: hat sie sich doch theilweise noch in dem tragischen Chore der Athener erhalten, der durch Zerfällung des ursprünglich dorischen Dithyrambenchores von 50 Personen hervorging und schon durch diese Zahl an die Pentekostis, die Unterabtheilung des spartanischen Lochos, mahnte."

wissen noth thue, nicht aus Schriftrollen, sondern ausschließlich im Umgange mit den Männern lernen.

Mit dem 18. Jahre traten die Jünglinge aus den Kadettenhäusern und durften Haar und Bart (mit Ausnahme des Schnurrbarts) wachsen lassen. Sie hießen nun bis zum 20. Jahre Melleirenes (werdende Jünglinge) und wurden mit Einübung des kleinen Krieges beschäftigt. Jährlich hielten sie auf einer Insel die festliche Schlacht ab, bei der es darauf ankam, die Gegner in's Wasser zu drängen.*) Vom 20. bis zum 30. Jahre hießen sie Eirenes (Jünglinge), wohnten in besonderen Kasernen und waren gezwungen, unter Aufsicht den vorgeschriebenen Leibesübungen obzuliegen. Das Ziel ihres Ehrgeizes war, unter die Zahl der 300 Hippeis aufgenommen zu werden, welche als die Blüthe der spartanischen Jugend erscheinen. Diese Ritter standen im Frieden den Ephoren zur Verfügung; im Kriege begleiteten je 100 von ihnen jeden König in's Feld. — Die Disziplin war eisern. Man meinte keineswegs, daß die Prügelstrafe dem Muthe und dem Ehrgefühle der Soldaten schade. Jeder Knabe, jeder Jüngling hatte den Stock jedes Spartaners und vor Allem die Peitschenträger des Generalgewaltigen zu fürchten, der die Erziehung überwachte — und dies durch die ganzen 23 Jahre, welche der Kursus dauerte. Cheilon hielt dafür, daß der der Stärkste sei, welcher unter dem härtesten Zwange aufgewachsen wäre.**)

Als besondere Vorübung für den Krieg galt die Beaufsichtigung der Heiloten, welche den 300 Jünglingen übertragen war, die alljährlich den Ephoren zur Verfügung gestellt wurden. Diese mußten, das Schwert an der Seite, den ganzen Winter das Land durchstreifen, um die Heiloten in ihrer Mußezeit zu beobachten und zu behorchen. Dies Geschäft hieß, der Heimlichkeit wegen, die Krypteia. Auf die Meldungen der Jünglinge hin befahlen ihnen die Ephoren, welche der Sklaven schärfer zu beobachten, welche sofort schnell und geräuschlos aus dem Wege zu räumen seien. Auch dies Amt lag den zur Krypteia Befehligten ob, deren Dienst sie somit nöthigte, während der schlechten Jahreszeit beständig und zwar unbeschuht unterwegs zu sein, ihren Unterhalt selbst zu besorgen, stets zu biwakiren und dabei alle List in Anwendung zu bringen, den Feind auszuspähen und plötzlich meuchlerisch zu überfallen. Die ihnen aufgetragenen Mordthaten gewöhnten die jungen Krieger auch frühzeitig an Blutvergießen — der Gipfel des pädagogischen Systems der Spartiaten!***)

Indeß, es fehlte auch nicht an idealeren Momenten. Die ganze Jugend

---

*) Pausanias. III.
**) Thukydides. I. 84.
***) Max Dunker a. a. O.

vereinigte sich zu gymnastischen und orchestrischen Spielen an dem großen Apollofeste der Karneen um den Adel; und an solchen Tagen mochte der Chor der Greise singen: „Wir waren einstmals krafterfüllte Männer!“ und der Chor der Männer antworten: „Wir aber sind es; hast du Lust, versuche es!“ worauf dann der Chor der Knaben einfiel: „Wir werden einst noch viel gewaltiger sein!“ *)

Uebrigens dauerte mittelbar die Zucht des Staates auch noch nach dem 30. Lebensjahre fort. Alle Einrichtungen bezogen sich auf Heranbildung eines starken, kriegstüchtigen Menschenschlages, selbst die der häuslichen Verhältnisse zwischen Eheleuten. Auch die Mädchen stärkten den Körper durch Leibesübungen, um ein kräftiges Geschlecht zur Welt bringen zu können, ja sie übten, nur leicht gekleidet, vereint mit den Jünglingen, um diese gewissermaßen zu stählen gegen den allzuleichten Reiz weiblicher Schönheit. — Der Begriff hingebender Tapferkeit umfaßte alle Tugenden; Feigheit war die fürchterlichste Schande. Wer vor dem Feinde geflohen war, durfte nie mehr in öffentlicher Versammlung erscheinen; er hatte Stockschläge zu dulden wie ein Unmündiger; das Haar wurde ihm zur Hälfte geschoren; er mußte im geflickten Chiton einhergehn, jedem ausweichen und vor Jüngeren aufstehn; während der Chorgesänge der Feste wurde er an einem schimpflichen Platze öffentlich ausgestellt, und oft endete freiwilliger Tod solch schmachvolles Leben. — Man sagte, es gehöre viel Muth dazu, als Spartaner feige zu sein. — „Mit oder auf diesem Schilde!“ rief die spartanische Mutter dem Sohne zu, den sie zum Kampfe ausrüstete. „Noch einen Schritt vorwärts!“ rieth die andere, als der Sohn sich über die Kürze seines Schwertes beklagte,**) und sie weinte nicht um den Sohn, der im Gefechte blieb, sondern um denjenigen, der den gefallenen Feldherrn überlebte.

Isokrates läßt den spartanischen König Archidamos sagen:*) „Jedermann ist offenbar, daß wir uns von den übrigen Griechen weder durch die Größe unserer Stadt noch durch die Menge unserer Bevölkerung hervorthun, sondern dadurch, daß wir unsere öffentliche Zucht gleich der eines Heerlagers eingerichtet haben, wo Alles gehörig in einander greift und den Befehlen der Vorgesetzten pünktlich Folge geleistet wird.“ — Auch Platon urtheilt, daß die spartanische Verfassung die eines Heerlagers sei und zur soldatischen Tüchtigkeit ausbilde, nicht aber zur wahren politischen Trefflichkeit, in welcher jene Tüchtigkeit ebenfalls, ja in noch höherem Maße, doch nur als ein Theil des Ganzen

---

*) Pausanias III und Plutarch: Lykurg. c. 21.

**) Diese Kürze des lakonischen Schwertes war den Athenern Gegenstand des Spottes.

***) Isokrat. Archid. § 81.

enthalten sei.*) Die Abweichung des spartanischen Heerbannes von dem der andern hellenischen Staaten besteht eben darin, daß die Spartaner ausschließlich Soldaten waren. Während die übrigen Kantone von Hellas, namentlich die Seestädte, zu einem lebhafteren, industriellen und kommerciellen Treiben gelangten, war Sparta absichtlich zum Landbau und zur alten bäuerischen Genügsamkeit zurückgekehrt. Die Griechen erstaunten im 5. Jahrhundert darüber, daß diese Edelleute so grobe Kleider trugen und fortfuhren, ihre schwarze Suppe zu essen. Während die anderen hellenischen Bürger nur im Kriegsfalle Soldaten aus dem Stegreif wurden, gab es in Sparta allein eine stehende Armee, welche in beständiger Uebung geschult ward und welche gleichbedeutend war mit der Bürgerschaft selbst.**) Als einst ihre Bundesgenossen darüber murrten, daß sie, so viele an Zahl, den weit weniger zahlreichen Spartiaten immerfort Heeresfolge leisten müßten, ließ der zufällig anwesende König Agesilaos aus dem gemischt sitzenden Haufen zuerst die Töpfer, dann die Schmiede, darauf die Zimmerleute und so fort die übrigen Handwerker und Gewerbsleute aufstehn. Und als nun von den Bundesgenossen fast alle aufgestanden waren, von den Spartiaten aber kein einziger, da rief er lachend: „Nun seht ihr, wie viel mehr Soldaten wir gestellt haben, als ihr!“ ***)

Die Gesammtbevölkerung Lakoniens dürfte auf höchstens 400,000 Seelen zu veranschlagen sein. Davon waren mindestens die Hälfte Staatssklaven, Heiloten. — 140,000 gehörten zur Klasse der Periöken, und nur etwa 60,000 Köpfe dürften dem Spartiatenvolke, der regierenden Gemeinde der Edelleute angehört haben. — Das Heer Lakadämons aber setzte sich aus allen drei Bevölkerungstheilen zusammen.†)

Jeder Spartiat gehörte bis zu seinem sechzigsten Lebensjahre dem Heerbann an. Das aktive Heer bestand aus den Männern vom 20. bis zum 45. Jahre; den älteren lag der Garnisondienst im Lande ob; denn die Lage Spartas erlaubte niemals, daß der gesammte Heerbann in's Feld zog. Dieser zerfiel in 6 Moren. Jede Mora hatte 2 Lochen, der Lochos 4 Pentekostyen, d. h. Funfzigschaften, und die Pentekostys 2 Enomotien. Die Enomotie hatte also in der späteren Zeit nicht mehr 15 sondern 25 Mann, und die Zusammenstellung zweier Enomotien zu einer Triakas fiel fort. Alle 6 Moren gaben bei der Normalstärke der Pentekostyen von 50 Mann eine Gesammtstärke von 2400 Mann. Geschichtlich lassen sich jedoch Abweichungen nachweisen,

*) Gesetze B. II.
**) Max Duncker. a. a. O.
***) Plutarch: Agesilaos. c. 26.
†) Schömann: Griechische Alterthümer: I. 3. Aufl. Berlin 1871.

weil die Enomotien nicht immer gleiche Stärke hatten.*) — Uebrigens rückten normalmäßige, lediglich aus Spartiaten bestehende Moren selten oder niemals wirklich in's Feld; vielmehr nahmen sie ebensowol die mit den Spartanern vereint als Hopliten dienenden Periöken auf; denn auch diese waren seit dem Ende des 6. Jahrhunderts zum Kriege verpflichtet und wurden fleißig für denselben vorbereitet. Ungern aber zog man diese Lakedämonier zweiter Klasse in demselben Verhältnisse zum Dienst heran wie die Spartiaten, und obgleich ihre Anzahl mehr als doppelt so groß war als die der dorischen Edelleute, so vermied man doch so lange wie möglich, ihren Auszug stärker zu machen als den der Spartiaten. Mit der Zeit wurde das freilich anders. In der Schlacht bei Platää fochten neben 5000 spartanischen Hopliten ebensoviele Periöken und außerdem noch etwa 5000 Leichtbewaffnete. Leonidas hatte bei Termopylä 700 Periöken und nur 300 Spartaner. Bei Leuktra fochten 4 lakedämonische Moren, die wenigstens 2000 Mann enthalten mußten; es waren aber nur 700 Spartaner dabei; der Rest muß also aus Periöken und vielleicht Neomoden, d. h. solchen Männern bestanden haben, welche, ohne dorischer Abstammung zu sein, doch als Spartiaten erzogen waren.**) — Ein Theil der Periöken, die sog. Skiriten, ein Stamm arkadischer Abkunft, bildete ein besonderes Korps Leichtbewaffneter, das vorzugsweise zum Vorpostendienst, zu Vorhut und Nachhut verwendet wurden und in der Schlachtordnung seine bestimmte Stelle auf dem linken Flügel hatte.***) — Auch der Heiloten bediente sich der Staat zum Kriege. Sie waren theils den Hopliten als Schildknappen zugewiesen; theils fochten sie mit Schleuder und Wurfspieß; theils wurden sie zum Troß, zum Herbeischaffen von Bedürfnissen, zum Schanzen u. dgl. verwendet. Wie groß aber die Sorge vor ihnen war, beweist u. A. die Thatsache, daß im peloponnesischen Kriege einmal die Aufforderung erlassen wurde, alle diejenigen Heiloten, welche sich besonders hervorgethan zu haben glaubten, möchten sich melden, um zur Belohnung die Freiheit zu erhalten, und daß dann, als sich gegen 2000 gemeldet hatten, diese zwar mit Kränzen geschmückt und für frei erklärt, bald darauf aber sämmtlich auf heimliche Weise aus dem Wege geräumt wurden.†)

Die Militärhierarchie Lakedämons war vollkommen durchgebildet. An der Spitze stand ursprünglich immer einer der Könige, dem ein Drittel

---

*) Ich folge in diesen Punkten den Anschauungen Schömanns und Dunckers, welche mir hier zutreffender erscheinen als die von Köchly u. Rüstow vertretenen.

**) Herodot IX; Diodor XI; Xenoph. Hellenika. VI.

***) Xenoph. De republ. Lac. 12.

†) Tukydides IV.

der Beute gehörte. Seitdem die Unternehmungen Spartas jedoch umfassender geworden, bestellte man auch andere Männer zu Anführern, welche dann den Titel der Strategen erhielten. Die dem Könige oder dem Strategen zunächst untergeordneten Befehlshaber waren die Polemarchen, deren es zu Xenophons Zeit sechs gab und denen wieder die Lochagen, die Pentekosteren und die Enomotarchen unterstanden. „Das ganze Heer“ sagt Thukydides setzte sich gleichsam aus einer Kette von Befehlshabern zusammen, deren in einandergreifendes Wirken die schnellste und pünktlichste Ausführung jedes Befehls sicherte, sobald der Feldherr ihn nur ausgesprochen.“*) Diese taktische Virtuosität besaß kein anderes Heer. Während bei den übrigen Griechen jedes Kommando vom Heerführer selbst dem Herolde gegeben und von diesem laut ausgerufen wurde, hörte man bei den Spartanern keinen Laut. Leise gingen die Befehle von einer Rangstufe zur anderen. Während die Hopliten anderer Stämme Richtung und Fühlung so gut bewahrten als es eben gehen mochte, marschirten die Spartaner in bewunderungswürdiger Haltung ruhigen Schrittes ohne Uebereilung nach dem Takt ihrer zahlreichen Pfeifer stets geschlossen und stets in der Richtung. Während die Bürgersoldaten der übrigen Kantone bei unerwarteten Bewegungen stets in Unruhe und Aufregung geriethen, wurde von den Spartanern jeder Aufmarsch, jede Frontveränderung mit größter Leichtigkeit und Sicherheit ausgeführt. Immer sah man die Rottenführer dem Feinde zunächst im ersten Gliede bleiben. Ihr Exerzierreglement hielten die Spartaner geheim, ebenso den Organismus des Heeres. Nicht in der Volksversammlung wurde die Stärke des Auszugs festgestellt, sondern die Ephoren gaben in aller Stille den Befehl zur Bereitschaft und zum Ausrücken. Dabei wurden nur die Altersklassen angegeben, welche einzutreten hätten, und den unterworfenen Ortschaften die Gestellung einer gewissen Zahl von Handwerkern und Troßknechten aufgegeben. Alles das geschah jedoch im größten Geheimnis, und es war nicht leicht, die Stärke der spartanischen Armee zu kennen, mit der man es zu thun hatte. Bevor das Heer aufbrach, opferte der König dem Zeus, und wenn die Zeichen günstig schienen, so zündete der Pyrphoros an der Flamme des Altars das Feuer an, welches er noch uralter, fernster Vorzeit entstammender Sitte, dem Heere voraufzutragen hatte. Auch an der Grenze wurde wieder geopfert, und es fehlt nicht an Beispielen, daß spartanische Heere wieder zurückkehrten, weil das Grenzopfer unglücklich ausfiel. Ein altes Holzbild der sich umschlungen haltenden Dioskuren, der Schutzgötter Spartas, begleitete die Könige in's Feld und bot dem Heer das Vorbild rüstigen Kampfes und treuer Waffenbrüderschaft.

---

*) Thukyd: V. Vergl. Plutarch. Pelop. c. 23.

Die Rüstung der spartanischen Hopliten bestand bis zu den ersten Perserkriegen lediglich in Helm, Schild und Schurz.*) Beinschienen und Harnisch kommen erst später allgemein vor; und zwar scheinen die Beinschienen für wichtiger gegolten zu haben als der Brustschutz, wenigstens sind auf Vasenbildern die Knemiden bei unzählig vielen Figuren angedeutet, denen der Harnisch fehlt. Alle Spartiaten bekleideten sich vor Beginn des Kampfes statt mit den ungefärbten Wollkitteln, welche sie daheim trugen, mit purpurfarbigen Gewändern und schlangen Kränze um Haupt oder Helm. — Die leichtbewaffneten Lakonen trugen auch in der Schlacht ihre breitkrämpigen Hüte und entbehrten jedes metallenen Schutzes. — Von der Strenge der Lebensweise, welcher die Spartiaten daheim unterworfen waren, wurde im Felde manches nachgelassen, sodaß das Lagerleben leichter und angenehmer war als das in der Stadt. Auf dem Marsche wurden Schild und Helm dem Sklaven übergeben; nur vom Speere trennte sich der Krieger nie. Die Marschfähigkeit war durch diese Einrichtung sehr gesteigert. Die 2000 Spartiaten, welche dem marathonischen Schlachtfelde zueilten, legten den Weg von Sparta dahin in 3 Tagen zurück, also auf den Tag mehr als 8 Meilen — eine eminente Leistung, die allerdings auch damals schon als etwas Unerhörtes bewundert wurde.

Das Kriterium der dorischen Taktik ist das Fußvolksgefecht mit kurzen Stoß- und Schlagwaffen. — „Als die Urväter aus dem Tempe-Thale aufbrachen, um neue Sitze zu suchen, da galt es zunächst, auf den Ebenen Thessaliens sich vor den Angriffen schwärmender Reitervölker zu schützen; dann in Hellas und im Peloponnes mußten die Dorier den Rossen und Streitwagen des ritterlichen Adels der Minyer und Achäer begegnen. Gegen beiderlei Feind gab es Eine Wehr und Waffe: — wie im dorischen Volke trotz höherer Ehre gewisser Geschlechter dennoch die einzelnen Volksgenossen gleiche Rechte und Pflichten hatten, so schlossen sie, die der gebirgige Boden der Heimath nothwendig zu Fußkämpfern gemacht hatte, sich zu der lebendigen Mauer der Hoplitenphalanx zusammen, von deren Schilden der Anlauf der Kentaurensöhne abprallte, vor deren Spießen Mann und Roß der adeligen Einzelkämpfer erlagen . . . Diese alte dorische Hoplitentaktik war aber zugleich der naturwüchsige Ausdruck des gemeinsamen Volkslebens in festlicher Versammelung und feierlichem Zug, sei es zum Dienste der Götter, sei es zur Ausübung der staatlichen Bürgerrechte; sie ist die hergebrachte Form auf Turn- und Tanzplatz, und in dieser ihrer ursprünglichen Schönheit und bedeutungsvollen Heiligkeit leuchtet sie noch tief in die geschichtliche Zeit hinein. Die Dorier haben die althellenische Taktik nicht erfunden, sondern geschaffen, nicht erlernt, sondern gelebt.**)

*) O. Müller: Die Dorier II.
**) Rüstow's Einleitung zu den griechischen Taktikern.

Das Geheimnis der spartanischen Fechtart ist der feste Zusammenhalt. Mit Recht sagte Damaratos dem Xerxes: Einzeln möge der Spartiat dem einzelnen Gegner erliegen; aber zu Hauf seien die Spartiaten die besten der Sterblichen. Indem sie frei seien, seien sie es doch nicht ganz. Ihr Herrscher sei das Gesetz und dies gebiete ihnen, nicht der Uebermacht zu weichen, sondern in Reih und Glied verharrend, zu siegen oder zu sterben.

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Phalanx ist Block oder Walze; und in solcher Form erscheint die Schlachtordnung der Dorier in der That. Die Tiefe der Phalanx war sehr verschieden. Wo man wenig zahlreiche aber vorzügliche Truppen hatte, wie sie eine gute spartanische Mora darbot, da bedurfte es nur weniger Glieder. Es wird berichtet, daß die Spartiaten sogar einstmals Einen Schild hoch, also in Einem Gliede, die Arkader besiegt hätten.*) Man darf annehmen, daß die spartanischen Hopliten anfangs meist 4 bis 6 Mann tief standen; später ist die Aufstellung der Spartiaten 8 Mann hoch; diese allein machten jedoch die Phalanx nicht aus; sie gleichen vielmehr der Säulenhalle, welche zwar das edelste Bauglied des Tempels bildet und das ganze Gebälk desselben stützt und trägt, hinter der sich aber doch noch eine Wand erhebt. Hinter den Spartiaten standen die Heiloten. Deren hatte schon jeder Periök einen mit sich; von den Spartanern aber weiß man, daß ein jeder mehre Schildknappen, bei Plataä z. B. deren sieben, bei sich hatte. Diese rangirten sich nun hinter den Herren, und so bekam die Phalanx immerhin eine sehr bedeutende Tiefe, sodaß sie nicht als Linie, sondern als geschlossenes Rechteck erschien. — Die ersten Glieder der Heiloten schleuderten über und durch die Reihen der Hopliten Warfspieße und Handsteine, und da nach dem Einbruch in den Feind die Geschlossenheit der Speerkämpfer naturgemäß aufhörte, ja wegen der Art wie der Spieß gehandhabt wurde, aufhören mußte, so drangen nun die Heiloten in die Zwischenräume; und während die Hopliten, sobald die Spieße zerbrochen zum Schwerte greifend, rastlos vorwärts stürmten und hinter sich ein von Verwundeten wimmelndes Erntefeld ließen, folgten die Heiloten Schritt vor Schritt, brachten ihre gefallenen oder verwundeten Herren in Sicherheit und schlugen die liegen gebliebenen Feinde mit Keulen und Knitteln vollends todt. — Von dieser mannigfachen Thätigkeit stammen die verschiedenen militärischen Bezeichnungen für die Heiloten: Gymneten, d. h. Ungerüstete, wegen des Mangels an Schutzwaffen, Erykteres, Retter, und Korynepholen, Keulenträger.

Bezeichnend ist es, daß die Leichtbewaffneten durchaus kein selbständiges Gefecht haben; sie unterstützen lediglich den Hoplitenkampf; sie sind ein die-

---

*) Tradition bei Polyaen 2, 1.

nendes Glied des Nahkampfes, dieses alleinherrschenden Schlachtprinzips der Dorier.*)

Eine noch geringere Rolle als jene Leichtbewaffneten spielte die Reiterei. Diese Truppengattung ist zwar überhaupt bei den Griechen, mit Ausnahme der Thessaler, schon der Beschaffenheit des Landes wegen, immer nur von untergeordneter Bedeutung gewesen; die Spartaner aber scheinen sie ganz besonders vernachlässigt zu haben. Wie im Laufe des 9. Jahrhunderts der Hoplitenkampf die alte Schwarmfechtart verdrängt hatte, so war ein Jahrhundert später der Ritterdienst an die Stelle der Streitwagen getreten. In Sparta wurden nun aus der Zahl der jungen Männer 300 der tüchtigsten und wohlhabendsten ausgelesen, welche als Hippeis zu Roß in's Feld zogen und denen die Könige 3 Hippagreten als Führer ernannten. Diese Einrichtung scheint jedoch sehr früh in Verfall gekommen zu sein. Zu Xenophons Zeit waren Haltung und Ausrüstung der Rosse den Reichen als eine Liturgie auferlegt, d. h. als eine jener Leistungen, die dem Staate zwar nichts einbrachten, ihm aber eine Ausgabe ersparten. Zum Reiterdienste nahm man die schwächsten Leute, welche im Kriegsfall auf jene, ihnen nicht gehörenden, fremden Pferde gesetzt wurden, ohne daß man von irgend einer Vorübung hört. Die 300 Hippeis stiegen unter solchen Umständen natürlich nicht mehr zu Pferde; der Rittername war ein leerer Titel geworden; die Reiter bestanden vielmehr fast durchweg aus Periöken und nur ihr Befehlshaber, der Hipparmostes, war unter solchen Umständen Spartiat. — Zu jeder Mora der Hopliten gehörte auch eine Reiterabtheilung; indessen weiß man weder etwas von ihrer Stärke noch von ihrer taktischen Verwendung.**)

Bei der ausgezeichneten Ausbildung der Spartiaten trugen ihre Waffen unter einigermaßen gleichen Umständen meist den Sieg davon, und das erfüllte sie mit großer Zuversicht. Uebrigens galt ihnen ein durch Klugheit gewonnener Sieg dankenswerther als ein mit vielem Blut erkaufter; für jenen opferten sie dem Ares ein Rind, für diesen nur einen Hahn. — Nach dem gewonnenen Sieg den Feind weit zu verfolgen, verbot das Gesetz, weniger wohl aus Großmuth als aus Klugheit. Man meinte, der Feind werde sich eher entschließen, das Feld zu räumen, wenn er wisse, daß er nicht hart verfolgt würde.***) Ueberdies lag die Stärke der Spartiaten in ihrer Geschlossenheit; diese war nach dem Handgemenge dahin, und leicht konnte eine zu lange Fortführung des Gefechts den Spieß umdrehen.

Die Lager der Spartaner wurden im Gegensatz zu denen der übrigen

---

*) Rüstow und Köchly: Geschichte des griechischen Kriegswesens.
**) Schoemann: Griechische Alterthümer.
***) Plutarch: Lykurgos c. 22.

Hellenen, welche sie stets im Viereck anlegten, kreisrund abgesteckt. In Feindesland, oder wo ein Angriff zu erwarten, befestigte man sie leicht, wahrscheinlich nur durch eine Verschildung. Wall und Graben anzulegen, scheint nicht üblich gewesen zu sein, wie ja auch Sparta selbst deren nicht besaß. Dagegen war der Wachtdienst vorzüglich, und daß zu diesem auch Reiter verwendet wurden, steht fest. Im Lager durfte niemand ohne seinen Speer umhergehn; die Heiloten mußten außerhalb kampiren.*) — Als Seemacht war Sparta unbedeutend; indeß hat es doch zur Schlacht bei Artemisium 10, zu der bei Salamis 16 Schiffe gestellte.**) Bau und Bemannung der Flotte fiel durchaus den Periöken zu; selbst von den Befehlshabern war vielleicht nur der Nauarch, der Admiral, unbedingt ein Spartiat.

Fassen wir alles Gesagte noch einmal kurz zusammen, so stellt sich in den Spartanern ein kleines aber starkes Herrenvolk von Einwandern dar welches, über unterworfenen Urbewohnern sitzend, für sich allein das Waffenrecht in Anspruch nimmt. Unverkennbar zeigt sich in dieser Einrichtung große Aehnlichkeit mit den Kriegerkasten Aegyptens und Indiens, zugleich aber auch ein sehr wesentlicher Unterschied. Am Nil und am Ganges waren es nur Theile des erobernden Volkes, welche die Kaste bildeten, am Eurotas dagegen tritt die Gesammtheit der eingewanderten Dorier als geschlossene Macht der Waffenberechtigten allen anderen Landinsassen gegenüber, ohne diese letzteren der Waffenpflicht zu entledigen. Vielmehr stellten diese politisch rechtlosen Volkstheile: Periöken, Skiriten, Heiloten, ebenfalls ausgehobene Mannschaft zu den Kriegen der Spartiaten und nur die Hoplitenschaaren, der eigentliche Kern des Heeres, bestand vorzüglich aus dorischen Bürgern. Nicht eine Kriegerkaste, ein Volk von Herrschern waren die Spartiaten, und als solches eine Erscheinung, wie sie sich vielleicht nur noch einmal in der Geschichte gezeigt: in jenem erlauchten deutschen Orden nämlich, der über Preußen herrschte und dort den glorreichen Heermeisterstaat erschuf, dessen Nachwirkung und Erbschaft sich nicht selten in unsern preußischen Traditionen vortheilhaft zu erkennen gaben. — Schön und wahr sagt Otfried Müller in seinem berühmten Buche über die Dorier, daß kein Volk den Krieg in dem Sinne und Maße als Kunst angesehen habe, wie die Spartiaten. „Es war ihnen", so meint er, die Kriegführung fast weniger ein wirkendes, auf Verderb anderer gerichtetes Handeln, als ein darstellendes, welches den schönsten Theil des Volkes in einstimmender und gelenker Bewegung wie einen kräftigen und ebenmäßig ausgebildeten Körper im freudigen Bewußtsein seiner Stärke zeigen sollte."

---

*) Schoemann, a. a. O. Im peloponnesischen Kriege scheint die lakonische Reiterei etwa 600 Mann gezählt zu haben.

**) Herodot VIII.

Gleichgerüstet und gleichgekleidet im Purpurgewande, sammelten sich die Spartiaten zum Heereszuge; kleinere Abtheilungen von Gemeindegenossen vereinigten sich aufs Innigste vor dem Kampfe durch Schwur und Erosopfer, und mit Kränzen geschmückt, im Taktschritt, unter Flötenklang stürmten sie vorwärts, und hellschallend umjubelte sie des Tyrtäos Päan: „Auf, Sparta's gerüstete Jünglinge, auf in die dräuende Woge des Kampfes!" — Während alle anderen griechischen Städte sich fest ummauert wiesen und von der Altburg, der Akropolis, als starker Citadelle schützend überragt wurden, lagen die Städte Lakedämon's offen da; denn als ihr einziger, aber sicherster Schutz galten die Söhne des Vaterlandes selbst. „Besser eine Mauer von Menschen als von Steinen", so lautete das Wort Lykurgs, ein Wort, in dem sich der Gegensatz zweier fremdester Pole, der des spartanischen und des karthagischen Wesens, mit wunderbarer Energie zusammenfaßt. — Diese Kriegsverfassung ist (freilich nur innerhalb des Herrschervolkes) das absolute Milizsystem in seiner vollen Reinheit. Und so gelangt man bei Betrachtung desselben zu dem wunderbaren Resultat, daß die beiden entlegensten Bildungen: Kastenwesen und Bürgermiliz, auf dem Boden Lakoniens verschwistert wurden, verschwistert durch die Wechselwirkung zwischen der in Folge der dorischen Einwanderung mit Nothwendigkeit gegebenen Stammesgruppirung und der frei wirkenden Macht des griechischen Geistes.

Wie groß aber waren die Opfer, welche für die Erhaltung dieser merkwürdigen Staats- und Heeres-Erscheinung zu bringen waren! — Verzicht auf jeden Genuß und Besitz, auf freie Bildung und Selbstbestimmung war die Grundlage, auf der sich die sogenannte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Spartiaten erhob. „Sie verwandelten sich in einen Ritterorden, zu dem nur lange und asketische Uebungen den Eintritt gewährten und in dem nichts als Dressur und Disziplin, Pflichtgefühl und Tapferkeit galten." Es liegt eine erhabene Resignation in der strengen Durchführung dieser Prinzipien, durch welche es der spartanische Adel ja auch thatsächlich erreichte, eine von Hause aus gewaltsame Stellung gegen den normalen Gang der Entwickelung gewaltsam zu behaupten. — Jedoch verbunden mit der eigenen Kasteiung ist auch ein perfider und grausamer Terrorismus gegen die Unterthanen, eine höchst unsittliche Mischung von offener Vergewaltigung und heimlicher Verfehmung. Der Mangel, ja das Verbot jeder individuellen Entwickelung brachte Staat und Heer frühzeitig in einen Zustand unfruchtbarer Erstarrung. Und dies wurde verhängnißvoll für ganz Hellas. Denn da der spartanische Edelmann für sein freudloses Dasein keinen anderen Trost hatte, als den Stolz auf die Macht seines Staates; da er ferner nichts anderes verstand und verstehen wollte als den Krieg, so war Machtausbreitung durch Waffengewalt

die einzige Losung der spartanischen Politik. „Weil aber", so sagt Max Duncker, „die Kraft Spartas nicht ausreichte, sich zum alleinherrschenden Staate in Hellas zu erheben, so blieb es bei der Eifersucht gegen jeden andern aufstrebenden Kanton von gesünderen Grundlagen. Diese Eigenschaften Spartas sind es gewesen, welche dem Leben von Hellas vor der Zeit den Todesstoß gegeben haben."

Mittelalterlicher Stadthaushalt.

Seitdem zuerst Eichhorn einem historischen Verständniß des deutschen Städtewesens im Mittelalter mit seinen ausgezeichneten Untersuchungen „über den Ursprung der städtischen Verfassung in Deutschland" die Bahn gebrochen hat, ist die Verfassungs- und Rechtsgeschichte unserer mittelalterlichen Stadtrepubliken stets der Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit unserer Rechtshistoriker geblieben. Weniger läßt sich dies von einem andern Gebiet unserer Städtegeschichte behaupten, trotzdem dasselbe der Beachtung vielleicht noch würdiger ist, als jene äußere Geschichte der Städteverfassung. Ich meine das innere Leben der Städte, ihre Verwaltung in finanzieller und polizeilicher Hinsicht. So wichtig ohne Zweifel die städtische Verfassungsgeschichte für die Entwicklung unseres späteren Staatsrecht ist, indem unsere modernen staatsrechtlichen Gestaltungen in zahlreichen Fällen ihre Muster und Vorbilder in den Einrichtungen der alten Stadtrepubliken haben, so ist der Einfluß, welchen die frühzeitige Bildung eines geregelten Haushalts und einer guten Polizei in den Städten auf die Entwicklung der Verwaltung der größeren fürstlichen Territorien ausgeübt hat, jedenfalls ein, wenn schon nicht so offen zu Tage liegender, so doch intensiverer und weitergreifender gewesen. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß, während die Entwicklung der Verfassungsformen eine mehr oder weniger autochthone, aus den besonderen geschichtlichen Grundlagen heraus sich aufbauende, fremdartigen Einflüssen nur wenig zugängliche ist, im Gegentheil auf dem Gebiete der innern Verwaltung eine Herübernahme und Anpassung fremder Formen weit leichter geschehen kann. Wir sehen daher, daß kein Staatswesen ohne einen Komplex der mannigfachsten, oft mit subtilster Feinheit ausgebildeten Verfassungsformen ist, daß aber ebendasselbe bezüglich seiner administrativen Einrichtungen eine Armuth dokumentirt, die an den rousseauischen Naturzustand erinnert. Man nehme nur einmal das

Deutsche Reich etwa von der Mitte des neunten bis zum Anfang des zwölften Jahrhunderts. An Reichthum und sorgfältiger Ausführung der äußeren Verfassungsformen hat es hier gewiß nicht gefehlt, die konsequente Durchdringung der ganzen Staatsverfassung mit dem einen Prinzip des Lehenwesens erscheint sogar heute noch als ein bewunderungswürdiges Kunstwerk — aber welchen Anblick bietet daneben die innere Reichsverwaltung! Man kann denselben kaum zutreffender schildern, als indem man die einzige Thatsache anführt, daß ein Ort wie Tribur zwei und ein halbes Jahrhundert lang das Centrum, sofern man damals von einem solchen reden kann, der deutschen Reichsverwaltung sein konnte, ohne daß irgendwie der befestigte Frohnhof sich zu einer Stadt erweiterte. Und auch die spätere Reichsverwaltung, wenn sie auch in einzelnen Beziehungen einen Fortschritt zur Geld- und Kapitalwirthschaft gemacht hat, ist doch im Ganzen und Großen in den Banden der Agrarwirthschaft stecken geblieben.

Anders verhält sich dies dagegen mit der wirthschaftlichen Entwicklung der Städte. Während außen auf dem platten Lande der Grundherr auf ererbtem Boden mit leibeignen Arbeitern eine isolirte Naturalwirthschaft betrieb, hatte in den Städten das Zusammenwohnen auf einem engen Raum rasch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit ausgebildet; jeder Einzelne war gezwungen, diesem Prinzip der Gemeinsamkeit etwas von seinen Rechten zum Opfer zu bringen; er tauschte dafür die Anerkennung und den Schutz der ihm noch verbleibenden durch die Gesammtheit der übrigen Mitbewohner ein. Auf diese gewöhnt er sich zurückzugehen bei Rechtsstreitigkeiten, die früher häufig nur die rohe Gewalt zum Austrag gebracht hatte. Die gemeinsame Arbeit, die nun nicht mehr ausschließlich für den herrschaftlichen Hof, sondern für die Bedürfnisse eines großen, weit über die Stadtgrenze hinausreichenden Kreises thätig ist, macht bequemere Verkehrs- und Zahlungsmittel nothwendig. Ordnung und Sicherheit sind durch den Zusammenstrom von Fremden, wie durch das Zusammenwohnen der Bürger selbst leichter gefährdet und erheischen eine Reihe von Einrichtungen, die dem Landbewohner als lästiger Zwang erscheinen. Kurz, wohin wir blicken, überall sehen wir, wie der Gegensatz gegen das platte Land eine Menge neuer Einrichtungen ins Leben ruft. Der steigende Verkehr, die wachsende Blüthe der Städte haben dann rasch eine Vervollkommnung dieser Verwaltung herbeigeführt, während die übrigen wirthschaftlichen Kreise noch lange an der alten Naturalwirthschaft festhielten. Erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert beginnt der Einfluß der Stadtverwaltung auf die Verwaltung des Reichs und der fürstlichen Territorien sich fühlbar zu machen. Und heutzutage können wir mit gutem Rechte sagen, daß die Stadtrepubliken des Mittelalters auch für die moderne innere Staatsverwaltung

Vorläufer und Muster gewesen sind. Namentlich das Steuerwesen hat sich in den Städten des Mittelalters gleichsam vorbildlich auf dieselbe Weise entwickelt, wie nachher in dem größeren Gemeinwesen der Staaten. Man ist ausgegangen von Grundzinsen und persönlichen Leistungen; man hat sich erst, als diese für die Bestreitung der vermehrten Kommunalbedürfnisse nicht ausreichten, hauptsächlich der indirekten Besteuerungsweise durch Zölle und Accise zugewendet, und ist endlich, als auch diese eine weitere Steigerung in Rücksicht auf die unteren Einwohnerklassen nicht zuließen, bei der Vermögens- und Einkommensteuer angelangt. Und auch das letzte in unserer Zeit nur zu beliebte Auskunftmittel, erhöhte oder außerordentliche Staatsbedürfnisse durch Anleihen zu bestreiten, ist in diesen unseren kleinen Musterbildern des modernen Staates schon ganz ebenso bekannt, ja fast noch geläufiger als heutzutage gewesen!

Es scheint mir daher nicht uninteressant, an dem Beispiel einer bestimmten Stadt die Art und Weise des mittelalterlichen Stadthaushalts zu kennzeichnen. Denn das brauche ich wohl kaum noch auszuführen, daß die einzelnen Städte auch bezüglich dieser Verwaltungseinrichtungen die allergrößte Verwandtschaft zeigen. Wie das Recht einer Stadt die ursprüngliche Heimath verläßt und nach allen Himmelsgegenden seine Rechtssätze weiter verbreitet, so hat auch bezüglich der wirthschaftlichen und polizeilichen Einrichtungen ein solches Wandern stattgefunden, so daß wir schließlich die Gesammtheit unserer alten Städte von gleichartigen Einrichtungen angefüllt erblicken.

Ich wähle das Beispiel Augsburgs, und zwar nicht bloß deshalb, weil diese Stadt eine der verkehrsreichsten und blühendsten Städte des Mittelalters war, sondern hauptsächlich auch darum, weil uns gerade hier das Quellenmaterial in seltener Fülle und Frische vorliegt.

Fassen wir, ehe wir an die eigentliche Darstellung der mittelalterlichen Stadtwirthschaft gehen, vorerst die Organe derselben kurz ins Auge. Die gesetzgebende Gewalt und Oberaufsicht übte, wie wie auf allen Gebieten der Stadtverwaltung, so auch bezüglich der Führung des Stadthaushalts, der Rath in seinen verschiedenen Abtheilungen als kleiner, (Vierundzwanziger), alter (Zwölfer) und großer Rath. Nächst ihm kommen dann vor allem die zwei Baumeister in Betracht. Sie sind die eigentlichen Finanzminister des Staates. Sie führen Rechnung über die gesammten Einnahmen und Ausgaben, an sie werden alle von den einzelnen Rezepturen vereinnahmten Gelder abgeführt, ihre Rechnungsbücher, die sogenannten Baumeisterrechnungen, geben daher ein klares und vollständiges Bild des städtischen Haushalts. Merkwürdig ist, daß gerade die Bauherrn mit der Verwaltung des Stadtsäckels betraut waren, daß man hiefür nicht eigene Kämmerer aufstellte, oder die Steuermeister, in deren

Händen doch die Haupteinnahmen zusammenliefen, die Finanzverwaltung besorgten. Das Auffallende dieser Thatsache erklärt sich, wenn wir einen Blick in das Baumeisterbuch werfen. Wir sehen dann, daß ein großer Theil der Ausgaben Bauzwecken gewidmet ist. Die Ausgaben für Zimmerleute, Maurer, Baumaterialien u. s. w. bilden in allen Baurechnungen stehende Rubriken, und auch sonst wurden, namentlich zu Zwecken der städtischen Befestigung, beträchtliche Summen auf Bauten verwendet. Im Grunde genommen ist dies auch heutzutage noch nicht anders: fast in allen Städten verschlingen die Ausgaben für gemeindliche Bauten den größten Theil der Einnahmen. Die älteste Baumeisterrechnung stammt aus dem Jahre 1320. Ob ältere Rechnungen verloren gegangen sind, oder ob die Einrichtung dieser Baumeisterbücher erst mit dem genannten Jahre anhebt, ist nicht mehr zu entscheiden. Ueber das Amt der Baumeister gibt zuerst ein Rathsdekret aus einem der nächsten Jahre nach 1324 einigen Aufschluß. Der Rath trifft hierin die Festsetzung, daß jährlich im Januar der Vierundzwanziger Rath aus seiner Mitte durch Stimmzettel an Stelle eines ausscheidenden Baumeisters einen neuen auf zwei Jahre wählen solle. Nach Ablauf dieser Amtszeit soll der Ausscheidende während der nächsten drei Jahre nicht mehr gewählt werden können. Wer sich der Annahme der auf ihn gefallenen Wahl weigert, kann sich für ein Mal mit einer Buße von 10 lb. auslösen. Jeder Baumeister erhält eine jährliche Vergütung von 2 lb. Zweimal im Jahre, zwischen Dreikönig und dem Sonntag Invocavit und zwischen Johanni und Jakobi, sollen sie vor einer zur einen Hälfte aus dem kleinen Rath, zur andern aus der Gemeinde gewählten Komission von zwölf Mitgliedern Rechnung ablegen. — Nächst dem Baumeister kommen die Steuermeister in Betracht. Sie werden zuerst in einem Rathsdekret aus dem Jahre 1291 erwähnt. Wie bei dem Baumeisteramt, so sieht sich auch bei dem Steuermeisteramt gegenüber der zunehmenden Unlust der Bürger zur Uebernahme desselben der Rath veranlaßt, eine Reihe von Festsetzungen zu treffen. Es soll künftighin der kleine Rath jährlich vor Michaelis drei Steuermeister aus seiner Mitte wählen. Die Wahl darf nicht abgelehnt werden, doch soll, wer ein Jahr Steuermeister war, die nächsten drei Jahre keine neue Wahl annehmen müssen. Jeder Steuermeister erhält von jeder Steuer 2 lb. Im Jahre 1340 wurde sodann bezüglich der Rechnungsablage eine ähnliche Bestimmung getroffen, wie bei dem Baumeisteramt. Den Steuermeistern lag die Einziehung der direkten Steuer ob. Zur Einziehung des Ungelds, der auf den Verbrauch von Konsumtibilien gesetzten indirekten Steuer, waren die sog. Ungelder bestimmt: im Jahre 1391 vier für das Wein-, zwei für das Salz- und einer für das Honigungeld.

Soviel über die Organe des Stadthaushalts. Wichtiger ist die Frage

nach den Mitteln, deren sich die Stadtverwaltung zur Aufbringung der benöthigten Summen bediente. Wir stoßen da zuerst auf eine Grundsteuer. Die erste Spur einer solchen findet sich bereits im ältesten Stadtrecht v. J. 1104. Dort heißt es, daß dem Bischof jährlich von den Höfen ein Grundzins von 4 Talenten gebührt. Es deutet diese Abgabe, der sämmtliche Höfe unterworfen waren, gleichviel ob sie im Uebrigen freies Eigenthum waren oder nicht, mit ziemlicher Sicherheit auf einen früheren Zustand einer allgemeinen Hofhörigkeit des gesammten städtischen Grund und Bodens hin, von der sich dann als letzter Rest eben jener Michaeliszins bis in das zwölfte Jahrhundert herein erhalten haben würde, wenn wir nicht annehmen wollen, daß diese Abgabe ihrem Wesen nach nur eine Art Rekognitionsgebühr für die bischöfliche Herrschaft, ein Ehrensold, ähnlich den andern in der Urkunde aufgeführten Ehrenleistungen der Bürger, gewesen ist. Jedenfalls aber ist der in dem großen Stadtrecht vom Jahre 1276 genannte Michaelisgrundzins nur eine Fortbildung jener ältesten Grundsteuer. Darauf läßt nicht nur die gleiche Erhebungszeit, sondern auch der Umstand schließen, daß beide Steuern von dem Zollner perzipirt wurden. Doch tritt bezüglich der steuerpflichtigen Grundstücke ein Unterschied insofern hervor, daß, während jener älteste Grundzins alle Hofstätten der Stadt gleichmäßig belastet, die Grundsteuer des zweiten Stadtrechts nur von den freien, unter Stadtrecht stehenden Grundstücken erhoben werden soll. Schwieriger ist die Frage, in wessen Kasse dieselbe floß, in die des Bischofs oder in die der Stadt: ich vermuthe in die letztere, da Klagen wegen Nichtentrichtung an den (nichtbischöflichen) Vogt gingen und die Entrichtung einen Anspruch auf das Bürgerrecht gewährte.

Neben dieser ständigen Grundsteuer auf Eigengüter stoßen wir schon bald nach dem Erlaß des zweiten Stadtrechts auf eine unständige, von allen städtischen Grundstücken, gleichviel ob Eigen, Lehen oder Leibdeging, zu erhebende Grundsteuer. Sie wurde im Bedürfnißfall erhoben und dann vom Rathe jedesmal besonders festgesetzt, mit welchem Prozentsatz der Grundrente die einzelnen Arten der Grundstücke zur Steuer herangezogen werden sollten. So bestimmt der Rath beispielsweise im Jahre 1374, daß bei selbst bewohnten Häusern das letzte Zinserträgniß oder, im Falle daß dieselben niemals vermiethet waren, die eigene Schätzung des Eigenthümers als steuerpflichtige Häuserrente angenommen und hievon 10 Prozent als Steuer abgeführt werden sollen; bei selbst bewirthschafteten Liegenschaften soll gleichfalls die eigene Schätzung acceptirt, als Steuer aber nur 5 Prozent abgegeben werden. — Neben dieser Grundrentensteuer begegnet uns in der gleichen Zeit eine Kapitalrentensteuer. Auch diese wird unständig und in verschiedener Höhe erhoben. So bestimmt ein Rathserlaß vom Jahre 1291, daß alle Renten von Kapitalien

Digitized by Google

zu Eigen-, Lehen- oder Leibdingbesitz nach dem bestimmten Prozentsatz besteuert werden sollen, gleichviel wer der Nutznießer derselben ist; ist das Kapital nicht zinstragend ausgethan, so soll wiederum die eigene Schätzung des Besitzers maßgebend sein. Ehemänner sollen dabei das etwaige Einkommen ihrer Ehefrauen, Vormünder, Hauswirthe und Dienstherren das ihrer Pfleglinge, Miteinwohner und Dienstboten versteuern, beziehungsweise angeben; Dienstbotenlöhne unter einem Pfund sollen steuerfrei bleiben.

Trafen diese Steuern direkt die Rente des unbeweglichen und beweglichen Vermögens, so war das Ungeld eine indirekte Steuer, insofern sie von den Besteuerten auf die Konsumenten abgewälzt werden konnte. Es kommt zuerst im Jahre 1254 vor, wo es von Bischof Hartmann den Bürgern auf 10 Jahre überlassen wird. Eine weitere Ueberlassung erfolgte 1270 auf 5, 1286 auf 2 und 1290 auf 4 Jahre, bis schließlich die Stadt im festen Besitz dieses werthvollen Rechts erscheint. Anfänglich waren es wohl bloß Getränke, namentlich Wein, gewesen, welche dieser Steuer unterlagen, bald ward ihr aber eine größere, immer weiter gehende Ausdehnung auf eingeführte Waaren, wie auf durchgehende Kaufmannsgüter gegeben. Zuvörderst begriff man darunter auch andere gewöhnliche Lebensmittel, namentlich Schlachtvieh, Fische, Reis, Oel, darauf andere Gegenstände des Verbrauchs, als Wolle, Seiden- und Baumwollenzeuge, Leinwand, Leder, Felle, Pelzwerk, Holz, Metalle, endlich Gewürze, Südfrüchte u. s. w. Es wurde an den Brücken und Thoren als Eingangs-, am Markte als Kauf- und Verkaufszoll erhoben. Im großen Stadtrecht von 1276 sind bereits für die einzelnen Eingangsstellen förmliche Tarife dieses Ungelds aufgestellt. Die Höhe desselben ist bemessen nach der Menge der eingeführten Waaren, wobei jedoch bei schwer schätzbaren gewisse Pauschquantitäten (Wagenlast, Dauer, Traglast), als Werthmesser angenommen werden. Die Steuer ging von zwei Pfenningen bis zu einem halben Pfenning herunter. Jenen höchsten Satz bezahlten Wagenladungen mit Wein, Meth, Eisen, Häringen; Bier, Korn, Heu, Obst zahlten die Hälfte, Stroh und Holz den vierten Theil. Auffallend erscheint, daß die Tarife der einzelnen Thore nicht übereinstimmen; so gab ein Wagen Weins vom Norden her nur die Hälfte des Betrags, den die gleiche von Süden kommende Ladung zu entrichten hatte. Einem ganz abnorm hohen Durchgangszoll unterlag eine Judenleiche (30 Pfg.). Die eingesessenen Bürger, speziell die Schlachter und Geistlichen konnten sich von der jedesmaligen Zahlung dieses Ungelds für ein ganzes Jahr durch die Entrichtung von einem halben Pfund Pfeffer, bezieh. zweier Schulterstücke oder zweier Gänse loskaufen. — Eine zweite Art des Ungelds war der Marktzoll. Er wurde am Markte als Kauf- und Verkaufszoll von den fremden Kaufleuten erhoben, war älter als das Thorungeld und gehörte seit unvordenklicher

Zeit der bischöflichen Kirche; im Jahre 1259 kam er in den Besitz der Familie Schongauer und von dieser später an die Stadt.

Den besten Einblick in das Wesen des städtischen Haushalts erhalten wir, wenn wir das Baumeisterbuch eines bestimmten Jahres vornehmen. Ich wähle dasjenige vom Jahre 1391, weil uns dieses in einer besonders vollständigen Gestalt erhalten ist, und dann weil das Ende des vierzehnten und die ersten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts mit die Blüthezeit der Stadt ausmachen, in diesen Jahren entstandene Aufzeichnungen also ein verdoppeltes Interesse in Anspruch nehmen dürfen. Das Baumeisterbuch zerfällt in ein Buch der Einnahmen (liber receptorum) und in ein Buch der Ausgaben (liber distributorum). Bevor wir jedoch an die Darstellung seines Inhalts gehen, müssen wir noch eine Vorfrage erledigen, die in der Rechnung selbst nicht berührt ist, die Frage nämlich nach dem städtischen Eigenthum. Zum Eigenthum der Stadtgemeinde gehören vorerst die Mauern, Thore, Thürme, Gräben und öffentlichen Plätze. Die Ueberlassung der Stadtthore an die Bürger hatte schon Bischof Hartmann im Jahre 1251 zugestanden und das Stadtrecht vom Jahre 1276 diesen Besitz nochmals bestätigt. Außer den Befestigungsbauten wird als Eigenthum der Stadt angegeben: das Rathhaus, das Fleischhaus, der Perlachthurm, der Wachtthurm war und in dem auch die Sturmglocke hieng, die Stadtmühle, die Lechkanäle, verschiedene Gaddemen, z. B. diejenigen der Helmmacher und Plattner auf dem Perlach, der Salzstadel, des Hahers Haus, des Nachrichters Haus, die Frauenhäuser.

Das Rechnungsjahr beginnt mit dem Sonntag Oculi oder Estomihi. Von Woche zu Woche sind sowohl Einnahmen als Ausgaben innerhalb der einzelnen Titel vorgetragen; die Woche ist dabei nach dem betreffenden dieselbe einleitenden Sonntag citirt. Zuerst stehen in der Reihe der Einnahmen die Erträgnisse des Thor- und Brückenzolls (Haunstetter- jetzt Rothes Thor, wo die große Verkehrsstraße von Tirol hereinmündete, Sträfingerthor mit der Straße von Bayern und Regensburg, Wertachbrücke mit der Straße von Ulm und Donauwörth und Göppingerthor mit der sogenannten Hochstraße, einer zweiten Straße vom Süden her). Die Zollstätten waren verpachtet und zwar in der Weise, daß die Pächter jede Woche die treffende Pachtschillingsrate an die Baumeister abzuführen hatten. Das Gesammterträgniß der Zollpacht für das Haunstetter- und Sträfingerthor belief sich auf 182 lb. 18 Schilling*), für die Wertachbrücke auf 157½ Pfd., für das Göppin-

---

*) 1 lb. Pfenn. = 20 β Schilling, Pfenn. = 2 Gulden Ung. oder Böhm. — nach dem Münzgesetz Kaiser Karl's IV; doch war in den letzten Dezennien des 14. Jahrh. eine solche Verschlechterung der Silbermünze eingetreten, daß 17, 18 und 18½ Schilling Pfenn. auf 1 fl. gingen. Der reine Goldwerth des ungarischen Guldens ist nach heutigem Preis des

gerthor auf 15½ Pfd., der Gesammtpachtschilling also auf 356 Pfd. — Den zweiten Einnahmetitel bilden die Abgaben der Frauenhäuser. Dieselben waren Eigenthum der Stadt — darauf läßt wenigstens der Umstand schließen, daß ihre bauliche Unterhaltung der Stadtkasse zur Last fällt — und standen unter scharfer obrigkeitlicher Kontrolle. Das große Stadtrecht vom Jahre 1276 trifft bereits bezüglich ihrer Ueberwachung mehrfache Anordnungen. Darnach waren sie in jener frühesten Zeit unter die Aufsicht des Henkers gestellt, dem eine jede Dirne („fahrendes Fräulein" nennt sie das Statut) jeden Sonnabend Abend zwei Pfenninge zu entrichten verpflichtet war. Im Jahre 1391 bestanden nicht weniger als acht Frauenhäuser in der Stadt, die zusammen eine Abgabe von 53 lb. 18 Schilling bezahlten. So überraschend auf den ersten Blick die Thatsache wirken mag, daß der Rath eine solche Anzahl öffentlicher Unzuchtsanstalten nicht nur duldet, sondern sie geradezu unter seinen Schutz stellt, so werden wir doch im Hinblick auf die sozialen Zustände des Mittelalters diesen getroffenen Ausweg noch für den richtigsten anerkennen müssen. Bei der Rücksichtslosigkeit, mit welcher man damals der Wollust fröhnte, waren die Frauenhäuser eine Nothwendigkeit, und zwar nicht nur zum Schutz ehrbarer Mädchen und Frauen, sondern auch damit die Unsittlichkeit einigermaßen überwacht werden konnte. — Als dritte Einnahmequelle fungirt die Stadtmühle mit 26 lb. 19 Schilling. Dann kommt ein summarischer Titel „maiora recepta", unter welchem die verschiedenartigsten Einnahmen vorgetragen sind. Eine Haupteinnahme wurde durch Getreideverkäufe erzielt, indem die Stadt nicht nur selbst im Besitz eines ausgedehnten landwirthschaftlichen Grundbesitzes war, sondern auch eine Menge Zehnten und Renten in natura geliefert erhielt. Für das Jahr 1391 betrug der Erlös des verkauften Getreides 2315¾ lb. Wir bemerken dabei, daß damals das Schaff Roggen einen Preis von 2¾—3, das Schaff Korn einen solchen von 3¾ lb. hatte. —

Sehr beträchtliche Summen warf sodann das Ungeld ab, das jetzt nicht mehr, wie im dreizehnten Jahrhundert, als Eingangssteuer der verschiedenartigsten Waaren, sondern nur noch als eine Steuer auf Getränke, Salz und Weberwaaren von den Wirthen und Kaufleuten erhoben wurde.*) Für die

---

Goldes in Silber = 3 Thaler 7 Sgr., des rheinischen Gulden = 3 Thlr. 8½ Sgr. Unter Gulden ohne weiteren Beisatz ist stets der ungarische Gulden zu verstehen. Die Regensburger Pfenninge hatten einen geringeren Feingehalt als die Augsburger. Größere Zahlungen wurden gewöhnlich in Gold(Gulden) gemacht, dabei aber fortwährend in Silber, lb., Schilling und Den., gerechnet.

*) Das Getränkeungeld wurde wohl theils nach dem Ausmaß der Fässer, welches der Visirer beim Einlegen des Getränks aufnahm und dem Ungelder zum Zweck der Versteuerung angab, theils nach der Qualität des Getränks bestimmt.

Einhebung desselben waren eigene sogen. Ungelder aufgestellt, vier (zwei für die obere, zwei für die untere Stadt) für das Wein-, zwei für das Salz- und je einer für das Honig- und Weberwaarenungeld. Das Weinungeld lieferte in unserm Jahre einen Ertrag von 4257 lb. 6 Schilling, 22 rheinischen, 85 Ungarischen und 16 Böhmischen Gulden, das Honigungeld 99 lb. 7 Schilling und 2 Ung. fl., das Salzungeld 371 lb. 10 Schilling, 135 Rhein. und 23 Ung. fl., das Ungeld von den Weberwaaren endlich 867 lb. 8 Schilling und 32 Rhein. fl. — Auffallend gering ist der Ertrag der von den Steuermeistern eingehobenen Steuer, nämlich 656 lb. und 338 fl. — 16 lb. warf die Miethe der Meßbuden am Ostermarkt ab. — Die städtischen Kornmesser entrichteten eine Abgabe von 4 lb. Im großen Stadtrecht war festgesetzt, daß jederzeit zwölf Kornmesser aufgestellt sein sollen, welche der Stadt für die Benutzung der ihr gehörigen Kornschaffe einen Zins zu entrichten haben. Aehnlich dürften die Verhältnisse auch noch im Jahre 1391 gewesen sein. Eine verwandte Abgabe ist der Zins von dem verpachteten städtischen Mangrade mit 20 lb. Nicht ganz klar sind dagegen das Wiesgeld der Weber mit 134 lb., 75 Regensb. Pfenn. und 58 fl. und die Abgabe des Weberkellermeisters mit 17 lb. 17½ Schilling. Wahrscheinlich ist das erstere der Zins für verpachtete städtische Wiesen, auf denen die Weber ihre Gespinnste bleichten, die letztere ebenfalls der Miethpreis für den zur Waarenauslage vermietheten Keller des Weberzunfthauses. — Die Gerichts- und Strafgelder machen 125 lb. 11 Schilling aus, die Abgabe des Gerichtswaibels 24 lb.

Seitdem im Jahre 1348 in Augsburg wie in andern schwäbischen und außerschwäbischen Städten eine allgemeine Verfolgung und Austreibung der Juden stattgefunden und Bedrängungen ähnlicher Art sich in den Jahren 1381, 1384 und 1390 — im letzten Jahre durch Aufhebung der Judenschulden — wiederholt hatten, scheinen die Juden der Stadt ferne geblieben zu sein. Im Jahr 1391 befindet sich nur ein einziger Jude daselbst, der der Stadt eine Bürgerrechtssteuer von 10 fl. entrichtet. Für die ertheilte Erlaubniß, Judenleichen durch die Stadt führen zu dürfen, ist ähnlich wie zur Zeit der Abfassung des großen Stadtrechts eine Abgabe von 1 fl. an die Stadtkasse zu entrichten.

Von einmaligen Einnahmen beträgt der Erlös für verkaufte städtische Immobilien 3100 fl., für verkaufte Leibzuchtgelder — bei dem mittelalterlichen Zinsverbot die übliche Kapitalanlage — 4063 fl.*). Ganz vereinzelt steht ein Einnahmeposten von 63 fl. Jahresrate für ein verkauftes Leibzuchtkapital

*) Die verkauften Leibgedinge wurden auf das Leben des Darleihers oder irgend einer anderen oder mehrerer von ihm genannten Personen durch den Rentenbrief versichert. Die Leibrente betrug damals gewöhnlich 14⅓ Prozent.

da. Rechnet man noch den Baarbestand aus der Rechnung des vorhergehenden Jahres zu den Einnahmen hinzu, so ergiebt sich eine Gesammteinnahme von 8455 fl. und 11570 lb. 6 Schilling.

Während das Einnahmeregister lediglich drei Einnahmetitel besonders namhaft macht (Zölle, Frauenhäuser und Stadtmühle), alle übrigen Einnahmen aber unter dem Gesammttitel „maiora recepta" vorträgt, stellt das Ausgaberegister eine größere Anzahl von Ausgabetiteln an die Spitze der einzelnen Abtheilungen. Ich lasse sie hier der Uebersicht halber in der Reihenfolge des Registers folgen: Distributa molendini, Den Schützen in den Graben, Ad Licum, Ad opus civitatis den Zimmerleuten, Ad opus civitatis den Maurern, Wasser, Mauersteine, Kalk und Ziegel zu der Stadt Bau, Generalia, Legationes nostrae.

Innerhalb der einzelnen Titel sind die Ausgaben dann wieder nach den einzelnen Wochen vorgetragen. Die Ausgaben für die Wassermühle beziffern sich auf 214 lb. 4 Schillinge. Die Schützen in dem Graben, d. h. die Schützengesellschaft, die ihre Schießstätte im Stadtgraben hatte, erhalten wöchentlich einen Zuschuß von 4 Schilling, macht im Jahre 10 lb. 8 Schilling. — Sehr beträchtlich sind die Ausgaben für die Unterhaltung der Lechkanäle. Denn diese, nicht der Lechfluß (der Bayern gehörte,) sind unter „Licus" zu verstehen. Ihre Anlage gehört der ältesten Zeit an: im Stadtrecht von 1276 sind bereits mehrfache Bestimmungen über ihre Unterhaltung getroffen. Sie versehen denjenigen Stadttheil, der von jeher der Hauptsitz der gewerblichen Thätigkeit war, mit einer Fülle von Wasser und tragen dadurch zu der industriellen Blüthe der Stadt nicht wenig bei. Zur Beaufsichtigung und baulichen Instandhaltung derselben war schon im Jahre 1391 ein eigener Lechmeister aufgestellt, der einen Wochenlohn von 10 Schilling erhielt. Die Gesammtausgabe für diese Lechkanäle belaufen sich auf 133 lb.. 8½ Schilling. — Die Ausgaben für Zimmermannsarbeiten betragen 787 lb., für Maurerarbeiten 1072 lb. 9 Schillinge, für Baumaterialien 434 lb. 2 Schillinge. — Unter den Titel Generalia fallen die verschiedenartigsten Ausgaben. Vorerst die in vierteljährigen Raten gezahlten Gehälter für einzelne städtische Beamte und Bedienstete. So erhält der alte Stadtschreiber 20 fl., der junge Stadtschreiber 20 lb., der Lechmeister 14 lb., Meister Hans der Zimmermann 3 lb., Meister Walter der Schmied 16 lb., die drei Mühlknechte 9½ Pfd., der Stadtmüller 16 Pfd., der Aichmeister 20 Pfd., der Gerichtsschreiber 4 lb., die Weinträger für das Läuten der Thurmglocke 24 Regensb. Pfenn., der Uhrmacher für das Richten der Stadtuhr 10 fl. Außerdem erhält der Stadtschreiber für seinen Gehilfen 7 fl. und zu einem neuen Gewand für den Ostermarkt 5 lb., ebenso der Zimmermeister 6 fl., der Lechmeister 5 lb. 8 Pfg., der Aichmeister für einen Rock 3 lb. und zwei Wächter für 14 Ellen

grauen Tuchs 2 lb. Bei der Rechnungsablage der Baumeister wurde ein Festessen veranstaltet, dessen Kosten bei 36 Theilnehmern sich auf 11 lb. 9 S. beliefen. Für Wein zu Ehrengeschenken, meist an hohe Gäste oder Gesandte, Fürsten, Herren und Städteboten wurde ausgegeben 111 lb. 15 Pf. Einen bedeutenden Ausgabeposten bildeten die Schuldzinsen und Leibzuchtrenten, welche die Stadt an einzelne Bürger zu bestimmten Terminen zu zahlen hatte: i. J. 1391 667½ fl. 6 lb. 10 Pf. Für heimgezahlte Schuldkapitalien und zurückgekaufte Leibzuchtgelder wurden verausgabt 4460 fl., 20 lb. für den Ankauf von Häusern 465 fl. Von Ausgaben, die der Stadt aus ihrer Stellung als Reichsstand erwuchsen, nenne ich: die Martini-Reichssteuer mit 800 lb. Ital. Heller, Beitrag an den Hauptmann des Landfriedens mit 60 Rh. fl., Matrikularbeitrag zur schwäbischen Bundeskasse mit 487 Ung. fl. An verschiedenen andern Ausgaben finden wir verzeichnet: für den öffentlichen Ausrufer 7 S., für das Putzen des Richtschwerts 6 S., für 25 Pfd. Zinn zu dem Knopf am Pranger 3 lb. 15 Pf., für drei silberne Schilde für die Stadtpfeifer 18 Pfd., Kostgelder an den Waibel für die peinlich Gefangenen 3 lb. 10 Pf., Jahrgelder für die Soldknechte, welche die eingesessenen Kaufleute auf die fremden Märkte geleiteten, 9 lb. 2 S., Kostgeld an den Apotheker 11 S., für ein Horn auf dem Perlachthurm 2 fl., für Glaserarbeit in der großen Rathsstube 4 S., für das Baumeisterbuch 4½ lb., für rothes Wachs 14 S., für Wachstuch zu Briefen 5 S., für Wachskerzen 2 lb. 9 S., für Pergament 4 lb., für 2 Buch Papier 8 S., für Fenster in den Frauenhäusern 16 S. u. s. w. — Große Summen verschlangen die Ausgaben für Gesandtschaften und Botendienste. Fortwährend waren städtische Boten auf den Beinen, um nach nah und ferne die städtische Korrespondenz zu besorgen. Im Jahre 1391 belief sich die Gesammtausgabe hiefür auf 253 fl. 243 lb. 1 S. und dazu kam ein Extraordinarium von 540 fl. 6 lb. 8 S. (für Gesandtschaften in Sachen des Landfriedens und des Städtebundes.)

Der Stadthaushalt weist keine Ausgabe für Kirche und Schule nach, auch keine für das Armenwesen, welches in unserer Zeit in der Regel allein einen großen Theil der Kommunaleinnahmen verschlingt. Denn die aufgeführten Abgaben an Geistliche sind nur Zinsen, welche die Stadt an dieselben aus bestimmten Rechtstiteln zahlte, wie der Miethzins für Gaddemen auf dem Perlach an das Peterstift. Kirchenbauten wurden allein aus frommen Spenden, besonders Ablaßgeldern und Stiftungen bestritten. Die Geistlichkeit zog ihren Unterhalt aus fundirten Pfründen, freiwilligen Opfern und Stolgebühren. Die Armuth fand sich nicht blos auf den Bettel angewiesen, sondern wurde in der verschiedenartigsten Weise durch milde Stiftungen unterstützt, an welchen Augsburg schon im 14. Jahrhundert reich war: eine der bedeutendsten

dieser Stiftungen war das von dem Bürger Hartmann Langenmantel und seiner Frau Mechtild i. J. 1288 gegründete Siechenhaus, das neue St. Jakobshospital aus der Mitte des 14. Jahrhunderts und das alte Heilige Geistspital, dessen Gründung in das 13. oder gar 12. Jahrhundert hinaufgeht. Von der Stadt erhielten die Armen nichts, die Geistlichen nur Abgabenfreiheit.

Am Schluß des Ausgaberegisters finden sich noch folgende vereinzelte Posten: Gehalt des Nachrichters 20 lb. 9½ S., Gehalt der Wächter 52 lb. 18 S., für Holz in der Stadt Bau 373 lb. 12 S., für Mauersteine, Dachziegel und Kalk 839 lb., Sold der Schützen und Söldner 673½ fl. 24 lb. so daß wir schließlich eine Gesammtausgabe von 10546¼ fl. 5887 lb. 7 S. erhalten.

Idstein bei Frankfurt a. M. Dr. Christian Meyer.

Die Vendee.*)

Wenn der hier geschilderte Krieg der Vendee bei seinem Erscheinen im Sommer des vergangenen Jahres nicht diejenige Aufmerksamkeit in Paris erregte, welche seine Darstellung verdient, so liegt der Grund wohl in den damals so unglücklichen politischen Verhältnissen Frankreichs, welche die Aufmerksamkeit aller höheren Kreise mit Recht in Anspruch nahmen. Mit ebensoviel Recht ist aber die Aufmerksamkeit der deutschen Geschichtsfreunde auf eine Arbeit zu lenken, welche bisher in Deutschland fast unbeachtet geblieben ist.

Ueber keine Periode der französischen Geschichte herrschen so falsche und einseitige Ansichten, als über den Aufstand der Vendee; auch Werke, wie die von Rotteck und Schlosser sind voll schwerer Irrthümer. Es ist dies sehr erklärlich: die eigenthümliche Erscheinung kann nur von demjenigen richtig beurtheilt werden, der die Grundbedingungen kennt, welche sie möglich machten. Die Wurzeln des Aufstandes reichen tief hinein in die innersten Verhältnisse des Volkslebens einer Provinz Frankreichs, die wenige Menschenalter vor der Revolution noch in einem geradezu feindseligen Gegensatze zum übrigen Lande stand. Die Entwickelung dieses abgeschlossenen Erdwinkels war schon seit den Zeiten Cäsars eine durchaus selbständige gewesen. Französische und noch mehr ausländische Historiker wußten mit den originellen sozialen und

*) Bibliothèque des memoires relatifs à l'histoire de France pendant le XVIIIième siècle. Tome 31. Paris 1877. Firmin Didot et Cie.

politischen Gebilden, auf die sie hier stießen, nichts rechtes anzufangen. In die übliche Schablone wollten sie nicht passen, wohl oder übel glaubte aber der konservative wie der liberale Geschichtschreiber, sie doch irgendwo unterbringen zu müssen. So entstand denn die konventionelle Sage von dem royalistischen Edelmann, der mit seinem frommen Lehnsmann herbeieilt zur Stütze des wankenden Thrones, zur Rache des gemordeten Königthums — auf konservativer Seite. Verschmitzte Junker und selbstsüchtige Pfaffen hetzten das arme unwissende Volk, durch das Gold des Landesfeindes unterstützt, gegen seine edelgesinnten liberalen Befreier, so stellte sich auf liberaler Seite die Sache dar. Die fleißige und gewissenhafte Arbeit des Herrn Lescure zeigt nun, daß diese beiden Auffassungen kaum etwas besseres sind, als von voreingenommenem Parteistandpunkte aufgefaßte Zerrbilder, welche mit der historischen Wahrheit ganz willkürlich umgingen. Lescure hat den einzig richtigen Weg ergriffen, um ein Verständniß für Verhältnisse so eigenartiger Natur zu schaffen, wie sie sonst in ganz Frankreich nicht wieder vorkommen. Er hat aus verschiedenen Quellen eine Anzahl von Memoiren zusammengestellt, welche von den verschiedensten Parteien der damaligen Zeit herrühren und sich nothwendigerweise gegenseitig ergänzen und berichtigen. Auf diese Weise erhält der Leser zuerst ein richtiges Bild von Land und Leuten, und sieht nun, wie eben nur in diesem Lande unter solchen Bewohnern ein so merkwürdiger Aufstand ausbrechen und mit ganz entschiedener Lebenskraft gegen eine gewaltige Uebermacht lange Zeit sich behaupten konnte. In dieser Lebenskraft, die so lange, zum Theil sogar siegreich, dem ganzen übrigen Frankreich gegenüber stand, liegt aber der unwiderlegliche Beweis, daß die Vendee eine innere sittliche Berechtigung zu ihrem Widerstand besaß. Das eben war bisher der räthselhafte Punkt. Auch der eifrigste Anhänger der monarchischen Regierungsfrage muß, wenn er sich durch Unkenntniß nicht lächerlich machen will, zugeben, daß kein Volk der Erde eine größere Berechtigung zur offnen gewaltsamen Revolution besaß, als das französische in den Jahren von 1750—1789. Die Zustände, welche Feudalismus und absolutes Königthum geschaffen hatten, waren geradezu grauenerregend. Der Bauer und Bürger der kleinen Flecken, welche unter der Herrschaft der Geistlichkeit und des Adels standen, und das waren fast Alle, führte ein Leben, weit schlimmer, als die Thiere des Waldes, denn diese, selbst die Wölfe, genossen zärtliche Berücksichtigung Seitens der Jagdherren. Uebermäßiger, dreifacher Steuerdruck, für Staat, Kirche und Grundherren wurde verzehnfacht durch das Institut der Steuerpächter. Ein feiler Richterstand vernichtete die persönliche Sicherheit, durch die Einrichtung der heimlichen Haftbefehle. So kam es, daß die verzweifelnden Fröhner ihr verschuldetes Eigenthum im Stiche ließen, zuerst Bettler, dann Räuber wurden. Drakonische

Strafen erwiesen sich als machtlos. Wurden doch binnen 10 Jahren über 300,000 Menschen allein aus den beiden Provinzen Isle de France und dem Orléannais zur Galeere und Massendeportation verurtheilt. Dies sind nicht Tiraden regierungsfeindlicher Schriftsteller, sondern Thatsachen aus amtlichen Akten, die heut Jedermann zugänglich sind. Niemand kann das mehr leugnen oder beschönigen wollen. Zustände dieser Art mußten zu einer Katastrophe führen, und zwar um so mehr, als das System einer auf die Spitze getriebenen Konzentration aller Behörden in Paris es den Interessirten leicht machte, wohlwollende Machthaber zu täuschen. Solche aber waren nicht vorhanden. Ludwig XV. bedarf keiner Schilderung; aber auch Ludwig XVI. wird immer mehr des Nimbus entkleidet, als sei er ein königlicher Märtyrer gewesen. Die Veröffentlichung seiner Tagebücher, wie anderer Memoiren, zeigt klar einen nichtigen, flachen, bei aller Beschränktheit, herzenskalten Egoisten, ohne jede Spur von Pflichtgefühl für seine Stellung. — Nun aber gab es einen Fleck Frankreichs, auf den diese Schilderung nicht paßt, und dies war die Vendee. In Folge des alten Gegensatzes, in dem dieser Volksstamm stets zu dem übrigen Frankreich gestanden, hatte der Adel, dem weit aus der meiste Grund und Boden gehörte, niemals sich ködern lassen von den listigen Lockspeisen, die das Haus Bourbon auswarf, um die Macht der freien Geschlechter zu beugen. Der bretagnische Adel dachte nicht daran, seine Einkünfte in Paris zu vergeuden, um das wohlwollende Lächeln eines Mannes zu erhaschen, der sich gegen Recht und Gesetz Herzog der Bretagne nannte. Seine Bauern waren auch nicht leibeigene Pächter, es waren freie Männer, die auf ihrem ererbten Gute so fest und sicher saßen, wie der Edelmann auf dem seinen. Wo ein Pachtverhältniß stattfand, war es für den Edelmann Ehrensache, seinen Erbpächtern — andere willkürlich zu fixirende Personalpacht gab es nicht — ein milder und gerechter Herr zu sein, und wie es dem Erbpächter zur bittern Schande gereichte, wenn er durch schlechte Wirthschaft in die Lage kam, seinen Pacht schuldig zu bleiben, so würde es dem Edelmann von seinen Standesgenossen als ein unritterliches und plebejisches Betragen angerechnet worden sein, hätte er nicht milde und nachgiebig sein wollen, wo einer seiner Leute durch Feuer, Wasser oder Viehsterben in Noth gerieth. Der reichbegüterte Klerus war im höchsten Grade partikularistisch, erst war er Bretagner, dann Geistlicher, und dann Franzose. Darin beruhte sein Einfluß, der heut noch in einem Maße existirt, wie selbst in Frankreich nirgendwo sonst. Dagegen mißbraucht der Klerus diese Macht fast nie, und unerbittlich geht er gegen den Einzelnen aus seiner Mitte vor, der durch eines jener Vergehen, die man sonst gern entschuldigt, die Ehre des bretagnischen Prieiterstandes befleckt. — So traf denn fast keine einzige der Vorbedingungen für die Vendee zu, welche das

übrige Frankreich in seinen Grundfesten erschütterten. Die Franzosen nannten die Bretonen beschränkt und bigott, während sie Beides selbst in viel höherem Maße waren. Der bretagnische Adel studirte viel mehr und besaß eine weit gediegenere Bildung, als der französische Adel. Gingen doch zumeist aus seiner Mitte jene Marineoffiziere hervor, welche eine Blüthezeit der französischen Flotte heraufführten, wie sie bis heute nicht wieder erreicht ist. Und wie oben im Herrenschlosse durch diese Männer freiere und kosmopolitische Anschauungen von ihren weiten Fahrten heimgebracht und verbreitet wurden, so geschah es unten im Dorfe in den ländlichen Familien durch die jüngeren Söhne. Selbst aus den im Innern gelegenen Dörfern und Städten wiesen vielfache Beziehungen aller Art nach der auf drei Seiten so nahen Meeresküste, an der ohnehin die größeren Städte und fruchtbarsten Gegenden lagen. Die Küstenbewohner selbst waren seit Jahrhunderten kühne Seeleute und Fischer, und seit eine verkehrte Finanzwirthschaft die Schutzzölle, welche einst Colbert und Fouquet, damals zum Segen des Landes geschaffen, immer noch in engherziger Verblendung festhielt, waren die Bretagner eben so kühne und verwegene Schmuggler. — Wenn man sich nun diese Bevölkerung vorstellt, ein starrköpfiges, trotziges, reiches Bauerngeschlecht, eine ebenso trotzige freie und wohlhabende, kühne Seemannsnation, beide in enger Anhänglichkeit mit einem Adel aufgewachsen, zu dem sie sympathische Zuneigung fühlten, da er nichts Anderes war und sein wollte, als sie selbst, aus deren Mitte er hervorgegangen war: dann begreift man den Aufstand der Vendee. Traditionen reichten weit zurück und hatten große Macht in dieser eigenartig abgeschlossenen Welt. Es gab Förster und Verwalter, deren Vorfahren mit demselben Geschlecht zum Kreuzzuge nach Jerusalem gezogen waren, dem jetzt die Söhne dienten. Es gab uralte Geschlechter, manche waren verarmt und saßen im eulendurchschrieenen Schlößchen, aber dennoch wurde ihnen im Lande große Achtung, bestimmte Ehrenbezeugung erwiesen, weil man wußte, oder zu wissen glaubte, daß es der Druidenzeiten letzte Abkömmlinge waren. Noch lebten uralte Edelleute und Bauern, deren Väter im Kampfe gegen Frankreich gefallen oder berühmt geworden waren. Von dem sozialen Elend des Landes da draußen fand sich in der Bretagne keine Spur. Die Bauer und Bürger des flachen Landes waren so reaktionär wie möglich, und der Priesterstand that das seinige hinzu. Die Edelleute waren vielleicht die am meisten liberal gesinnte Partei im ganzen Lande, denn sie waren die einzigen, welche Kenntniß von der neueren französischen Literatur hatten. Die Küstenbevölkerung war weit davon entfernt, etwa knechtisch dem Adel sich zu unterwerfen, aber der lange Verkehr mit England hatte den innern Gegensatz gegen das unruhige, verarmte Franzosenvolk nur vermehrt. Die heutige Nationalitätsidee lag noch in den Windeln und das Stammesbe-

wußtsein war stark und kräftig. Von seinem Adel wurde auch das Küstenvolk nicht gedrückt, und hätte er das je versuchen wollen, so fühlte es sich Manns genug, die alten Freiheiten und Gerechtsame sich zu wahren. Von dem Pariser Gesindel sich aber Vorschriften machen zu lassen, was sie glauben und denken, wie sie leben und sterben sollten, das fiel ihnen gar nicht ein!

Da kam die Nachricht von der Hinrichtung des Königspaars, und regte in den tiefsten Tiefen alle Gefühle dieses schwerfälligen, aber energischen und fanatischen Volksstammes auf. Damit waren alle Begriffe ihrer Jahrtausend alten inneren Entwickelung, die auf strengster Hierarchie schon in dem Heidenthum begründet gewesen, so zu sagen auf den Kopf gestellt. Nun folgten rasch hintereinander das Konskriptionsgesetz, die Abschaffung der Religion, des Priesterthums, der wirkliche Kampf gegen den Adel. Alles dies waren Dinge, die in Frankreich nur die fürchterliche Ernte einer mit frivolem Leichtsinn gestreuten Saat waren. In der Bretagne und Vendee griffen die neuen Gesetze aber an Institutionen, die dem Volke lieb, ja geheiligt waren. Der Verfasser hat mit richtigem Takte unter den Biographien solche gewählt, die dem größeren Publikum, besonders aber dem nicht französischen, wohl ganz unbekannt sind. Ausgenommen möchte hiervon die des republikanischen General Türrau sein, welche den Lesern von Jomini und Segur bekannt sein dürfte. Für die oben ausgesprochene Ansicht sind diese aber von besonderem Werth, denn wenn auch mit bitterem Zorn, so konstatirt der fanatische Jakobiner doch unzweifelhaft, daß eben das ganze Volk, der ganze Stamm der Bretonen, so weit seine Verbreitungsgrenze reicht, also bis über le Mans nach Westen hin, sich erhob, um den Herren der Republik entgegenzutreten. Andrerseits geht aus den Memoiren der zwei royalistischen Damen, deren Männer als Führer zweiten Ranges mitkämpften, ganz ebenso unzweifelhaft hervor, daß wie diese beiden Männer selbst, so ein großer Theil des bretonischen Adels widerwillig und gezwungen, die ihm von seinen Landsleuten oktroyirten Führerrollen übernommen hat. Zum Theil gehorchte er geradezu ausgesprochenen Drohungen. Mit Gewißheit darf man annehmen, daß gerade weiter blickende und liberal gesinnte Edelleute so dachten. Wie den Kern der Bewegung Bauern, Schiffer, Schmuggler, überhaupt die streitbaren Elemente der kühnen Küstenbevölkerung bildeten, so sind auch Charrette, Cathelineau, Stofflet, jene Führer gewesen, welche die Seele der Bewegung bildeten. Ganz richtig verlangten diese Leute, der Adel solle sich ihnen anschließen. Denn einerseits war es der einzige Stand, der damals die Routine des Kommandirens, der Führung im höheren militärischen Sinne besaß, andrerseits war der Einfluß dieser alten Geschlechter, wie gezeigt wurde, ein sehr bedeutender. Die Geschichte des Aufstandes, in die hier natürlich nicht weiter eingegangen werden kann, zeigt denn

auch die Richtigkeit der oben aus dem Werke Lescure's entnommenen Ansichten. Einmal erklärt sich durch den Charakter des Racenkampfes die teuflische und viehische Grausamkeit, mit der die republikanischen Kolonnen, mit Recht colonnes infernales genannt, über Wehrlose, Weiber und Kinder herfielen, andrerseits zeigt die sehr bald zwischen den adligen und nicht adligen Führern ausbrechende Uneinigkeit den innern Zwiespalt. Die erstern waren nicht energisch genug für ihre fanatisch gesinnten Kollegen, und wollten nicht in einem Kriege länger kommandiren, der allen ihren Begriffen von Soldatenehre und Völkerrecht Hohn sprach. Das nämlich muß ausgesprochen werden: der Soldat jener Zeit, Offizier wie Gemeiner war gewöhnt, und suchte eine Ehre darin, seine Gefangenen gut zu behandeln. Ausgeplündert wurden sie, das war Kriegsrecht, aber brutale und unritterliche Behandlung der Gefangenen haben erst die französischen Revolutionsherrn in die Kriegsgeschichte eingeführt, und Napoleon, der herzenskalte Tyrann, dessen Herz des Arztes Hand selbst nicht schlagen fühlte, verwandelte diese Brutalität in ein System. — Jene größere Humanität gegen Kriegsgefangene lag im ganzen Wesen der Kabinetskriege jener Zeit, welche die Leidenschaften nicht aufs Aeußerste trieben. Man lese, um diese Behauptung bestätigt zu finden, das erste beste Memoirenwerk, vom spanischen Erbfolgekrieg, vom nordischen Krieg an, durch den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch, und man wird angenehm berührt sein von der Kourtoisie, mit der der Soldat den gefangenen Kameraden behandelt. Ausnahmen von Panduren- und Baschkirengesindel bestätigen nur die Regel für die regulären Truppen. Solche Banditen plünderten den sterbenden Major von Kleist bei Kunersdorf und nahmen dem Todtwunden selbst das Hemd. Ein russischer Husar, der ihn so fand, bekleidete den fremden Feind, so gut er vermochte und schenkte ihm ein für seine Stellung damals nicht unbedeutendes Geldstück, eine Mark werth. Mir ist kein Fall aus dem letzten Kriege bekannt, wo ein französischer Soldat so an einem Deutschen gehandelt hätte, wohl aber habe ich Aehnliches von Leuten, die unter meinem Befehl standen, mit angesehen.

Wenn nun aber das französische Werk, und ganz besonders ein höchst interessanter Bericht, den ein namenloser Theilnehmer der verunglückten Landung von Quiberon giebt, in dieser Uneinigkeit den Grund sucht für das Scheitern des ganzen Aufstandes, so ist dies wohl nur theilweise richtig. Der Aufstand mußte scheitern, weil er gegen thatsächlich berechtigte Verhältnisse ankämpfte, sobald er den heimischen Boden verließ. Wohl hatten die Bewohner der Vendee Recht, wenn sie ihre bewährten Institutionen hochhielten, aber die übrigen fünfundzwanzig Millionen Franzosen hatten mindestens ebenso Recht, wenn sie diese Institutionen mit Stumpf und Stiel ausrotteten, und im Feuer

der erwachten Leidenschaft über Maaß und Ziel hinausstürmten, und lieber bis auf den letzten Mann fechten und fallen wollten, ehe sie in eine Rückkehr des „ancien régime“ willigten. Die Republick wollte mit der sehr erklärlichen Leidenschaft einer jungen politischen Partei keinen Staat im Staate dulden, war doch ihre Freiheit, wie auch die mancher heutigen Partei, dadurch kritisirt daß sie keine andere Freiheit duldete, und gegen diese Uebermacht mußte das kleine Häuflein der Vendeer zerschellen. Die Uneinigkeit konnte diesen Vorgang höchstens beschleunigen. Nur eine energische Hülfe von außen hätte den Aufstand zum Wendepunkt der Geschicke Frankreichs machen können. Im Interesse der Entwickelung des Menschengeschlechts kann man das Scheitern desselben kaum beklagen. Wenn man sieht, was 25 Jahr später die Restauration aus Frankreich zu machen bemüht war, dann kann man sich ungefähr denken, was Ludwig XVIII. angerichtet hätte, wenn ihn die Koaltion 1793 siegreich auf dem Throne retablirt hätte.

Ein scharfes, wenn auch wenig schmeichelhaftes Licht wirft das Buch auch auf die Thätigkeit der französischen Emigration, obwohl derjenige Theil derselben, den wir an der Landung von Quiberon theilnehmen sehen, unendlich höher steht, als die Gesellschaft, die wir in der deutschen Kriegsgeschichte zu Koblenz und Brüssel ihr jämmerliches Wesen treiben sehen. Wahrlich man begreift das bittere Wort, das Einer aus der Mitte des französischen Adels, auch ein Breton, gesprochen: „Es ist gut, daß die Guillotine Frankreichs Adel in Blut tränkt, er erstickte sonst im Schmutze.“ Diese Leute waren unfähig, ihr Vaterland zu retten. H. v. Clausewitz.

Neues aus dem Jahre 1791.

Solange der kurhessische Staat bestand, war das Staatsarchiv in Kassel ziemlich unzugänglich für geschichtliche Forschung. Es hing das mit den Sonderbarkeiten des Kurfürsten zusammen. Das hat sich natürlich seit der Einverleibung in Preußen sehr geändert. Das frühere kurhessische Staatsarchiv, im März 1870 von Kassel auf das bis April 1869 als Strafanstalt benutzte, aus der Geschichte durch Luthers Gespräch mit Zwingli bekannte Schloß zu Marburg verlegt, wird unter der preußischen Leitung zum erstenmale in allgemeinerem Interesse nützlicher verwerthet; seine für die Kenntniß der hessischen wie der allgemeinen deutschen Geschichte bisher noch wenig benutzten Schätze werden nach wissenschaftlichen Grundsätzen dem Publikum zugänglich gemacht.

Nachdem in den letzten Jahren schon einiges veröffentlicht worden, hat jetzt der Geh.-Archivrath Dr. Strippelmann in Marburg Publikationen aus einem Theile des Staatsarchivs, dem vormals „Kurfürstlichen Geheimen Kabinet" begonnen.

Die „Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels" von denen soeben das 1. Heft erschienen ist (Marburg 1877), sollen die Geschichte vom Jahre 1791 bis zum Schluß der französischen Okkupation Kurhessen's im Jahre 1813 umfassen. Das erste Heft enthält 8 Aufsätze, in welchen über einzelne erhebliche, noch unbekannte oder noch ungenügend festgestellte Momente und Ereignisse an der Hand von Urkunden Mittheilungen gemacht werden. Wir greifen einige derselben heraus. Um dieselbe Zeit, als die französischen Emigranten zu Koblenz den ersten Versuch machten, Preußen und Oesterreich zum Einschreiten behufs Herstellung des Königthums in Frankreich zu bewegen, im Mai 1791, machte Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt dem Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen, dem nachherigen ersten Kurfürsten, den Vorschlag, zur Verhinderung einer Ausdehnung der Revolution in Mitteldeutschland einen Truppenkordon vom Rhein bis zum Odenwald zu ziehen. Zugleich hoffte er, daß „ein Bund Teutscher Fürsten zur Erhaltung Teutscher Verfassung entstehe und an seiner Spitze die beiden regierenden Fürsten von Hessen." Wilhelm IX. lehnte ab, indem er loyaler Weise sich erst mit Brandenburg, Sachsen und Braunschweig verständigen wollte. Der Darmstädter Landgraf setzte ihm jedoch wiederholt in längerem Schreiben zu und schloß bereits mit dem Kurfürsten von Mainz einen solchen Vertrag. Auch dieser richtete nach Kassel ein dringendes Gesuch um Beitritt. Es ist, als ob er das künftige Geschick von Mainz vorausgesehen hätte. Ihm bangte vor der Unhaltbarkeit der Zustände wie vor der Unzulänglichkeit des Reichsschutzes; allein die Verhandlungen zwischen den drei Fürsten drehten sich im August 1791 besonders um die Frage, wer in diesem und jenem Falle den Oberbefehl führen solle; besondere Schwierigkeiten bereitete ihnen die Frage, wer den Oberbefehl führen solle, wenn mal beide hessische Fürsten sich bei den Truppen befänden; der Darmstädter schlug für diesen Fall eine Art von Demarkationslinie vor. Indeß geht aus den weiteren Briefen hervor, daß der Kasseler Landgraf beharrlich bei seiner Ablehnung blieb.

Hierauf spielten allerlei Versuche, im Namen und zu Gunsten Ludwigs XVI. einen Vertrag wegen Stellung von 12,000 Mann bis zur Wiedereinsetzung des Königs mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel abzuschließen. Am 18. Juni 1791 erhielt dieser den Vorschlag des Grafen Artois und er war gar nicht abgeneigt, wie seit lange üblich, die Landeskinder für fremde Zwecke zu verkaufen. Die jährlichen Subsidien sollten 3 Millionen Franks sein. In einer

eigenhändigen Note fügte der Landgraf der Instruktion an den Unterhändler (den dänischen Gesandten am französischen Hofe zu Koblenz, v. Wächter) bei, äußersten Falles thäte er es auch für 2 Millionen. Graf Artois war nur besorgt gewesen, ob der Landgraf auf so lange kreditiren werde, bis König Ludwig befreit sei, und hatte angedeutet, der Kaiser würde die Zahlung wohl garantiren. Der Landgraf theilte den Königen von Preußen und England mit, daß er den Vertrag abzuschließen gedenke, worauf Friedrich Wilhelm II. von Preußen ihm unterm 27. Juni 1791 den Rath giebt, sich vorläufig auf die gewagte Unternehmung nicht einzulassen. Inzwischen war der Landgraf auch schon infolge der weiteren Vorgänge in Frankreich bedenklich geworden. Es hat Eindruck auf ihn gemacht, „daß Herr von Bouillé mit seinen Linientruppen den König Ludwig von den Nationalgarden zu Varennes nicht hat befreien können“ und er sagte am 3. Juli: nachdem er seine Mittel überschlagen habe, finde er, daß es doch nicht möglich sei, für eine unbegrenzte Zeit Kosten für den Unterhalt seiner Truppen in einem fremden Lande darzureichen.“

Bald darauf nahte sich dem Landgrafen ein anderer Versucher: der durch seinen Eifer für die Wiedereinsetzung Ludwigs XVI. bekannte König Gustav III. von Schweden suchte den Landgrafen mittelst schmeichelhaften Schreibens vom 21. Juli 1791 (aus Aachen) zu bestimmen, jene 12000 Mann ihm für jährlich 2 Millionen Frcs. „bis zur Wiedereinsetzung des Königs von Frankreich in die Rechte seiner Vorfahren“ zu überlassen. Nach einem geheimen Artikel soll der Vertrag als mit letzterem abgeschlossen gelten, Gustav will nur Garantie leisten. Die Unterhaltung der Truppen solle der Landgraf bis zum Einmarsch in Frankreich, den Sold bis zum Einzug in Paris übernehmen. Aber der Landgraf lehnte am 1. August 1791 ab, weil seine Truppen eigentlich noch für England zur Verfügung ständen und weil er den Oberbefehl nicht abtreten wolle. Nun kam wieder der Dänische Gesandte v. Wächter und sagte, der Zeitpunkt sei jetzt gekommen, wo der Landgraf die zugesagte Zusammenkunft mit dem Grafen Artois in Wilhelmsbad auszuführen habe; der Landgraf aber erinnert daran, daß er ja diese Konferenz abgelehnt habe.

Nachdem inzwischen am 27. August in Pillnitz der Kaiser und der König von Preußen die bekannte Abrede getroffen, wandten sich die Grafen v. Artois und Provence am 14. Sept. nochmals an den Landgrafen. Am 19. September schrieb ihm auch Ludwig XVI.; dann kam wieder Herr v. Wächter und sagte, die Grafen in Schönbornsluft (bei Coblenz) hätten noch nicht ihr Vertrauen in seine Gesinnung verloren. Die Grafen rückten mit der Vorlage eines Accessionsvertrags zu den Abreden der deutschen Großmächte von Pillnitz hervor. Der Landgraf ging jedoch auch darauf nicht ein, da seine Minister vorgestellt hatten, es sei nicht zu erwarten, daß Frankreich, selbst

wenn das Unternehmen noch so gut ausfalle, „jemahlen die Kosten wieder erstatten kann.“ Er zog vor, am 26. Juli 1792 dem Könige von Preußen die Ueberlassung von 6000 Mann für den von diesem geplanten Feldzug gegen Frankreich zu versprechen. Kaum war dies geschehen, so schlugen diese französischen Prinzen dem Landgrafen einen Subsidienvertrag bezüglich eben dieses Korps vor, er solle sich verbindlich machen, dasselbe für 2 Jahre „zur preußischen und französischen Armee“ zu stellen. Der Landgraf erklärte seinen Ministern, der Antrag sei wegen der auf seine Kriegskasse fallenden Beträge zu wichtig, um ihn ganz von der Hand zu weisen. Die Prinzen hatten nämlich 1 Million Livres jährlich und 1 Million für die Ausrüstung versprochen. Die Minister schienen diesmal nicht abrathen zu wollen und mahnten nur zur Vorsicht; erst müsse der König von Preußen die ihm schon überlassenen 6000 Mann wieder freigeben, auch möge sich der Landgraf bezüglich der von den französischen Prinzen in Aussicht gestellten Verwendung für die Zuwendung der Kurwürde an ihn zuvor der Zustimmung Preußens versichern, keinesfalls aber dürfe er als regierender Herr die den französischen Prinzen überlassenen Truppen kommandiren. Am Ende lehnte der Landgraf unter Vorwänden ab und ließ sich in diesem Entschlusse auch durch einen nochmaligen Antrag der französischen Prinzen nicht beirren.

An dem später von Preußen unternommenen Feldzug in die Champagne, der so kläglich endete, nahm auch das Hessische Korps statt. Hätte der Landgraf diese französischen Prinzen in den Sand gesetzt, selbst Krieg gegen ihr Vaterland zu führen, so würde das kleine Deutsche Korps noch ein schlimmeres Schicksal gehabt haben.

Mit welch unverwüstlicher Frechheit die französischen Prinzen dem kleinen Landgrafen zusetzten, ergiebt sich ferner aus den Vorschlägen, welche sie ihm am 21. Dezember 1791 wegen Aufnahme eines großen Theiles des ihnen gefolgten Trosses französischer Edelleute in sein Land machten. Der Landgraf lehnte am 27. Dez. 1781 mit dem Bemerken ab, der Aufenthalt der ihm zugedachten 12,000 Emigrirten in der Grafschaft Hanau könne die Ruhe stören. Als die Prinzen die Bitte wiederholten und der König von Preußen sie unterstützte, bot der Landgraf die Grafschaft Schaumburg für die Emigranten an; er zog damit aber wieder zurück, nachdem die wegen der Nähe des hannöverschen Gebietes stark interessirte englische Regierung am 6. März 1792 entschieden abgerathen und darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die Emigranten „durchaus Menschen ohne Beschäftigung, ohne Beruf und ohne fixirten Aufenthalt“ seien und als „bedenklich für die Moralität“ angesehen werden müßten.

Andere der veröffentlichten Urkunden beziehen sich auf die Eroberung

Frankfurts durch die Hessen 1792, auf den Fürstenverein zu Wilhelmsbad 1794, die Besetzung Hannovers durch Mortier, Napoleons Aufenthalt zu Mainz (1804) u. s. w. **Karl Wippermann.**

J. Burckhardt's Geschichte der Renaissance in Italien.*)

Professor Jakob Burckhardt in Basel hat bekanntlich schon vor längerer Zeit das beste Werk über die Zeit der Renaissance in Italien geschrieben, jene wichtigste Periode der neueren Geschichte, auf welcher mehr oder weniger die ganze Kultur aller spätern Jahrhunderte beruht und auf deren Studium auch künftig stets zurückgegangen werden wird. Sein Buch behandelt die „Kultur der Renaissance" im Allgemeinen.

Im Anschluß daran schrieb der geistvolle und gelehrte Verfasser später ein zweites, nicht minder vortreffliches Buch, welches die Kunst der Renaissance, besonders die Architektur im weitesten Sinne des Wortes, incl. Garten-Anlagen 2c., in streng wissenschaftlicher Weise behandelt, eine Darstellung, welche auf gründlicher Kenntniß der Literatur und umfassender Anschauung der Kunstdenkmäler selbst beruht. Diese Arbeit erschien vor zehn Jahren als IV. Band der von Franz Kugler unvollendet hinterlassenen großen „Geschichte der Baukunst", mußte für diesen Zweck jedoch wegen der Uebereinstimmung mit den vorher gehenden Bänden, mannigfach geändert werden.

In der allerneuesten Zeit ist die Renaissance ein Schlagwort aller Bestrebungen auf den Gebieten der Architektur sowohl als der Kunst-Gewerbe geworden. Doch ist die Deutsche Renaissance immer nur eine abgeleitete Kunst — damit soll keineswegs gesagt sein, daß sie nicht auch viele eigenthümliche Schönheiten und gewisse Reize hat — welche zunächst auf der Italienischen Kunst beruht. Wir werden daher, wenn wir nicht in eine verwerfliche Manier verfallen wollen, das Studium der Kunst während der Zeit der Renaissance in Italien nie entbehren können.

Mit Rücksicht auf dieses jetzt besonders lebhafte Interesse an dem Gegenstande und die Thatsache, daß Burckhardts Arbeit mit mancherlei Veränderungen in Kugler's Werk eingefügt war, ist es mit Freude zu begrüßen, daß die Verlagsbuchhandlung Ebner und Seubert in Stuttgart das Burckhartsche Werk nun in seiner Integrität in selbstständiger Form publizirt. Der Verfasser

---

*) Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert.

hat dasselbe für diese neue Ausgabe nochmals sorgfältig durchgesehen und mit Rücksicht auf die in den letzten zehn Jahren gemachten Studien verbessert und erweitert. Die Verlagshandlung aber hat es mit einer größeren Anzahl schöner neuer Illustrationen in Holzschnitt versehen;, auch einige ältere, welche ungenügend erschienen, daraus beseitigt, so daß diese Publikation in jeder Beziehung als eine vermehrte und verbesserte Auflage erscheint.

Dieses Buch ist nicht eigentlich eine Geschichte der Renaissance in Italien, bei welcher die vielen Einzelnheiten, deren Kenntniß von Wichtigkeit ist, die Klarheit des Gesammtbildes gestört hätten, sondern eine systematische Darstellung derselben mit besonderer Berücksichtigung der historischen Entwickelung. Der Verfasser behandelt in übersichtlicher Weise, und stets die Quellen für seine Aussprüche angebend, in der ersten Abtheilung in dreizehn Kapiteln den Sinn für monumentale Bauten in Italien überhaupt, die Bauherrn und Baumeister, das Verhältniß der Gothischen Kunst zur Kunst der Renaissance, das Studium der antiken Denkmäler und des Vitruv, spricht dann über die Formenbehandlung der Architektur in den verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung, über die Komposition der Kirchen, Klöster, Brüderschaftsgebäude und Paläste, über Anlage von Spitälern, Festungsbauten und Brücken, über Stadtanlagen, Villen und Gärten; in der zweiten Abtheilung von der Dekoration, handelt er zuerst von dem Wesen der Dekoration im Allgemeinen, dann von den Arbeiten in Stein, Erz, Holz, von den Fußböden, von der Façadenmalerei, der Malerei im Innern und den Dekorationen bei Festlichkeiten. — Es ist, wie man sieht ein überaus reichhaltiges und sehr vollständiges Programm, welches der Verfasser mit feinstem Sinn für das Künstlerische und sehr umfassender Kenntniß des Vorhandenen in gelungenster Weise ausgeführt hat. Dieses schöne Buch enthält eine Fülle von geistreichen, anregenden Ideen und fruchtbringenden Anregungen. R. Bergau.

Julius Wolff's wilder Jäger.*)

Julius Wolff hat in seinem „Rattenfänger von Hameln“ an poetischer Vertiefung und festem Bau der Komposition den früher erschienenen ebenfalls sehr freundlich aufgenommenen „Till Eulenspiegel“ bedeutend übertroffen. Die hier behandelte „Waidmannsmär“ ist für sein hervorragendes Talent ein höchst günstiger Stoff: er verstattet und nöthigt sogar, Naturschilderungen in reicher Mannichfaltigkeit mit der Darstellung mittelalterlicher Gebräuche, zumal der

*) Berlin, G. Grote'sche Verlagshandlung.

poetisch so dankbaren Waidmannsbräuche in der anmuthenden Waidmanns-Sprache, zu verbinden: die Handlung erlaubt freie Bewegung der Erfindung mit Einschaltung lyrischer Stücke von Liebes-, Trink-, Jagdliedern, mit allerlei andern Liedern: der großartige, geheimnißvolle, mythische Hintergrund breitet einen ahnungsvollen Schatten über das Bild. Dazu kommt, daß der Verfasser, ein Sohn des Harzes, „des Thales der wilden Bode“, — dieser seiner Heimath ist das Gedicht in schwungvollem Vorwort gewidmet — mit der Landschaft durch die genaueste Kenntniß, durch die Spiele des Knaben, die Wanderungen des Jünglings, die Heimathliebe des Mannes vertraut und verwachsen ist. Man durfte bei der Wahl dieses Stoffes durch diesen Dichter Ausgezeichnetes erwarten: diese Erwartung ist in reichstem Maß erfüllt. Mit Ausnahme eines Bedenkens gegenüber der Komposition — die Art der Schuld, in welche der Held verstrickt wird: (die Preisgebung des Freundes und Nebenbuhlers in der Schlacht) würde ich anders gewählt haben — ist gegen die Dichtung kein Einwand zu erheben und fast alles als im höchsten Grade gelungen zu loben. Von der Fabel verrathe ich nichts: soll den Lesern die Freude nicht verdorben werden. Die Form im weitesten und edelsten Sinn des Worts ist geradezu mit Meisterschaft behandelt: die Studien in den Jagdalterthümern sind ebenso gründlich und umfassend, als die Verwerthung dieser Dinge maßvoll, taktvoll, glücklich gewählt erscheint: und wie nahe lag gerade bei so reich gehäuftem Material, die Gefahr, die Versuchung, hierin des Guten zu viel zu thun. Die Naturschilderungen — gleich der Eingang, Frühlingseinkehr im Harz, und am Schluß das Vorübersausen der wilden Jagd sind von berauschender Schönheit; aber auch die Falkenjagd, die herrliche Hirsch-Jagd, das Treiben der Jäger in dem Burghof und vor allem die wald-duftige Gestalt der Köhlerkinder sind von mächtigster und zartester Poesie durchdrungen: seit der „blonden Lisbeth“ habe ich keine solche Mädchengestalt in deutscher Dichtung angetroffen. Die Liebes- und Wald-Lieder, auch die Trink- und Jagdlieder, ebenfalls mit weiser Beschränkung eingestreut, stehen dem Besten was wir auf diesem Gebiet besitzen, ebenbürtig zur Seite und ich trete keinem zu nahe, wenn ich sage, eine Dichtung wie dieser „wilde Jäger“ (und sein älterer Bruder der Rattenfänger) ist, schreibt gleich vortrefflich heute in Deutschland nur noch Einer. Und dieser Eine heißt Josef Viktor.

Königsberg, Weihnachten 1877. Felix Dahn.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 3.

Ausgegeben am 10. Januar 1878.

Inhalt:

	Seite
Eine „Deutsche Revue"? ***	81
Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. III. Attika. Die Staaten zweiten Ranges. Die Zeit der Perserkriege. Max Jähns.	90
Zur Lage in der nordamerikanischen Union Rudolf Doehn.	104
Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. H. B.	113
Fränkel's Stich von A. v. Dyck's Todtenklage um Christus. R. Bergau.	120

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Im Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien:

Deutscher Volksglaube

von

Moritz Busch.

Ein Band. Elegant brochirt. Preis Mark 6.—. Elegant gebunden. Preis Mark 7.6

Das Werk enthält mit einer reichen und bunten Auswahl von Beispielen eine **Physi** **logie des deutschen Aberglaubens**, des im Volke neben dem Christenthum und der mode Kultur fortlebenden **Heidenthums**; den Kalender desselben mit seiner **Tagewählerei**; die **Vol** **botanik** mit ihren Zauberpflanzen, ihren Farnsamen, ihren Springwurzeln und Wünschelruth die **Volksmedizin** mit ihren zauberischen Hausmitteln und ihren sympathetischen Kuren und d alten Beschwörungssprüchen; die **Zoologie des Volkes** mit ihren Basilisken und Drachen, ih seltsamen Meinungen vom Storch und der Schwalbe und andern Vögeln, Käfern und Würme die **Astronomie des Aberglaubens** mit ihren wunderbaren Meinungen vom Regenbogen dem Gewitter, vom Monde, der Sonne und den Sternbildern; die **Volksprophetie** mit ih Weissagungen und Geschichten, von denen eine große Anzahl der merkwürdigsten in den Text flochten sind, ferner ein Kapitel über den Aberglauben **vom bösen Blick** und dem Versch oder Vermeinen, endlich einen Blick auf **den Ring** im Aberglauben. — Alles nach n Gesichtspunkten geordnet und in klarer, anmuthiger, farbenreicher Weise dargestellt.

Digitized by Google

Eine „Deutsche Revue"?

Zu den populären Zeitschriften, die in den letzten Jahren bei uns neu hervorgetreten sind, hat sich etwa seit Anfang des verflossenen Sommers abermals eine gesellt, welche unter dem Titel „Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart" im Verlage von E. Habel in Berlin erscheint. Wenn wir recht beobachtet haben, so ist es bisher Stil gewesen, daß die älteren Zeitschriften von neu auftretenden nicht sonderlich Notiz genommen haben. Begreiflicherweise. Soll sich etwa die Zeitschrift „Unsere Zeit" gemüthlich echauffiren, wenn ihr eines schönen Tages eine „Deutsche Rundschau" an die Seite tritt? Soll die „Rundschau" mit zärtlichem Liebesblick „Nord und Süd" empfangen? Soll „Nord und Süd" einer „Deutschen Revue" die biedere Rechte zum Händedruck entgegenstrecken? Das ist nicht zu verlangen. Man ignorirt sich also gegenseitig, denn jedes freundliche Wort über den andern würde gelinder Selbstmord sein, jedes unfreundliche könnte von der angegriffenen Seite als Konkurrenzfurcht und Brodneid ausgelegt werden. Ich weiß daher nicht, ob es nicht eine etwas gewagte Bitte an die Redaktion dieser Blätter ist, den nachfolgenden Bemerkungen Aufnahme zu gönnen.*) Sie wollen weder freundlich noch unfreundlich sein, sondern nur einige gegründete Bedenken äußern, die uns bei der Lektüre der erwähnten neuen Zeitschrift unaufhörlich verfolgt haben und die wir gewiß nicht zur Sprache zu bringen wünschen würden, wenn die „Deutsche Revue" nicht unausgesetzt unser Interesse erregt hätte.

Dreierlei ist es, was an der neuen Zeitschrift uns befremdet. Erstens:

*) Die Redaktion hielt es für ihre Pflicht, dieser Kritik ihres Mitarbeiters Aufnahme zu gewähren. Die Grenzboten haben sich ja zur Aufgabe gesetzt, rückhaltslos das auszusprechen, was sie für wahr halten. Sie werden bei Erfüllung dieser Aufgabe durch keine Kameraderie gehindert. Ebensowenig wird der Verdacht, daß ihre Kritik aus unlauteren Motiven geflossen sei, sie erreichen können, wenn er gewagt werden sollte. D. R.

die an's Wunderbare grenzende Geschwindigkeit, mit welcher sie ihren ersten „Jahrgang" zurückgelegt hat; zweitens: die ungewöhnliche Art, mit welcher sie für sich selber Reklame macht; drittens: die Beflissenheit, mit der sie etwas zu sein vorgiebt, was sie vielleicht einmal werden kann, aber bis jetzt wenigstens nach unserem Dafürhalten nicht ist, nämlich eine wirkliche und wahrhafte „Revue".

Das erste Heft, die „Probenummer" der „Deutschen Revue", erschien, wenn wir nicht irren, Ende April oder Anfang Mai 1877. Auf dem zweiten Hefte, welches im Juni ausgegeben wurde, stand folgende Bemerkung: „Das erste Quartal umfaßt die Zeit bis incl. September. Das zweite Quartal beginnt mit dem 1. Oktober und werden die Hefte dann (der Herr Verleger scheinen die Inversion etwas zu lieben, sie begegnet auch im Prospekte) regelmäßig zweimal monatlich erscheinen." Diese Frist ist denn auch pünktlich eingehalten worden, und bis Ende September lagen sechs Hefte vor. Wie groß war aber unser Erstaunen, als bereits im fünften Hefte die Ankündigung zu lesen war: „Vom 1. Oktober 1877 beginnt der 2. Jahrgang der „Deutschen Revue" und erscheint dieselbe (da haben wir wieder die Inversion) von da an auf Wunsch unserer Mitarbeiter monatlich einmal." Daß durch Verdopplung der Bogenzahl aus einer Halbmonatsschrift eine Monatsschrift entstehen kann, wird jedermann einleuchten. Wie aber entsteht aus einem Quartal mit einem Male ein Jahrgang? Wir haben bisher geglaubt, unter Jahrgang verstehe man diejenigen Nummern einer Zeitschrift, welche im Laufe eines Jahres, sei es nun vom Januar bis zum Dezember, oder vom Oktober bis zum September oder wie immer, erscheinen. Hier werden wir belehrt, daß man auch ein Quartal als „Jahrgang" bezeichnen kann. Wir sind natürlich weit davon entfernt zu glauben, daß es mit diesem unerwarteten Vertauschen der beiden Worte „Quartal" und „Jahrgang" auf ein Täuschen des Publikums abgesehen gewesen sei, aber das wird man doch zugestehen müssen, daß das Publikum, an die bisherige Auffassung des Wortes „Jahrgang" gewöhnt, wenn es auf dem Umschlage einer Zeitschrift liest: „Jahrgang II., Heft I." nicht anders glauben kann, als daß die Zeitschrift bereits ein volles Jahr hinter sich habe. Und diese Methode, binnen Jahresfrist vier „Jahrgänge" einer Zeitschrift fertig zu bringen, dürfte doch ihr Bedenkliches haben. Soviel über den ersten Punkt.

Was uns an zweiter Stelle an der „Revue" nicht gefallen wollte, war die auffällige Reklame, die sie bisher für sich gemacht hat. Wir leben ja in einer Zeit, die eine etwas starke Reklame braucht und verträgt, aber speziell in der buchhändlerischen Anpreisung sind doch durch den literarischen Anstand gewisse unüberschreitbare Grenzen gezogen. Die „Deutsche Revue" scheint nicht

viel von diesen Grenzen zu wissen. Vom ersten Hefte an bis zum neunten hat die Verlagshandlung, einer leider immer mehr um sich greifenden garstigen Unsitte folgend, den zur Recension versandten Gratisexemplaren ein autographirtes „Resumé zur gefälligen Benutzung" beigelegt, d. h. mit andern Worten eine dreiste Selbstlobhudelei. Jedes anständige kritische Organ wirft natürlich derartige — Zettel ohne weiteres in den Papierkorb. Es giebt aber doch Zeitungen genug — selbst Zeitungen mit reichen Mitteln, die einen anständigen literarischen Berichterstatter anständig honoriren könnten — welche sich nicht schämen, regelmäßig solche Zusendungen verbo tenus abzudrucken. Mit Beispielen können wir aufwarten, und der Herr Verleger der „Deutschen Revue" jedenfalls mit der zehnfachen Anzahl. Vom zweiten Hefte an hat sich aber nun auch die neue „Revue" beeilt, auf ihrem Umschlage wirkliche „Urtheile der Presse" mitzutheilen. Auf dem zweiten Hefte sind sechs solche Urtheile, auf dem dritten Hefte vier „weitere Urtheile", und auf dem vierten abermals sieben mitgetheilt, unter welchen letzteren „weiteren" sich leider — natürlich nur durch ein Versehen — eines befindet, das bereits auf dem zweiten Hefte wiedergegeben war. Diese Zeitungen sprechen sich — und es ist ein ehrenvolles Zeugniß für sie, daß sie dem mitgesandten „Resumé zur gefälligen Benutzung" keine Beachtung geschenkt haben — sämmtlich sehr vorsichtig und zurückhaltend über das neue Unternehmen aus. Sie beschränken sich in der Hauptsache darauf, den Prospekt mit anderen Worten zu reproduziren und fügen ein paar Bemerkungen hinzu, was die neue Zeitschrift „werden will" oder „werden soll" oder „zu werden verspricht", wenn sie ihr Programm wirklich erfüllt, sie heißen die neue Genossin „gern willkommen" und bemerken, daß „Niemand sie ohne Belehrung bei Seite legen werde" (Kölnische Zeitung) daß man sie „jedem Gebildeten zur Lektüre empfehlen könne (Nationalzeitung), daß sie „der Beachtung der Gebildeten würdig sei" (Neue Freie Presse). Da sich unter den „weiteren" Urtheilen auf dem vierten Hefte bereits einige sehr obskure Lokalblätter befinden, z. B. die Remscheider Zeitung, die ihr Urtheil in die naive Phrase zusammenfaßt: „Wo Namen wie die angeführten figuriren (figuriren! Du ahnungsvoller Engel, du!), ist eine weitere Empfehlung überflüssig", da ferner ein Urtheil vom zweiten Hefte hier bereits wiederholt erscheint, so darf man wohl annehmen, daß der Chorus der urtheilenden Zeitungen damit so ziemlich erschöpft gewesen sein wird. Wie groß ist nun abermals unser Erstaunen, wenn wir im fünften Hefte in einem etwas metamorphosirten Prospekte durch die Mittheilung überrascht werden: „Von der gesammten Presse ist die Deutsche Revue als die wichtigste und nützlichste Zeitschrift für jeden gebildeten Deutschen anerkannt und hervorgehoben worden, (was? die Revue ist hervorgehoben worden? Ja so, es ist hervorge-

hoben worden) daß Deutschland durch dieselbe nun endlich das besitzt, was seit Jahren allgemein erwünscht war: eine wahrhaft nationale deutsche Revue." Mit derselben Kunstfertigkeit also, wie in diesem fünften Hefte das „Quartal" in einen „Jahrgang" verwandelt worden war, giebt man hier sechzehn, sage sechzehn deutsche Zeitungen für die „gesammte Presse" aus, und einige entgegenkommende Worte der Höflichkeit, mit der die Kolleginnen das neue Unternehmen begrüßt haben, summirt, kumulirt und kondensirt man zu dem Superlativ: „wichtigste und nützlichste Zeitschrift für jeden gebildeten Deutschen." Dieses Kunststück wird aber durch ein anderes womöglich noch überboten. Das unvermeidliche „Resumé zur gefälligen Benutzung", welches in Riesenformat das letzte Heft der „Revue" begleitete, beginnt mit folgenden schwungvollen Worten: „Alle patriotischen, freisinnigen und gebildeten Leserkreise hat die Gartenlaube durch einen längeren Artikel auf die „Deutsche Revue" ganz besonders aufmerksam gemacht", und auf dem Umschlage des Heftes selbst heißt es: „Wenn die Gartenlaube, bei der Recensionen zu den Seltenheiten gehören, wie geschehen, für die „Deutsche Revue" eine Lanze einlegt, (der Herr Verleger meinen wohl „bricht", das bloße „einlegen" ist nicht genug), so spricht dies am deutlichsten für die Gediegenheit und Bedeutung dieses Unternehmens." Nun berührt es schon etwas eigenthümlich, wenn eine Zeitschrift von der Höhe und Erhabenheit, wie es doch die „Deutsche Revue" gern sein möchte, sich zu ihrer Empfehlung auf die „Gartenlaube" beruft. Wer gewisse Zeitungen liest, der liest bekanntlich gewisse andere nicht, und umgekehrt, jeder nach seinem Geschmack. Wie sieht denn nun aber die „Lanze" aus, welche die Gartenlaube für die „Deutsche Revue" bricht? In ihrer Nummer 43 schreibt sie buchstäblich folgendes: „Das dießjährige Oktoberheft der in Berlin erscheinenden Zeitschrift „Deutsche Revue" bringt einen sehr beachtenswerthen Mahnruf von Professor Schenkel in Heidelberg über die nationale Bedeutung der religiösen Frage", und hieran werden noch ein paar Bemerkungen, lediglich über den angeführten Aufsatz, geknüpft. Das ist Alles. Und das nennt der Verleger eine „Recension" der „Revue"! Das nennt er „eine Lanze einlegen!" — Ein Kommentar ist wohl überflüssig.

Das dritte, was uns an der neuen „Revue" mißfällt, ist das, daß die Zeitschrift beharrlich vorgiebt, etwas anderes zu sein, als was sie in Wahrheit ist. In dem ersten Prospekte hieß es, in der „Deutschen Revue" sollten nachfolgende Fächer: Politik, Nationalökonomie und Statistik, Handel, Gewerbe und Industrie, Landwirthschaft, Staats- und Rechtswissenschaft, Geschichte, Geographie, Philosophie, Medizin und Naturwissenschaft, Kunst und Literatur „in jeder Nummer von einer Autorität in allgemein verständlicher Weise behandelt und alle wichtigen Fragen, Fortschritte &c. besprochen werden,

so daß die ganze Zeitschrift in jeder Nummer eine umfassende nationale Revue bilden werde." Dieselbe Wendung kehrt in dem etwas veränderten Prospekte im fünften Heft wieder; außerdem heißt es dort, die Revue „biete in jeder Nummer eine umfassende Rundschau über das gesammte geistige Leben." Demgemäß ist nun jedes Heft in eine Anzahl „Berichte" eingetheilt. Jeder einzelne Aufsatz ist überschrieben: „Bericht: (was der Doppelpunkt hier soll, ist schwer zu sagen) Herausgegeben von..."

Sehen wir uns nun einmal in den bisher erschienenen neun Heften diese „Berichte" über einige der genannten Fächer etwas genauer an, und zwar wollen wir solche Fächer auswählen, die jedem Gebildeten nahe liegen: Geschichte, Kunst und Literatur. Das letztere Fach soll jedenfalls heißen: „Schöne Literatur", denn philosophische, geschichtliche, geographische, naturwissenschaftliche Werke gehören doch wohl auch unter die „Literatur".

Die „Berichte" über die Geschichte schreibt H. Breßlau, Privatdocent der Geschichte, wenn wir recht unterrichtet sind, an der Berliner Universität. Machen wir uns zunächst klar: Was heißt ein monatlicher „Bericht über Geschichte"? Das kann doch nur heißen: ein Bericht über die im Laufe des letzten Monats — oder der letzten Zeit, denn wir wollen nicht kleinlich und peinlich sein — auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft hervorgetretenen bedeutenderen literarischen Erscheinungen, über wichtige Ergebnisse archivalischer Studien, über Ereignisse, welche im Stande sind, der Geschichtswissenschaft neue Antriebe zu geben, neue Quellen zu erschließen, also interessante archäologische Funde, Ausgrabungen und ähnliches. Was enthalten nun die „Berichte" der ersten neun Hefte? Der erste „Bericht" bespricht auf zwei Seiten die in der letzten Zeit überall verhandelte Controverse, welche sich über die auf die Mittheilungen Schön's zurückgehende sogen. „ostpreußische Legende" entsponnen hat. Das kann man gelten lassen, wenn auch der „Bericht" sich sehr kurz faßt und quasi voraussetzt, daß man das, was andere Zeitschriften darüber gebracht haben, bereits gelesen hat. Der zweite „Bericht" handelt von der neuerdings durch Droysen aufgedeckten Fiktion des sogen. Nymphenburger Vertrages (1741). Der dritte und vierte Bericht erzählen an der Hand mehrerer im Laufe der letzten Jahre erschienenen Bücher von der Entstehung des Kurfürstenkollegiums, der fünfte bespricht die, übrigens längst bekannte, Thatsache, die Rochholz nur neuerdings nochmals mit einem umfänglichen aktenmäßigen Beweismaterial erhärtet hat, daß die Erzählung vom Tell und Geßler eine bloße Sage ist, der sechste erörtert die ebenfalls keineswegs neue, aber durch eine englische Publikation von 1871 noch authentischer als vorher bewiesene Feststellung der Person des Verfassers der „Juniusbriefe", der siebente handelt über die Streitfrage, die sich in den letzten Jahren über

Don Carlos und sein Verhältniß zu König Philipp erhoben hat, der achte über die Bulgaren im Mittelalter, der neunte über die Geschichte des Verfahrens bei den Papstwahlen, die beiden letzteren übrigens ebenfalls gestützt auf einige in den letzten Jahren neu erschienene historische Publikationen. Dies alles sind sehr dankenswerthe, vortrefflich orientirende, klar und objektiv geschriebene Aufsätze. Aber wie kann man behaupten, daß diese neun Aufsätze zusammen ein Bild von den Fortschritten unserer historischen Wissenschaft im Laufe des letzten Jahres geben? Im Laufe des letzten Jahres ist unter anderem ein so bedeutendes Werk wie Arneth's „Geschichte Maria Theresia's" um einen 8. Band gefördert worden, L. Ranke hat fünf Bände „Denkwürdigkeiten des Fürsten von Hardenberg" veröffentlicht, K. Hillebrand den ersten Band einer Geschichte Frankreichs seit 1830 herausgegeben — würden diese Werke nicht eher in den vorliegenden „Berichten" einen Platz haben beanspruchen können, als Publikationen, die bereits um fünf, sechs Jahre zurückliegen? Und weiter: Besteht denn die Geschichte bloß aus politischer Geschichte? Wo bleibt die Kulturgeschichte, die Kunstgeschichte, die Literaturgeschichte? Was ist das für ein Bild von den geschichtlichen Fortschritten der letzten Zeit, in welchem ein so großartiges Werk, wie Dohme's „Kunst und Künstler", welches die Summe von den kunstgeschichtlichen Forschungen ganzer Jahrzehnte zieht, Werke wie Elze's Shakespearebiographie, H. Grimm's Goethebiographie mit keiner Silbe berührt werden? Oder sollen derartige epochemachende kunst- und literargeschichtliche Publikationen etwa unter die Rubriken „Kunst" und „Literatur" verwiesen werden? Das gäbe eine schöne Konfusion, wenn man die belletristischen und künstlerischen Tageserscheinungen und die Geschichte der Künste und der Literatur unter den vagen Ueberschriften „Kunst" und „Literatur" zusammenwerfen wollte.

Aber sehen wir uns doch die „Berichte" auch über die letztgenannten Gebiete etwas genauer an. Den „Bericht" über „Literatur" hat durch alle neun Hefte hindurch A. Strodtmann geschrieben, der bekannte Biograph Heine's, der Herausgeber eines vierbändigen Briefwechsels von G. A. Bürger, der Verfasser eines sehr lehrreichen Buches über das geistige Leben in Dänemark, der Uebersetzer von G. Brandes' geistvoller Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, ein Schriftsteller also, der in jeder Beziehung zu einer Aufgabe wie der vorliegenden Beruf hat. Was hat er aber gegeben? Im ersten Hefte eine Seite Mittheilungen über den 1855 gestorbenen dänischen Schriftsteller Sören Kierkegaard — man denke: im ersten Hefte einer neu erscheinenden „Deutschen Revue" Mittheilungen über einen vor zwanzig Jahren verstorbenen dänischen Schriftsteller! Warum? Augenscheinlich, weil Strodtmann gerade mit der deutschen Bearbeitung einer kürzlich erschienenen

dänischen Monographie über diesen Schriftsteller beschäftigt gewesen ist, und weil es ihm unbequem war, sich in dieser Arbeit durch die für die Habel'sche „Revue" übernommenen Verpflichtungen stören zu lassen. In der That ein vielverheißendes Debüt. Im zweiten Hefte druckt er ein paar Stellen ab aus der Einleitung zu der 1871 (!) erschienenen, im letzten Jahre neu aufgelegten Stern'schen Anthologie: „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung", Stellen, welche einige Betrachtungen enthalten über die Abneigung unserer wissenschaftlichen Literaturkritik gegen die Erzeugnisse der deutschen Dichtung der Gegenwart. Warum? Weil er offenbar noch immer mit Kierkegaard beschäftigt war, als der Bursche aus der Druckerei kam und Manuskript für das zweite Heft verlangte. Im dritten Hefte: eine selbständige Fortsetzung dieser Betrachtungen — also offenbar noch immer Kierkegaard auf dem Schreibtische. Im vierten Hefte: ein paar sehr bequeme Bemerkungen über die im vorigen Jahre zum Abschluß gelangte Herbst'sche Biographie von J. H. Voß — immer noch Kierkegaard. Und hier haben wir ja nun auch das gefürchtete Hereinziehen der Literaturgeschichte in die belletristischen Erzeugnisse der Gegenwart. Der „Bericht" des fünften Heftes sucht einen nach Strodtmann's Meinung bei Lebzeiten nicht genug beachteten Dichter, August Wolf († 1861) zu Ehren zu bringen, der des sechsten empfiehlt den Lesern Sanders' „Deutschen Sprachschatz" — also eine Recension über ein lexikalisches Hilfsmittel als halbmonatlicher „Bericht" über die neuesten Erzeugnisse der schönwissenschaftlichen Literatur! Immer noch Kierkegaard? Endlich, endlich im siebenten Hefte ein Aufsatz über die bekannten, aus Herwegh's Nachlaß herausgegebenen Gedichte, also zum ersten Male eine Arbeit, wie sie hierher gehört, im achten Hefte eine Reihe persönlicher Erinnerungen an F. Hebbel, angeknüpft an eine Erwähnung der neu erschienenen Biographie F. Hebbel's von E. Kuh — also wieder, wenn man will, ein Stückchen Literaturgeschichte —, im neunten eine Kritik der kürzlich erschienenen neuen Dichtungen von W. Jordan, „Andachten". Dies ist der Inhalt der bisherigen neun Strodtmann'schen „Berichte." Sie alle sind anregend und fein geschrieben — aber man wolle uns nur nicht einreden, daß diese neun „Berichte" zusammen auch nur im entferntesten eine Vorstellung geben von der belletristischen Produktion des letzten Jahres; auf die Phrase des Prospektes von der „umfassenden nationalen Revue" sind sie geradezu ein Spott.

Wir kommen zu den Berichten über „Kunst." Von vornherein hat die „Revue" jedenfalls geglaubt, nur die bildenden Künste seien „Kunst", erst vom siebenten Hefte an besinnt sie sich darauf, daß auch die Musik sozusagen eine „Kunst" ist, und scheidet nun die „Berichte" über „Bildende Kunst" und „Musik." Die ersteren hat durch sämmtliche neun Hefte M. Schasler, die

letzteren E. Naumann geschrieben. Schasler hat jahrelang eine Kunstzeitschrift oder richtiger Künstlerzeitschrift — denn sie wurde wohl meist in Künstlerkreisen gelesen, deren Werke in der Regel sehr freundlich darin besprochen wurden —, die „Dioskuren", herausgegeben, welche in der letzten Zeit sanft und selig entschlafen ist. Die „Deutsche Revue" mag also für den gegenstandslos gewordenen kunstschriftstellerischen Drang Schasler's ein willkommenes Asyl gewesen sein. Auf jeden Fall erlauben wir uns zu bezweifeln, daß Schasler eine „Autorität" sei — die „Revue" hatte ja in Aussicht gestellt, daß jedes Fach in jeder Nummer von einer Autorität behandelt werden sollte. Würde über den Berichten ein Name stehen, wie Springer, Woltmann, Thausing, Lübke, das wären „Autoritäten", und solch einen Namen sollte man hier um so eher erwarten, da ja, wie es den Anschein hat, auch die arme Kunstgeschichte in der „Revue" aus der „Geschichte" ausgestoßen und unter die „Kunst" verwiesen werden wird, Schasler aber doch, trotz seiner zweibändigen „Geschichte der Aesthetik" nicht für einen Kunsthistoriker gelten kann. Aber gleichviel, halten wir uns an seine „Berichte." Da ist nun zu konstatiren, daß Schasler einer der wenigen Mitarbeiter der „Revue" ist, die wirkliche „Berichte" schreiben, bei denen das Wort „Bericht" in der Ueberschrift nicht zur lächerlichen Posse wird. Man sieht eben hier den erfahrenen Redakteur, welcher weiß, worauf's ankommt. Er schreibt über Kunstausstellungen und die dabei hervorgetretenen wichtigeren Kunstleistungen, über neue Bauten und Bauprojekte, über Denkmälerkonkurrenzen und Denkmälerenthüllungen, über Restaurationsarbeiten an alten Kunstdenkmälern, über neue Kunstpublikationen, über Jubiläen und andere Festlichkeiten u. s. w. Aber da er natürlich unmöglich alles bereist, alles selbst gesehen haben, überall „dabei gewesen" sein kann, so ist er meistens darauf angewiesen, von anderen Zeitungen gebrachte Berichte zusammenzuziehen und in dem seinigen zu verweben. Thatsächlich setzen sich denn auch seine „Berichte" aus lauter einzelnen Notizen zusammen. Trotzdem daß sie als fortlaufender Text gedruckt sind und den Schein einer zusammenhängenden Darstellung erwecken möchten, ist jeder „Bericht" nichts als ein Mosaik aus Kunstnotizen. Oft hat man das, was Schasler zusammenstellt, längst in Lützow's „Kunstchronik" oder unter den Kunstnotizen von J. J. Weber's „Illustrirter Zeitung" gelesen.

Aehnlich wie Schasler scheint sich E. Naumann, der bekannte Verfasser verschiedener populärer musikgeschichtlicher Bücher („Deutsche Tondichter", „Italienische Tondichter u. a.) seine Aufgabe für die „Revue" zurechtgelegt zu haben. Er berichtet im siebenten Hefte, wo er zum ersten Male als Mitarbeiter erscheint, über einige Musikfeste des letzten Sommers, im achten giebt er Mittheilungen über den heimgegangenen Kapellmeister J. Rietz, im neunten bespricht er kurz einige neue Opern und knüpft daran, ganz in der Weise

Schaslers, ein paar Konzert- und Personalnotizen aus den letzten Wochen. Zu der letzteren Art von Berichterstattung wird sich Naumann, wie es in der Natur der Sache liegt, mit der Zeit immer mehr gedrängt sehen, denn auch er kann eben nicht überall dabei gewesen sein und alles gehört haben, auch er wird sich vielfach auf Benutzung anderweitiger Mittheilungen angewiesen sehen. Denkbar wäre es allenfalls noch, daß er daneben gelegentlich, ähnlich wie Hanslick, ästhetische Prinzipfragen erörterte, undenkbar hoffentlich, daß er in die unsaubere Arena gewisser musikalischer Zeitschriften herabsteigen und in den Lärm einer gewissen Klique, die sich Gott sei Dank wohl bald heiser geschrieen haben wird, mit einstimmen sollte, wozu am Schlusse seines letzten Berichtes ein beinahe unbegreiflicher Anfang gemacht ist. Naumann empfiehlt dort eine kürzlich erschienene Broschüre, welche für die Robert Franz'schen Modernisirungen Bach'scher Kompositionen Propaganda macht, und begleitet diese Empfehlung mit ein paar geradezu unfaßbaren Ausfällen gegen zwei unsrer verdientesten Musikhistoriker. Wenn Naumann die erwähnte Broschüre wirklich gelesen hat und nicht etwa auch hier auf Grund eines tendenziösen Zeitungsberichtes referirt, so weiß er und muß er wissen — so viel musikwissenschaftliche Kenntniß haben wir ihm wenigstens bisher zugetraut — daß die betreffende Schrift nicht im entferntesten das beweist, was sie beweisen will. Sollte Naumann vielleicht gelegentlich einmal von den Vertretern der streng philologischen Richtung in der Musikwissenschaft, weil er allerdings ein bischen schöngeistig angekränkelt ist, nicht ganz für voll angesehen, dagegen von der vorerwähnten Klique, die ihn zu den „Philologen" wirft, gelegentlich etwas gezupft worden sein, so daß er jetzt vor lauter Angst nicht weiß, zu wem er eigentlich gehört?

Dies beiläufig. Ziehen wir die Summe aus unseren Bemerkungen, so kann sie nur in folgendem bestehen. Die „Deutsche Revue" ist eine Monatsschrift, die dadurch, daß sie in jedem Hefte prinzipiell und systematisch alle im Prospekt angeführten Fächer berücksichtigt, sich von allen unsern bisherigen Monats- und Wochenschriften, welche sich diesen Zwang nicht auferlegen, unterscheidet; eine „Revue" ist sie nicht. Klug und anständig aber wäre es, wenn sie das einfach eingestände und nicht dadurch, daß sie über beliebige populärwissenschaftliche Aufsätze, wie sie alle anderen Monats- und Wochenschriften in jeder ihrer Nummern ebenfalls bringen, die lächerliche Ueberschrift „Bericht" setzte, fortgesetzt eine unwürdige Komödie spielte. Wir maßen uns über die sämmtlichen übrigen Rubriken der Zeitschrift — Politik, Nationalökonomie, Landwirthschaft u. s. w. — kein Urtheil an, sicherlich sind höchst werthvolle und instruktive Aufsätze darunter, denen wir sehr viel Belehrung verdankt haben; aber soviel sieht jeder Laie: „Berichte" sind auch sie

sammt und sonders nicht. Wir fürchten, daß über kurz oder lang die Farce mit den „Berichten" zu einer sehr unbequemen Fessel für die neue Zeitschrift werden wird. Entschließt sie sich, diese Fessel rechtzeitig abzustreifen und gönnt sie sich die freie Bewegung anderer Zeitschriften, so kann sie, vorausgesetzt, daß die glänzende Versammlung von Mitarbeitern, die in den Prospekten vorgeführt wird, wirklich arbeitet und nicht bloß „figurirt", wie die „Remscheider Zeitung" mit ahnungsloser Naivität schrieb, mit der Zeit zu einer der bedeutendsten und vornehmsten deutschen Zeitschriften werden, welche der unwürdigen Reklame, die sie vom ersten Tage ihres Erscheinens an für sich zu machen für nöthig befunden, und des wohlfeilen und leicht mißzuverstehenden Scherzes, ihr erstes „Quartal" als ersten „Jahrgang" ausposaunt zu haben, sich dann hoffentlich selber schämen wird. * * *

Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens.

Von Max Jähns.

III.

5. Attika.

In den durch Eroberung begründeten Staaten des Peloponnes war das Königthum anfangs durch seine Heerführung und durch den errungenen Landgewinn stärker geworden als die Monarchie in den alten Kantonen. Bald aber war ihm aus den angesiedelten Kriegsgenossen ein zahlreicher und starker Herrenstand erwachsen, der es wesentlich beschränkte oder völlig beseitigte. Eine ähnliche Entwickelung vollzog sich auch in denjenigen Gebieten von Hellas, welche von der dorischen Wanderung verschont geblieben waren oder ihr glücklich widerstanden hatten. Hier nimmt Attika die erste Stelle ein.

Die meisten nicht von der Wanderung berührten Landschaften, wie Aetolien, Arkadien u. a., verharrten in der Vereinzelung ihrer Gemeinden und Thäler; nur in sehr lockeren Föderationen standen die Orte der Boeoter und die der Thessaler; Argos hatte Mühe, seine Periöken-Städte im Zaume zu halten; Korinth und Megara waren von vornherein nur Stadtgebiete; von den eroberten Landschaften war nur Lakonien, Dank der Garnisonirung des Adels in ein und derselben Stadt, ein einheitlicher Staat geblieben. Aber was hier die Gewaltherrschaft mühselig behauptete, das war in Attika und zwar wesentlich unter ionischem Einflusse, schon vor der Wanderung als Frucht natur-

gemäßer Entwickelung eingetreten. Ein kriegerisches Fürstengeschlecht hatte die Landschaft um Athen vereinigt; diese Einheit beruhte jedoch weder auf der Herrschaft eines Stammes über das Volk, noch auf der Herrschaft eines Landestheiles über das Land. Die Kraft, welche solcher höheren Einheit entsprang, sich in einem tüchtigen Waffenadel verkörperte und von der Hand königlicher Kriegsherrn geschickt verwendet wurde, hatte genügt, die Uebermacht der Phöniker an den Küsten von Hellas zu brechen und dem Anfalle der Dorier zu widerstehn. Attika ward die Zufluchtsstätte aller Vertriebenen und diese, welche meist edlen Geschlechtern angehörten, die den Doriern wichen, gewährten dem attischen Adel eine nicht unbedeutende Verstärkung. Dieser Adel, welcher in Folge dessen 360 Geschlechter zählte, die den gemeinschaftlichen Namen der Eupatriden führten, zerfiel in vier Genossenschaften. Der am Ilissos wohnende Theil, von dem die Vereinigung der Landschaft ausgegangen war, behauptete unter dem Namen der Geleonten, d. h. der Glänzenden, den ersten Rang; die um Marathon sitzenden Geschlechter hießen die Hopliten, die Bewaffneten; der eleusinische Adel führte den Namen der Argadeis (Arbeiter) und der des inneren Berglandes den der Aegikoreis, der Ziegenhirten. Mit dem Selbstgefühl und der Abgeschlossenheit dieses Adels dem Volke gegenüber steigerte sich auch die Entschiedenheit seiner Haltung gegenüber der Krone. Bald wurde das Erbkönigthum in ein Wahlkönigthum auf Zeit umgewandelt und im Jahre 682 v. Chr. endlich ganz abgeschafft. Die Regierung ging in die Hände von neun Archonten über, deren dritter den Titel des Kriegsherrn, Polemarchos, erhielt; die Geschlechtshäupter des Adels jedoch erhoben sich zu Obrigkeiten der Bauern, welche bisher unmittelbar unter dem Könige gestanden und in ihm ihren natürlichen Beschützer gefunden hatten. Nun hielt der Adel seine Stellung für so befestigt, daß er die Bauern auch zu den Lasten heranzuziehn begann, welche bisher ausschließlich auf seinen Schultern gelegen hatten. Die vornehmste dieser Lasten aber war der Waffendienst, der Schutz des Landes.

Die emporsteigende Macht der Nachbarn Attikas, namentlich Korinths, Megaras, Chalkis und Eretrias, ließ es geboten erscheinen, ein zahlreicheres Heer als bisher aufzustellen und besonders auch über eine Flotte zu verfügen; denn der Küstenschutz war immer die Hauptsache.

Die dafür nöthigen Leistungen ließen sich nicht wie die bisherigen nach Stämmen und Bauerschaften vertheilen, und so entschloß man sich, das gesammte Land in 48 lokale Bezirke einzutheilen, welche man Naukrarien d. h. Schiffsherrschaften nannte, auf deren Grundlage man aber nicht nur das Flottenwesen, sondern auch die Einrichtungen für den Landkrieg regelte. Für diesen hatte jede Naukrarie aus den Adelsfamilien 2 Ritter mit ihren Knechten zu stellen, von den anderen Edelsitzen und aus der Bauerschaft aber eine an-

gemessene Zahl schwergerüsteten Fußvolks. Für den Seekrieg wurde jeder Naukrarie Herstellung, Unterhaltung und Bemannung eines Dreireihenschiffs auferlegt. Die Edlen des Bezirks gingen als Krieger an Bord, die Fischer als Matrosen, die Bauern und Hirten als Ruderer. Der Adel jeder Naukrarie wählte aus seiner Mitte den Befehlshaber, den Prytanen. Dieser Kontingentsführer vertrat zugleich den Bezirk, und es dauerte nicht lange, so bildeten die 48 Prytanen den regierenden Rath von Attika. Sie zogen das Volk zum Kriegsdienst heran; sie besteuerten es zum Behufe des Schiffbaus und luden ihm ungewohnte Lasten auf. Um der Willkür zu entgehen, forderte das Volk geschriebene Gesetze; die Kodifikation aber, welche Drakon vornahm, steigerte sein Elend. Namentlich die Schuldgesetze lieferten es mit gebundenen Händen in die Gewalt der Besitzenden, des Adels. „Es gewann den Anschein, als ob die gesammte freie Bevölkerung in Attika, ohne doch von ihren Edelleuten erobert zu sein, in zinspflichtige und gutsgehörige Hintersassen derselben verwandelt werden würde, als ob sie zu den Heiloten eines Adels herabsänke, der, wie sich bald zeigen sollte, doch nicht im Stande war, die Grenzen gegen viel schwächere Nachbarn zu wahren und die Waffenehre des Landes aufrecht zu erhalten.“

In dem Kriege gegen Megara ging die Insel Salamis verloren; die Unzufriedenheit mit der Regierung lähmte die Kraft des Landes, und der Adel war für sich nicht stark genug oder ohne ausreichende Hingebung, um das wichtige Eiland wiederzugewinnen. Nach langem und von schweren Verlusten begleiteten Kriege beschloß man, in der Weise der Gesetze Drakons, die Todesstrafe für Jeden, welcher auf's Neue die Wiedereroberung von Salamis in Anregung bringe. Da diese Insel indeß die gesammte Westküste Attikas blokirte, so verurtheilte jener Beschluß einen nicht unbedeutenden Theil des Volks zur Nahrungslosigkeit, indem er Fischerei und Handel brach legte. Und nun brachte der Adel die berüchtigten Schuldgesetze Drakons zur rücksichtslosesten Anwendung. Auf allen Aeckern erhoben sich die steinernen Pfandsäulen, die Form der Hypothekenordnung jener Zeit; ein Freigut nach dem andern verfiel, ein Bauer nach dem andern sank zum Tagelöhner herab; die Matrosen, die Handwerker verkauften erst ihre Kinder, dann sich selbst als Sklaven, und der Adel, der sich nicht gescheut, den Verlust der Waffenehre für seinen Privatvortheil auszubeuten, nahm auch nicht Anstand, seine eigenen Landsleute wie andere Sklaven zu behandeln und sie nach auswärts zu verkaufen. — Die Zustände waren völlig zerrüttet: die Wehrkraft in Verfall, die Adelsgeschlechter untereinander verfeindet, die Regierung den Prytanen gegenüber ohne Macht. Und nun wurde der Versuch eines Edelmannes, des Kylon, sich der Tyrannis zu bemächtigen, nur dadurch niedergeschlagen, daß man die Altäre der ehrwür-

digsten Götter durch Wortbruch und Blut befleckte. Eine Revolution stand bevor, als die Weisheit und Entschlossenheit eines Abkömmlings der alten Königsfamilie jener schrecklichen Entwickelung Halt gebot. Solon übernahm die Vertheidigung der Sache des Volkes. Mit 500 Freiwilligen, ohne Unterstützung der Regierung, eroberte er Salamis zurück und wurde nun zum ersten Archon gewählt und mit der Friedensstiftung zwischen Adel und Volk betraut. Seine weisen und maßvollen, doch auch kräftig durchgreifenden Maßregeln führten die Emanzipation der Tagelöhner und Handwerker, die Freilassung und den Rückkauf der Sklaven herbei, und überzeugt, daß die innere Einigung des Volkes nicht besser herbeizuführen sei, als durch gemeinsame Waffenthaten, führte er Athen in einen Kampf, der gleichzeitig ein Gottesdienst war, in den Krieg zur Befreiung des delphischen Tempels. — So trat Attika plötzlich auf den Schauplatz der nationalen Geschichte; es erschien als das führende Land der Jonier und hatte für den delphischen Krieg eine Eidgenossenschaft gebildet, die sich vom Peloponnes bis nach Thessalien erstreckte und Staaten einschloß, welche in offener Feindschaft zu Sparta standen. — Die Spartiaten erkannten, daß ihnen zum erstenmale eine ebenbürtige Macht gegenüber getreten sei, und Athen mußte darauf gefaßt sein, die neu gewonnene Stellung im Kampfe zu behaupten.

Wie wenig jedoch war es dazu gerüstet! Die beiden wichtigsten Grundlagen für jede kriegerische Machtstellung: innere Einheit und gesetzlich geregelte Wehrverfassung fehlten. Aber Solon war da. Jetzt wendete sich ihm das großartigste Vertrauen zu, indem er mit absoluter Machtvollkommenheit zum Ordner der Verfassung und zum Gesetzgeber ernannt wurde.

Eine Lösung dieser großartigen Aufgabe hatte vor allen Dingen die Verhältnisse der Kriegsverfassung völliger Neubegründung zu unterziehn. — Die Uebernahme der Kriegführung hatte dem Adel einst seine bevorzugte Stellung eingetragen; längst aber reichten seine Kräfte für dieselbe nicht mehr aus. Solon beschloß, Kriegsdienst und Steuer nach dem Vermögen zu reguliren. Er ließ den gesammten Grundbesitz aufnehmen und in ein Kataster eintragen. Alle Bauern, welche ohne Gespann wirthschafteten und deren Acker keinen größeren Betrag als 150 Medimnen*) an Korn oder 150 Metreten**) an Oel oder Wein trug, sollten vom Kriegsdienst wie von der Steuer befreit sein; denn ein einziger Feldzug war hinlänglich, solche „Theten" (Tagelöhner) in Noth und Schulden zu stürzen. Diese Befreiten bildeten die vierte Klasse der Bevölkerung; zu ihr wurden jedoch auch alle diejenigen geschlagen, welche

---

*) 1 Medimnos = 15¼ Metze.
**) 1 Metretes = 33 Quart.

keinen Grundbesitz hatten: Kaufleute, Handwerker, Seefahrer und Fischer, also auch das ganze Stadtvolk, etwa der vierte Theil der stimmfähigen Bürgerschaft. Nur im Falle der Invasion sollte die vierte Klasse leichtbewaffnet als Landwehr Dienste thun. — Die dritte Klasse bestand aus denjenigen Bauern, deren Grundbesitz zwischen 150 und 300 Medimnen Ertrag brachte und die wenigstens ein Maulthiergespann (Zeugos) besaßen. Nach diesem Gespann hießen sie „Zeugiten." Solche kräftigen, arbeitsgewohnten Männer, welche mindestens die Hälfte der gesammten attischen Bürgerschaft ausmachten, wurden verpflichtet als Hopliten zu dienen. Zu diesem Zweck mußten die Bauern Rüstungen anschaffen und einen ihrer Knechte als Schildknappen mit in's Feld nehmen. — Die nächst höhere Klasse, die zweite, bildeten Diejenigen, deren Grundbesitz mehr als 300 und weniger als 500 Medimnen Ertrag gewährte. Sie umfaßte den minder begüterten Adel, und ihre Glieder führten den Namen der Hippeis, der Ritter. Sie hatten ein Streitroß zu halten und ein zweites Pferd für den Knecht, wurden jedoch selten zum Reiterdienste aufgeboten, sondern weit öfter als Hopliten. Nur 96 wirkliche Reiter soll das attische Heer zu Solons Zeit im Felde gezählt haben. — Die erste Klasse endlich bildete der reiche Adel, dessen Gutsertrag mehr als 500 Medimnen betrug. Diesen Fünfhundertscheffelmännern (Pentekosiomedimnen) wurde fortan allein die Sorge für die Flotte auferlegt; sie sollten die 48 Trieren des Staates erhalten und ausrüsten. Für ein solches in der That großes Opfer waren aber auch die höchsten Staatsämter nur dieser ersten Abtheilung des Volkes vorbehalten. Gewählt wurden jedoch die Archonten nicht mehr wie bisher vom Adel, sondern von allen freien Bürgern. Sie waren für das Amtsjahr vom Kriegsdienste frei. Die Zahl der den beiden obersten Klassen angehörigen Familien mag 1500 bis 2000 betragen haben.

Solons Einrichtung hatte zur Folge, daß die schwersten Lasten des Kriegswesens: Reiterdienst und Flottenerhaltung, ausschließlich dem Adel zufielen, daß die wohlhabenderen Bauern die Waffen in die Hand bekamen, während die Kleinbauern, die Handwerker, die Tagelöhner vom Kriegsdienste verschont blieben. Uebrigens wurde der Kriegsdienst, wie jeder Staatsdienst, unentgeldlich geleistet, und hieraus erklärt sich auch das Vorrecht der Reichen auf die hohen Aemter. Solon ging von der Ueberzeugung aus, daß nur größerer Landbesitz diejenige Muße und Sorgenfreiheit gewähre, welche für jeden nothwendig sei, der Staatsgeschäfte leiten wolle. Damit aber die großen Güter nicht übermäßig zunähmen und dadurch die Zahl der Freibauern, der Hopliten, beschränkt werde, setzte er ein Maximalmaß des Grundbesitzes in Attika fest. — Alles in Allem muß man anerkennen, daß nur ein Vorrecht an die Stelle des andern, das Privilegium des Grundbesitzes an Stelle des Privilegiums

der Geburt getreten war, und freilich wird die Scheffelzahl als ein ungenügender Maßstab erscheinen, um militärische Verwendbarkeit und Würdigkeit zu bürgerlichen Aemtern zu bestimmen. „Aber man bedenke, daß der Ackerbau nach Ansicht der Alten als die einzige Beschäftigung galt, welche den Menschen an Leib und Seele gesund, kräftig und tapfer erhielt. Der eigene Acker war es, der mehr als alles andere den Bürger mit dem Staate unauflöslich verknüpfte und Bürgschaft gewährte, daß der Besitzer mit Gut und Blut einstehen werde für den gemeinsamen Heerd des Vaterlandes. Wer nur auf Geldumsatz seinen Wohlstand gründete, gehörte, und wenn er noch so reich war, in die Klasse der Theten." — Vom Nichtbürger setzte man geradezu voraus, daß sein Interesse am Staate gering sei, ja, daß er, unter Umständen wohl im Stande sei, sich gegen denselben gebrauchen zu lassen, und deshalb vermied man, ihm die Waffen in die Hand zu geben; die Handwerker aber galten für körperlich vernachlässigt; man meinte: ihre sitzende Lebensweise mache sie untauglich für den Kriegsdienst. Noch Aristoteles war dieser Ansicht. „Wo es eine große Menge von Handwerkern giebt", bemerkt er „da kann der Staat volkreich und doch seine Kriegsmacht gering sein." Auf solcher Anschauung beruht auch die Verachtung des Handwerks, welche den antiken Völkern eigenthümlich ist, und das in einigen Staaten bestehende Gesetz, welches den Bürgern die Ausübung eines Handwerks geradezu verbot. — Dieser, allen Hellenen gemeinsamen Gesichtspunkte muß man eingedenk bleiben, wenn man die Solonische Verfassung richtig beurtheilen will.

Natürlich war die Besteuerung der Athener nicht nach den vier Bürgerklassen abgestuft, und ebensowenig hatte man thatsächlich ganz auf die Kraft der Theten verzichtet: sie bildeten vielmehr den Hauptbestandtheil der Flottenmannschaft, aber als solche, sowie als Leichtbewaffnete, die im Gefolge der Hoplitenheere erscheinen, sind sie unzweifelhaft vom Staate besoldet worden. Aristoteles ist der Meinung, daß man die Ruderer und Matrosen unbedenklich aus geworbener Mannschaft wählen könne; die Seesoldaten dagegen müsse man wie die Landtruppen lediglich der Bürgerschaft entnehmen.

Daß Solons Verfassung nicht sofort nachdem sie gegeben war, auch schon ihre volle Wirkung äußern konnte, läßt sich denken. Die extremen Parteien waren in ihren Ansprüchen nicht befriedigt; neue Kämpfe brachen aus und verschafften einem klugen und kühnen Parteiführer, dem Peisistratos, die Gelegenheit, sich der Tyrannis zu bemächtigen. Nachdem er sie zweimal gewonnen und wieder verloren, behauptete er sich endlich mit Hilfe argivischer Söldner; und es muß als ein bedeutsames Moment hervorgehoben werden, daß dies erste Eingreifen des Söldnerthums in die hellenische Geschichte eben im Gefolge der Tyrannis auftritt. Peisistratos hinterließ die Herrschaft seinen

Söhnen, welche übrigens ebenso wie er selbst das Wesentliche der solonischen Verfassung, nämlich die politisch-soziale Gruppirung des Volkes und die Anordnung des Kriegswesens, bestehen ließen. Ernsthafter schienen diese Einrichtungen dagegen bedroht, als nach dem Sturze der Tyrannen der Adel unter Führung des Isagoras eine Zeit lang die Oberhand gewann. Da gelang es jedoch einem mächtigen Eupatriden, jene Adelspartei zu besiegen und der Verfassung Solons eine breitere Basis zu verleihen. Es war Kleisthenes, der die demokratische Entwickelung Attikas einleitete, indem er einer großen Zahl ansässiger Nichtbürger, Metöken und Freigelassenen, das Bürgerrecht verlieh und eine neue Eintheilung des Volkes in 10 Phylen zu 5 Naukrarien von je 2 Demen einführte, die den bisherigen Lokaleinfluß der Aristokratie wesentlich abschwächte. Dem entspricht es, daß seit Kleisthenes die Besetzung der Archontenstelle nicht mehr durch Wahl, sondern durch das Loos stattfand.

Auch in der Heeresverfassung kommt die demokratische Entwickelung zur Geltung. Wohl war noch jetzt, wie früher, der Polemarch der höchst stehende Offizier, doch nur als primus inter pares, nur insofern als er das vornehmste Mitglied des Kollegiums der Strategen war, welches nun an die Spitze des gesammten attischen Kriegswesens trat. Die 10 Strategen wurden jährlich durch Handaufhebung gewählt, wahrscheinlich aus jeder Phyle einer. Sie führten im Kriege, täglich wechselnd, den Oberbefehl und bildeten zusammen den Kriegsrath, in welchem der Polemarch als elfter den Stichentscheid hatte. Ihm gebührte auch die Anführung des rechten Flügels in der Schlacht. — Im Frieden fielen den Strategen verschiedene, theils rein militärische, theils administrative und richterliche Funktionen zu: Besetzung der Plätze zum Schutz gegen feindlichen Angriff, Besorgung der Kriegssteuern, Aushebung der Mannschaft und Gerichtsbarkeit über alle auf das Kriegswesen bezügliche Rechtshändel sowie über sämmtliche Militärvergehen. In Angelegenheiten ihres Geschäftskreises hatten die Strategen auch das Recht, Volksversammlungen zu berufen, und ihr Amt galt, wegen des großen Einflusses, den es gewährte, immer für das vornehmste von allen, um welches sich deshalb auch die angesehensten Männer bewarben. Erlangen konnte es nur ein angesessener verheiratheter Mann; die Theten waren also unbedingt von ihm ausgeschlossen.

Zur Unterstützung der Strategen dienten die 10 Taxiarchen, deren aus jeder Phyle einer, ebenfalls durch Handaufhebung gewählt wurde und die sich durch dreifachen Helmbusch und Purpurkleid auszeichneten. Sie führten im Kriege die 10 Heerhaufen, Taxeis, in welche das Landheer, den Phylen entsprechend, getheilt war und welche zuweilen auch geradezu Phylai genannt werden. Den Taxiarchen fiel vorzugsweise das Aushebungsgeschäft zu. Sie fertigten im Verein mit einigen Kommissarien des Rathes die Musterrolle, den

Katalogos, der Mannschaft an, deren Wehrpflicht noch durchaus auf der solonischen Verfassung beruhte. Jeder junge Bürger wurde bei der im 18. Jahre erfolgenden Mündigsprechung an seine Verpflichtung zum Heerdienst erinnert, einer körperlichen Prüfung unterworfen und nach der Einschreibung in das Verzeichniß seiner Gaugenossen dem Volke im Theater vorgestellt. Dabei wurde er mit Schild und Speer ausgerüstet und schwor einen Eid, durch den er sich der Vertheidigung des Vaterlandes weihte. Vorbereitet wurde die Jugend auf den Kriegsdienst durch Turnunterricht und Waffenübungen in den Gymnasien und Palästren. — Für jeden Gau (Phyle) ward eine eigene Musterrolle aufgestellt, die jedem Bürger zur Einsicht offen lag. Darin waren die Leute nach den 42 Altersklassen vom 18. bis zum 60. Jahre zusammengestellt. Die beiden ersten Klassen vom 18. bis zum 20. Jahre waren nur zum inländischen Dienste verpflichtet, und zwar auch im Frieden als Sicherheitswächter, um sich in dieser Stellung, welche sie zu eifrigem Durchstreifen der Landschaft nöthigte, auf den Krieg vorzubereiten. Für den Heeresauszug geschah die Einberufung durch Volksbeschluß, der die Jahrgänge namhaft machte, welche sich zu stellen hätten. — Befreiung vom Kriegsdienste genossen, außer den körperlich Unfähigen, die Mitglieder des Rathes und die unabkömmlichen Beamten. Besonderer Berücksichtigung bei Dispensationen hatten sich die Seehandeltreibenden zu erfreuen. Im Anfange des peloponnesischen Krieges stellte jede Phyle durchschnittlich 1300 Mann, bei Beginn der Perserkriege jedoch wahrscheinlich erst 1000, und dem entspricht es, wenn die Athener 10,000 Mann stark bei Marathon fechten.

Zu Anfang der Perserkriege war also eine Taxei oder Philai höchstens 1000 Mann stark. Ein solches Bataillon zerfiel dann wieder in Lochen oder Kompagnien, und diese gliederten sich in Dekaden und Pentaden, Mannschaftsgruppen zu Zehnen und Fünfen. Die Zahl der Lochen und ihre Stärke richtete sich nach dem Umfang der jedesmaligen Aushebung.

Der Reiterei geschieht in der Periode der Perserkriege keine Erwähnung; doch läßt sich aus ihrer späteren Gestaltung erkennen, daß auch ihre Entwickelung stetig fortgeschritten war. Den Befehl über dieselbe führten zwei Hipparchen, denen 10 Phylarchen untergeordnet waren. Diese Führer wurden durch Handaufhebung aus den beiden oberen Vermögensklassen gewählt. Die Gesammtzahl der Reiter war zur Perikleischen Zeit 1000, sodaß jede Phyle 100 stellte. Fünfhundert führte immer einer der Hipparchen und hielt sie auch im Frieden durch häufige Uebungen zusammen. Jeder Reiter wurde bei seiner Einstellung geprüft, das Roß einer Schätzung unterworfen und danach ein Equipirungsgeld gezahlt. Zur Ration für das eigene Pferd und das des Knechtes empfing jeder Ritter täglich etwa 3 Mark heutigen Geldes. Uebrigens erscheint die

Verpflichtung zum Reiterdienst ebenso wie in Sparta gewissermaßen als Liturgie, was sich auch darin ausspricht, daß die Ritter nicht nur im Kriege, sondern auch zu Friedenszeiten von Staats wegen verwendet wurden, namentlich zu den festlichen Prozessionen der Panatheäen, bei denen sie feierlich aufzuziehen hatten. Der berühmte Fries von Parthenon enthält eine Darstellung dieser paradirenden Reiterei.

Besondere Sorgfalt wendete Athen der Flotte zu. Jährlich ward auf Anordnung des Raths eine gewisse Zahl von Schiffen neu gebaut; die vorhandenen und alles zu ihrer Ausrüstung erforderliche Material bewahrte man unter Aufsicht einer besonderen Behörde in den Docks auf. Von dieser erhielten die Trierarchen, die Schiffsführer, ihre Fahrzeuge; ihr hatten sie dieselben wieder abzuliefern.

Den Befehl über die Flotte führten die Strategen. Der nautische Befehlshaber jedes Schiffes war der Trierarch, welcher die Ausrüstung des Schiffes als Liturgie zu besorgen gehabt hatte. Ihm unterstanden die Matrosen und Ruderer. Die Seesoldaten wurden von besonderen Führern befehligt.

Was die Bewaffnung der attischen Heere betraf, so herrschte bei ihren Hopliten die, ja schon von den achäisch-homerischen Helden getragene Plattenrüstung viel früher vor, als bei den dorischen Spartanern. Die Vasenbilder wie das Denkmal des bei Marathon gefallenen Aristion bezeugen das. Die Tracht scheint sehr farbenreich gewesen zu sein.*)

Ueberblickt man die Gesammtheit der attischen Verhältnisse und vergleicht sie mit denen Lakoniens, so ergibt sich, daß von Kastengegensätzen auf dem Boden Attikas nicht gesprochen werden kann; denn trotz der lang währenden aristokratischen Abgeschlossenheit der Eupatriden sind sie doch kein stammverschiedenes Herrschervolk wie die Spartiaten.

Aber die Jonier waren ein handeltreibender, seefahrender Stamm, und man sollte daher meinen, ihre Entwickelung müsse ähnlich gewesen sein wie die der Karthager. In der That nimmt denn auch die Marine bei ihnen wie bei den Puniern die hervorragende Stellung ein; aber nicht mit geworbenen Miethlingen bemannen die Athener ihre Schiffe; ihre Schlachten schlagen die freien Bürger des Staats. Das ist der ideale Zug hellenischer Natur! Und doch, scheint es nicht wieder ganz dem Geldsinne eines handeltreibenden Volkes zu entsprechen, wenn die solonische, nach dem Vermögen durchgeführte bürgerliche Klasseneintheilung zugleich auch als Grundlage galt für die Kriegsver-

*) Die Darstellung gründet sich vorzugsweise auf die Werke von Schoemann, Ernst Curtius, Max Dunker, Herm. Göll.

fassung, so daß also der Besitz entschied über Waffenrecht und Dienstpflicht? Aber auch hier zeigt sich sogleich ein merkwürdiges Korrektiv; denn nicht der bewegliche Besitz, nicht Vorrath und Zins vom baaren Gelde gab den Maßstab der Schätzung, sondern der Ertrag vom eigenen Acker. Wohlgepflegter Grundbesitz war also bei diesem seefahrenden Handelsvolke die ursprüngliche Bedingung des politischen Einflusses und der Gradmesser für die verschiedenen Formen kriegerischer Dienstleistung. Diese Einrichtung bildet einen der vornehmsten Regulatoren jener überbeweglichen, so leicht in Gährung gerathenden Demokratie von Attika — freilich nur in der frühen, der marathonischen Zeit.

Höchst volkscharakteristisch für den ionischen Geist und als scharfer Gegensatz zum spartanischen Wesen stellt sich die Befehlsordnung der Athener dar. Jeder der zehn attischen Stämme wählt einen Strategen; diese zusammen stehen an der Spitze des Heeres, und Tag für Tag wechselt zwischen ihnen der Oberbefehl. Entscheidende Entschlüsse werden durch Abstimmungen erzielt. — Es ist das ein Verfahren, welches uns modernen Menschen ganz absolut unmilitärisch erscheint. Dennoch gelang es bekanntlich bei Marathon, daß dem Miltiades außer der Reihe der Oberbefehl ward, weil ihn auch die andern Strategen als den bedeutendsten anerkannten — und dies Verzichtleisten berechtigter, zum Theil sogar anders als Miltiades denkender Mitfeldherren bezeichnet entschiedener als die Resultate vieler Verfassungskämpfe jene seltene Reife des republikanischen Sinnes der Athener, welche freilich auch diesem Volke nur allzubald in Ueberreife und Fäulniß, d. h. in Demagogenwirthschaft und Anarchie umgeschlagen ist. Die Beweglichkeit der Heeresordnung aber entspricht auf's Genaueste dem Sinne eines ionischen Stammes, der in so hohem Grade die Eigenschaften desjenigen Elementes angenommen hatte, mit dem er am meisten verkehrte: die des Meeres, dessen Tiefe und Schönheit, dessen Beweglichkeit und Unzuverlässigkeit sich überall aussprechen im Wesen des attischen Demos.

6. Die Staaten zweiten Ranges.

Die Mannigfaltigkeit der Zustände der vielen kleinen Staaten Griechenlands bedingt wol eine ebenso große Verschiedenheit ihrer Heerordnungen; die meisten derselben sind aber weder wichtig noch auch historisch deutlich genug, um zu besonderer Darstellung aufzufordern. Die Grundtypen bleiben doch immer die Einrichtungen von Sparta und Athen, wobei die meisten Wehrordnungen entschieden mehr dem attischen Vorbilde gleichen als dem lakonischen. Wenn aber in Hinsicht der Verfassung Athens Beispiel vorwiegt, so gilt das hinsichtlich der Kampfordnung und Fechtweise von dem Spartas. Die dorische Kampfart zu Fuß in fest geschlossener Ordnung verbreitete sich über

den ganzen Peloponnes und den Osten von Hellas u. zw. offenbar mit großer Schnelligkeit. Es hat das seinen Grund in der Aehnlichkeit der Verhältnisse: in der gebirgigen Natur des Geländes und in dem Umstande, daß überall an die Stelle der Fürsten herrschende Völker traten. Ziemlich früh scheinen sogar die Hellenen, ebenso wie spartanische Ammen und Kinderfrauen, die großen Rufes genossen, auch spartanische Exerzirmeister und Instruktoren verschrieben zu haben, und noch häufiger erscheinen solche Männer bei barbarischen Fürsten. Sie mögen bei diesen ähnliche Rollen gespielt haben wie europäische Offiziere in der Türkei oder in den Reichen ostindischer Fürsten.*)

Von dem lakonischen und attischen Vorbilde weicht die Haltung zunächst derjenigen Stämme ab, bei denen sich nicht das Uebergewicht einer hauptstädtischen Verfassung geltend macht. Unter solchen Bauervölkern, wie die Aetolier, Arkader und Akarnanen, hat das Bürgeraufgebot vorherrschend den Charakter eines Landsturmes und erscheint reich an leichtbewaffnetem Fußvolk. — Noch größere Abweichungen stellten sich jedoch bei denjenigen Völkern heraus, die dem Reiterthum eine hervorragende Rolle in den Kriegseinrichtungen gewährten. „Wie in der Sage die Kentauren den Lapithen, barbarische eingedrungene Nomadenvölker zu Pferde den einfachen altpelasgischen Fußkämpfern und Städteerbauern gegenüberstehen, so in der Geschichte die nördlichen Stämme Griechenlands, die Böotier, Phokier, Lokrer und Thessaler, denen des Südens und Ostens.“**)

Schon der Adel Böotiens hielt eine ansehnliche Reiterei. Ohne Anstrengung sendete er 600 bis 1000 Ritter, sammt den dazu gehörigen berittenen Knechten in's Feld. Orchomenos besaß allein 800 Ritter, und in Theben erhielten sich die Traditionen des Streitwagenkampfes am längsten. — Die eigentlich ritterliche Landschaft aber ist Thessalien. In den Niederungen des Peneios bewahrten die Nachkommen der Einwanderer die bevorzugte Stellung, welche sie durch die Eroberung gewonnen, mit großer Entschiedenheit, und es bildeten sich hier sozialpolitische Zustände heraus, welche in vielen Stücken an die der mittelalterlichen Ritterschaft erinnern. Die Landesart gestattete, im ausgedehntesten Maße Pferdezucht zu treiben, und manche der thessalischen Ritter vermochten zwei- bis dreihundert ihrer Gutsgenossen beritten zu machen und damit ihre Fehden auf eigene Hand zu führen. In seiner Gesammtheit stellte der thessalische Adel schon im 7. Jahrhundert die beste und gefürchtetste Reiterei von Hellas. — Dennoch hat Thessalien in der Blüthezeit Griechenlands keine hervorragende Rolle gespielt, weil es nie zu fester

*) Rüstows Einleitung zu Asklepiodotes und Aelian.
**) Rüstow und Köchly: Geschichte des Griech. Kriegswesens.

Einheit kam. Die Macht des Königthums der Aleuaden, welches sich im 7. Jahrhundert über den einzelnen Orten Thessaliens erhob, blieb schwach; eine gesetzmäßige Obergewalt kam nur dann zu Stande, wenn die drei Hauptorte des Landes: Larissa, Pharsalos und Pherae einmal ausnahmsweise in der Wahl eines gemeinsamen Anführers, eines Tagos, übereinstimmten. Dem Tagos, der als eine Art Diktator erscheint, stand das Recht zu, von allen abhängigen Städten Tribut zu erheben, und es wurde angenommen, daß die thessalischen Orte ihm eine Gesammtmacht von 6000 Rittern und 10,000 Hopliten stellen könnten.

Man sieht: an Vielgestaltigkeit der kriegerischen Einrichtungen fehlte es den griechischen Staaten keineswegs. Eins aber haben alle gemeinsam: Jeder Mann, der als Bürger Geltung erlangen wollte, mußte auch Geltung haben als Krieger. Wenn man daher die Heere Griechenlands Bürgermilizen nennt — und sie waren es — so darf man mit ebensovielem Recht ihre Gemeinden als Kriegergenossenschaften bezeichnen. — Nicht umsonst ist Pallas Athene, die Göttin höchster menschlicher Erkenntniß, kriegerisch gerüstet mit Schild und Lanze. Auf's Innigste durchdrang sich in der Erziehung der griechischen Jugend die Ausbildung in Wissenschaft und Kunst mit der in den Waffen, und diese schöne Verbindung, welche sich in jedem einzelnen Gymnasium vollzog, sie erhob sich in den nationalen Festspielen zu Olympia, zu Pytho, am Isthmos zu einem über alle Stammesverschiedenheit hinausgehenden Ausdruck des gesammten griechischen Wesens, vor allem des griechischen Kriegswesens.

7. Die Zeit der Perserkriege.

Der Aufstand der kleinasiatischen Griechen gegen Persien hatte die Unterstützung Athens und Eretrais gefunden; dies war der Grund, weshalb dem Perserkönige Darjawusch die Niederwerfung der Aufständischen nicht genügte, sondern er den Plan faßte, Hellas selbst zu bekriegen. Er begriff, daß er der Herrschaft in Jonien nur dann sicher sei, wenn er auch über die Westküste des ägäischen Meeres regiere. Des Königs Herolde durchzogen die Inseln und Städte, überall Erde und Wasser fordernd; die Edlen Thessaliens und Böotiens suchten die persische Freundschaft; in Athen aber wurden die Gesandten vom Felsen gestürzt. Daß Sparta desgleichen that, gab beiden Staaten, die soeben noch gegeneinander gestanden, einen gemeinsamen Feind. Doch als die Perser nach Euboia kamen und Eretria zerstörten, zögerte Sparta dem Hülferufe Athens zu folgen. Eine mit angeblich 300,000 Mann besetzte Flotte landete, dem Rathe des vertriebenen Peisistratiden Hippias folgend, in der Bucht von Marathon. Ein Auszug von 9—10,000 Athenern, unterstützt von nur 1000 Platäern, trat ihnen entgegen. Gleich hier zeigte sich die eminente

Kraft der hellenischen Taktik. Den mehr wie zwanzigfach überlegenen Massen der Perser fehlte es an jener organischen Ordnung, die den Hellenen durch die dorische Kampfweise zur zweiten Natur geworden; es fehlte ihnen an der kräftigen Zuversicht zur Nahwaffe; das geschlossene Fußgefecht war ihre Stärke nicht; ihre Hauptwaffe, die Reiterei, fand kein günstiges Gelände — und vor allem: auf asiatischer Seite fochten wesentlich Sklaven, auf griechischer freie Bürger angesichts der eigenen, vor ihren Augen bedrohten theueren Heimath. — Uebrigens ist es bezeichnend für die eigenthümliche Freiheit des attischen Geistes, daß die Kämpfer von Marathon keinesweges mit der ängstlichen Peinlichkeit an den äußeren Formen der dorischen Taktik hafteten, wie das die Spartaner zu thun pflegten. Man hört, daß sie schon 1000 Schritt von den Feinden entfernt, sich im Laufe auf dieselben stürzten, um den Gegnern keine Zeit zum Gebrauch ihrer Fernwaffen zu lassen — ein Verfahren, das den Spartiaten, die alles Heil ausschließlich in dem, nur bei feierlich langsamen Vorrücken möglichen Geschlossenbleiben suchten, niemals in den Sinn gekommen wäre. Hier trug es seine Frucht! Die Perser wurden vollkommen geschlagen.

Darjawusch starb, während er die Vorbereitungen zu einem neuen Zuge gegen Hellas machte; aber sein Nachfolger Ksayârsâ (Xerxes) nahm dieselben auf. Athen mußte auf neue schwerere Gefahr gefaßt sein. Themistokles war es, der den Weg wies, ihr zu begegnen. Vor allem galt es, die Asiaten zu hindern, Attika zum zweitenmale von der See her plötzlich überfallen zu können. Aber die Seestaaten von Hellas: Aigina, Korinth, Athen besaßen nicht so viel Kriegsschiffe wie allein die asiatischen Griechen zur Perserflotte stellten, und diese Schiffe waren meist flache Fünfzigruderer, während die Asiaten Fahrzeuge mit mehreren übereinander liegenden Ruderreihen hatten. Da legte Themistokles den Grund zur späteren Seeherrschaft Athens, indem er die aus dem Ertrag der lauriotischen Silberbergwerke fließende Staatseinnahme, welche bisher unter die Bürger vertheilt worden, zur Vermehrung der Marine verwenden ließ. So kam es, daß unter den 271 hellenischen Orlogsschiffen bei Artemision 127, unter den 378 Galeeren bei Salamis 200 attische Dreiruderreihenschiffe waren. — Der Verdreifachung der Flotte Athens entsprach der Bau des festen Kriegshafens im Peiraieus, und daß nunmehr die Masse der nicht zum Hoplitendienste pflichtigen ärmeren Bürger zur Ehre des Kriegsdienstes herangezogen wurde, wenn auch nur als Ruderer und Schützen, das steigerte nicht nur den demokratischen Zug der Verfassung, sondern gab den unteren Volksschichten auch die Disziplin des strengen Dienstes auf der Flotte.

Doch auch politisch zeigte Themistokles den Hellenen den rettenden Weg. Daß mit dem Heereszuge aus Asien zugleich auch die Karthager in Sizilien

losbrachen, mußte die Griechenwelt erkennen lassen, in welchem Umfange sie bedroht sei. Die Hoffnung, dem punischen Angriffe zu widerstehen, gab den italischen Griechen das Bündniß der Tyrannen von Syrakus und Akragas. Es galt, in Hellas eine gleiche Einigung zu schaffen. Auf des Themistokles Rath ordnete sich Athen der Hegemonie Spartas unter und lud vereint mit diesem alle Hellenen zu einem Waffenbunde ein, dessen Bundesamt in Korinth tagen sollte. Dies Synedrion beschloß, daß alle Fehde zwischen griechischen Städten ruhen solle, bis die Barbaren besiegt seien; es erklärte für Hochverrath, den Persern mit Wort oder That Dienste zu leisten, und welche Stadt sich den Persern ergebe, ohne bezwungen zu sein, die sollte dem delphischen Gott geweiht und gezehntet werden.

Inzwischen hatte Xerxes seine Rüstungen vollendet. Er führte ein Heer von jedenfalls mehr als einer Million über den Hellespont durch Thrakien und Makedonien heran, während gleichzeitig eine Flotte die Küsten herabsegelte. Zu einmüthiger nationaler Gegenwehr vermochte Griechenland sich nicht zu erheben. Nur 10,000 Hopliten, denen sich die Reiterei der Thessaler anschloß, wurden nach Norden gesandt, um den Paß von Tempe, der aus dem niederen Makedonien nach Thessalien führt, zu sperren. Aber auch diese, leicht zu umgehende Stellung gab man bald auf undentschloß sich, alle Kraft auf die Vertheidigung des Peloponnes zu vereinen, der in der Defensivstellung des Isthmos seinen natürlichen Abschluß hat. Hierhin sollten sich die Aufgebote sammeln. Die Festzeiten der Karneien und Olympien verzögerten deren Anmarsch, und um einige Frist zu gewinnen, wurde ein Heerkörper unter dem spartanischen Könige Leonidas nach Termogylä vorgeschoben, indessen sich gleichzeitig die Flotte beim Vorgebirge Artemision sammelte. Die Thermopylen sind der einzige größere Paß, welcher aus dem Norden in das östliche Hellas führt; eine Thalsperre, die sogen. phokische Mauer vertheidigte ihn. Dahinter stand das Gros der Griechen. — Vier Tage wartete Xerxes auf den Abmarsch dieser Truppen; am fünften endlich griff er an und wurde in der entschiedensten Weise abgewiesen. Folgenden Tages aber umgingen die Perser den Paß; die Hauptmasse der griechischen Truppen zog sich zurück; und nur der König mit seinen Stammgenossen, den 300 Spartanern, ferner 400 Thebäer und 700 Thespier blieben auf dem verlorenen Posten zurück, um den Abmarsch zu decken. Es waren also 1400 Hopliten mit etwa 1600 Heiloten und Sklaven. Leonidas ging dem Feinde vor die phokische Mauer entgegen; in der Asoposebene wurde er von zwei Seiten angegriffen, und hier starb er mit den Spartanern, Heiloten und Tespiern den Heldentod, während die Thebäer zum Feinde übergingen. — Nun stand das ganze Hellas bis zum Isthmos dem Feinde offen; Athen, von seinen Einwohnern verlassen, wurde geplündert und zerstört. — Da erfolgte am 23.

September 480 in der Meerenge zwischen der attischen Küste und Salamis die berühmte Seeschlacht, in welcher die persische Flotte gänzlich geschlagen wurde. Der Plan, den der Großkönig bisher gehegt, mit dieser Flotte Kythera zu besetzen und durch eine solche Diversion die Spartaner um ihre Heimath besorgt zu machen und von den andern Griechen zu trennen, mußte nun aufgegeben werden, und da sich gezeigt hatte, daß die großen Massen als solche in dem gebirgigen Lande wenig leisten konnten, ihre Verpflegung aber nach Vernichtung der Flotte auf sehr schwachen Füßen stand, so trat Xerxes mit dem Gros des Heeres den Abmarsch an, ließ aber Mardonius mit 300,000 Mann ausgesuchter Truppen zurück.

Den Kampf sofort weiterzuführen, schien die Jahreszeit zu weit vorgerückt. Mardonius setzte sich daher in Böotien fest und beschäftigte sich mit der materiellen Basirung sowie der besseren Schulung seiner immer noch so großen Armee.

Da nun bewog Themistokles die Bundesgenossen, ihre Stellung am Isthmos zu verlassen und offensiv gegen die Perser vorzugehen. — Niemals haben die Griechen ein stärkeres Heer aufgestellt als das, welches sich, 40,000 Hopliten und gegen 90,000 Leichtbewaffnete zählend, bei Eleusis vereinigte und endlich am Abhange des Kythäron nahe der Stadt Erythrä Stellung nahm. Hier kam es zu der glorreichen Schlacht von Plataä.

Zur Lage in der nordamerikanischen Union.

Die erste Jahresbotschaft des Präsidenten Rutherford B. Hayes, welche am 3. Dezember v. J. im amerikanischen Kongresse zur Vorlesung kam, ist in der Hauptsache so ausgefallen, wie die Freunde einer gesunden Reformpolitik zu erwarten berechtigt waren. Dies gilt namentlich von der Finanzfrage, die den eigentlichen Kernpunkt der innern Politik der Vereinigten Staaten bildet, obschon dieselbe auch für das Ausland aus leicht erklärlichen Gründen von hoher Bedeutung ist.

Die Botschaft beginnt mit einer Darstellung und Rechtfertigung der vom Präsidenten dem Süden der Union gegenüber befolgten, von einem großen Theile der republikanischen Partei getadelten Versöhnungspolitik. Seit Zurückziehung der Bundestruppen aus den Südstaaten ist daselbst das unter der Grantadministration so oft und so schwer verletzte Prinzip der Selbstregierung wieder zur vollsten Anerkennung gelangt. „Alle Furcht vor Gefahr“,

heißt es wörtlich in der Botschaft, „die aus der Wiedereinsetzung der Südstaaten in den Zustand der Selbstregierung sich ergeben konnte, ist gehoben und in der Gesinnung der Bevölkerung hat ein äußerst wohlthätiger Wechsel stattgefunden, der überall in jenen Landestheilen um sich greift, die einstmals der Schauplatz eines unglückseligen Bürgerkrieges waren. An die Stelle von Verdacht, Mißtrauen und Kampf sind Eintracht, Freundschaft und patriotische Anhänglichkeit an die Union getreten. Kein Vorurtheilsfreier wird in Abrede stellen, daß die manchmal so schlimmen Zusammenstöße, die mehrere Jahre hindurch so häufig waren, nahezu gänzlich aufgehört haben, und daß ein Geist gegenseitiger Duldsamkeit (mutual forbearance) und herzlichen nationalen Interesses (hearty nationel interest) den Sieg davon getragen hat. Allgemein fand eine Wiederherstellung der Ordnung und der ordnungsmäßigen Gerechtigkeitspflege statt; Fälle von Gesetzlosigkeit sind äußerst selten geworden; politischer Unfriede und Zank sind verschwunden, zweckmäßige industrielle Unternehmungen sind wieder aufgenommen, der öffentliche Kredit ist in den südlichen Staaten bedeutend gekräftigt und man erfreut sich an allen Orten der ermuthigenden Wohlthaten eines Wiederauflebens des Handels zwischen den Landestheilen, die kürzlich in einen blutigen Bürgerkrieg verwickelt waren. Dies sind einige der bereits erreichten Resultate, für welche der Union Glück zu wünschen ist; sie sind von solcher Wichtigkeit, daß man geduldig und mit Zuversicht die Erfüllung der Wünsche abwarten kann, die sicher im natürlichen Verlauf der Dinge eintreten wird."

Während Hayes die von ihm den südlichen Unionsstaaten, den früheren Sklavenstaaten, gegenüber eingehaltene Politik als eine „konstitutionelle Pflicht" (a constitutional duty) ansieht, erklärt er mit Bezug auf die farbige Bevölkerung der Vereinigten Staaten, namentlich des Südens, daß es sein „fester und unerschütterlicher Entschluß" sei, auf jede angemessene Weise die seit dem Sezessionskriege emanzipirte Rasse der Verfassung und den Gesetzen gemäß in der Ausübung ihrer Rechte und Privilegien zu schützen. „Jeder Bürger der Union", sagt er, „muß, ohne Rücksicht auf seine Abstammung und Farbe, der freien, vollen Ausübung seiner verfassungsmäßigen Rechte sicher sein. Ich werde nicht ermangeln, alle mir zustehende Autorität zu diesem Behufe zu verwenden, und was in die Machtsphäre des Bundeskongresses oder in die Jurisdiktion des höchsten Bundesgerichts gehört, das wird ebenfalls zu diesem Ende zur Anwendung kommen. Auch appellire ich ernstlich an die Legislaturen, die Gerichtshöfe und die Exekutivbehörden der verschiedenen Einzelstaaten, daß sie durch geeignete und vernünftige Maßregeln innerhalb ihrer Grenzen die gemeinsamen und gleichen Rechte unseres geeinigten Volkes sicher stellen, welches die Freiheit liebt, die Unterdrückung verabscheut und die Ge-

rechtigkeit verehrt.“ In erster Linie empfiehlt Hayes eine auf das Wohl der Einzelstaaten und der Union gerichtete, den Anforderungen der Zeit entsprechende nationale Erziehung, vorzugsweise der Farbigen.

Alsdann geht Präsident Hayes auf die Finanzfrage ein. Dem in den weitesten Kreisen der Union sich geltend machenden Verlangen nach dem Silberdollar nachgebend, erklärt er sich zu Gunsten der Einführung der Doppelwährung, doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß bei jeder die Silberwährung betreffenden gesetzgeberischen Maßregel darauf Bedacht zu nehmen sei, daß die Zahlung des Kapitals und der Zinsen der Staatsschulden nicht in einem Münzfuße erfolge, der von geringerem Werthe sei, als derjenige der jetzigen Goldwährung. Der betreffende Passus in der Jahresbotschaft lautet: „Alle Bonds, welche seit dem 12. Februar 1873 ausgegeben worden sind, damals, als Gold das einzige, unbegrenzte vollgültige Metallgeld (the only unlimidet legal-tender metallic currency) des Landes war, sind mit Recht in Goldmünze zu bezahlen oder in Münze von gleichem Werthe mit Gold. Während der Zeit, als diese Bonds ausgegeben wurden, war der Golddollar der einzige Dollar, den die Regierung gegen Ausgabe von Bonds empfangen konnte und empfing. Von unseren Staatsgläubigern zu verlangen, einen Dollar an Zahlungsstatt anzunehmen, der einen geringern Werth repräsentirt, würde von ihnen als eine Verweigerung (repudiation), die volle Verbindlichkeit einzulösen, betrachtet werden.“ Von der öffentlichen Schuld der Vereinigten Staaten tragen übrigens 729,000,000 Doll. 6 Prozent Zinsen, 708,000,000 Dollar aber 5 Prozent; als den besten Weg, die Zahlung so hoher und vieler Zinsen von der Union abzuwenden, erkennt der Präsident eine zu vortheilhaften Bedingungen entrirte Neufundirung der Schuld.

In ähnlich befriedigender Weise wie über die Silber- und Goldfrage, läßt sich Hayes über die durch das Gesetz vom 14. Januar 1875 auf den 1. Januar 1879 festgesetzte Wiederaufnahme der Baarzahlungen (resumption of specie payments) vernehmen. Er sagt in dieser Beziehung u. A.: „Nach einer genauen und gründlichen Untersuchung, welche anzustellen ich für meine Pflicht hielt, sehe ich mich nur mehr in der Meinung bestärkt, welche ich bei der Annahme der Wahl zum Präsidenten und bei meiner Inauguration öffentlich aussprach und die dahin geht, daß die Politik der Wiederaufnahme der Baarzahlung auf jede passende Art (by every suitable means) verfolgt werden sollte und daß keine Gesetzgebung weise handeln würde, welche die Wichtigkeit dieser Angelegenheit unterschätzen und die Erreichung dieses Zieles verzögern würde. Ich habe sicherlich weder die Neigung, noch das Recht, die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit entgegengesetzter Meinungen in dieser Sache in Frage zu stellen, ich möchte auch die beträchtlichen Schwierig-

keiten und die gelegentlichen Unbequemlichkeiten weder verbergen, noch zu gering anschlagen, die bei diesem Vorwärtsschreiten der Nation zu ihrem früheren Zustande allgemeinen und dauernden Wohlstandes eintreten möchten, aber ich muß doch meiner innersten Ueberzeugung treu bleiben, daß irgend ein Schwanken in der Absicht oder eine Unsicherheit in der Ausführung die bei dem Uebergange von uneinlösbarem zu einlösbarem Papiergelde unvermeidlichen Mißstände nicht nur nicht vermeiden oder verringern hilft, sondern vielmehr nur dazu dient, die Störungen in den Werthen zu vergrößern und zu verlängern. Wenn aber diesen Werthschwankungen kein Ende gemacht wird, so müssen daraus nothwendig verderbliche Unordnung, Unehre und Unglück (serious disorder, dishonor and disaster) für die finanziellen Angelegenheiten der Regierung und des Landes resultiren." Mit Recht hebt Hayes noch hervor, daß die mit einem uneinlösbaren Papiergelde stets verbundenen Werthschwankungen vor allen Dingen die gewöhnlichen Handarbeiter, mögen dieselben nun dem Tagelöhner- oder dem Handwerkerstande angehören, am empfindlichsten treffen. Die reichen, spekulirenden und unternehmungslustigen Volksklassen, die mit dem Gelde Geschäfte machen, leiden nicht immer, haben vielmehr öfters Gewinn von einem an Werth stets veränderlichen Papiergelde; anders aber ist dies mit den für Gehalt und Lohn arbeitenden Leuten; für diese ist es von der größten Wichtigkeit, daß sie für ihre Arbeit in solchem Gelde bezahlt werden, welches in sich den Kaufwerth trägt, der mit der Arbeit, welche es erzeugt, in vollstem und sicherstem Einklange steht. Dieser für jedes Volk so wünschenswerthe, möglichst unveränderliche Geldwerth kann aber, nach der richtigen Anschauung von Hayes, für das amerikanische Volk nur durch die Wiederaufnahme der Baarzahlung erreicht werden.

Erfreulich ist es, daß Präsident Hayes sowohl in der Silberfrage, als wie in der möglichst baldigen Wiederaufnahme der Baarzahlung von dem Finanzminister Sherman kräftigst unterstützt wird, wie dies aus dessen Jahresberichte deutlich hervorgeht.

Was die vielbesprochene Reform im Civildienste anbetrifft, so bleibt Hayes in seiner Botschaft im Wesentlichen bei der Ansicht stehen, welche er vor Antritt des Präsidentenamtes wiederholt öffentlich kund gab. Er sagt u. A.: „Meine Erfahrung, die ich in der Ausübung der Pflichten des Präsidentenamtes mir erworben, hat in mir den Glauben daran nur gestärkt, daß die Union großen Nutzen daraus ziehen wird, wenn der in der Bundesverfassung niedergelegte Plan beachtet wird, nach welchem der Exekutive allein die Pflicht und die Verantwortlichkeit für die Auswahl derjenigen Bundesbeamten obliegt, welche dem Gesetze gemäß angestellt (appointed) und nicht gewählt (elected) werden. Derselbe Plan spricht jedoch dem Bundessenate das volle Recht zu,

die von der Exekutive gemachten Anstellungsvorschläge entweder zu billigen, oder zu verwerfen, sowie überhaupt seinen Rath bei der Vertheilung von Staatsämtern kund zu thun. Das Haus der Repräsentanten hat aber die Pflichten des öffentlichen Censors zu erfüllen, indem es darauf achtet, daß die Staatsämter gut verwaltet werden, und im entgegengesetzten Fall auf Untersuchung und Bestrafung anträgt.“ Herr Hayes fordert den Senat und das Repräsentantenhaus des Kongresses auf, ihm bei der Ausführung des in der Bundeskonstitution hinsichtlich der Vertheilung der öffentlichen Aemter enthaltenen Planes helfend zur Seite zu stehen, da Irrthümer und Fehlgriffe gar leicht möglich wären, zumal in einer Uebergangsperiode.

Der gute Wille und die feste Absicht des Präsidenten, in der Finanzfrage, wie in der Aemterfrage seine Pflichten zum Besten des Landes ehrlich zu erfüllen, treten demnach wiederholt in der Jahresbotschaft deutlich hervor, und es unterliegt namentlich keinem Zweifel, daß die Papiergeldleute oder „Inflationisten“ und die Silberschwindler mit ihren verderblichen Gesetzesvorschlägen unter der Hayesadministration nicht durchdringen werden. Der Präsident wird jede Bill mit seinem verfassungsmäßigen Veto belegen, welche darauf ausgeht, die Wiederaufnahme der Baarzahlungen weiter, als bis zum 1. Januar 1879 hinauszuschieben und die Auszahlung der Nationalbonds und deren Zinsen in Gold oder vollwerthigem Gelde zu verhindern; und es wird sich niemals die gesetzlich nothwendige Zweidrittel-Majorität im Kongresse finden, welche einer mit einem Veto belegten Bill doch noch Gesetzeskraft verleihen könnte. Die Einnahmen und Ausgaben für das am 30. Juni 1877 endende Fiskaljahr haben einen Ueberschuß von 30,340,577 Doll. 69 Cents ergeben. Wenn, wie Hayes in seiner Botschaft bemerkt, die Berechnungen und Voranschläge des Finanzministers Sherman sich bewahrheiten, so werden für das laufende Finanzjahr die Einnahmen der Union 265,500,000 Doll. und die Ausgaben 232,430,643 Doll. 72 Cents betragen, so daß sich ein Ueberschuß von 33,067,456 Doll. 28 Cents ergiebt, welcher nahezu den Amortisationsfond dieses Finanzjahres deckt. Die Einnahmen des kommenden Finanzjahres sind vorläufig auf 269,250,000 Doll. berechnet. Der Jahresbericht des Finanzministers stellt die Thatsache fest, daß die Einnahmen der Regierung im letzten Fiskaljahre um 18,481,452 Doll. 54 Cents gegen das Vorjahr abgenommen haben; die Ursache hiervon wird vorzugsweise in der verminderten Einfuhr und in dem Sinken der Preise für Waaren gesucht, welche ad valorem taxirt werden. In derselben Zeit hat sich aber der Exporthandel verhältnißmäßig beträchtlich vermehrt. Der Totalexport im letzten Fiskaljahre belief sich auf 658,637,457 Doll., und die Einfuhr auf 492,097,540 Doll., woraus sich zu Gunsten der Vereinigten Staaten eine Handelsbilanz von 166,539,917

Doll. ergiebt. Präsident Hayes empfiehlt Sparsamkeit in allen Regierungszweigen und eine Taxe von 2 Cents per Pfund auf Kaffee und von 10 Cents per Pfund auf Thee, wodurch eine Einnahme von etwa 12,000,000 Doll. erzielt würde; dafür könnte eine Reihe anderer drückender Steuern abgeschafft werden. Das Inland-Steuersystem entstand in den Vereinigten Staaten hauptsächlich durch die Erfordernisse des Bürgerkrieges. Diese Steuern sind indeß schonz um großen Theileabgeschafft und es könnten, wie Hayes meint, nach der Einführung der proponirten Kaffee- und Theesteuer, alle übrigen Inlandsteuern, außer denen für Spirituosen, Tabak und Bier, ebenfalls fallen gelassen werden. Von der Bundesschuld sind in einem Zeitraum von etwas länger als einem Jahre 3,775,000 Doll. abbezahlt worden.

Die Bemerkungen der Botschaft über die Beziehungen der nordamerikanischen Union zum Auslande sind von geringerem Interesse mit Ausnahme zweier Punkte. Einmal hebt der Präsident hervor, daß noch immer Fälle vorkommen, in denen deutsche Auswanderer Pässe, Naturalisation und Freimachung vom Militärdienste verlangen, nachdem sie nach Deutschland zurückgekehrt sind. Die Bestimmungen des Vertrages vom 22. Februar 1868 hätten sich aber im Ganzen als so hinreichend und mit solcher Umsicht (so ample and so judicious) abgefaßt bewährt, daß die amerikanische Gesandtschaft in Berlin alle unter demselben entstandenen Ansprüche zu befriedigen vermochte, ohne den freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen zu nahe zu treten und ohne irgend einen gehörig naturalisirten amerikanischen Bürger in seinen Rechten zu kränken. Was dann das Verhältniß der Vereinigten Staaten zu Mexiko anbetrifft, so bemerkt Präsident Hayes, daß die Union gewöhnlich die dort de facto bestehende Regierung als eine rechtmäßige anerkannt habe; wenn dies mit der Regierung des Generals Porfirio Diaz gegenwärtig noch nicht geschehen sei, so trügen daran die unangenehmen Vorkommnisse am Rio Grande die Schuld. Die mexikanische Regierung habe jedoch versichert, sie würde alle ihre Macht aufbieten, um ungesetzliche Einfälle und Räubereien an der Grenze zu verhüten. Die besten Interessen beider Länder verlangten die Erhaltung des Friedens und die ungestörte Entwickelung des gegenseitigen Handels und Verkehrs. Die Grenzverletzungen seien jedoch der Art, daß der Kongreß seine Aufmerksamkeit auf dieselben lenken und dafür sorgen möge, daß Leben und Eigenthum der amerikanischen Bürger beschützt und der Frieden gewahrt werde. Schließlich lenkt der Präsident die Aufmerksamkeit der nationalen Volksvertretung auch auf die bevorstehende Pariser Weltausstellung und bemerkt hinsichtlich des russisch-türkischen Krieges, daß die Vereinigten Staaten ihre bisherige Neutralität den kämpfenden Mächten gegenüber aufrecht erhalten würden.

In Bezug auf die Schifffahrts-Interessen der Union konstatirt die Botschaft, daß der Handel der Vereinigten Staaten mit dem Auslande in den letzten Jahren zwar sehr zugenommen habe, daß derselbe aber hauptsächlich durch fremde Schiffe vermittelt werde. Die weitere Ausdehnung des Handels sei offenbar für die Union von unberechenbarer Wichtigkeit, man müsse daher der Schifffahrt unter allen Umständen die größte Aufmerksamkeit zuwenden.

Auf den Bericht des Kriegsministers übergehend, zeigt der Präsident, daß die Unionsarmee nicht müßig war, sondern im vergangenen Jahre zur Unterdrückung von Unruhen im Indianergebiet, namentlich gegen den Stamm der Nez Percés, so wie zur Erhaltung der Ordnung an der mexikanischen Grenze und im Innern bei Gelegenheit der Eisenbahnunruhen große Dienste geleistet habe. Ueber die Indianer-Feldzüge enthält der Bericht des Kriegsministers nähere Einzelheiten. Der betreffende Minister macht den Vorschlag einer Reorganisation der Bundesarmee in dem Sinne, daß der Präsident die Befugniß erhält, die Infanterie-Komgagnien im Fall der Noth von 50 auf 100 Mann und die Artillerie-Batterien von 75 auf 120 Mann zu erhöhen. Er zeigt, daß die gegenwärtige Militärorganisation den verschiedenartigen Ansprüchen, die an sie gestellt werden, nicht wohl genügt. Und dies kann kaum in Abrede gestellt werden. Die nordamerikanische Union hat mit einer verhältnißmäßig sehr geringen Anzahl Soldaten (25,000 Mann) eine sehr ausgedehnte Grenze zu bewachen. Noch ist die Aussicht gering, daß die Indianerkriege bald aufhören werden und es ist mehr als wahrscheinlich, daß an der mexikanischen Grenze größere Anstrengungen zur Wahrung der Integrität des Gebiets der Vereinigten Staaten gemacht werden müssen. Vielleicht dürfte die gegenwärtige Armee jedoch vollständig ausreichen, so lange der Frieden im Innern des Landes nicht gestört wird. Wenn dagegen die Ruhestörungen, die im Juli 1877 so große Dimensionen annahmen, sich wiederholen sollten, oder wenn die Landesgrenze in höherem Grade, als bisher, bedroht würde, dann wäre die Bundesarmee in ihrem jetzigen Bestande entschieden zu schwach. Es wird aber, wie bereits angedeutet, keine permanente Verstärkung der Armee, sondern vielmehr nur eine Reorganisation derselben verlangt, welche den Zweck hat, die Macht der Bundesregierung unter ganz besonderen, genau definirten Umständen zu erhöhen. Gegen diese durchaus gemäßigte Forderung läßt sich kaum ein vernünftiger Einwand erheben, allein das Repräsentantenhaus des Kongresses, in welchem die Angelegenheit verhandelt werden muß, könnte doch anders hierüber denken. Das Demagogenthum hat neuerdings in dieser Körperschaft bedenkliche Fortschritte gemacht, so daß es sehr fraglich ist, ob die demokratische Majorität daselbst im Stande ist, die Interessen des Gesammtwohls den Parteiinteressen vorzuziehen.

Der Bericht des General-Postmeisters Key weist wiederum ein Defizit, d. h. einen Ueberschuß der Ausgaben über die Einnahmen, von mehr als 5 Millionen Doll. auf. Was Herr Key zur Förderung des Postdienstes vorzuschlagen hat, wird durch den Präsidenten dem Kongresse angelegentlich empfohlen. Ebenso befürwortet Hayes die Vorschläge des General-Anwalts in Bezug auf das Justizdepartement, so z. B. die Ernennung weiterer Bundesrichter oder die Kreirung eines neuen Apellations-Gerichtshofes, um die Erledigung der Geschäfte, die sich über Gebühr aufgehäuft haben, besser und schneller zu ermöglichen.

Von hoher Wichtigkeit ist, was der Minister des Innern, Karl Schurz, in seinen Berichten über die Indianerfrage, den Schutz der Wälder, die Bewässerung des Wüstenlandes in den westlichen Unionsgebieten, über die Pacific-Eisenbahn u. s. w. vorbringt. Herr Schurz findet z. B., daß man den Indianer nicht civilisiren kann, so lange man seine Lust zum Jagen durch unlimitirte Waffen- und Munitionslieferungen ermuthigt. Der besitzlose Jäger muß nach der Schurz'schen Ansicht allmählich in einen Ackersmann verwandelt werden; er muß weniger Pferde und dafür mehr Nutzvieh besitzen. Manche Indianerstämme werden voraussichtlich erst Hirten und dann Landwirthe werden. Dies scheint der natürliche Weg der Civilisation zu sein. Sie beginnt mit dem Eigenthum und hört mit der Abschaffung desselben wieder auf. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man den Indianern, die mit irgend einem Amte seitens der Union bekleidet werden, in den meisten Fällen unbedingtes Vertrauen schenken kann. An diese moralische Eigenschaft will Schurz bei den von ihm proponirten Civilisationsversuchen angeknüpft wissen. Vor allen Dingen verlangt er aber, daß man den Indianern gegenüber jederzeit und in jeder Hinsicht Wort halte und daß man ihnen nichts verspreche, was man nicht zu halten gesonnen sei oder zu halten vermöge. In diesen Worten dürfte in der That der ganze Kern des Indianer-Problems liegen. Die von Schurz gemachten Vorschläge sind gleichweit von einer romantischen Humanitätsduselei, wie einer barbarischen Vernichtungspolitik entfernt. Es ist in der Indianerfrage von den Vereinigten Staaten viel gefrevelt worden und es wäre wohl Zeit, daß in diesem wichtigen Verwaltungszweige, der schon so viel Geld und Menschenleben gekostet hat, eine gründliche Reform einträte; allein bis jetzt hat der Kongreß, obschon er die Indianer-Angelegenheiten schon so oft berieth, nichts Gescheutes dabei herausgebracht. Die Schurz'schen Pläne sind praktisch und ausführbar, der Präsident empfiehlt sie dringend; es muß nun abgewartet werden, ob der Kongreß diesmal seine Schuldigkeit thun wird.

Was die Staatswäldereien anlangt, so weist Schurz unwiderleglich nach, daß der Holzdiebstahl an vielen Orten der Union ein systematisch orga-

nisirtes Geschäft gewesen sei und die dadurch hervorgerufene schnelle Entholzung des Landes jeden denkenden Unionsbürger mit großer Besorgniß erfüllen müsse. Es sei von kompetenter Seite ausgerechnet, daß schon in zwanzig Jahren der Holzbedarf in den Vereinigten Staaten aus den eigenen Wäldern nicht mehr befriedigt werden könne, wenn man in der bisherigen Weise zu wirthschaften fortfahre. Ueber die Privatwaldungen, heißt es in dem Schurz'schen Berichte, habe die Regierung keine Macht, man könne nur hoffen, daß Privatleute künftig mit ihren Wäldern schonungsvoller umgehen würden, die Regierung aber könne und müsse erstens dem Holzdiebstahle auf den öffentlichen Ländereien ein Ende machen und zweitens die in ihrem Besitz befindlichen Wälder gegen schlechte Ausholzung wahren, indem man eine weise, rationelle Forstkultur einführe. Nach beiden Richtungen hin macht der Minister des Innern detaillirte praktische Vorschläge, welche die vollste Billigung des Präsidenten erhalten. Ebenso beachtenswerth ist auch, was Schurz in Bezug auf die Wüstenländereien und die Pacific-Eisenbahn in Vorschlag bringt.

Den Schluß der Jahresbotschaft bilden eine Uebersicht über die landwirthschaftlichen Hülfsquellen der Union, Gesetzesvorschläge für den Distrikt Columbia (u. A. die Errichtung einer Universität in Washington City) und eine dringende Darlegung der Nothwendigkeit, dem Erziehungswesen in verschiedenen Landestheilen die nöthige Sorgfalt zuzuwenden. Es sei vergeblich, auf das Gedeihen eines freien Gemeinwesens zu hoffen, wenn man nicht die größte Sorge trage für die sittliche und intellektuelle Bildung des Volkes, welches doch die Quelle aller Macht sei. Nicht weniger als der siebente Theil der stimmberechtigten Bevölkerung der Union sei jetzt des Lesens und Schreibens unkundig. „Die Hauptstadt der Nation sollte", so schließt Präsident Hayes, etwas mehr sein, als ein bloßer politischer Centralplatz. Wir sollten keine Gelegenheit ungenutzt lassen, welche die Vorsehung uns bot, die Intelligenz des Volkes zu erhöhen und die Bedingungen, die zur Erhaltung unserer Institutionen am günstigsten sind, zu vermehren.

Im Ganzen zieht sich ein hoffnungsvoller, die Lage der Dinge in keinem zu trüben Lichte anschauender Geist durch die Jahresbotschaft. Präsident Hayes hält überall die von ihm in seinem Annahmeschreiben und in seiner Inaugurationsrede niedergelegten Grundsätze der Reform aufrecht; es bleibt nun, wie gesagt, abzuwarten, in wie weit der Kongreß, dessen Ferien am 10. Januar d. J. zu Ende gehen, seine Schuldigkeit thun wird, ob er das Wohl des Landes höher stellt, als das einseitige Parteiinteresse.

Rudolf Doehn.

Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's.*)

Im November 1877 erschienen in einer Petersburger Revue, dem „Europäischen Boten", in russischer Sprache Tagebuchblätter einer Russin, Frau S. S., welche sie während ihres Aufenthaltes im Auslande zu Anfang der sechziger Jahre als junges Mädchen geführt hatte. Den Hauptbestandtheil dieser Erinnerungen bildeten Briefe und „Bekenntnisse", die Lassalle in französischer Sprache in der Zeit vom 26. Septbr. 1860 bis zum 12. Dezbr. 1863 an die junge, in Deutschland reisende Russin gerichtet hatte; sie waren bis dahin auch in Deutschland völlig unbekannt. Alle diese Dokumente hatte die Heldin der „Liebesepisode" selbst in's Russische übersetzt und aller Wahrscheinlichkeit nach auch selbst im „Europäischen Boten" veröffentlicht. In der uns vorliegenden Brochüre erhalten wir eine deutsche Uebersetzung dieser russischen Veröffentlichung. Die bedenklich weite Entfernung dieser Uebersetzung vom Original — man denke, daß in französischer Sprache geschriebene Briefe eines Deutschen aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt werden mußten — ist „wenigstens noch nachträglich" dadurch gemildert worden, daß die französischen Originale aus der Feder Lassalle's „zur theilweisen Berichtigung und Ergänzung der Uebersetzung benutzt werden konnten, da dieselben gleichzeitig von derselben Verlagshandlung veröffentlicht werden." Motivirt ist diese deutsche Ausgabe der Petersburger Indiskretion durch die Behauptung, daß die hier mitgetheilten Briefe und Bekenntnisse Lassalle's von „hervorragendstem Interesse sind" und in demselben Satze wechselt diese Zuversicht auch noch mit der „Hoffnung" ab „daß das Interesse, welches diese Blätter voraussichtlich bei Freunden wie bei Gegnern Lassalle's finden werden, die Arbeit des Uebersetzers rechtfertigen werde."

Wir haben im Folgenden zu prüfen, ob diese Zuversicht und Hoffnung so begründet ist, wie der einst von Lassalle geliebte Gegenstand und der Uebersetzer anzunehmen scheinen.

Geben wir, um dieser Prüfung näher zu treten, zunächst eine kurze, rein thatsächliche Darstellung der hier beurkundeten „Liebesepisode."

Ein russischer Fürst oder doch höherer Adliger Namens S . . . ff, der in Witebsk wohnt, leidet im Jahre 1860 an einer langwierigen und schweren Krankheit. Seine Tochter Sophie, 19 Jahr alt, die sich „durchaus nicht durch besondere Schönheit auszeichnet", begleitet ihn allein auf einer Badereise, über Warschau nach Karlsbad und zur Vollendung seiner Kur nach Aachen. Hier

*) Tagebuch, Briefwechsel, Bekenntnisse. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878.

badet auch Ferdinand Lassalle. Er litt an „veraltetem Rheumatismus." Das hinderte ihn jedoch nicht, mit der Heldin bei erster Gelegenheit zum Walzer anzutreten. Er „verläßt sie und ihren Vater buchstäblich nicht" — das Deutsch der Uebersetzung ist nicht gerade mustergiltig — er „fängt zum Scherz an, Russisch bei ihr zu lernen", hört aber bei der achten Lektion auf; sie ist sehr entzückt von seinen geistvollen Gesprächen, er von ihrem Gesang und Klavierspiel. Ihr Vater bemerkt früher als sie „welcher Art die Anhänglichkeit sei, welche Lassalle für sie zeigte." Der Vater fürchtete, daß sie sich Lassalle zuneigen könne, da dieser selbst von sich sagte, „daß er auf Vulkanen wandle." Lassalle sagte also schon damals viel. Die Heldin selbst „bemerkte lange nichts und als ich dann zu ahnen begann, um was es sich handle, blieb ich, obschon von seinen Reden hingerissen, persönlich mit ihm sympathisirte (!), als Weib vollkommen gleichgültig gegen ihn." Nachdem uns noch rasch die Gräfin Hatzfeld als „eine schöne alte Frau" vorgestellt worden ist, welche „Lassalle mit mütterlicher Zärtlichkeit behandelte", beginnt die Korrespondenz der „Liebesepisode." Lassalle schreibt nämlich (am 26. Sept. 1860) an Fräulein oder Prinzessin S. S . . . ff zunächst nach Brüssel, wohin sie von Aachen mit ihrem Vater gereist ist, einen Brief, der deutlich zeigt, wie begierig er einen ihm von der Dame gegebenen kleinen Auftrag ergreift, um mit ihr in Korrespondenz zu treten. Für den geschichtlichen Charakter Lassalle's sind indessen nur zwei Stellen dieses Briefes von einigem Interesse. Die erste ist ein rührendes Pladoyer für die deutsche Muttersprache — die Russin hatte französische Briefe erbeten — „Ach, wenn ich Deutsch schreiben dürfte, welches Leben, welche Bewegung würde in diesem Briefe sein! Es wären nicht, wie jetzt, todte Buchstaben, Aneinanderreihungen von Silben an Silben, von Wörtern an Wörter. Jedes Wort würde ein individuelles, durchgeistigtes Wesen sein, belebt durch die Seelenwärme, die ich ihm mittheilen würde! Es wären ebensoviele kleine Vögelchen, mit rührendem Gesange, mit vergoldeten Flügelchen, welche nicht erst diese Schneckenpost nöthig hätten; nein, sie würden von selbst davon fliegen, und sich vor Ihnen niederlassen, um Ihre Hände und Füße zu küssen!" — Die andere Stelle ist ein Protest des Bürgerkindes Lassalle gegen ein ihm von der Russin angedichtetes „von". „Die Adresse Ihres Briefes ist nicht richtig. Sie haben meinem Namen ein „von" vorgesetzt, welches mir nicht gebührt. Ich habe die Ehre, nicht adelig zu sein. Bürgerlich von Geburt, zum Volke nach meinem Herzen mich rechnend,*) habe ich weder das Recht noch

---

*) Der französische Originaltext lautet: „Bourgeois par naissance, peuple (?!) par le coeur" — Die Stelle beweist, wie unvollkommen Lassalle in der That Französisch schrieb, denn „peuple" kann nie adjektivisch und nie in Anwendung auf ein Individuum aus dem „Volke" gebraucht werden. Er hätte „plébejen" sagen müssen, wie Thiers von Napoleon

die Lust dieses „von" zu führen. . . . Da mir nichts geringeres als die ganze Welt gehört (?), so kann ich nicht jene Vorsatzsilbe annehmen, noch will ich meinen Ursprung und Besitzstand durch dieses Abzeichen verkleinern."

Doch nehmen wir die eigentliche „Liebesepisode" wieder auf. Die Heldin kehrt mit ihrem Vater, für Lassalle unerwartet, nach Aachen zurück und „der Ausdruck seiner Freude war so glühend und zärtlich, daß sich ihre Vermuthungen in Betreff der Art seiner Gefühle für sie bestätigten." Er begleitet sammt der „mütterlichen" Gräfin Hatzfeld sie und ihren Vater bis nach Köln und nachdem er hier zwei Tage geseufzt, bleich gewesen und den eintönigen Blödsinn eines deutschen Fremdenführers über sich hatte ergehen lassen, benutzt er einen Augenblick, um der Russin „gänzlich unerwartet für sie, seine grenzenlose leidenschaftliche Liebe zu gestehen." Wie in Romanen, hindert der bei Zeiten herzutretende Vater die abweisende Antwort der Heldin, und gestattet dadurch der vorliegenden Liebesepisode, sich von zwölf Druckseiten auf 96 auszudehnen. Am Abend desselben Tages benutzt Lassalle einen zubereiteten Zufall, um die Antwort auf die Frage des Morgens zu begehren, und das Fräulein antwortet vorsichtig: „daß sie ihn vielleicht lieben werde." Sie versichert uns, daß diese Art von Antwort Lassalle sehr aufgeregt habe, und bemerkt zu ihrer Rechtfertigung „daß sie damals noch nicht verstand und erst viel später fühlen lernte was Liebe sei — und nicht in Bezug auf Lassalle."

Damit ist die „Liebesepisode" eigentlich schon zu Ende erzählt. Aber die fünf Akte des Schauspiels müssen voll werden und so begegnen wir denn nach dieser Exposition zunächst den so sehr beliebten Mißverständnissen. Schauplatz: mangelhafte Verbindung zwischen Berlin (Lassalle) und Dresden (Russin); Ursache: Die weiland Kgl. Sächs. Post, schwefelgelben Angedenkens, die das Verbrechen begeht, einen in Dresden später aufgegebenen Brief der Russin früher nach Berlin zu befördern, als einen früher aufgegebenen, und dadurch eine heillose Verwirrung im Kopfe des künftigen Volksbeglückers anrichtet. Noch während diese Mißverständnisse toben, arbeitet und feilt Lassalle an seinen „Bekenntnissen", durch welche er die Geliebte mit Gegenliebe zu erfüllen, sie zu erobern und die sehr triftigen Bedenken ihres Vaters gegen die Heirath seiner Tochter mit diesem Strudelkopf zu beseitigen hofft. Nachdem diese Bekenntnisse mehrfach als der Absendung nahe oder bereits abgesendet bezeichnet worden sind, gehen sie endlich wirklich ab und langen ohne Verspätung in Dresden an. Aber die junge Russin, der nach ihrer Lektüre der Kopf wirbelt, blickt unglücklicherweise zu ihrer Erholung aus den Fenstern des Hotel de Saxe auf das Markttreiben

---

in seiner „Geschichte der Revolution", aber das widerstrebte Lassalles durchaus aristokratischen Empfindungen und Alliiren und den Regungen von Wahrhaftigkeit, welche wenigstens die ersten der hier mitgetheilten Briefe auszeichnen.

unter ihr und dieser Anblick erzeugt ein heftiges Heimweh in ihr nach Südrußland. Sie malt sich aus, wie schön es war, „der Bauernweiber beschmutzte Säuglinge zu reinigen, zu waschen und zu kleiden, ihren Brüdern und Schwestern die Mücken und Fliegen zu verjagen.“ In dieser Richtung mochte in Dresden oder Berlin allerdings weniger zu thun übrig bleiben. Aber überhaupt wurde ihr bei dieser Gelegenheit völlig klar, daß sie die Heimath mehr liebe, als Lassalle, daß die „wahre Leidenschaft ihr noch unbekannt“, durch Lassalle nicht erweckt sei. Doch will sie diese Ueberzeugung erst in sich befestigen. Sie bittet daher Lassalle, ihm ihre endgültige Entscheidung erst von Rußland aus melden zu dürfen. Sie verspricht vorher auf zwei Tage mit ihrem Vater Berlin zu besuchen. Doch dürfe während dieser Zeit „unsere Frage“ nicht berührt werden. Aus diesen zwei Tagen werden auf Lassalles dringendes Bitten drei. Wir lernen seine kostbare Junggesellenwohnung in der Bellevuestraße, seine Eltern kennen, wir erneuern die Bekanntschaft mit der Gräfin Hatzfeld. Alles, bis auf die Toiletten, ist von Weiberaugen beobachtet, von Frauenhand geschildert. Lassalle bricht natürlich die Zusage, nicht von „unserer Frage“ zu sprechen. Eigensinnig und herrschsüchtig, sucht er nach dem ersten Frühstück das Gefühl zu erzwingen, welches die Dame für ihn nicht besaß. In diesem Moment wird sie wieder „vollständig klar.“

„Lassalle ich liebe Sie nicht, ich liebe Sie gar nicht!“ ruft sie. „Enden wir, Sie thun mir leid, aber ich kann nichts anderes für Sie fühlen, als Freundschaft.“

„Es ist nicht wahr!“ schrie er auf. „Heirathen Sie mich und Sie werden mich lieb gewinnen, Sie werden sehen, daß Sie mich lieben werden.“

„Es ist unmöglich! Täuschen Sie sich nicht unnütz!“

„Ich will das nicht hören! Jetzt will ich Ihre Antwort nicht. Sie werden daheim, in Rußland, sich nach mir sehnen; ich nehme hier Ihre Abweisung nicht an.“

An ihren Vater stellt er am nämlichen Tage das geradezu kindische Verlangen: „Machen Sie, daß sie mich liebt. Geben Sie sie mir. Begreifen Sie doch, ich kann ohne sie nicht leben.“

Unter solchen Umständen war die von der Dame, infolge erneuter Erkrankung ihres Vaters verzögerte Entscheidung aus der russischen Heimath auch für Lassalle kaum mehr zweifelhaft. Sie sagte Nein auf seinen Heirathsantrag. Sie bot ihm nach wie vor ihre Freundschaft an. Er nahm das Angebot an, stellte aber — wol mehr scherzhaft oder im Arbeitsdrang — die Bedingung, daß er auf zwei Briefe von ihr nur einmal zu antworten brauche. Sie fühlte sich dadurch verletzt und die Korrespondenz ruht nun ganz von Anfang 1861 an bis zum März 1863. Sie wird zu dieser Zeit wieder

eröffnet mit seiner Bitte, ihm den Wortlaut eines ihr geschenkten Autographs von Heinrich Heine mitzutheilen, und da sie antwortet, unterrichtet er sie von nun an fortlaufend über alle wichtigeren Ereignisse — in seinen Augen bekanntlich stets Erfolge und Triumphe — aus der thatenreichsten Zeit seines Lebens. Der letzte der erhaltenen Briefe — eine gute Anzahl seiner Briefe hat die gute Freundin verloren — datirt vom 12. Dezember 1863. In dem letzten (verlorenen) Briefe theilte er ihr mit, daß er im Frühjahr 1864 nach Genf gehe, wohin sie ihm im Sommer 1864 antwortete. Die Antwort auf ihren Brief war die Zeitungsnachricht über das Duell und den Tod Lassalles (31. August 1864.) —

Das ist der thatsächliche Verlauf der „Liebesepisode."

Wozu diese Mittheilungen? fragen wir nun von Neuem.

Selbstverständlich ist der Verdacht abzuweisen, daß die Heldin diese vertrauten Briefe und Tagebuchblätter veröffentlicht habe, um der Welt kundzuthun, daß sie als Mädchen Ferdinand Lassalle zu ihren Füßen gesehen habe. Auch jene philisterhaften Gemeinplätze, welche wir bei dem ersten Bekanntwerden dieser Enthüllungen als eine besondere Empfehlung der vorliegenden Broschüre gelesen zu haben uns erinnern: daß diese Liebesepisode zu denken gebe, was wohl aus Lassalle und der von ihm neubelebten sozialistischen Bewegung hätte werden können, wenn er an der Seite der geliebten Russin ein solider Ehemann geworden wäre — auch solche geistvolle Conjekturen anzuregen, kann nicht die Absicht dieser Veröffentlichung sein. Nein, Herausgeberin und Uebersetzer glaubten zuversichtlich, durch die öffentliche Mittheilung dieser Briefe und Bekenntnisse Lassalles ganz neue Lichtstrahlen über das Dunkel seines Charakters als Mensch, Agitator, Weltweiser und Politiker auszugießen. Sie sprechen diese Erwartung ja auch bestimmt genug aus.

Diese Erwartung ist aber eine durchaus irrthümliche und unbegründete, wie eine genauere Kenntniß des Lebens, der Schriften und des agitatorischen Treibens Lassalle's auch den Betheiligten vor Ausgabe der vorliegenden Schrift hätte offenbaren können. Kein Zug in dem historisch feststehenden Bilde des geistvollsten, eitelsten, vielseitigsten und unpraktischsten der socialistischen Parteiführer wird durch diese Mittheilungen verwandelt, umgezeichnet — am wenigsten zu seinen Gunsten. Dem „Vorwärts" und der sogenannten wissenschaftlichen Parteipresse der Sozialisten wird diese weibliche Indiscretion natürlich den willkommenen Anlaß zu Verhimmelungen des todten Gründers der deutschen Sozialdemokratie bieten, um so mehr, als noch auf jedem Parteicongresse seit der Fusion der Marxianer und Lassalleaner darüber geklagt wurde, daß für Lassalle zu wenig Weihrauch verbrannt werde. Das ist wohl das einzig praktische Resultat der vorliegenden Schrift — eines, das der deutsche Verleger jedenfalls

nicht beabsichtigt und gewünscht hat. Wir Anderen, Nichtsozialisten, dagegen werden uns bei genauer Prüfung der hier mitgetheilten Orignalstücke sagen müssen, daß zu einer Verherrlichung des Mannes, der soviel mehr versprach und sich einbildete, als er war und leistete, und der sein Leben hingab um eine recht unlautere Leidenschaft, durchaus kein neuer Grund erbracht ist. Er tritt der jungen Russin mit demselben rücksichtslosen Egoismus, der nämlichen Selbstvergötterung, demselben schauspielerischen Gethue entgegen, die wir an dem sozialistischen Agitator Lassalle, dem ganzen Menschen Lassalle zur Genüge kennen. Das entging selbst der so wohlwollenden Russin nicht. Sie hebt die Momente besonders hervor, in denen Lassalle sich ihr darstellt „ohne den geringsten theatralischen Effekt, zu dem er häufig genug griff.“

Als ein solcher Theatercoup der gewöhnlichsten Art, sind auch die „Bekenntnisse“ zu bezeichnen, welche die pièce de résistance der hier mitgetheilten Originalbriefe Lassalle's bilden und welche nur in den Augen des Nichtkenners vielleicht das Schriftchen interessant machen. Keine einzige Thatsache in diesen „Bekenntnissen“ ist neu. Nicht die, daß Lassalle Jude war, nicht sein freies Verhältniß zu den Frauen und Mädchen seiner Bekanntschaft, nicht seine Vermögensverhältnisse, nicht sein muthiger Kampf für die Rechte der Gräfin Hatzfeld. Alles das kennen wir schon, großentheils viel besser und eingehender, als es hier geschildert ist, aus anderen Schriften Lassalles oder aus anderen Quellen. Dafür bestätigen diese Bekenntnisse die grobmenschlichen Züge Lassalles in einem Grade, daß ein Weib, dem diese Zeilen gewiß nicht zum Zwecke der Veröffentlichung, anvertraut wurden, wohl hätte empfinden sollen, daß sie durch Hinaustragung dieser Offenbarungen auf den lauten Markt, dem Manne, der sie einst ihrem verschwiegenen Busen anvertraute, keinen Dienst erweise. Diese grobmenschlichen Züge bestehen vor allem in der innern Unwahrheit der „Bekenntnisse.“ Im Eingange dieser Bekenntnisse und später wiederholt findet sich die mit heiligem Ernste vorgetragene Versicherung, daß Lassalle „Alles vorbringen werde, was Sophie die Lust vertreiben könne, ihn zu nehmen.“ Und dieser angeblichen Selbstaufopferung gegenüber steht die Thatsache, daß er über sein Judenthum, seine dornenvolle Laufbahn als politischer Märtyrer, seine Isolirtheit in der Welt der Bourgeoisie u. a. abschreckende Momente zusammen zwölf über den einzigen „Triumph seines Lebens,“ den Kampf für die Gräfin Hatzfeld dagegen allein zwanzig Druckseiten schreibt! Und was für Seiten! Es kommen Stellen darin vor, die allerdings einen Blick auf das dresdner Marktgewühl und das Feilschen um Käsekäulchen als eine beneidenswerthe Abwechselung gegenüber diesen Größenwahnphantasien, erscheinen lassen. Früher schon hatte Lassalle an sie geschrieben: „Nein, junges Mädchen, Sie sprechen zu einem Manne, der hierin, in diesem Glauben von Geist zu Geist, wenn es

einen Gott gibt, in dieser Eigenschaft diesem Gott selbst gleichkommen würde!" Hier ergötzt er sich damit, ihr zu versichern, daß „sein Leben selbst," infolge seines politischen Freisinns „auf dem Spiele stehe!" Hier erklärt er, daß er nie einen Akt der Heuchelei begehen dürfe, „und eben so wenig von der jüdischen als von der christlichen Religion im Herzen trage" — das war gewiß wahr! — und dann findet er sich bereit, Christ zu werden, wenn ihr Vater es verlange. Hier spricht er aus: „obschon ich die Menschheit innig liebe, so liebe ich doch nicht die Individuen, welche heutzutage vorgeben, Menschen zu sein" — natürlich mit Ausnahme der Russin. Weiter: „ist es kein Jüngling, der mit Ihnen spricht. Es ist ein gereifter Mann, welcher dem Alter nach nur 35, den Erfahrungen nach 90 Jahre zählt." „Ich bin ein Revolutionär aus der Schule Robespierres gewesen (!)" — eine hübsche Schule — „der in seiner Konstitution schrieb: „Soziale Unterdrückung ist es, wenn auch nur ein einziges Individuum unterdrückt wird."*) „Ich warf mich auf die Anklagebank, nicht wie ein Mensch, der sich vertheidigen soll, sondern wie ein Sieger" 2c. Noch wüster aber, als diese Symptome von Größenwahn, sind die Herabwürdigungen, die der Preuße Lassalle sich gegen die Preußische Justiz gestattet. Er beschuldigt sie direkt, von dem Grafen Hatzfeld fortdauernd bestochen zu sein! Daß so etwas außerhalb der geweihten Sphäre der Sächsischen Ersten Kammer heutzutage ungerügt ausgesprochen wird, dürfte schwer zu glauben sein. Es mag daher auch die Verwunderung darüber hier Ausdruck finden, daß diese Stellen ohne jeden Kommentar in Deutschland abgedruckt werden.

Vielleicht ist es zu hart, wenn wir die Herausgeberin dieser Indiscretionen an das Wart Lassalles auf S. 64 erinnern: „Schande dem Menschen, der je ein solches Vertrauen vergessen könnte." Aber die Mißbilligung über eine weibliche Taktlosigkeit solcher Art, welche der historischen Forschung irgend eine Ausbeute nicht gewährt, darf jedenfalls ziemlich kräftige Formen annehmen.

H. B.

*) Die einzige Konstitution, die sich dieser an die Seite stellen läßt, sind wohl jene von ironischen Menschen entworfenen „Grundrechte" der äußersten Linken des Frankfurter Parlaments, in denen es u. A. heißt: „Das Betteln ist nur mit bewaffneter Hand erlaubt." „Die Todesstrafe ist abgeschafft, die Guillotine wird als Vertheidigungsmittel beibehalten" u. s. w.

A. v. Dycks Todtenklage um Christus.

Gestochen von Fränkel.

Die Aegydienkirche zu Nürnberg besitzt ein wenig bekanntes, sehr kostbares Altargemälde von A. v. Dyck — sein voller Name steht auf dem Bilde — welches darstellt, wie der vom Kreuze abgenommene Leichnam Christi von den Seinigen betrauert wird. Es ist dies eine Darstellung, welche der Meister mit besonderer Vorliebe, in verschiedenen Variationen, mehr als ein Dutzend Mal behandelt hat. Das Nürnberger Exemplar gilt für eins der Besten und ist besonders charakteristisch für die Kunstweise dieses Meisters.

Dieses Bild soll früher im Besitz der Markgrafen von Beyreuth, anfangs in Ansbach, dann in Erlangen gewesen, nach dem Tode des vorletzten Markgrafen in den Besitz eines Kammerdieners gelangt, dann, nach verschiedenen abenteuerlichen Schicksalen, Eigenthum einer Wittwe in Hersbruck geworden sein, welche es schließlich, gelegentlich des Neubaus der Aegydienkirche zu Nürnberg, am Anfange des 18. Jahrhunderts in diese Kirche als Altargemälde gestiftet hat. Um es für den gegebenen Raum innerhalb des hohen mit Säulen geschmückten Altarbaues passend zu machen, hat Joh. David Preißler es oben und unten mit Ansätzen versehen, welche nach Gegenstand und Ausführung wenig dazu passen.

Dieses klassische Gemälde (natürlich ohne die Preißler'schen Zusätze) ist kürzlich durch den Kupferstecher Friedr. Fränkel in Nürnberg in einem großen (34 Ctm. breit, 47 Ctm. hoch) in Linienmanier ausgeführten, künstlerisch vollendeten Stiche dargestellt worden. Fränkel hat unter Aufbietung aller seiner Kräfte und unter großen persönlichen Opfern, freilich auch unter mehrfachem freundlichen Beirath von Seiten sachverständiger Künstler, acht Jahre lang daran gearbeitet und ein, des großen Meisters würdiges Werk zu Stande gebracht. Sein Stich, mit technischer Vollendung ausgeführt, giebt die Gesammtwirkung des Originals in vollkommener Treue wieder und ist auch in allen Einzelnheiten mit größter Liebe und vollem Verständniß durchgebildet.

R. Bergau.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 4.

Ausgegeben am 17. Januar 1878.

Inhalt:

	Seite
Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. IV. Die Taktik nach den Perserkriegen. Das Seewesen nach den Perserkriegen. Max Jähns.	121
Julius Schnorr von Carolsfeld. Adolf Rosenberg.	139
Jahresbericht aus Baden. Hr.	147
Vom preußischen Landtag. χ. e.	159

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslande

Digitized by Google

Ende Februar erscheint der **V. Band** von:

Paul Heyse's
Italienischen Novellisten
des XIX. Jahrhunderts.

Derselbe wird folgende kleinere Novellen enthalten:

Carmela von de Amicis.
Ein Blumensträusschen von Demselben.
Clarina's Staatsstreich von Castelnuovo.
Ein Sonnenstrahl von Demselben.
Schwager und Schwägerin von Demselben.
Das Haus versteckt, aber verliert nicht von Grazia Pierantoni-Manzini.

Preis broch. ca. M. 5.—., eleg. geb. in Leinw. mit rothem Schnitt 1 Mark mehr.

Inhalt von Band I—IV:

I. **Ein Engelsherz** von Ippolito Nievo.
II. **Val d'Olivi** von A. G. Barrili.
III. IV. **Erinnerungen eines Achtzigjährigen** von Ippolito Nievo. 2 Bände.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

Digitized by Google

Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens.

Von Max Jähns.

IV.

Wie militärpolitisch und strategisch, so waren die Perser am Tage von Platää auch taktisch in der Offensive. Demnach erfolgt der Angriff des Mardonius nach und nach, ohne rechtes Ineinandergreifen der einzelnen Heerestheile; aber auch die hellenischen Kontingente fechten fast vereinzelt; mißtrauische Eifersucht hält sie aus einander und läßt sie gegenseitig warten. Die Spartaner leisten wenig, weil sie eine krankhafte Scheu davor haben, ihre fest geschlossene Phalanx irgendwie zu lockern. Sie zeigen sich daher außer Stande, die Verschildung des national-persischen Fußvolks zu durchbrechen, und noch weniger vermögen sie, das verschanzte Lager zu stürmen, auf welches sich das geschlagene Heer des Großkönigs zurückzieht. Das eine mal müssen die Tegeaten, das andere mal die Athener das Beste thun.

Ein Grund des Sieges der Hellenen über die Perser liegt in der Zahlenüberlegenheit der letzteren selbst, welche in dem beschränkten und durch seine horizontale wie vertikale Bodengliederung äußerst schwierigen Gelände Griechenlands nicht nur gar nicht zur Geltung kam, sondern geradezu hinderlich wirkte. Die gewaltigen Massen gingen zumeist an ihrer eigenen Unbeholfenheit zu Grunde. Sie kamen großentheils nicht einmal zum Gefecht; ihr Vorhandensein aber schwächte die Ausdauer des ersten Treffens, welches meinte, den andern Treffen doch auch noch einige Arbeit übrig lassen zu müssen. Wie jene übermäßige Anhäufung von Streitkräften die Verpflegung außerordentlich erschwerte, so minderte sie auf dem Schlachtfelde die Manövrirfähigkeit und steigerte die Unordnung des Rückzugs.

Auf griechischer Seite aber kannte und beherrschte man die taktische Gliederung, welche den Persern abging, vollkommen. Die Phalanx war in

der Front gewissermaßen sturmfrei. Ein zweites Treffen fehlte ihr allerdings, wohl auch deshalb weil es an Menschen mangelte, um ein solches herzustellen, wenn man den ungeheueren Massen des Feindes gegenüber die Front nicht gar zu sehr verkürzen wollte. Doch dieser Mangel machte sich, angesichts der persischen Unbeholfenheit, ebenso wenig fühlbar wie der Umstand, daß die Griechen der starken und tüchtigen Reiterei der Asiaten so gut wie gar keine Kavallerie entgegen führen konnten; denn in dieser Hinsicht kämpften die Terrainverhältnisse für Griechenland.

8. Die Taktik nach den Perserkriegen.

Den Hellenen selbst erschienen offenbar Disziplin und Fechtweise als entscheidende Gründe des Sieges über die Barbaren. Der Entwickelung beider wendeten sie daher unmittelbar nach dem Zurückweisen des persischen Einbruchs die höchste Sorgfalt zu, und darum ist hier der Ort, der griechischen Elementartaktik mit einiger Ausführlichkeit zu gedenken.*)

Man kann im Allgemeinen 8 Mann als die normale Tiefe der Hoplitenphalanx annehmen. Zur Parade, oder da, wo es sich darum handelt, mit wenig Truppen breite Fronten zu decken, wird die Tiefe durch Eindoppeln nach der Länge auf 4, auf beschränktem Terrain durch Eindoppeln nach der Tiefe auf 16 Glieder gebracht. — Auf das Kommando *Ἄγε εις τὰ ὅπλα*! „An die Gewehre!" nehmen die Hopliten ihre Waffen und treten in der Grundstellung, d. h. der Phalanx, an; noch aber sind die Sklaven um ihre Herren beschäftigt. Der Polemarch kommandirt dann weiter *ὁπλοφόρος ἀπίτω τῆς φάλαγγος*! „Rotten klar gemacht!" worauf sich die Troßbuben entfernen. Nun erfolgt das Kommando: *σίγα καὶ πρόσεξε τῷ παραγγελλομένῳ*! „Stillgestanden! Achtung!" — Der kurze Hoplitenspieß wird durchaus mit einer, der rechten Hand geführt. Der Krieger nimmt ihn auf Befehl auf die rechte Schulter zum Marsch oder fällt ihn zum Angriff. *κάθες τὰ δόρατα*! — In Bewegung setzt sich der Mann auf das Kommando *προαγε*! „Marsch!" — Die Wendungen (*κλίσεις*) finden wie bei uns statt; nur wird „Kehrt" rechtsum- „Front" linksumkehrt gemacht. „Halbrechts!" „halblinks!" „geradeaus!" werden in bekannter Weise ausgeführt. — Die Rotte wird bei Arrian und Aelian mit „*λόχος*", bei Xenophon mit „*στιχος*" bezeichnet; ihre ungeraden Mitglieder heißen „Vordermänner", die geraden „Hintermänner." Den Ersten

---

*) Unsere Darstellung folgt hierbei der „Geschichte des Griechischen Kriegswesens" von Rüstow und Köchly, deren Auffassung der Elementartaktik sich allerdings zunächst auf Schriftsteller der späteren hellenistischen Zeit stützt. Indeß dürfte es jenen Autoren in hohem Grade gelungen sein, die Angaben Arrians und Aelians mit Hülfe der Schriften Xenophons zu kritisiren und für die früheren Perioden verwendbar zu machen.

der Rotte, einen ausgesucht kräftigen und muthigen Mann, nennt man „Rottenführer;“ den letzten, welcher besonders umsichtig und kriegserfahren sein soll, „Rottenschließer.“ — Eine Rottirung (συλλοχισμος) zu 4 Rotten von 6 bis 8 Mann Tiefe giebt die Enomotie des Thukydides, deren erstes Glied als Front bezeichnet wird. — Man unterscheidet die lose Stellung, bei welcher jeder Mann nach Front und Tiefe ungefähr $2\frac{1}{2}$ Schritt Raum hat, die geschlossene Stellung mit einem Quadratraum von $1\frac{1}{4}$ Schritt, und die gedrängte Stellung oder Verschildung (synaspismos) in der der Mann nur etwa $\frac{3}{4}$ Schritt Geviertraum hat. Die geschlossene Stellung (πύκνωσις) war wohl die normale. — Das Ausrichten der Glieder und Rotten geschieht auf bestimmte Kommandos.

Die Bewegungen und Formveränderungen sind Verdoppelungen, Eindoppelungen, Schwenkungen und Kontremärsche.

Die Verdoppelungen (διπλασιασμοὶ κατὰτόπον) geschehen nach der Länge oder nach der Tiefe, also Abstand nehmen im Gliede oder in der Rotte. Ebenso wird die Eindoppelung (διπλασιασνοὶ κατ᾽ αϱιϑμόν) entweder nach der Tiefe (Verdoppelung der Glieder) oder nach der Länge (Verdoppelung der Rotten) ausgeführt. In letzterem Falle bilden sich aus jeder alten Rotte zwei neue, wofür man noch einen Rottenführer und einen Rottenschließer in Bereitschaft haben mußte. Die Eindoppelungen nach der Tiefe entsprechen unserem in Reihe „setzen aus der Sektionskolonne.“ Die Eindoppelungen nach der Länge wurden in zwei verschiedenen Arten ausgeführt, deren eine man die Xenophontische, die andere die Arrianische nennt. Bei beiden wird zuerst die Länge verdoppelt. Dann rückt, nach Xenophon, die hintere Hälfte jeder Rotte links neben die vordere Hälfte, während bei Arrian die gerade Nummer jeder einzelnen Rotte neben die ungerade tritt. Nun schließen die hinteren Glieder auf. Ganz entsprechend geschieht die Eindoppelung nach der Tiefe. Da bleiben, Xenophon zufolge, die zweite und vierte Rotte stehen; die erste und dritte marschieren geradeaus vor und setzen sich vor die zweite und vierte, und die zweite, neugebildete Rotte rückt an die erste neugebildete rechts heran. Bei Arrian wird zuerst die Tiefe verdoppelt, und nun treten die Nummern 1, 2, 3, 4 u. s. w. der zweiten und vierten Rotte hinter die gleichnamigen Nummern der ersten und dritten Rotte. Die zweite neugebildete Rotte schließt sich dann rechts an die erste.

Die Schwenkungen (ἐπιστϱογαί) waren nicht wie bei uns einfache Drehungen der Truppenkörper um den rechten oder linken Flügelmann; das erlaubte die Tiefe der Aufstellung nicht. Vielmehr wurde die Sache so gemacht, daß z. B. bei einer Rechtsschwenkung die Rottenführer mit halbrechts auf denjenigen Platz gingen, welchen sie nach vollendeter Schwenkung einzunehmen

Digitized by Google

hatten; dort angekommen, wendeten sie das Gesicht wieder in die ursprüngliche Richtung, gegen ihre Rotten links neben sich, richteten sie aus und kommandirten „rechts um!"

Kontremärsche (ἐξελιγμοί) wurden entweder nach Rotten oder nach Gliedern ausgeführt. Der Kontremarsch nach Rotten verwechselt Front und Flügel zugleich; der letztere nur die Flügel. Der rottenweise Kontremarsch ist der bei weitem wichtigere, zumal deshalb, weil die Front der Griechen in viel höherem Maße als bei uns die eigentliche Kraft der Truppe ausmachte, die tüchtigsten und bestgerüsteten Krieger enthielt. Unter diesen Umständen war es wünschenswerth, eine Evolution zu haben, durch welche man das erste Glied der Phalanx augenblicklich nach rückwärts versetzen konnte, wenn man im Rücken angegriffen wurde. — Die Lakedämonier führten den rottenweisen Kontremarsch aus, indem der Führer jeder Rotte kehrt machte, und um die Rottentiefe vor die bisherige hinterste Linie vorlief; die anderen Leute folgten ihm, und nur der Mann des letzten Gliedes machte lediglich die Kehrtwendung. Nach Ausführung dieses Kontremarsches stand die Abtheilung natürlich in der Inversion, d. h. der bisherige rechte Flügelmann hatte den linken Flügel. Dadurch wurden die Lakonen in Folge ihrer großen Kriegsgeübtheit nicht gestört; bei den andern Stämmen dagegen suchte man dem Uebel dadurch abzuhelfen, daß jede Evolutionseinheit nachher noch einen Contremarsch nach Gliedern ausführte und somit die Flügel wieder in ihr richtiges Verhältniß brachte. — Wenn der Contremarsch derart ausgeführt wurde, daß die Enomotie sich um das Maß ihrer Tiefe dem Feinde näherte, so hieß er der lakonische Kontremarsch; blieb sie auf derselben Stelle, so war es der chorische, kretische oder persische Kontremarsch; entfernte sie sich um das Maß ihrer Tiefe vom Feinde, so hatte sie den makedonischen Kontremarsch ausgeführt.

Die Linie ist Grundstellung und Gefechtsstellung zugleich. Marschordnung ist die Kolonne, und zwar entweder die Reihenkolonne (παραγωγή) oder die Sektionskolonne (ἐπαγωγή). — Wenn eine Phalanx in der Paragoge mit rechtsum marschirt, so läßt sie sich, falls der Feind in ihrer linken Marsch-Flanke erscheint, durch die einfache Wendung linksum in die Gefechtsform bringen. Dasselbe ist der Fall, wenn sie mit linksum marschirt und der Feind in der rechten Marsch-Flanke auftritt; man braucht dann eben nur rechtsum zu machen und die Gefechtsformation ist da. Wenn aber der Feind vor der Marschspitze z. B. einer linksabmarschirten Paragoge erscheint, so wäre nach der Wendung rechtsum noch eine Linksschwenkung der ganzen Phalanx um ihren linken Flügelmann nöthig, um Front gegen den Feind zu erhalten. Bei einer kleinen Phalanx hat eine solche Schwenkung keine Schwierigkeit, wohl aber bei einer großen. Da ergriffen denn schon die Griechen das Mittel, statt

der Reihenkolonne mit rechts- und links-um, also statt der Paragoge, sich der Epagoge, der Sektionskolonne zu bedienen und aus dieser die Schlachtordnung durch Einschwenken der Evolutionseinheiten oder durch den Aufmarsch rechts und links zu entwickeln. — Diese vielseitige Brauchbarkeit der Sektionskolonne hat ihr schon früh große Bedeutung gegeben.

Um die Epagoge herstellen zu können ist eine Gliederung der Phalanx in gleiche, kleinere Abtheilungen (Sektionen) nöthig. Bezüglich der Größe der Sektion waren drei Fälle möglich. Entweder gab man ihr ebensoviel Rotten als die ganze Phalanx Glieder hatte, oder man gab ihr mehr, oder endlich weniger Rotten als Glieder. — Nimmt man den Rottenabstand gleich dem Gliederabstand, so bildet im ersten Fall die Sektion ein Quadrat, im zweiten Fall ein Rechteck von größerer Tiefe als Front.

Schwenken mehre nebeneinander stehende Sektionen quadratischer Form, so wird dadurch nur die Front verändert, das Ganze nimmt genau den gleichen Raum ein wie vorher. — Schwenken mehre in der geschlossenen Phalanx nebeneinander stehende Sektionen von größerer Front als Tiefe, so ergiebt sich zwischen den Sektionen noch ein freier Raum, der „Sektionsabstand.“ — Wollten aber nebeneinanderstehende Sektionen von größerer Tiefe als Front abzuschwenken versuchen, so würde sich alsbald die Unmöglichkeit ergeben, weil die Sektionen sich theilweise decken müßten, zwei Menschen aber nicht ein und dieselbe Stelle einnehmen können.

Die letztere Eventualität fällt also fort. — Die quadratische Sektion dagegen wurde in dem makadonischen Syntagma von 16 Rotten zu 16 Mann, also als eine Evolutionseinheit von 256 Mann, zur reglementarischen Form. — Eine Evolutionseinheit von mehr Rotten als Gliedern erscheint in der lakonischen Pentekostys, welche in 16 Rotten zu 8 Mann 128 Mann enthielt.

Offenbar hat die letztere Form Vorzüge; denn im Marsche verlängern sich die Kolonnen, und wenn der natürliche Spielraum des Sektionsabstandes fehlt, so kann nicht darauf gerechnet werden, daß die Phalanx nach dem Einschwenken geschlossen sei. Die Makedonier scheinen darauf keinen Werth gelegt zu haben, weil ihre gute Reiterei, welche die marschirenden Truppen stets umschwärmte, sie vor Ueberraschung sicherte und ihnen Zeit gab, nach dem Einschwenken zusammenzuschließen. Die Spartaner, welche eines solchen Schutzes entbehrten, durften sich den Vortheil, der im Sektionsabstande liegt, nicht entgehn lassen.

Außer in Syntagmen und Pentekostyen kommen Epagogen besonders in Enomotien und Doppelenomotien vor.

Dies ist die Elementartaktik im Zeitalter des peloponnesischen Krieges.

Die Abweichungen zwischen den einzelnen Völkerschaften sind offenbar nicht bedeutend. Als Meister erscheinen noch immer die Spartiaten. — Charakteristisch ist für diese Zeit der Umstand, daß bei den Lakedaimoniern nicht mehr wie wie früher die Sklaven in die Phalanx selbst als Keulenträger, Schleuderer und dergl. aufgenommen werden, daß sie auch nicht, wie später als zugehörige Neben-Elemente der Phalanx in den Kampf der letzteren eingreifen; vielmehr haben die Leichtbewaffneten ebenso wie die Reiter durchaus ihr eigenes Gefecht.

Das Leben im Lager war überaus strenge geordnet. Die Wachen, in Tag- und Nacht-Wacht getheilt, wurden durch Ronden auf's Schärfste kontrollirt. Außerdem waren sie gehalten, jederzeit auf den Schall einer Glocke oder einer Pauke fest und bestimmt zu antworten.*)

Die Heere stehen sich vor der Schlacht in einem Lager oder in sonstiger Stellung gegenüber und ordnen sich zum Kampfe. Die Phalanx der Hopliten giebt dem Ganzen die Form und der Schlacht die Entscheidung. — Die Hopliten schaaren sich nach Stämmen und Städten und innerhalb dieser Abtheilungen nach den taktischen Einheiten. Die Flügel sind Ehrenplätze, deren Zutheilung in zweifelhaften Fällen nach Befragung der Opfer erfolgt, und von den Flügeln ist der rechte wieder der vornehmere. Rechts und links der Phalanx werden die Reiterei und das leichte Fußvolk vertheilt. — In der nächsten Umgebung des Oberfeldherrn befinden sich stets Eilboten und Trompeter**), um Befehle zu erlassen. Auch optische Signale, namentlich solche mit Fähnlein und Feldzeichen kommen vor. Ihre Erhebung gilt als Zeichen des Angriffs, ihr Senken als das zum Rückzuge.***) Vor der Schlacht pflegt der Feldherr angesichts des Feindes eine Ziege zu opfern. Das geordnete Heer ermuntert er zur Tapferkeit; die Losung wird erneut und geht vom rechten zum linken Flügel und von diesem wieder zum rechten zurück.

Zuweilen leiten nun Reiter und Leichtbewaffnete die Schlacht ein; aber während ihres, nichts bedeutenden Gefechts setzten sich die Hopliten, den Spieß auf der Schulter in Marsch. Die Bewegung ist rhythmisch; sie folgt entweder dem Takte der Lyra (wie z. B. bei den Kretäern) oder dem Klange der Flöte (wie bei den Spartiaten). Laut erschallt hüben und drüben das Schlachtlied, der Päan. Beide Theile ziehen sich stets während des Vorrückens nach rechts, so daß hier wie dort der rechte Flügel den gegenüberstehenden linken überflügelt. Diese Bewegung, welche die hellenische Schlachtordnung in gewissem Sinne von Anfang an als eine „schiefe“ erscheinen läßt, hat ihren ursprüng-

---

*) Nast: Einleitung in die griechischen Kriegsalterthümer.
**) Panofka: Bilder antiken Lebens.
***) Köpke: Ueber das Kriegswesen der Griechen.

lichen Grund in der Bewaffnung. Der Heroenzeit galt nämlich die geschützte Schildseite für die stärkere, und darum richtete man anfänglich den Angriff womöglich auf den schildlosen rechten Flügel einer Truppe als auf deren schwache Seite. Indem man nun auf diesen gewohnheitsmäßig angegriffenen Flügel, um ihn besser zu schützen, die vorzüglichsten Kräfte aufstellte, wurde er zum Ehrenplatze. Man wußte ein für allemal, daß wie man selbst die eigene auserlesene Mannschaft rechts habe, so ständen dieser Auswahl die minder guten Truppen des Feindes gegenüber. Damit war aber die ganze Sachlage verändert; der linke Flügel war nunmehr, obgleich die Schildseite, der schwächere. In Folge dessen ging man von dem bisherigen Verfahren, den rechten Flügel des Feindes als Angriffsobjekt zu wählen, ab und strebte danach, den linken zu überflügeln. Eine solche Ueberflügelung bedingte den Halbrechtsvormarsch, welcher zugleich den Vortheil bot, die eigene rechte, also unbeschildete Seite dem Feinde zu versagen, d. h. von ihm abzuwenden. Nun bleibt bei jedem Halbrechtsvormarsch erfahrungsmäßig der linke Flügel weiter zurück als er bei rein diagonaler Durchführung der Bewegung eigentlich sollte; für die hellenische Schlachtentaktik erwuchs hieraus aber ein Vortheil; denn je mehr dies geschah, um so mehr wurde der Angriff nach dem „Geradeaus!" ein eigentlicher Flankenangriff.*) — Ist man sich auf etwa 200 Schritt genaht, so wird das Kriegsgeschrei erhoben: ἀλαλά ἐλέλευ; die Spieße werden gefällt, und unter Trompetengeschmetter stürmt man aufeinander ein. Selten oder nie kommt es übrigens auf der ganzen Linie zum stehenden Kampfe; gewöhnlich wirft sich sofort ein Flügel in die Flucht, ohne daß damit für den Sieger viel gewonnen wäre. Denn fast immer liegt die Entscheidung da, wo dem feindlichen rechten, überflügelnden Flügel der diesseitige linke, versagte Flügel Stand hält; wer hier die Oberhand behält, der vermag es in den meisten Fällen, das Gefecht auf der ganzen Linie zu seinen Gunsten durchzuführen oder zu wenden.

Der Kampf der Reiter und Leichtbewaffneten mag indessen andauern: er hat so wenig Werth, daß die Berichterstatter ihn kaum jemals auch nur erwähnen. Unter allen Umständen neutralisiren sich diese Waffen derart, daß die Hoplitenphalanx agiren muß, als wären jene gar nicht vorhanden. Darum auch deckt sie selbst sich durch die Rechtsbewegung ihre rechte Flanke und rechnet nicht darauf, daß dies etwa das leichte Fußvolk thue. In dieser Rechtsbewegung liegt der Keim der weiteren eigenthümlichen Entwickelung der griechischen Schlachtentaktik; schon jetzt aber ist das Hoplitengefecht kein bloßer Frontalkampf mehr, sondern ein doppelter Flankenangriff.

*) Rüstow und Köchly: Geschichte des griechischen Kriegswesens.

Die Verfolgung wird meist lau betrieben; ich habe die Gründe dafür schon angegeben. Ueberdies kommt es den Hellenen weniger darauf an, zu vernichten, als zu imponiren. Eilig müssen die eigenen Todten feierlich bestattet werden; eilig ist aus den erbeuteten Waffen ein Tropäon zu errichten. Die Gefallenen des Feindes werden auf dessen nie ausbleibendes Gesuch an ihn ausgeliefert.*) Die Schlacht ist mehr Ehrensache als Mittel zum Zweck, zumal wo Griechen gegen Griechen fechten. Bei Platää, als man Barbaren geschlagen hatte, fand allerdings eine ganz energische Verfolgung statt, und der Sieg wurde nach Kräften ausgebeutet.

Es war untersagt, während der Schlacht die getödteten und verwundeten Feinde ihrer Waffen zu berauben;**) doch blieb die Beute selbstverständlich dem Sieger. Sie wurde dem Oberbefehlshaber ausgeliefert und von diesem nach eigenem Ermessen zum kleineren Theile den Truppen, zum größeren dem Staate zugewiesen. Weihegeschenke kamen an die verschiedenen Tempel; Einiges ward wohl auch zu Ehren der Götter verbrannt.***) — Dem Leichenbegängnisse der Gefallenen folgten sämmtliche Truppen mit umgekehrten Waffen.†) Ein Vollendungsopfer, zu dem man sich festlich mit Kränzen schmückte, machte den Beschluß.

Die Gefangenen pflegte man auszuwechseln oder durch Loskauf in Freiheit zu setzen; nur diejenigen, welche bei Erstürmung und Schleifung ganzer Städte in die Hand des Siegers gefallen waren, wurden wohl auch als Sklaven behandelt.††)

Ueber das persönliche Verhalten der Einzelnen während des Krieges entschied ein von Waffengefährten gebildetes Kriegsgericht.†††) Verrath und Ueberläuferei wurden mit dem Leben gebüßt; fast noch eindringlicher ward Feigheit mit öffentlicher Beschimpfung geahndet. Belohnungen bestanden für die Befehlshaber in kostbaren, ihnen vom Volke überreichten Rüstungen, in Denksäulen und in Ehrenkränzen von Oliven- oder Eichenlaub oder in metallenen Stirnreifen.

9. Das Seewesen nach den Perserkriegen.

Gleichen Schritt mit der Entwickelung der Truppentaktik zu Lande ging diejenige des hellenischen Seewesens. Seit dem 7. Jahrhundert schon hatte

*) Thukydides I. 63.
**) Hermann: Staatsalterthümer.
***) Böckh: Staatshaushalt der Athener.
†) Rast: Einleitung in die griechischen Kriegsalterthümer.
††) Hermann: Privatalterthümer.
†††) Derselbe: Staatsalterthümer.

man das Augenwerk auf Steigerung der Kampffähigkeit und Seetüchtigkeit der Kriegsfahrzeuge gerichtet. Die früheren flachen Pentekontoren („Fünfzigruderer") verschwinden allmählig aus der Kriegsmarine. Man erbaut höhere Schiffsgefäße, in welchen die Ruderer in zwei, drei oder mehr Reihen übereinandersitzen. — Allen andern voraus gingen hierbei die kleinasiatischen Erythräer, welche, dem Plinius zufolge, die ersten Zweireihenschiffe herstellten. Bald aber wurden sie von den Korinthern überflügelt, die, wie Thukydides und Diodor versichern, um 700 v. Chr. unter des Ameinokles Leitung die ersten Dreireihenschiffe (Trieren) bauten. Großer Gunst erfreute sich diese Neuerung anfangs keineswegs in Griechenland. „Erst kurz vor dem medischen Kriege", sagt Thukydides, hatten die Tyrannen von Sizilien und die Korkyräer Trieren in bedeutenderer Zahl; denn diese erscheinen überhaupt als die letzten erwähnenswerthen Seemächte vor dem Heereszuge des Xerxes. Die Athener, Aegineten und vielleicht noch einige andere besaßen nur wenige Schiffe und dies waren meist (flache) Fünfzigruderer. — Themistokles erst war es, der die Athener dahin brachte, diejenigen Schiffe zu bauen, mit denen sie sich in der Folge schlugen, und selbst diese waren noch nicht mit einem vollständigen Verdecke versehen."

Daß die phönikischen Schiffe während des persiischen Krieges bereits Verdecke hatten, beweist Herodots Schilderung von des Khsayârsâ (Xerxes) Flucht vom Strymonflusse zum Hellespont. Da hätten sich, um bei dem ausgebrochenen Sturme den König zu retten, die Perser, „von denen das Verdeck erfüllt gewesen", sämmtlich in's Meer gestürzt, um das Schiff zu erleichtern. Seitens der Griechen scheint jedoch das Verdeck, jener Angabe des Thukydides zufolge, noch nicht allgemein gebraucht worden zu sein, und der einzige Ort welcher stets einigen Schutz gewährte und dem Steuermann und Schiffsherrn zum Aufenthalte diente, war eine vorn offene, oben abgerundete Hütte auf dem hinteren Theile des Fahrzeugs.

Bei Salamis (480) fochten die Melier, Siphnier und Seriphier noch mit Fünfzigruderern, und unmittelbar vor dem Perserkriege besaß Athen nur 50 kriegstüchtige Schiffe, zu denen es für den Krieg gegen Aegina noch 20 korinthische Fahrzeuge miethete. —

Die glorreichen Kämpfe bei Artemision und Salamis gaben dann aber den erfolgreichsten Anstoß zur Bildung eigentlicher Kriegsflotten. Athen erreichte binnen Kurzem eine bedeutende Macht zur See und steigerte das Schiffsbauwesen überhaupt auf eine vorher kaum geahnte Höhe. Nur noch für die Transportschiffe behielt man die ihrem Zwecke vermeintlich angemessene breitere Bauart bei, während für die Kriegsfahrzeuge durchweg eine schlanke Form und die

künstlichste Vermehrung der Ruderzahl ersonnen und eingeführt wurde.*) Während des peloponnesischen Krieges bestanden die Orlogsflotten schon durchweg aus Trieren, d. h. Schiffen mit 3 Ruderreihen übereinander.

Die Grundlage des Baues bildete ein Kiel**) und über diesem das Kolschwimm, in welches die „Spanten“ oder Rippen eingefügt waren. Jedes Paar einander gegenüber stehender Rippen bildete einen „Spann“ und war oben durch einen Querbalken verbunden, der das Oberdeck trug. Bei größeren Schiffen wurde auch wohl ausnahmsweise ein Zwischendeck angebracht und dies mit dem Raum und dem Oberdeck durch Luken verbunden. Doch war eine solche Anlage nur bei beschränkter Zahl der Ruderer möglich und ist als sehr ungewöhnlich anzusehen. — Die Kajüten hielt man nämlich während des ganzen Alterthums für übertriebenen Luxus, den sich nur übermüthige Tyrannen oder geldprotzige Kaufleute gestatteten. Plutarch rügt es z. B. als ein Zeichen der Verweichlichung des Alkibiades, daß dieser sich das Verdeck habe ausschneiden lassen, um sein Bett nicht auf die harten Bretter legen zu müssen, sondern es in Riemen hängen zu können. So ergiebt sich also für die bei Weitem größte Zahl der griechischen Fahrzeuge und besonders für die Orlogsschiffe nur die Zweitheilung: Schiffsdeck und Schiffsraum.

Im unteren Raume befanden sich Ballast und Pumpe; das Oberdeck faßte ein meist durchbrochener Bord ein. — Die dem Vorder- und Achtersteven zunächst liegenden Rippen, die Bughölzer, erhielten eine mehr und mehr nach vorn oder hinten gerichtete Stellung und bildeten das Vorschiff (prora) und das Achterschiff (prymna oder puppis). Diese Theile des Fahrzeugs trugen je ein kleines Halbdeck; das Back oder Vorkastell und die Schanze oder Quaterdeck. Abweichend von den Schiffen der späteren Zeit erscheinen Vor- und Achterschiff bei den antiken Fahrzeugen in ihrer Konstruktion wesentlich gleich.

Das ganze Schiffsgerüst war mit Planken übernagelt und innen durch Holzverbände verstärkt. Außerdem ward das Fahrzeug unterhalb der Wasserlinie mit wenigstens drei bis vier starken Schnürtauen (Hypozomata) umgürtet, um ihre Flanken gegen allzustarken Wogenschlag zu sichern: ein Verfahren, auf das man neuerdings bei sehr angegriffenen Schiffen mit Erfolg zurückgekommen ist.***) Etwas tiefer als das Oberdeck, dicht über den obersten Ruderpforten jeder Langseite lief ein Seitengang, welcher bei den eigentlichen

*) Vergl. für das Folgende bes.: Böckh „Urkunden über das Seewesen des attischen Staates.“ Mit 18 Tafeln. Berlin 1840, sowie Guhl u. Koner „Das Leben der Griechen und Römer. Berlin 1876.

**) Das Beschalen des Kielbalkens mit Bolen u. s. w., um ihn gegen Klippen und Felsen zu sichern, gehört zu den seemännischen Erfindungen der themistokleischen Zeit (Köpke a. a. O.).

***) Göll „Kulturbilder aus Hellas und Rom“. Leipzig 1877. Eine Bronze im Anti-

Orlogsschiffen durch eine starke Schanzbekleidung geschützt war. Nach ihm hießen die Kriegsfahrzeuge auch die Kataphraktoi, die Gepanzerten und in ihm ausschließlich standen die Bewaffneten, bis Kimon auch noch Brücken über das Oberdeck führte und diese ebenfalls mit Hopliten besetzte.

Jeder der beiden Steven des Schiffes endet in einer Volute. Unterhalb derjenigen des Achterschiffes erhebt sich auf dem Hinterkastell das Haus des Steuermanns, der von dort aus mittels eines querschiffslaufenden Taues die beiden schaufelartigen Steuerruder lenkt, welche alle antiken Schiffe rechts und links der Schanze führen. — Am Vordersteven ist bei der Kreuzung der Bughölzer ein Bronzebeschlag angebracht, der oft eine symbolische Form hat, unter ihm aber liegt in der Wasserlinie der Schnabel, bestimmt, die feindlichen Schiffe zu rammen, und zu dem Ende mit einer massiv ehernen Spitze bewehrt.

Zu beiden Seiten des Schnabels ragen, meist schräg nach außen gerichtet, starke Balken, die sogenannten Ohransätze hervor. Sie haben den Zweck, beim Ausweichen vor feindlichen Schnabelstößen den Gegner abzuhalten, und an ihnen hingen auch die Anker. Die erzbeschlagenen Klüsen, durch welche die Taue aus dem Inneren zu den Ankern laufen, heißen die Augen und sind dem gemäß bemalt. — Das ganze Vorschiff mit seinem stirnartig aufsteigenden Backkastell (Protome chenos, Gänsehals), dem weithervorragenden Schnabel, den Augen und den Ohransätzen glich mithin einem Fischkopfe; die Ruder schienen Flossen zu sein, und das hochgebaute Achterschiff erinnerte an einen Fischschwanz; denn es entsprach der dichterischen Anschauungsweise der Alten, das Schiff als ein belebtes Wesen aufzufassen, wie ja die Skandinaven ebenfalls ihre Fahrzeuge als Drachen oder Schwäne zu bezeichnen liebten.

Unsern Flaggen entsprechend hatte jeder Staat sein Unterscheidungsmerkmal, das in einem figürlichen Abzeichen bestand. Das der Athener war die vergoldete Pallas, und deshalb sagt Aristophanes in den „Acharnern“, die Stadt sei voll von Kriegslärm „von Soldeszahlung, Pallasbildervergoldungen.“ Außer diesem Staatsabzeichen führten die Schiffe noch besondere geschnitzte Zierrathen, auch gemalte Bilder oder Inschriften, welche in Beziehung zu ihrem Namen standen. Das Staatsabzeichen scheint übrigens keinen festbestimmten Platz gehabt zu haben; man trifft es bald am Vorder-, bald am Hintersteven. Die Bemalung der Schiffe dürfte zuerst auf die mit Wachsfirniß arbeitende enkaustische Malerei geführt haben. Alle Namen der griechischen Schiffe sind weiblich, und es finden sich darunter dieselben Abstrakta, welche man heutzu

---

quarium des Berliner Museums, welche das Vordertheil eines Kriegsschiffes darstellt, läßt die Hypozomata deutlich erkennen.

tage anwendet, wie „Rettung, Gute Fahrt, Hoffnung, Vorsicht“ und dergleichen mehr.

In der Mitte des Schiffes erhob sich der Großmast mit zwei übereinander befestigten viereckigen Raasegeln (Großsegel und Großmarssegel), welche das Fahrzeug in seinem Mittelpunkte vorwärts schoben. Ueber diesen Segeln hing meist noch ein Bramsegel. Außerdem führte das Kriegsschiff zwei Botsmasten, welche je zwei lateinische, d. h. dreieckige, längsschiffs stehende Segel trugen, um beim Seitenwinde zum Wenden des Fahrzeugs zu dienen. Der Dauerhaftigkeit wegen pflegte man die Segel gitterartig mit Stricken zu durchnähen. Das Segelwerk erscheint also schon ziemlich vollständig durchgebildet. Diejenige bewegende Kraft jedoch, auf welche der hellenische Seemann vorzugsweise rechnete, war nicht der unzuverlässige Wind, sondern das Ruder. Nach der Zahl der Ruderreihen erhielten die Schiffe ihre Benennung als Drei-, Vier-, Fünfreihenschiffe — Trieren, Tetreren, Penteren u. s. w. — Die Ruderer der unteren Reihe hießen Thalamiten, die der nächst höheren Zygiten, die den folgenden Thraniten. Jedes Ruder wurde nur von Einem Manne geführt, nicht wie bei den Galeeren des Mittelalters von mehreren. — Besondere Schwierigkeiten bietet die Rekonstruktion der inneren Einrichtung des Schiffes bezüglich der Anordnung des Rudergerüstes. Die frühere Anschauung, daß ein Theil der Ruderer auf dem Verdecke gesessen und im Raume selbst wieder die Reihen durch Zwischendecke geschieden gewesen seien, hat aufgegeben werden müssen. Die Art der Anordnung der Ruderer machte vielmehr eine Scheidung des Inneren durch Verdecke geradezu unmöglich. — Der für die Ruderer bestimmte Raum war in sich durchaus zusammenhangend, von außen überall durch die Schiffswand umschlossen, und innen nur durch einen Gang getrennt. Prora und Prymna waren nicht mit Ruderern besetzt; vielmehr saßen diese nur an den eigentlichen Längswänden. Die Ruderer jeder Reihe saßen in gleicher Höhe hinter einander, die Reihen selbst senkrecht übereinander. Rechnet man den für jeden Ruderer nöthigen Raum auf 8 Quadratfuß, und denkt man sich die Bänke derart übereinandergeordnet, daß sich der Kopf des Thalamiten dicht hinter dem Gesäße des Zygiten, der Kopf des Zygiten unmittelbar hinter dem Gesäße des Thraniten befand, so ergiebt sich, daß die Rudergriffe jeder Reihe nur 2 Fuß höher angebracht zu sein brauchten, als die der nächst niedrigeren. Innerhalb ein und derselben Reihe waren die Ruder genau 4 Fuß von einander entfernt, immer aber um 1 Fuß weiter nach vorn angeordnet als das entsprechende Ruder der höheren Reihe. Wenn die Ruderpforten der untersten Reihe 3 Fuß über dem Wasserspiegel lagen, so bedurften also die Thalamiten eines Ruders von 7,5 Fuß Länge, die Zygiten ein 10,5 Fuß, die Thraniten ein 13,5 Fuß langes Ruder. Selbst die Ruder der Penteriten, also die der obersten Reihe eines Fünfruderers,

brauchte, nicht länger als $19_{,5}$ Fuß zu sein. Wenn man aber in Erwägung bringt, daß bei einem senkrechten Abstande der Ruderpforten von 2 Fuß der thatsächliche Abstand derselben in der Schiffswand, wegen deren Schrägung, sich auf $1_{,75}$ Fuß vermindert, so findet man, daß die höchsten Ruderpforten einer Triere nur $5_{,5}$ Fuß, die einer Pentere nur 8 Fuß über Wasser zu liegen brauchten. So wird es begreiflich, daß Demetrios Poliorketes sogar Sechszehnreihenschiffe erbauen konnte, wobei es, durch schräger gelegte Sprossen des Rudergerüstes, möglich wurde, die Ruder der obersten Reihe nicht länger als $27_{,75}$ Fuß und damit das Schiff wirklich dienstbrauchbar zu machen.

Die Wirkung im Wasser war bei allen Reihen dieselbe, da überall das Verhältniß der Innenlänge zur Außenlänge gleich gehalten wurde: 1:2, später 1:3. Trotz dieses Verhältnisses hing das Ruder im Gleichgewichte, weil der kürzere Innentheil durch Bleiausguß oder dergl. entsprechend beschwert war.

Zur Zeit des Aristophanes scheint aus irgend einem Grunde, der später beseitigt wurde, die Arbeit der oberen Ruderer doch die schwerste gewesen zu sein, denn sie erhielten bei der Unternehmung nach Sizilien eine besondere Soldzulage. Im Gefecht waren natürlich die untersten Ruderer am meisten gefährdet, und Appian erzählt einen Fall aus der Schlacht bei Mylä, wo die Thalamiten ertranken, während die anderen sich durch Aufsprengen des Verdeckes retteten.

Um die Reibung möglichst zu vermindern, fütterte man die Ruderpforte innen mit Metall. Sehr schwer waren übrigens die Ruderstangen nicht; denn wie hätten sonst im dritten Winter des peloponnesischen Krieges die spartanischen Feldherrn die Matrosen ihrer Flotte, jeden mit Ruder, Riemen und Sitzkissen versehen, im Eilmarsche von Korinth nach dem Hafen von Megara befördern können, um dort 40 Trieren in die See zu ziehen und den Peiraieus zu überrumpeln!

Die Schiffsform bedingte es, daß jede höhere Reihe an jedem Ende einen Ruderer mehr hatte, als die nächst niedrige. Die Thalamiten zählten auf jeder Seite 27 Ruderer; eine Triere hatte also 175, eine Pentere 310 Ruderer. Da die Leistung von 7 bis 8 Ruderern einer Pferdekraft gleichkommt, so besaß die Triere in ihrem Ruderwerk die Kraft von 24, die Pentere eine von 42 Pferden. Die gewöhnliche Schnelligkeit der griechischen Galeeren betrug 6 bis 7 Knoten in der Stunde — immerhin die Hälfte der Geschwindigkeit des Great-Eastern, so daß die Hellenen wohl berechtigt waren, ihre Ruder als die „Flügel des Schiffes" zu bezeichnen.

Jede Reihe der Ruderer scheint einen besonderen Vorgesetzten gehabt zu haben, und da alles darauf ankam, daß die Ruder vollkomen gleichmäßig bewegt wurden, so gab es auf jedem Schiffe einen besonderen Rudermeister, der,

neben dem Steuermanne sitzend, den Takt angab. Dies geschah entweder durch Hammerschläge oder durch die Stimme. Xenophon berichtet, daß als i. J. 388 v. Chr. der spartanische Flottenführer Gorgoxas einem attischen Geschwader nachts heimlich von Aigina nach dem Peiraieus folgte, er den Rudermeistern befahl, statt durch die Stimme, durch das Aneinanderschlagen von Steinen den Takt anzugeben, und die Ruderer anwies, durch eine eigenthümliche Drehung ihrer Ruder lautes Geräusch zu vermeiden. Für gewöhnlich aber war der Lärm sehr groß. Oft *sang* der Meister auch eine prägnante Melodie und die Ruderer stimmten ein. Auf den Kriegsschiffen unterstützte den Meister nicht selten ein Flötenspieler. Darum sagt in des Euripides „Taurischer Iphigenie" der Chor: „Doch dich erhabene Herrin trägt ein argivisches Schiff zur Heimath. Laut ertönt das mit Wachs gefügte Rohr des bergeliebenden Pan und treibt mit seinem Schall die Ruder."

Natürlich war es eine gemeine Musik, und man begreift, wie sich ein berühmter Flötist, Dyonysodoros, damit brüsten mochte, daß seine Kompositionen niemals auf Kriegsschiffen gehört worden seien. Als aber Alkibiades einst triumphirend nach Athen zurückkehrte, blies ein Sieger der pythischen Spiele, Chrysogonos, das Schifferlied im langen pythischen Prachtgewande der Musiker*).

Außer dem eigentlichen Steuermann, welcher durch die zwei große Ruderschaufeln die Lenkung des Fahrzeugs in der Hand behielt, geschieht eines *Vorderdecksteuermanns* Erwähnung, der besonders Ausschau zu halten und auf die Segel Acht zu geben hatte.

Die Zahl der *Seesoldaten* war gegenüber der Menge der Ruderer eine außerordentlich geringe. — Da die Bemannung einer schnellfahrenden Triere auf 200 Mann geschätzt wird, so können kaum 30 davon die militärische Besatzung gebildet haben. Plutarch zufolge führte in der Schlacht bei Salamis jedes attische Schiff nicht mehr als 18 Verdeckstreiter: 14 Hopliten und 4 Schützen. — Die *Löhnung* der Matrosen und der Soldaten scheint übrigens ein und dieselbe gewesen zu sein: 2 Obolen täglich (I. Philippika des Demosthenes). Bei besonderen Unternehmungen stellte sich der Sold jedoch höher. Auf der Expedition nach Sizilien erhielten die Schiffsleute täglich 6 Obolen (1 Drachme); der jüngere Kurusch zahlte 4 Obolen.

Man unterschied *Schnellruderer* (Tacheiä), die nicht mehr Soldaten an Bord hatten als zum Gefecht unbedingt nothwendig erschienen, und *Soldatentransportschiffe* (Stratiutides, Hoplitagugoi), die zur Versendung von Truppen dienten.**) Diese waren zum Kampfe wenig geschickt, und so ward es möglich,

*) Göll: Kulturbilder aus Hellas und Rom. Leipzig 1877.
**) Böckh: Staatshaushalt der Athener. Berlin 1851.

daß im peloponnesischen Kriege die Athener mit 44 Schiffen 70 samische besiegten, von denen 20 Landsoldaten führten. — Pferdetransportschiffe, welche die Perser bereits früher angewendet, wurden in Hellas zuerst unter Perikles aus alten Kriegsfahrzeugen hergerichtet. — Außerdem besaß jede Flotte kleinere Kähne und Böte für Material, Handwerker, Marketender und dgl. sowie endlich einige Avisoschiffe, welche ihrer Geschwindigkeit wegen „Renner" hießen. Auf den attischen Fahrzeugen dieser letzteren Art bestand die Mannschaft aus lauter doppelt besoldeten freien Bürgern. Ihr Dienst war sehr wichtig; denn es handelte sich dabei um die Beförderung von Depeschen, öffentlichen Geldern, Beamten und Gesandschaften.

Während die Handelsschiffe nur viermal so lang als breit waren, betrug die Breite der Orlogsschiffe $^1/_8$ bis $^1/_{10}$ der Länge. Eine Triere war 149 Fuß lang, in der Wasserlinie ungefähr 14 Fuß breit und $19^1/_2$ Fuß hoch. Der Gehalt war 232 Tonnen (zu 20 Ctr.), der Tiefgang $8^1/_2$ Fuß. Dieser Größe entspricht etwa diejenige unserer Schoner oder Schraubenkanonenbote 2. Klasse. Mehrmals ist es gelungen, ganze Flotten solcher Fahrzeuge auf Walzen und Rollen über Landengen fortzuschaffen, so i. J. 414 peloponnesische Schiffe über den an der schmalsten Stelle eine deutsche Meile breiten Isthmos von Korinth. Ueber die, allerdings nur 120 Schritt breite Landzunge von Leukadien (jetzt die Insel Santa Maura), wurden in der ersten Hälfte des peloponnesischen Krieges einmal 60, ein anderes Mal sogar 250 Schiffe geführt. Dies läßt darauf schließen, daß das Gesammtgewicht der Fahrzeuge nicht allzugroß gewesen ist.

Wenn bei hohem Seegange die Ruder eingezogen wurden, so spannte man rings um den Schiffskörper lange Leinwandstreifen, um das Eindringen des Wassers durch die Ruderpforten zu verhüten. Zum Schutze gegen die Sonne und gegen feindliche Wurfgeschosse überspannte man das Oberdeck mit einem Zeltdach, welches zuweilen auch senkrecht nach unten durch angehängte Felle verlängert wurde, um gegen seitlich kommende Geschosse zu schützen.*) Zur sonstigen Ausrüstung gehörten Anker und Ankerkabel, Bootshaken, Schiffsleitern und Senkblei. Die Anker, nach Plinius eine Erfindung des Tyrrheners Eupalamus, waren ursprünglich nur einarmig; doch schon der Skythe Anacharsis soll den zweiten Arm hinzugefügt haben. Die gesammte Takelung wird in attischen Werftinventarien unter dem Namen des „hangenden Zeuges" zusammengefaßt.

Bau und Ausrüstung der Schiffe erfolgte in den Kriegshäfen, wo die Schiffsschuppen die außer Dienst gestellten Fahrzeuge aufnahmen.

---

*) Köpke a. a. O.

Die Fundamente solcher Schuppen hat Graser am Peiraieus aufgefunden; sie sind theils aus Quadern erbaut, theils in den lebendigen Felsen gehauen. Die Häuser faßten, wie die Schuppen der modernen Schraubenkanonenbote, je ein Fahrzeug und lagen natürlich hart am Wasser, gegen das sie sich öffneten. Weiter landeinwärts befanden sich die Zeughäuser, welche die Ausrüstung der außer Dienst gestellten Schiffe enthielten. In der Nähe lagen die Schiffszimmerplätze.*) — Ursprünglich hatten die Häfen ihre Sicherheit nur durch vorgespannte Ketten, schwimmende Balken oder ein Pfahlwerk erhalten; in der späteren Zeit schützten Molen den Hafen vor Versandung und wehrten mit den auf ihren Hörnern angebrachten Thürmen und Bollwerken feindlichen Schiffen den Eintritt in den Binnenhafen. Endlich schuf die Ueberbauung der Molen und Buchten mit offenen Säulenhallen auch diese Stätten des praktischen Lebens in überaus reizvolle Schauplätze geselligen Verkehrs um. Vor Allem suchte die Kunst sich bei Errichtung der Leuchtthürme geltend zu machen, und verlor sich dabei zuletzt sogar ins Maaßlose. Das berühmteste Beispiel hierfür ist der Koloß von Rhodos, den Chares, ein Schüler des Lysippos, um 122 v. Chr. als feuertragendes Abbild des Helios über der rhodischen Einfahrt errichtete.

In den Häfen geschah auch das Einexerziren der Ruderer, und dies erforderte viel Zeit. Nicht selten kam es vor, daß wenn es gelungen, eine Flotte in großer Eile zu erbauen, die Untüchtigkeit der Bemannung geraume Zeit lang das Auslaufen des Geschwaders hinderte. Daher ersann man Vorrichtungen, die Bedienung der Ruder an Land lehren zu können. Polyaen erzählt vom Feldherrn Chabrias: „Als der Perserkönig vorrückte, besaß der Pharao zwar viele Schiffe, doch keine geübten Seeleute. Da hob Chabrias rüstige junge Aegypter zur Bemannung von 200 Schiffen aus, nahm die Ruder aus den Galeeren, legte den Strand entlang langes Gebälk, auf das die Leute sitzen mußten, gab ihnen Ruder, stellte von denen, die des Griechischen und Aegyptischen kundig waren, Aufseher zum Angeben des Taktes an, lehrte somit der Mannschaft auf dem Lande das Rudern und konnte die Schiffe, sobald sie seefertig waren, mit eingeübten Matrosen besetzen."

Die Flotte befehligten entweder einer oder mehrere der ordentlichen Strategen oder außerordentlich gewählte Führer. Diese suchten sich nach Belieben ein Admiralschiff aus, welches bei Tage am Spiegel eine besondere Flagge, bei Nacht eine Laterne führte.**)

---

*) Neuerdings sind die attischen Häfen im Auftrage des königl. preuß. Generalstabes von Herrn Premier-Lieutenant v. Alten topographisch aufgenommen worden. Doch ist der Plan noch nicht veröffentlicht.

**) Dies war schon zur Zeit der Perserkriege der Fall. Herodot berichtet: „Als aber

War die Abfahrt der Flotte bestimmt, so schmückte man die Schiffe mit Kranzgewinden und Blumen, opferte den Göttern der See und richtete Gebete an sie, auf daß die Unternehmung gelinge. Dann erfolgte vom Admiralschiffe aus bei Tage mit Trompetenschall, bei Nacht mit Fackeln das Zeichen des Aufbruchs. Die kleineren Fahrzeuge schwammen voraus; die großen, kampfgerüsteten Hauptschiffe folgten, und ihnen schlossen sich in genau bestimmter Ordnung die Last- und Proviantschiffe sowie Alles, was sonst noch an Kähnen zur Flotte gehören mochte, an.

Stand eine Schlacht in Aussicht, so wurden die großen Segel des Hauptmastes als Hindernisse herab genommen, ja zuweilen irgendwo auf dem Lande zurückgelassen. Auch der Hauptmast wurde in der Schlacht niedergelassen; dagegen zog man das kleine Segel des Vordermastes auf, um zu fliehen oder zu verfolgen. Zuweilen entfernte man sogar die Wahrzeichen der Schiffe, um den Feind irre zu führen, ein Verfahren, das z. B. Chabrias, der Athener, gegenüber den Spartanern bei Naxos in Anwendung brachte.

Die Seetaktik war ziemlich einfacher Natur.*) Wesentlich sind es zwei Manöver, welche in Anwendung kommen. Das erste besteht darin, daß man den Feind zu rammen suchte, d. h. daß man dem gegnerischen Fahrzeuge die Flanke abzugewinnen strebte und ihm dann, plötzlich mit aller Macht vorwärtsschießend, den metallenen Schiffsschnabel in die Seite rannte. Das zweite Manöver bezweckt, den Feind seiner Ruder zu berauben und ihn dadurch unbeweglich zu machen. Zu dem Ende fuhr man, selbst rechtzeitig die Ruder beilegend, mit höchster Kraft so unmittelbar an einem feindlichen Schiffe vorbei, daß diesem die Gewalt der Fahrt die Ruder abstreifte. Zuerst erwähnt Herodot ein solches Verfahren bei dem Aufstande der ionischen Griechen. Es wurde in allen späteren Seeschlachten wiederholt. In Bezug auf Artemision sagt Herodot z. B.: „Die Hellenen fuhren auf die Barbaren los, um sich mit ihnen zu versuchen in ihrer Kampfweise und der Zwischendurchfahrt. Auf eine solche, d. h. auf das geschickte wirkungsvolle Durchfahren zwischen zwei feindlichen Schiffen, kam nämlich in der geschlossenen Schlacht jener Versuch des Ruderabstreifens stets hinaus. — Um nun einen solchen Durchbruch zu hindern, ordnete man entweder seine Schiffe in zwei Treffen hintereinander an, oder man ließ die Schiffe ganz dicht neben einander fahren, indem man zugleich die Front bogenförmig gestaltete. Der „Halbmond", der seine Hörner dem Feinde entgegenstreckte, oder die „Sichel", deren äußere Bie-

---

der Aeginete Polykritos des attischen Schiffes ansichtig ward, erkannte er es am Wahrzeichen für das Feldherrnschiff, rief den Themistokles beim Namen und spottete seiner."

*) Vergl. hiezu Nast „Einleitung in die griech. Kriegsalterthümer", Göll a. a. O. und Lullier „Essai sur l'histoire de la tactique navale." Paris 1857.

gung dem Feinde zugewendet wurde, waren die taktischen Grundformen des Vertheidigers; der Angreifer dagegen zog es oft vor, sein Geschwader im Keil oder auch gabelförmig zu gestalten, jenes, um mit gesammelter Kraft den Durchbruch zu erzwingen, dieses, um den Feind zu überflügeln. — Wie in jedem Seegefechte, so kam es auch in denen der Griechen auf die höchste Präzision der Bewegungen an, und da hatten die Ruderfahrzeuge fast denselben Vortheil vor den Seglern voraus wie unsere Dampfer: d. h. sie konnten, ohne zu wenden, sehr schnell vorwärts und rückwärts bewegt werden. Als die Griechen bei Artemision überflügelt wurden, standen sie, dem Herodot zufolge, auf das erste Signal den Barbaren mit den Schnäbeln entgegen und schlossen sich in der Mitte mit den Kielen aneinander, auf das zweite Signal griffen sie an." — Waren die gegnerischen Linien in einander eingedrungen, so begann nun der Einzelkampf von Schiff zu Schiff; wo Raum genug vorhanden war, versuchte man, zu rammen; wo dies nicht anging, bemühte man sich, entweder den Feind durch Wurfgeschosse (Speere, Steine, Brände) zum Rückzuge zu bewegen, oder man trieb die Fahrzeuge aneinander, enterte sie und begann stehenden Fußes den Kampf von Verdeck zu Verdeck. — Alles das wurde vom Admiralsschiffe aus durch Signale geregelt: — ein hochaufgehängter vergoldeter Schild und eine rothe Flagge befahlen, im Kampfe zu verharren; wurden diese Zeichen herabgelassen, so bedeutete es, daß der Rückzug anzutreten sei. Dies geschah womöglich in sichelförmiger Ordnung, deren Schneide dem Gegner die Schiffsschnäbel wies, während sich innen die beschädigten und die eroberten Fahrzeuge befanden. — Einige der genommenen Schiffe wurden, alter Sitte nach, der Vordertheile beraubt und diese, sammt den Schnäbeln und Verzierungen, einer Gottheit geweiht. So widmete man des ersten bei Salamis erbeuteten Perserschiffes Prora dem Apollon.

Von den Historikern hat Thukydides die lebendigsten Darstellungen hellenischer Seeschlachten gegeben (I. 48; II. 83, 90—92; IV. 26—40; VIII. 104—107 u. s. w.) Unter den poetischen Schilderungen ist keine von größerer Kraft und Anschaulichkeit als der Botenbericht aus den „Persern" des Aeschylos, der von der Schlacht bei Salamis erzählt:

„Da schlug mit Krachen Schiff in Schiff den bohrenden
Erzschnabel. Ein hellenisch Schiff begann den Sturm,
Riß einem Tyrier allen Schmuck vom Steuerbord.
Auf andre trieben andre wieder ihren Kiel. —
Lang hielt der Perserflotte Macht gewaltig Stand.
Doch als die Anzahl unserer Segel in des Meers
Engfahrt gelangt, war keiner keinem mehr zu Schutz.
Und wechselseitig mit der Eisenschnäbel Stoß

Zerschlugen schmetternd sie der Ruder Doppelreihn.
Der Griechen Schiffe drängten wohlberechnet nun
Rings her umzingelnd gegen uns. Jäh stürzten um
Der Schiffe Bäuche; nicht zu schaun mehr war die See,
Mit Wrack und Scheitern und mit Leichen überdeckt;
Und voll von Leichen lagen Klippen rings und Strand.
In wilder Angst fortrudernd floh nun jedes Schiff,
So viel noch übrig waren von dem Perserheer...
Das öde Meer erscholl von Klag' und Angstgeheul,
Bis daß dahin sie nahm der dunkle Blick der Nacht."

Julius Schnorr von Carolsfeld.

Der Glanz, der einst die Häupter der neueren deutschen Kunstentwicklung umwob, droht unter unseren Zeitgenossen zu verbleichen. Man wird allerlei Gründe finden, um diese ebenso befremdliche wie bedauerliche Thatsache zu erklären und zu entschuldigen; aber man wird sie nicht wegleugnen können. Dort vermißt man ein individuelles Gepräge, welches das Verhältniß zwischen dem Kunstwerk und dem Beschauer vermittelt, hier die Innerlichkeit und die wahre, echt menschliche Empfindung, anderswo den unserer veränderten Lebensanschauung nahe liegenden Stoff, überall aber die Farbe, die Reize des Kolorits, welche die moderne Malerei, und besonders die realistische, am meisten populäre Richtung innerhalb derselben in den Vordergrund ihres Schaffens gestellt hat. Unsere Zeit verhält sich einem gedankenreichen Kunstwerk gegenüber gleichgültig, verständnißlos. Das Blendende, der theatralische Effekt, die Mache, nur solche Aeußerlichkeiten finden heute die meisten Bewunderer.

Der moderne Mensch wendet sich von der einsamen Größe des Cornelius, für welche ihm das Maaß fehlt, ab. Die schroffe, nicht selten an das Bizarre grenzende Formensprache des großen Meisters ist ihm unverständlich geworden. Es wird eine Zeit kommen, wo sich die Majorität der Gebildeten — das Volk ist niemals in ein näheres Verhältniß zu ihm getreten — von Cornelius und seiner erhabenen, aber auch einseitigen Geistesrichtung noch weiter entfremden, wo an die Stelle der unbegrenzten schweigenden Bewunderung die Kritik treten wird.

Die Zahl derer, welche jene glanzvolle Epoche der deutschen Kunstgeschichte inaugurirten und werkthätig durchlebten, wird kleiner und kleiner. Noch jüngst betrauerten wir das Hinscheiden Philipp Veits, der nach Overbeck Cornelius am nächsten stand. Gering ist auch die Zahl der Männer, die noch heute durch Wort und Schrift bemüht sind, die Erinnerung an jene große Zeit unter den Gebildeten der Nation und im Volke rege zu erhalten. Einer der thätigsten unter ihnen ist Dr. Max Jordan, der Direktor der Berliner Nationalgalerie. Die seiner Obhut anvertraute Sammlung hat er gewissermaßen zu einem Heiligthum der neueren deutschen Kunst gemacht, zu einem Heiligthum, wo die Kartons des Cornelius eine bleibende Stätte gefunden haben. Seit zwei Jahren veranstaltet er in dem obersten Stockwerk der Nationalgalerie periodische Ausstellungen, durch welche er vorzugsweise das Verständniß für die Meister jener Zeit in weitere Kreisen zu tragen sucht. Seinen Bemühungen war es gelungen, aus Rethels Nachlaß, aus den Mappen der Sammler, aus öffentlichen Galerien eine erstaunliche Menge von Handzeichnungen, Studien und Skizzen des großen Historienmalers zu einer Gesammtausstellung zu vereinigen, die uns einen vollständigen Ueberblick über die künstlerische Entwicklung und das Schaffen des Meisters gewährte. Ein ähnliches gelang ihm mit Führich und Overbeck, jetzt hat er den Freunden der Kunst eine Ausstellung von Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen, Skizzen und Studien Julius Schnorr's von Carolsfeld eröffnet, die nicht weniger als 450 Nummern umfaßt und uns einen willkommenen Anlaß und zugleich das zuverlässigste Material zu einer Charakteristik des Meisters bietet.

Julius Schnorr ergänzte in mehr als einer Hinsicht den strengen, einseitigen, gegen fremde Einflüsse abgeschlossenen Cornelius. Sein mildes, nachgiebiges Temperament neigte mehr dem Romantischen und Poetischen zu. Die Herbheit der Formen, die Cornelius eigenthümlich ist, ist ihm fremd. Er hat einen empfänglichen Sinn für weibliche Schönheit und bildet anmuthige Frauen, wo Cornelius ernste Heroinen schuf. Sein erstes größeres Werk, eine Reihe von Fresken nach Ariostos rasendem Roland, entsprach ebenso sehr seiner geistigen Richtung als es von nachhaltigem Einfluß auf seinen künstlerischen Charakter war. Er ist ein ritterlicher Romantiker, auf dessen Banner das Idealschöne in zauberischer Klarheit prangt. Daneben fehlt ihm keineswegs der Sinn für das Erhabene und die Fähigkeit, es darzustellen. Seit Dürer hat es wohl kein deutscher Meister verstanden, die Majestät Gottes in so erhabener, ehrfurchtgebietender Weise und doch so echt menschlich zu verkörpern, wie es Schnorr in den Illustrationen zur Bibel gethan. Wo Cornelius den strengen, zürnenden Richter bildet, läßt uns Schnorr die Gnade des liebenden Vaters leuchten. Er beherrscht das idyllische Element ebenso sicher wie das

dramatische. Seine Nibelungenbilder, in denen er zugleich sein ungewöhnliches Kompositionstalent in der glänzendsten Weise entfaltete, sind der Beleg dafür. Nur der antike Klassicismus blieb seinem durch und durch romantischen und innerlichen Wesen fremd.

Schnorrs Vater, dessen Familie den Adelsnamen von Carolsfeld nach dem gleichnamigen Orte bei Schneeberg im sächsischen Erzgebirge führte, war Lehrer an der Leipziger Kunstakademie, als ihm am 26. März 1794 ein Sohn, unser Maler, geboren wurde. Hans Veit Schnorr, der 1803 zum Direktor der Akademie ernannt wurde, war selbst kein hervorragender Künstler, aber von entscheidendem und förderlichem Einfluß auf seine Kinder, die sich sämmtlich der Kunst widmeten. Julius Schnorr ging im Jahre 1811 nach Wien, um an der dortigen Akademie, die sich damals eines großen Ansehens erfreute, seine Ausbildung zu vollenden. Ein Jahr vorher war Overbeck, der in seiner Opposition gegen die Leitung der Akademie und den in ihr herrschenden Geist relegirt worden war, nach Rom gegangen; aber er hatte einen Kreis von Gesinnungsgenossen zurückgelassen, der sich um die Brüder Friedrich und Ferdinand von Olivier schaarte und in den der junge Schnorr eintrat. Auch er sah bald ein, daß die auf der Akademie maßgebende Richtung nicht die seinige werden konnte. David und Mengs waren die Ideale, denen man dort nacheiferte. Das hohle, theatralische Pathos des einen und die verschwommene Farbensinnlichkeit des anderen waren dem jungen Künstler in gleicher Weise antipathisch. Wie früher Overbeck wandte auch er sich bald in bewußter Opposition gegen die Kunst des 18. Jahrhunderts zuerst der deutschen und niederländischen, dann der italienischen Malerei des Quattrocento zu, deren fromme Innigkeit, deren naives Verhältniß der Natur gegenüber seinem eigenen Naturel entsprachen. Bei Gelegenheit eines Künstlerfestes in München im Jahre 1844 hat Schnorr im Kreise seiner Schüler und Freunde eine später von Riegel veröffentlichte Rede gehalten, in welcher er gewissermaßen sein künstlerisches Glaubensbekenntniß ablegt und zugleich ein interessantes Streiflicht auf die Kunstverhältnisse seiner Jugend fallen läßt. „Unsere Führer, sagt er, erkannten die Wahrheit in des Wortes tiefster Bedeutung, sie kannten auch das Element der Farbe, des der Malerei allein eigenthümlichen und nur ihr zugewiesenen Trägers des allgemeinen Kunstgeistes, wenn sie dieses Darstellungsmittel auch nicht beherrschten. Sie kannten die alten Meisterwerke und verstanden namentlich die noch immer unerreichten Leistungen der venezianischen Schule, die neben der Farbe noch durch eine das gesammte Kunstgebiet durchdringende und belebende schöpferische Kraft getragen werden.

Wo aber hätten sie die Werkstätte finden können, in welcher ihnen das gelehrt worden wäre, was man allerdings lernen muß, wenn man ein Maler

werden will? In den Kunstakademien gewiß nicht .... Leben, Geist, Wahrheit, Ernst, Tiefe und Innigkeit der Empfindung, nicht weniger als alles war abhanden gekommen. Kalte Nachahmung antiker Formen oder gemeine Modellwahrheit sammt dem leeren Schlendrian der Kunstschulen mußte niedergeworfen werden, um zum Leben durchzudringen. Und als der rechte Ackergrund gefunden war, fand man ihn da, wo für alles Leben, nicht bloß für das Leben in der Kunst, allein fester Grund und Sicherheit gefunden wird, in der Erkenntniß des Verhältnisses des Menschen dem Ewigen gegenüber. Nur von da aus versteht der Mensch die Geschichte, das Leben, von da aus begreift sich das Sehnen des Menschen nach etwas Höherem, das Bedürfniß seines Herzens und Geistes. Da wurzelt auch alle Begeisterung, Poesie und jegliche Kunst." Wohl nirgends sind die Ziele und die Bestrebungen der neudeutschen Kunst so treffend charakterisirt worden wie hier von einem, der mitten in der Bewegung stand.

Die Ausstellung zeigt uns ein Gemälde aus jener Epoche des Kampfes und der Opposition. Es ist zugleich das früheste seiner uns bekannten Werke und stellt den Besuch der Eltern des Johannes bei der heiligen Familie dar. In gewissen Einzelheiten, wie in der mageren Behandlung der Formen, in der naiven Wiedergabe des Terrains und des Baumschlags, offenbart sich die Anlehnung an niederdeutsche Vorbilder am deutlichsten. Zugleich aber ist der frömmelnde Zug vermieden, der den biblischen Bildern Overbecks eigenthümlich ist. Dieses Bild und noch ein zweites, der hl. Rochus Almosen spendend, fanden Käufer, und so wurde es dem jungen Künstler möglich, im Jahre 1817 das Land seiner Sehnsucht aufzusuchen. In Rom vereinigte er sich mit den „Klosterbrüdern von S. Isidoro", den Nazarenern; aber es war weniger Overbeck, als Cornelius, der einen andauernden Einfluß auf ihn zu üben wußte. Zunächst galt es allerdings erst, die neu gewonnenen Eindrücke zu verarbeiten. Wie auf die Nazarener so verfehlten auch auf ihn die Italiener des 15. Jahrhunderts ihre Anziehungskraft nicht. In seinem ersten, in Italien entstandenen Bilde, das sich jetzt in englischem Privatbesitze befindet, von dem uns jedoch die Ausstellung eine Durchzeichnung von Schnorrs eigener Hand bietet, der Hochzeit zu Cana, kreuzen sich so vielfache Einflüsse, daß von einer Selbstständigkeit nicht die Rede sein könnte, wenn uns nicht die meisterhafte Raumeintheilung und Komposition bewiese, daß hier ein origineller Geist die verschiedensten Strahlen einer Kunstepoche in sich vereinigt hat. Fiesole, Orcagna, Perugino, vor allen Benozzo Gozzoli haben hier vorbildlich auf den jungen Künstler eingewirkt, dessen Eigenartigkeit sich erst entfalten sollte, als ihm der Marchese Massimi im Jahre 1819 den Auftrag ertheilte, ein

Zimmer seines bei Sa. Maria Maggiore in Rom belegenen Gartenhauses mit Fresken nach Ariostos rasendem Roland auszuschmücken.

Bevor er jedoch an dieses Werk, welches zum Wendepunkt seiner künstlerischen Entwickelung werden sollte, herantreten konnte, ergriff ihn eine schwere Krankheit, die ihn zwang, seinen Aufenthalt in Rom mit einem gesünderen zu vertauschen. In dieser Zeit unfreiwilliger Muße entstand eine große Anzahl landschaftlicher Skizzen, die sich zwar mit den landschaftlichen Schöpfungen der Gegenwart nicht messen können, immerhin aber ein warmes, lebendiges Naturgefühl verrathen, das um so bemerkenswerther ist, als die neudeutsche Schule auf ihren Gemälden das landschaftliche Element sehr geringschätzig zu behandeln pflegte. Später setzte Schnorr die ihm lieb gewordene Beschäftigung mit den Reizen der italienischen Natur fort. Die Ausstellung führt uns nicht weniger als 94 sauber in Feder, Sepia und Tusche ausgeführte Landschaftsstudien fast aus allen Theilen Italiens, von Florenz bis Taormina, vor, welche den Zeitraum von 1819—1827 umfassen. Eine besondere Vorliebe widmete Schnorr dem Albanergebirge und den Sabinerbergen mit Olevano, ihrer köstlichsten Perle, in dessen Umgebung das herrliche Eichenwäldchen liegt, das jetzt ein Besitzthum des deutschen Reiches geworden ist. Der Hauptvorzug dieser anmuthigen Landschaftsbilder liegt auf der Seite des Architektonischen, das Schnorr mit außerordentlichem Scharfblick für das Charakteristische der Formen wiederzugeben weiß. Diese architektonischen Studien waren späterhin für ihn von großem Nutzen. Auf seinen reifsten Schöpfungen zeigt er sich als selbstständig erfindender Architekt von hervorragender Begabung.

Eine andere Frucht des italienischen Aufenthalts ist eine Serie von achtzehn Bildnissen aus den Jahren 1818—1824. Mit den einfachsten Mitteln, — Bleistift, Feder und Sepia — hat Schnorr eine Lebendigkeit, eine Frische erreicht, in der ihm keiner von den Mitstrebenden auf dem Gebiete des Bildnisses gleichkommt. Cornelius fehlte der Sinn für das Individuelle, Persönliche bekanntlich ganz. In Schnorr tritt uns ein Bildnißmaler entgegen, der alle Eigenschaften eines solchen in vollem Maaße besitzt und der es namentlich versteht, die geistigen Qualitäten des dargestellten Individuums auf das deutlichste und verständlichste zum Ausdruck zu bringen. Es sind meist Künstler und Schriftsteller, die er portraitirt hat: Thorwaldsen mit seinem ehrfurchtgebietenden Jupiterkopf, der vornehme Karl Begas, den Vater der gegenwärtig in Berlin florirenden Künstlerfamilie, Overbeck, der einen merkwürdig beschränkten Eindruck macht, Rückert, Wilhelm Müller, den Dichter der Griechenlieder, der für einen Poeten ungemein spießbürgerlich aussieht, dann seinen Gönner den Marchese Massimi, den Freiherrn von Stein u. a. m. Aus seiner spätern Zeit hat die Ausstellung noch ein Oelportrait aufzuweisen, das einer

jungen, schönen Frau, seiner Gattin, der Tochter Ferdinand von Oliviers. In der noblen, delikaten Behandlung der Formen und in seiner vornehmen Auffassung erinnert es an keinen geringeren als an Eduard Magnus.

Die Fresken in der Villa Massimi nahm Schnorr im Jahre 1820 in Angriff, um sie erst im Jahre 1826 zu vollenden. Die Ausstellung zeigt uns 24 Entwürfe zu diesen Fresken, die uns, wenn auch in unvollkommener Weise, erkennen lassen, wie in dieser Periode die romantisch-ritterliche Eigenart Schnorrs zum Durchbruch kam. Fortan war sein Streben darauf gerichtet, wie Jordan in seiner Charakteristik des Meisters treffend hervorhebt, „seelenvollen Inhalt mit wohlgefälliger Form zu verbinden." Als eine Frucht seiner Beschäftigung mit Ariosto ist auch ein Cyklus von sechs Compositionen anzusehen, welcher die reizende Episode von Angelika und Medoro behandelt. Hier entfaltet sich der edle, auf das Ideal-schöne gerichtete Formensinn Schnorrs zum ersten Male in voller Reinheit. Der anmuthige Stoff reizte ihn derartig, daß er den Cyklus noch einmal im Jahre 1869, am Abende seines Lebens, wiederholte.

Den Bemühungen des Cornelius gelang es, seinem Freunde eine Stelle als Professor der Historienmalerei an der Münchener Akademie auszuwirken. Zugleich harrte dort seiner ein Auftrag König Ludwigs, dessen Ausführung zwanzig Jahre seines Lebens in Anspruch nehmen sollte, „die monumentale Wiedererzählung des Nibelungenliedes" in Fresko an den Wänden des Königbaus der Münchener Residenz. Der Umstand, daß sich die Vollendung dieses umfassenden Werkes durch zwei Jahrzehnte hinzog, mag die Ungleichheit der Arbeit verschuldet haben. Es machen sich in den Fresken verschiedenartige Strömungen geltend, eine eigenthümliche Verquickung der ritterlichen Romantik mit modern realistischen Elementen, die dem Werke nicht immer zum Vortheil gereichen. Der Einfluß des Cornelius macht sich in keiner zweiten Schöpfung Schnorrs so entschieden geltend wie in den Nibelungenfresken. Es gehörte eine Kraft wie die des älteren Freundes dazu, um den gewaltigen, dramatischen Stoff zu bewältigen. Am meisten wurde Schnorr bei der Durchführung seiner Aufgabe durch sein eminentes Kompositionstalent, durch die souveräne Herrschaft über die Massen unterstützt, eine Fähigkeit, in der ihm selbst Cornelius unterlegen war. 44 Kartons, Studien, Entwürfe und Federzeichnungen, die sich auf den Nibelungencyklus beziehen, enthält die Ausstellung, ungerechnet die zahlreichen Aktstudien und Zeichnungen nach dem lebenden Modell, die ebenfalls als Vorstudien mit den Nibelungenfresken in Verbindung stehen.

Diese Zeichnungen nach männlichen und weiblichen Modellen, zu denen eine zweite, nicht minder zahlreiche Gruppe aus der Zeit der Ariostofresken hinzukommt, gehören zu den interessantesten und lehrreichsten Theilen der Aus-

stellung. Sie gewähren uns einen Einblick in das intime Schaffen des Meisters, in sein Verhältniß der Natur gegenüber, in seine eminente, technische Begabung. Wir lernen in ihm einen virtuosen Zeichner kennen, der bei vollkommener Beherrschung des anatomischen Details der Natur mit der Naivetät eines altitalienischen Künstlers gegenüberstand. Mit den einfachsten Mitteln weiß er die zartesten Formen des Körpers nachzubilden und diesen Formen zugleich, bei der strengsten naturalistischen Durchbildung im Einzelnen, eine Noblesse zu verleihen, die weitab von der gemeinen Modellwahrheit liegt. Zum Gegenstand eines besonders liebevollen Studiums macht er die Hand. Er wird nicht müde, männliche und weibliche Hände in den verschiedensten Situationen mit einer wunderbaren plastischen Kraft und mit beispielloser Sicherheit wiederzugeben Für Künstler eröffnet sich in diesen Aktzeichnungen eine reiche Quelle des Studiums.

Die letzte Zeit seiner Münchener Thätigkeit, die mit dem Jahre 1846 ihr Ende nahm, fällt die Ausschmückung der Kaisersäle in der Münchener Residenz mit Fresken aus der Geschichte Karls des Großen, Friedrich Barbarossas und Rudolfs von Habsburg aus. Aber in diesem Werke war der Meister noch weniger glücklich als in seinen Nibelungenbildern. Trotz seines schon gerühmten Kompositionstalentes wußte er des wüsten Getümmels der Schlachtenbilder nicht Herr zu werden. Nur in festlichen Repräsentationsstücken, wie in der Kaiserkrönung Karls und in der Zusammenkunft Barbarossas mit Papst Alexander III. in Venedig, wo das bunte Treiben der Menge durch eine prächtige Architektur wirkungsvoll gehoben wird, entfaltete er wieder seine volle Meisterschaft.

Im Jahre 1846 folgte Schnorr einen Rufe als Akademieprofessor und Direktor der Gemäldegalerie nach Dresden. Diese umfangreiche und vielseitige Thätigkeit nahm ihn fortan dermaßen in Anspruch, daß er keine Muße mehr zu größeren Schöpfungen fand. Der Illustration der Bibel, die im Jahre 1862 ihren Abschluß fand, war der Rest seiner künstlerischen Wirksamkeit gewidmet. In diesen Bibelbildern entfaltet sich der Künstlergeist Schnorrs vielleicht am reinsten und feinsten. Im Gegensatze zu Cornelius, mit dem er um religiöser Meinungsverschiedenheiten willen bisweilen in Streit gerieth, stellte sich Schnorr auf den spezifisch protestantischen Standpunkt und schälte aus der heiligen Geschichte den rein menschlichen Kern heraus. Während er auf der einen Seite die Würde des religiösen Stoffs zu wahren wußte, verstand er es auf der anderen die lieblichsten Bilder eines idyllischen Familienlebens mit der keuschen Naivetät eines altdeutschen Meisters zu entwerfen.

Schnorr starb am 24. Mai 1872, nachdem er schon im Jahre zuvor seine Aemter niedergelegt hatte. Riegel, der dem verehrten Meister schöne Worte der Erinnerung gewidmet hat, berichtet nach Schnorrs wiederholter

Erzählung aus seinen letzten Lebensjahren von einer Begegnung zwischen ihm und Kaiser Wilhelm, der dem Künstler eine warme Verehrung zollte. Es war das erste Mal nach den Ereignissen des Jahres 1866 — so schreibt Riegel —, daß der Kaiser, damals noch König Wilhelm, die sächsische Hauptstadt besuchte. Der König ließ sich bei Schnorr zur Besichtigung der seiner Obhut anvertrauten Gemäldegalerie anmelden und bewillkommnete den mit dem Orden pour le mérite geschmückten Meister als seinen alten Bekannten. Schnorr aber bemerkte dagegen, daß er bis dahin nie die Ehre gehabt, den König zu sprechen, worauf dieser in der liebenswürdigsten Weise erwiderte, daß sie von nun an aber persönliche Bekannte wären und daß er, der König, ihn schon immer hoch geschätzt habe. Nach beendigtem Rundgange verließ der König, in Gemeinschaft mit seinem Wirth, dem König Johann von Sachsen, und in Begleitung eines zahlreichen Gefolges das Museum, während Schnorr, der sich dem Schwarme der Umgebenden entzogen hatte, an der Ausgangsthür zurückgeblieben war. In diesem Augenblick aber meldet ihm ein Adjutant die Entschuldigung des Königs, daß er sich ohne Dank und Abschied entfernt habe, und das Ersuchen, ihm einige Schritte entgegenzukommen. Im Zwingerhofe war der König, sein Gefolge verlassend, zurück auf ihn zugeschritten und äußerte nun, Schnorrs Hand mit seinen beiden Händen ergreifend und haltend, die herzlichsten und ehrenvollsten Worte an ihn. Es standen sich so der höchste und erhabenste Mann im deutschen Lande und das erhabendste Haupt unter den damals lebenden Männern deutscher Kunst im feierlichen Augenblicke gegenüber. Sie schieden, aber in Schnorrs Seele blieb die Erinnerung an diesem Augenblick in leuchtenden Zügen unvergeßlich eingeschrieben. Zu der Verehrung, mit der er bis dahin zu den tapferen Preußenkönige und mächtigen Wiederhersteller deutscher Größe emporgeblickt hatte, war seitdem eine rückhaltlose Begeisterung für des Königs edle Persönlichkeit, durch dessen Art und Worte Schnorr sich als Mensch und Künstler gleich geehrt fühlte, getreten. Niemals hat er dieses Augenblickes ohne innige Rührung gedacht.

Adolf Rosenberg.

Aus Baden.

Rückblick und Umschau.

In dem abgelaufenen Jahre 1877 haben sich 25 Regentenjahre des Großherzogs Friedrich vollendet. Wir haben s. Z. zu der auf den 29. April gelegten Jubelfeier in diesen Blättern (Jahrg. 1877 Nr. 18) in einem geschichtlichen Rückblick das innerbadische Staatsleben zu charakterisiren gesucht, wie es unter der Regierung des Jubilars sich gestaltete, und wir wollten weiter die Arbeit würdigen, welche Baden unter dieses seines Fürsten Führung für die deutsche Sache geleistet hat. Es dürfte uns Badener immerhin mit einigem Stolze erfüllen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus der Jubelfeier Beachtung gewidmet hat. Wie wir in dem vorerwähnten Aufsatz sagten, so war es: man hat den Blick gerne einer Periode des innerbadischen Staatslebens zugewendet, welche unter der Regierung des Großherzogs Friedrich die reichsten Segnungen freiheitlicher Entwickelung über unser Volksleben ausgegossen hat. Der deutsche Einzelstaat mochte nicht träumen von einer Bedeutung, die ihm zukomme im Rathe der europäischen Politik. Besessen hat er diese Bedeutung nie. Vollends in unseren Tagen aber ist auch der Schein derselben geschwunden, trotz der landesfürstlichen Bildnisse auf den Reichsmünzen und trotz der Luxusausgaben für Gesandte an europäischen Höfen, welche z. B. Baiern selbst in der gegenwärtig finanziell knappen Zeit mit heroischem Patriotismus noch leistet. Solchen Patriotismus kennt Baden nicht. Aber gerade daß dieser Staat in der korrektesten Weise, ohne Reservatrechte, sich eingefügt hat in den Organismus des Reiches und von der Linie dieser bewußt eingenommenen einzig richtigen Stellung nicht gewichen ist, gerade das hat ihm auch die Tage der Jubiläumsfeier des Fürsten, unter dessen Regierung solche Posititiou genommen ward, die Blicke Vieler mit ganz besonderem Interesse zugewendet. Und wenn dabei höchste Anerkennung dem Jubilar gespendet wurde, so bezeugt die Geschichte, daß diese Anerkennung nicht zur Ungebühr gezollt ist. Der Fürst, unter dessen Szepter der Gedanke der Freiheit sich im Staatsleben aufs schönste verwirklichte; der Fürst, welcher dem nationalen Gedanken hohe Opfer brachte, wie kein zweiter unter denen, die in Deutschland Kronen tragen, er wurde gefeiert in den Tagen, da 25 Regentenjahre sich ihm erfüllten. Es kam sicher nicht jeder der Wünsche, die gebracht wurden, aus aufrichtigem Herzen. Was die Etikette vorschrieb, mußte geleistet werden und manch' ein Festesgruß galt wohl eher dem Schwiegersohn des Deutschen Kaisers, als dem Fürsten, der nicht finden konnte, daß ein Gegensatz sei zwischen Volksrecht und Fürstenrecht.

Auch fehlten die nicht, die Großherzog Friedrich's Verdienst unwillig anerkannt. Aber die außerhalb Badens stehenden Kreise, die ihr Auge der Jubelfeier des 29. April zuwandten, haben nicht vergessen, wie unter des Fürsten opferfreudigen Führung ein Volk im Innern seines staatlichen Seins frei ward; wie es, verzichtend auf ein vermeintlich souveränes Staatsleben mächtig ward in und mit dem Reich, dem es unverrückbar eingefügt ist. Badens Volk ist nicht in langen Jahren diesem Staatsleben verbunden, es schaut nicht ein Fürstenhaus an der Spitze des Staates, das altangestammt durch ruhmvolle Thaten sein Volk unlöslich an sich gekettet hätte. Hier kann nicht Liebe und Verehrung verlangt werden, wie der Preuße zu allen Zeiten jedem Hohenzollern sie darbringen wird, der den Thron des Großen Kurfürsten inne hat, der die Garden Friedrich I. befehligt. Zur Feier von Großherzog Friedrich's Jubiläum, wie das badische Volk diese Feier beging, konnte nur vollwichtiges Bewußtsein um des Fürsten persönliche Verdienste aufrufen. „Man war einstimmig der Ansicht", so hatte der Landesausschuß der nationalen und liberalen Partei unter dem 9. Februar an die Gesinnungsgenossen über das Ergebniß einer Berathung geschrieben, die in Bezug auf die bevorstehende Jubiläumsfeier gepflogen worden war, daß bei diesem hochbedeutungsvollen Gedächtnißfeste Badens von jedem politischen Parteistandpunkte abzusehen und ihm die Eigenschaft eines die Badener ohne Unterschied gleichmäßig berührenden Festes zu wahren sei." Das war ganz schön und richtig gesprochen, und im Ganzen trug die Feier auch den hier für sie in Anspruch genommenen Charakter. Aber nimmer würde die Antheilnahme des Volkes in seinem tüchtigsten Kerne, in seinen besten Kreisen die gleich freudige, herzliche gewesen sein, wenn die Konkordatspolitik der fünfziger Jahre jetzt noch Zeit und Weg gewiesen hätte und wenn statt der Idee der opferfreudigen Hingabe an den nationalen Gedanken die Interessen selbstsüchtig partikularistischer Haus- und Kabinetspolitik den fürstlichen Jubilar beherrscht hätten. Baden hat gefeiert und wollte feiern das Jubiläum des Fürsten, der den Gedanken des konstitutionellen Staatslebens zur Wirklichkeit werden ließ, unverhüllt, ungeschminkt. Baden hat seinen Festesglanz dargeboten, wollte ihn darbieten zur Jubelfeier des Regenten, der den Werth seiner Krone nicht gemindert findet durch die Edelsteine, die ihr entnommen, im Diadem des Deutschen Kaisers strahlen. Solches war der Sinn der Feier, die Baden im verwichenen Jahre festlich begangen. Dieser Sinn mußte erkannt werden auch höchsten Ortes. Und werden die sich täuschen, die da vertrauen, daß solche Erkenntniß aufs Neue gestärkt und befestigt hat? Nur dem Fürsten bleibt Badens Volk in liebender Verehrung ergeben, der rückhaltlos durch die That bezeugt, daß Baden bleiben wird

und bleiben muß, was es bisher gewesen: der treueste Hort freiheitlichen Volkslebens, das hingebendste, opferbereiteste Glied des großen deutschen Vaterlandes!

Dem Verlauf der Feier ward durch die Anwesenheit des Kaisers erhöhter Glanz verliehen. Es hat gleicher Weise wohlthuend berührt, die innigen Familienbeziehungen des Großherzoglichen Hauses zu beachten, wie sie anläßlich der Feier größeren Kreisen zur Wahrnehmung gelangten, als auch das Wort des hohen Jubilars zu vernehmen, daß Baden unter Großherzog Friedrichs Regierung treu bleiben werde der bisher inne gehaltenen Bahn seines politischen Strebens. Eine Festesschilderung liegt nicht in der Aufgabe gegenwärtiger Zeilen. Die Festesfreude war heimisch allerwärts im Lande Baden. Das Ergebniß einer Sammlung freiwilliger Beiträge zu dem Zwecke einer Jubiläumsstiftung wurde in dem Betrag von 110,150 Mark dem Fürsten zur Verfügung gestellt. Die Summe soll nach der Willenserklärung des Jubilars eine Verwendung finden, „welche den Interessen aller dabei Betheiligten möglichst entspricht", und es soll sodann diese Verwendung in der Form einer Stiftung dauernd sicher gestellt werden. Stiftung eines neuen Ordens, Berthold's I von Zähringen, Verleihung von Rang- und Standeserhöhungen an frühere und aktive Staatsbeamte, zahlreiche Ordensverleihungen, darunter auch an die früheren Minister Freih. v. Roggenbach und Lamey, liehen der Feier den Dokorationsglanz des fürstlichen Herrschers und bekundeten die Anerkennung der Dienste eines treuen Beamtenstandes. Nicht unbemerkt konnte bleiben, daß Jolly, der wenige Monate vorher zurückgetretene Staatsminister, übergangen wurde. Der Hinweis auf die bei seinem Rücktritt von dem erwähnten hohen Posten ihm verliehene Auszeichnung will Vielen nicht als genügender Erklärungsgrund des jetzigen Uebergehens erscheinen. Der verdienteste aller Minister, die unter den Fürsten aus dem Hause der Zähringer dem badischen Staat ihre Kraft gewidmet haben, durfte bei Großherzog Friedrichs Jubiläum in der Reihe der mit hoher Auszeichnung Bedachten nicht fehlen. Doch dies soll nicht einen Mißton hineintragen in den harmonischen Festakkord, den wir beim Rückblick auf das entschwundene Jahr mit vorstehenden Zeilen zu den Ohren eines weiteren Kreises deutscher Leser wollen erklingen lassen. Wie eines Volkes Liebe erworben werden kann und von dem Fürsten eines deutschen Einzelstaates in unseren Tagen erworben werden muß, das hat die Jubelfeier der fünfundzwanzig Regentenjahre des Großherzogs Friedrich gezeigt. Möge es gebucht sein in den Blättern deutscher Geschichte!

In politischer Beziehung erfreute sich unser Baden im abgelaufenen Jahre bis zu den Herbsttagen, wo die Kreistags- und die Landtagswahlen einige Bewegung brachten, so ziemlich eines mehr oder minder behaglichen Stilllebens.

Das von vornherein nicht mit unbedingtem Vertrauen betrachtete Ministerium Turban=Stösser fühlte, wie es scheint, das Bedürfniß, bis zum Zusammentritt des Landtags die öffentliche Meinung wenigstens einigermaßen für sich zu gewinnen. Die Affaire Glattfelder=Balg, welche der Präsident des Ministeriums des Innern in einer der Wahrung der Staatsautorität wenig entsprechenden Weise „erledigt" hatte (vgl. Grenzboten 1877 Nr. 10), war der Förderung des Vertrauens zu dem Ministerium nicht sehr dienlich gewesen. Ein journalistischer Handel sodann über diesen Fall zwischen der „Bad. Koresp.", dem offiziellen Organ des national=liberalen Landesausschusses, und einem Karlsruher Korrespondenten des ministeriellen „Mannh. Journal", der die Parteien schließlich vor die Schranken des Gerichtshofs führte und mit der Verurtheilung des Karlsruher Korrespondenten endigte, welcher der durch die Presse begangenen Beleidigung des Vorstandes des national=liberalen Landesausschusses, des Abgeordneten Kiefer, für schuldig erklärt worden war, rief eine gewisse Spannung zwischen der Regierung und der national=liberalen Partei hervor. Es war die Annahme verbreitet, daß die moralische Verantwortlichkeit für den persönlichen Angriff auf den hochgeachteten Vorstand des national=liberalen Landesausschusses nicht ausschließlich von dem betreffenden Korrespondenten des „Mannh. Journal", einem vordem in weiteren Kreisen nicht gekannten Beamten des Generallandesarchivs, zu tragen sei. Endlich konnten sich einige in absoluter Ergebenheit ersterbende ministerielle Preßorgane nicht versagen, die „neue Methode", die „mehr wirthschaftliche Aera", welche das Ministerium Turban=Stösser anwenden und heraufführen werde, in einer Weise Parade zu reiten, die sowohl für das zurückgetretene Ministerium Jolly, als auch für die den Gang der bisherigen „Methode" und „Aera", verantwortliche nationale und liberale Partei verletzend sein mußte. Ist doch z. B. das famose Wort von der „Gesetzesfabrikation", wie man die eine unabweisbare Fülle von sich drängenden Aufgaben bewältigende legislatorische Thätigkeit der vorhergegangen Jahre zu nennen beliebte, nicht etwa auf dem Redaktionsbureau des ultramontanen „Bad. Beob." gewachsen. Solches Alles war weder erquicklich, noch konnte es für geeignet erachtet werden, ein gutes Vernehmen zwischen der Regierung und der nationalliberalen Partei herzustellen. Die Regierung wäre gewiß gerne vor einem und dem anderen ihrer schreibseligen Freunde bewahrt geblieben. Aber bis zur Stunde hangen sie ihr wie die Kletten an. Daß sie ihre Sache immer geschickt machen, könnten wir nicht sagen. Recht ungeschickt z. B. mußten wir es finden, daß ein solcher „Freund" zur Zeit der Landtagswahlen gegen den „Fraktionszwang" zu Felde zog. Man erinnerte sich da, daß der jetzige Präsident des Ministeriums, der des Innern auf dem vorigen Landtag aus der national=liberalen Fraktion aus=

schied, und man machte sich seine Gedanken über den berührten Feldzug. Die offiziösen oder wenigstens offiziöses Air zur Schau tragenden Gesichter blicken jetzt aus so manchem Zeitungsblatt hervor, in welchem vordem derartige Porträtirungen uns nicht entgegentraten.

Mehrfache Beachtung fand eine Rede des Herrn Ministeralpräsidenten Stößer, gehalten am 10. Mai anläßlich einer Berichterstattung, welche er als bisheriger Abgeordneter des 47. Wahlbezirks seinen Wählern über die Arbeiten des letzten Landtags vortrug. „Mit Rücksicht auf seine mittlerweile eingetretene Berufung in den obersten Rath der Krone" wollte der Redner hier „einige für die Regierung besonders wichtige Aufgaben und Gesichtspunkte" erörtern. Es hat sich an diese Programmrede eine wahre Sündfluth von Besprechungen geknüpft. Sie konnte sich um so mehr an dieselbe knüpfen, als — das gewöhnliche Schicksal aller allgemein gehaltenen programmartigen Expositionen — die Darlegung theils an und für sich nicht bestrittene allgemeine Theorien gibt, theils, wo sie auf die konkreten Staatsaufgaben zu sprechen kommt, sich einer gewissen Unbestimmtheit befleißigt, die es ermöglicht, daß in den wohl gesetzten Worten Manche mancherlei Sinn finden. Im Ganzen kann man sagen, daß, um ein Wort Treitschke's zu gebrauchen, die Rede sich „durch vollendete Unbestreitbarkeit" des Inhalts auszeichnet. Den allseitigsten Beifall hat die Ausführung des Programms gefunden, welche die nationale Aufgabe erörtert. Und wenn in diesem Zusammenhang ganz besonders auch „freundliches Zusammengehen mit Preußen" gefordert wird, „Berücksichtigung der Ansprüche, welche Preußen als die führende Macht im Reich zu erheben berechtigt ist"; wenn der Redner dieses „zu den Grundbedingungen einer befriedigenden Entwickelung der deutschen Verhältnisse" zählt, so sind das Worte, denen die vollste Zustimmung gebührt. Wir unserntheils und gewiß Viele mit uns haben in diesem Zusammenhang eine Hinweisung auf den Kampf vermißt, den das deutsche Kaiserreich der Hohenzollern, in frivoler Weise herausgefordert, für die Freiheit und Selbständigkeit dieses Reiches gegen Rom führt. Die Zusammenfassung aller deutschen Stämme zu einem Staatsganzen, die immer festere Gründung dieses Ganzen in gemeinsamer Ordnung, in gemeinsamem Gesetz und Recht stellt die eine Seite des deutschen Reiches dar. Die andere kommt zum Ausdruck in dem Anstreben und Hinanreifen des Volkes der Deutschen zu Sitte und Gesinnung, zu geistigem Sinn und Streben die, rein aus dem ureigensten deutschen Wesen geboren, in lauterstem Einklang mit demselben sich halten, frei von jeder zersetzenden Einwirkung fremdländischer Weise, frei vor Allem von dem welschen Tand des romanischen Geistes. Immer klarer muß in allen Schichten des Volkes die Erkenntniß reifen, daß um solchen Siegespreis gerungen wird in dem großen, schweren

Kampf zwischen dem protestantischen Kaiserreich und der die Geisteswürde des Menschen mit Füßen tretenden römischen Priesterkirche.

Bezüglich der inneren Politik betont die Programmrede vor Allem den streng konstitutionellen Standpunkt, indem sie für nothwendig erklärt, daß die Regierung „im Einverständniß und freundlichen Einvernehmen" mit der Landesvertretung stehe. Eine Hervorhebung und Darlegung der seit dem Jahre 1860 in unser Staatsleben eingeführten Prinzipien unterblieb, mit einer Ausnahme, von der nachher die Rede sein wird. Wir möchten glauben, daß es am Platze und von guter Wirkung gewesen wäre, wenn der Herr Ministerialpräsident in dieser Zeit des charakterlosen, furchtsamen, schmählichen Wankens und Weichens, wo man so gern für jede Kalamität der Zeit, insbesondere für die wirthschaftliche und industrielle den „Liberalismus" verantwortlich macht, ein offenes Bekenntniß zu den liberalen Prinzipien unserer Gesetzgebung abgelegt hätte. Es wären seine Worte dann vor mancher mißdeutenden Interpretation bewahrt geblieben. Vielleicht wurde eine solche prinzipielle Darlegung nicht für nöthig erachtet, weil wir jetzt „in einen langsameren Schritt der Gesetzgebung" eingetreten seien. Ueber diesen letzteren Punkt dürften nicht viele Worte zu verlieren sein. Das Ministerium Turban-Stösser ist, was die gesetzgebende Thätigkeit anlangt, im Vergleich zu den übrigen Ministerien, welche seit 1860 das Ruder des Staatsschiffes lenkten, günstig situirt. Nachdem der totale Bruch mit der Vergangenheit vollzogen war, galt es, die neue Grundlage des Staatslebens zu gewinnen, zu befestigen, auf ihr die mannigfachen Gestaltungen des öffentlichen Lebens aufzuerbauen, zu entwickeln. Die Riesenarbeit — so konnte ein größeres süddeutsches Blatt mit Recht sagen — welche die Gesetzgebung in ihren Anfängen unter Lamey und dann in glänzender Weiterführung unter Jolly zu leisten hatte, ist gethan. Es darf, ja es muß mehr Ruhe und Stetigkeit kommen. Daß diese nicht zur Stagnation werden kann, weiß Jeder, dem die derzeitigen Verhältnisse unseres Staats- und Volkslebens auch nur annähernd bekannt sind. Manche gesetzgeberische Fragen harren ihrer Lösung, zum Theil in nächster Zeit. Wir erinnern nur an die Frage der Staatsdotation oder Kirchensteuer. Es liegt gewiß nicht in der Absicht der Regierung, solche gesetzgeberische Arbeiten von der Hand zu weisen. Vollen Beifall verdient die Zusage, daß die Regierung „die größte Sorgfalt auf die Pflege und Entwickelung der Selbstverwaltung in Gemeinde und Kreis" legen will. Hoffen wir, daß aus dieser Zusage recht segensreiche Thaten sprossen. Wir übergehen das über die soziale Frage Gesagte. Es gehört das zu dem „vollendet Unbestreitbaren." Wir lassen auch das im Sinn des Protestantenvereins gegebene Exposé über die religiöse und kirchliche Frage, über „die gestörte Harmonie zwischen Wissenschaft und Glauben",

über die Bemühungen zu deren Wiederherstellung u. s. w. Es wurde irgendwo in der Presse bemerkt, daß dieses staatsmännische Theologisiren nicht nach Jedermanns Geschmack sei. Nach unserm Geschmack ist es nun schon ganz und gar nicht. Wir glauben, daß jeder Staatsmann welcher spezifisch religiöse Gesichtspunkte in's Auge faßt, in höchster Gefahr steht, staatlich von der richtigen Bahn abzulenken. Die Geschichte bestätigt dies tausendfach. Ganz anders verhält es sich selbstverständlich mit der lediglich vom staatlichen Standpunkt aus zu betrachtenden staatlich-kirchlichen Frage. Zu dieser muß ein deutscher Minister unserer Tage absolut klare, sichere Stellung genommen haben. Wenn über irgend einen Punkt, so muß über diesen die Programmrede, die er spricht, klarsten Aufschluß geben. Die hier besprochene Programmrede thut es nicht. Man hat in neuester Zeit eine gewisse sentimentale Scheu, das Wort „Kulturkampf“ in den Mund zu nehmen. Man ist der Wahrheit zuwider ängstlich bemüht, den Streit zwischen Staat und Kirche als lediglich an den beiderseitigen Außenwerken sich abspielend darzustellen. Wir haben oben bereits das Wesen des gegenwärtigen staatlich-kirchlichen Kampfes kurz angedeutet. Die Auffassung, welche den Kampf dahin deutet, daß derselbe bloß die Wahrung bezw. — vom kirchlichen Standpunkt aus betrachtet — Schädigung der Staatsautorität bezwecke, haftet nur auf der Oberfläche. Aber auch bei dieser Auffassung sollte es für einen Staatsmann nicht diskutabel sein, „ob die Kirche ihren Anspruch aufgeben kann“ (possumus!). Fast ein Bedauern hat man heraushören wollen aus den Worten, daß, „da der Staat seinen Anspruch nicht aufgeben darf“, die Gegensätze unbeglichen bleiben und Konflikte kaum zu vermeiden sind. In dem Kampf des modernen Staats gegen die mittelalterliche römische Priesterkirche gilt staatlicher Seits nur die schärfste, konsequenteste, rückhaltloseste Energie. Wo ein Minister über diese Dinge spricht, da sollte jene Energie zum kräftigsten Ausdruck kommen. Geschieht das nicht, so wird gar leicht des Schadens mehr sein, als des Nutzens.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß die Rede in dem Regierungsorgan, der „Karlsr. Zeitung“ wörtlich zur Veröffentlichung gelangte. Schon damit hat sie in den Augen des Publikums die ihr nachher offiziöserseits auch nicht abgesprochene Bedeutung eines Regierungsprogramms des jetzigen Ministeriums erhalten. Auch der Großherzog hat sich, wie mehrfach glaubwürdigst versichert wurde, vollständig zu dem Inhalt der Rede bekannt.

Wir haben oben den Fall Glattfelder erwähnt. Selbst die unbedingtesten Verehrer der Regierung müssen zugestehen, daß in demselben die Staatsautorität schlecht gewahrt wurde. Größere Energie, mehr Entschlossenheit und Konsequenz hat die Regierung in mehreren anderen Fällen gezeigt. Einigen altkatholischen

Gemeinschaften, welche bisher diese Anerkennung nicht erlangen konnten, wurde die staatliche Anerkennung zu Theil. Die in Baden geweihten Neupriester, welche ohne Ablegung des Staatsexamens über ihre allgemeine wissenschaftliche Vorbildung in Baden zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Funktionen nicht zugelassen werden, pflegten nach Württemberg auszuwandern und fanden im dortigen Kirchendienst Verwendung. Es wurde beifällig aufgenommen, daß die badische Regierung deshalb bei dem Nachbarstaate vorstellig geworden ist. Man freute sich über den Erfolg der Bemühung, welcher dahin zu Tage tritt, daß die in Baden nicht anstellungsfähigen Priester auch in Württemberg keine Verwendung mehr finden. Aehnlich wie hier Württemberg auf Anregung Badens, hat sodann die badische Regierung, soweit bekannt aus eigenem Antrieb, gegenüber den norddeutschen Priesteramtskandidaten gehandelt, welche in das Priesterseminar zu St. Peter bei Freiburg einzutreten pflegten. In ihrer Heimath stand diesen jungen Herren kein Seminar mehr offen, weil die Kirchenbehörde den in Bezug auf solche Anstalten in Preußen bestehenden staatlichen Gesetzen den Gehorsam weigert und in Folge dessen die Seminare geschlossen sind. In dem gewaltigen Kampf des modernen Staates gegen die römische Priesterkirche sind die deutschen Einzelstaaten solidarisch verbunden. Zufolge dieser Solidarität kann kein Staat dulden oder gar begünstigen, daß die Gesetze des anderen Staates von der Kirche und ihrer Priesterschaft mißachtet werden.

Auf dem Gebiete der Volksschule spielt sich allerwärts der Kulturkampf in besonders heißen Scharmützeln ab. In Baden wurde der Fehler gemacht, daß man bei Inangriffnahme der in Folge des veränderten Verhältnisses zwischen Staat und Kirche nöthig gewordenen Neuordnung des Volksschulwesens allzu leise vorging, zagend, zögernd. Speziell hat man sich lange Jahre in wahrhaft mädchenhafter Schüchternheit gesträubt, dem Gedanken der konfessionell gemischten Volksschule, der doch allein dem paritätischen Staat, der paritätischen Gemeinde entspricht, in die Gesetzgebung einzuführen. Es war das eine Schwäche, die sofort bei dem ersten Anlauf zu der Neuordnung unseres Schulwesens im Jahre 1864 hätte überwunden werden sollen. Je länger man zögerte, desto schwieriger wurde die Lage. Die Kirche hatte den Staat und seine Leiter in schwachen Stunden gesehen, das machte sie kühn. Endlich, nach mühevollem Streben, gelang es, die konfessionell gemischte Volksschule durch das Gesetz vom 18. September 1876 zu begründen. Im abgelaufenen Jahre 1877 vollzog sich die Umwandlung der konfessionellen Schulen in konfessionell gemischte. Soweit hierüber etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, kann der Regierung das Zeugniß nicht versagt werden, daß sie der Anmaßung der Kirche und dem turbulenten Unverstand verhetzter Massen gegenüber Festigkeit und Energie an den Tag gelegt hat. Insbesondere ist sie der klaren Bestimmung des Gesetzes

gemäß dem Versuch, weibliche Klosterschulen an Stelle der konfessionell gemischten Volksschule zu setzen, mit Entschiedenheit entgegentreten, und es erfolgte, wo die Lehrfrauen ihre Mitwirkung bei dem Unterricht an einer allen Bekenntnisse gemeinschaftlichen Volksschule versagten, die Auflösung der betreffenden Lehrinstitute (Rastatt, Freiburg, Bruchsal) und auf Grund der Bestimmungen des Stiftungsgesetzes die Zuwendung des Vermögens der aufgehobenen Korporationen an die betheiligten Gemeinden als weltliche Stiftung für den Unterricht der katholischen weiblichen Jugend dieser Städte. Den Lehrfrauen wurden Unterhaltungsrenten zugewiesen. Mit Ausnahme dieser wenigen Fälle und einiger stellenweise vorgekommener kleiner Widerwärtigkeiten, hat sich die Umwandlung der konfessionellen Volksschulen in konfessionell gemischte Lehranstalten in aller Ruhe vollzogen, ohne eine Spur von Aufregung bei der Bevölkerung, soweit dieselbe nicht künstlich fanatisirt wurde. Aber auch diese letztere Gährung hat nirgends lange vorgehalten, und wenn jetzt einzelne katholische Priester in der Schule nicht mehr beten, weil es katholischen Christenkindern nicht zieme, ein Gebet zu sprechen, welches protestantische oder gar israelitische Schulgenossen mitbeten könnten, so wird auch diese sancta simplicitas die gemischte Schule nicht aus den Angeln heben.

Der Herbst brachte die Erneuerungs- und Ergänzungswahlen für die Kreisversammlungen und den Landtag. Beide haben sich, soweit nicht (bei der Landtagswahl) in einzelnen Wahlbezirken scharf ausgeprägte politische Gegensätze zur Wahlschlacht größere Kontigente in's Feld führten, unter äußerst schwacher Betheiligung der Wahlberechtigten vollzogen. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir den Hauptgrund dieser Apathie in dem Umstand suchen, daß der Druck der Geschäftsstockung große Kreise des Volkes in Unmuth und Verdrossenheit ferne hält von der Bethätigung irgend anderer Interessen, als derer, die zu der Magenfrage in direkter Beziehung stehen. Da die Kreisversammlungen sich fast ausschließlich mit wirthschaftlichen Interessen zu befassen haben, so kommt bei diesen Wahlen der politische Standpunkt nicht hervorragend in Betracht. Wir unterlassen deshalb, das Ergebniß der Wahlen in dieser Richtung zu prüfen. Im Ganzen wird von den Kreistagswahlen gesagt werden können, daß die Wahlkörper mit richtigem Verständniß die gerade für diese Korporation geeigneten Leute herausfinden. — Zur zweiten Ständekammer waren 33 Erneuerungs- bezw. Ergänzungswahlen zu vollziehen. Das Resultat war, daß die Nationalliberalen 27 Sitze erlangten, die Ultramontanen 5, und daß (in Mannheim) ein „reichsfreundlicher Demokrat gewählt wurde. Auf die kleine Einbuße der Ultramontanen zu Gunsten der Nationalliberalen (1 Sitz) ist kein Gewicht zu legen. Daß die Deutsch-Konservativen, trotz eifrigster Agitation, insbesondere auch aus geistlichen Kreisen, leer ausgingen, zeigt abermals

wie dieser Absenker der feudalen Kreuzzeitungspartei in Süddeutschland den Boden nicht findet, auf dem er gedeihen könnte. Beachtenswerth ist die Wahl in Mannheim. Die Deklamationen der dortigen Demokraten gegen den „Militarismus" wurden den Mannheimern allmählig langweilig, zumal man vor einigen Jahren gelegentlich eines Bierkrawalls das Militär sehr gut hatte brauchen können. Im übrigen Lande hatte diese Demokratie nirgends Wurzel gefaßt. Gar hochtönende Phrasen von Freiheit haben sie in die Welt hinausgeredet und geschrieben. Aber das Volk erkannte, wie es lächerlich sei, daß Jene die Freiheit wahren sollen, welche für die festeste Burg, den sichersten Hort der Geistesfreiheit, für das deutsche Reich unter Preußens Führung nichts haben, als Hohn und Spott. Mit blasirtem Lächeln belieben die Herren dem Kampf zuzusehen zwischen dem modernen Staat und der mittelalterlichen Kirche. Völlig unbedenklich liebäugeln sie, verbinden sie sich von Fall zu Fall mit den unversöhnlichsten Feinden unserer modernen Staatsordnung. Die Rolle in Mannheim ist, wenn nicht Alles trügt, für immer ausgespielt. Sie ist ausgespielt nach der direkten Wahlart, welche bei der letzten Reichstagswahl unter 121,942 in Baden abgegebenen Stimmen nur 4037 für demokratische Kandidaten zu Tage förderte. Sie ist ausgespielt, so sagt uns die jüngste Landtagswahl, nach der indirekten Wahlart. Vor den Wahlmännerwahlen hatten sich zufolge eines Kompromisses die Nationalliberalen und die Demokraten für den jetzigen Abgeordneten, den Präsidenten der Mannheimer Handelskammer, Kopfer, geeinigt. Derselbe passirt unter dem Titel „reichsfreundlicher Demokrat." Die Demokraten schlossen den Kompromiß, weil sie erkannt hatten, daß ein Vollblutdemokrat, wie der bisherige Abgeordnete, nicht mehr die erforderliche Stimmenzahl erhalten werde. Die Nationalliberalen traten bei, weil sie nicht erwarteten, einen Kandidaten aus ihrer Mitte durchzubringen. Beide Parteien stellten jedoch gesonderte Wahlmännerlisten auf. Der Erfolg war, daß die Kandidaten der Nationalliberalen die Majorität erhielten. Wäre der Kompromiß nicht vorher geschlossen gewesen, so hätte Mannheim zu seinen zwei demokratischen Abgeordneten einen nationalliberalen in den Landtag entsendet.

Von den 63 Abgeordneten der zweiten Kammer gehören 45 der nationalliberalen Fraktion an — die drei Minister-Abgeordneten zählen wir der Fraktion nicht bei —, 12 der ultramontanen, 2 sind vollwichtige Mannheimer Demokraten, einer repräsentirt die oben erwähnte Spezies der „reichsfreundlichen" Demokratie. Konservativer Seits hat man das Auseinanderfallen der nationalliberalen Fraktion vorausgesagt in eine „fortschrittliche Linke" unter Kiefer und in ein Centrum „unter direkter Führung des Ministeriums." Auch einzelne Stimmen aus dem nationalliberalen Lager wenigstens haben sich gegen den „Fraktionszwang" erhoben, unter anderem auch mit der naiven Motivirung,

daß die badische nationalliberale Partei, die drei Viertel der Kammermitglieder in ihren Reihen zähle und „einer Regierung gegenüberstehe, die man, den Fürsten einbegriffen, das Recht hat, als Muster einer nationalen und liberalen" zu bezeichnen, der Zusammenfassung in der Fraktion nicht bedürfe. Derlei Erörterungen mußten daran erinnern, daß der jetzige Präsident des Ministeriums des Innern auf dem vorigen Landtag aus der nationalliberalen Fraktion ausschied, und es knüpft sich hieran eine naheliegende Gedankenreihe. Doch zu Ende. Die nationalliberale Fraktion bleibt intakt und geschlossen, und nicht in letzter Linie dürfte das für die Regierung, so sie anders aufrichtig national und liberal bleiben will, von höchstem Werth sein.

Die Thronrede betont die Treue Badens gegen das Reich und charakterisirte die Beziehungen zu den Organen des Reiches als die freundlichsten und proklamirt das Bestreben der Regierung, mitzuwirken für die Befestigung und Vervollkommnung seiner Einrichtungen. Eine ausdrückliche Hervorhebung und Anerkennung der im innern Staatsleben zur Geltung gekommenen liberalen Prinzipien enthält sie nicht, so sehr der Rückblick auf die 25jährige Regierungszeit des Großherzogs dieselbe nahe legen mochte und so sehr dieselbe im Hinblick auf den seit dem letzten Landtag stattgehabten Ministerwechsel geboten schien. Es sollte offenbar gezeigt werden, daß die Regierung Frieden wünsche und friedliches Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren und Parteien für das Wohl des Landes. Sind aber damit die vorhandenen politischen Gegensätze aus der Welt geschafft? oder glaubt man, sie vertuschen zu können? Die erste Kammer hat den Wink verstanden. Irgend etwas von dem, was man ein politisches Glaubensbekenntniß zu nennen pflegt, enthält die von ihr votirte Adresse nicht. Die wohlgefügten Sätze geben einen zumeist höchst farblosen, unbestimmten Inhalt in Worten, die so gefaßt sind, daß Manche mancherlei Sinn hineinlegen können. Man wollte volle Einmüthigkeit zeigen. Und siehe da! in unserer von den tiefsten politischen Gegensätzen zerklüfteten Zeit ist das Wunderbare passirt, daß die Adresse einmüthig votirt wurde! Warum vertuschen? Diese Frage haben wir in einem süddeutschen Blatte aufgeworfen gefunden. Ist es eine falsche Antwort, so wurde erwidert, wenn wir sagen: weil die hervorragendsten Führer in dem hohen Hause nicht wagen, die letzten Ziele ihrer Politik frank und frei zu enthüllen und zur Zeit es für opportun halten, zu vertuschen, abzuschwächen, zu redressiren? Ist das eine Zeit lang mit Erfolg geübt, dann hat man den Boden präparirt und kann, irgend einen günstigen Umstand benutzend, fester auftreten, direkt auf das Ziel lossteuern. Nur keinen Kulturkampf mehr! so ist jetzt die Parole. Wie häßlich dieser Kampf! wie religionsschädigend! wie volksentsittlichend! Komme die Gesetzgebung ein klein wenig entgegen, die Kirche wird sich fügen! Wem? Antwort: dem Staat, den ein deutsch-konservatives Ministerium regiert. Hinter den aalglattesten Redewendungen und hinter den fast furchtsam vorsichtig auf Schrauben gestellten Worten des Freiherrn v. Marschall hat das deutsch-konservative Programmgesicht recht hübsch erkennbar hervorgeblickt mit bitterbösem reaktionärem Stirnrunzeln. Frischen Muthes in die Augen schauen wollte es nicht, nicht einmal dem Einen nur, der als Gegner in die Schranken trat. Das wäre ja sündiger Kulturkampf gewesen, und der darf nicht sein. — Die Adresse der zweiten Kammer wollte keineswegs nur ein „Wiederhall" der Thronrede sein, sondern das Haus wollte einerseits von sich aus ein nicht mißzuverstehendes politisches Programm geben, anderseits aber auch dem neuen Ministerium Gelegenheit bieten, seine Stellung zu bezeichnen. Die Sprache der hier votirten

Adresse ist klar, entschieden, bestimmt. „Mit Befriedigung dürfen wir heute zurücksehen auf eine Zeit der Mühen und der Kämpfe, durch welche die freie und unabhängige Stellung des badischen Staates in der Erfüllung seines Berufes für diese wichtigsten Gebiete des Volkslebens durch umfassende Werke der Gesetzgebung gesichert worden ist. Es bedarf keiner besondern Hervorhebung, daß die badische Volksvertretung forthin bereit sein wird, neu auftretende Fragen und Aufgaben jener so bedeutungsvollen Kreise der Staatsthätigkeit in dem freien und gerechten Geiste zu behandeln, welcher unsere Gesetzgebung seit 1860, zum Wohle des badischen Volkes, in folgerichtigster Weise geleitet hat." Gegenüber diesem Satze mußte Farbe bekannt werden, die Ultramontanen stimmten gegen die Adresse. Die Regierung erklärte durch Staatsminister Turban ihre Zustimmung. Wir wollen nicht an Einzelnem mäckeln, z. B. nicht an dem Satz, daß die Regierung „weder der einen noch der anderen Partei angehöre." Sollte das also gemeint sein, daß die Regierung ein festes politisches Programm, und ein solches muß ja unter allen Umständen ein Parteiprogramm sein, nicht verfolge, so hätten wir eine lavirende Regierung. Wir nehmen zunächst an, daß diese Deutung nicht richtig sei. In der Rede des Präsidenten des Ministeriums des Innern war auffällig, daß wiederholt eine allerdings durch die Haltung der Kirche bedingte Geneigtheit zu einer Revision der staatlich-kirchlichen Gesetzgebung ausgesprochen wurde. Zur Zeit befindet sich die Kirche dem Staate gegenüber noch in dem Zustande der Rebellion. Aber auch nachdem sie sich unterworfen hat, wüßten wir nicht, welches der betreffenden Gesetze in einem den Forderungen der Kirche entgegenkommenden Sinne revidirt werden könnte. Die hohe, kühne und feste Energie eines Staatsmanns, der ein unverückbares Ziel vor Augen hat, wie wir sie vordem gewohnt waren, ist uns bei den diesmaligen Adreßdebatten von der Regierungsbank aus nicht entgegengetreten.

Ueber die Arbeiten des Landtags vielleicht ein andermal. Zum Schlusse wäre noch die partikularistische Ente zu erwähnen, welche letzten Herbst gravitätisch-lächerlich die seichten Gewässer der Bierbankpolitik durchwatete? Das „Königreich Baden", gebildet aus dem bisherigen Großherzogthum Baden und Elsaß-Lothringen, ist Gottlob! rasch wieder von der politischen Traktandenliste verschwunden. Die Ernennung des Großherzogs zum Inspekteur des Armeecorps von Baden und Elsaß-Lothringen sollte nach dem Wortlaut des kaiserlichen Handschreibens auch „den weiteren inneren Anschluß des Landes an Deutschland fördern." Der Großherzog sollte als Inspekteur der Truppen „auch dem Lande selbst näher treten." Statt, daß man sich hätte begnügen sollen, zu wissen, es sei durch die berührte Ernennung die gegenseitige Stellung des Großherzogs und des Höchstkommandirenden des 14. badischen Armeecorps in entsprechender Weise geregelt, konnten politische Kinder sich's nicht versagen, das Ammenmärchen von dem „Königreich Baden" wieder einmal zu trillern. In der That, das wäre ein des Begründers der deutschen Reichseinheit würdiger Akt, ein neues Partikular-Königreich zu schaffen! Oder welcher deutscher Politiker kann eine andere endgültige Lösung der Frage Elsaß-Lothringen wünschen und erstreben, als die, daß das „Reichsland" zusammenwachse mit Preußen, des Reiches Kern! Hr.

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 13. Januar.

Wie hat sich das Gesicht unserer inneren Lage verändert, seitdem das Abgeordnetenhaus seine Weihnachtsferien begann! Von den tausend Gerüchten, welche in den jüngsten Wochen die Luft durchschwirrten, hat sich freilich das Meiste alsbald wieder verflüchtigt; immerhin ist als Residuum ein bedeutsamer Umschwung der Stimmung geblieben. Was in den letzten Monaten des vergangenen Jahres die Gemüther mit schwerer Besorgniß erfüllte und alle Schaffenskraft lähmte, war die gänzliche Ungewißheit darüber, wann und wie die unser öffentliches Leben seit dem Fühjahr beherrschende Krise zum Abschluß gelangen werde. Heute ist diese Ungewißheit zwar noch nicht gehoben, aber es hat sich wenigstens eine Aussicht eröffnet, daß sie demnächst schwinden werde. Die Dinge sind in Fluß — das ist das tröstliche Fazit, zu welchem eine aufmerksame Betrachtung der jüngsten Zeit gelangt. Freilich auch nichts mehr, als dies.

Die Sensationsgerüchte, welche Bennigsens Reise nach Varzin im Gefolge gehabt, sind nach zwei Richtungen hin über das Maaß des Wahrscheinlichen weit hinausgegangen. Anfangs überraschte man die Welt nicht allein mit den geringsten Details eines zwischen dem Kanzler und dem Führer der Nationalliberalen angeblich vereinbarten Programmes, sondern auch mit vollständig fertigen Ministerlisten; später kehrte man den Spieß um und ließ die Verhandlungen, wenn nicht endgültig gescheitert, so wenigstens vorläufig abgebrochen sein. Weder das Eine noch das Andere war irgendwie begründet. Die Grundzüge des Programmes, um dessen Durchführung es sich in Zukunft handeln würde, sind freilich unschwer zu errathen; aber gerade weil dem so ist, weil Jeder die ungeheure Tragweite dieses Programms, die außerordentliche Wichtigkeit seiner einzelnen Punkte abzuschätzen vermag, sollte man auch erwarten, daß allgemein anerkannt würde, wie eine zweitägige Konferenz schwerlich sofort zu bestimmten bindenden Abmachungen habe führen können. Geht man von dieser Erkenntniß aus, so entfallen damit zugleich nicht allein die Behauptungen von einem Scheitern oder einem Abbruch der Verhandlungen — denn allein auf den Mangel ostensibler positiver Ergebnisse waren dieselben begründet —, sondern auch die Nachrichten von angeblichen Debatten und Abstimmungen der nationalliberalen Fraktion des Abgeordnetenhauses über eine Anzahl von Punkten, welche dem Fürsten Bismarck gewissermaßen als Bedingungen der Partei vorzulegen seien. Der Fraktion ist in ihrer Sitzung vom 8. Januar über die Varziner Besprechungen lediglich Bericht erstattet worden, und aus einem daran angeknüpften Meinungsaustausche hat sich eine allgemeine und vollständige Uebereinstimmung betreffs der in der gegenwärtigen kritischen Lage von der nationalliberalen Partei zu beobachtenden Haltung herausgestellt. Im Uebrigen war die Sitzung eine streng vertrauliche, was Jeder, der bedenkt, daß die ganze Angelegenheit sich noch im Stadium der Vorbesprechung befindet, durchaus gerechtfertigt finden wird.

Wie gesagt indeß: um was es sich im Grunde handelt, läßt sich auch ohne vorherige Lüftung des Schleiers feststellen, nämlich um eine festere und praktischere Organisation der Centralverwaltung des Reichs und um gewisse unerläßliche Reformen, bezw. um die Herstellung einer diese Organisation und diese Reformen unterstützenden zuverlässigen parlamentarischen Majorität. Wie sich Fürst Bismarck jene Organisation denkt, ist aus seinen gelegentlichen Andeutungen hinlänglich zu entnehmen. In den Debatten über die öfter angeregte

Frage der Errichtung von Reichsministerien hat er in den letzten Jahren immer den Gedanken vertreten, daß von dem unförmigen Körper des Reichskanzleramts nach und nach, je nach dem in der Praxis sich herausstellenden Bedürfniß, einzelne Verwaltungsgebiete als möglichst selbständige „Reichsämter" abzuzweigen seien. Dieser Weg ist mit der Schaffung des Reichsjustizamts, des Reichseisenbahnamts u. s. w. beschritten worden. Die wenig erfreuliche Geschichte grade der letzteren Behörde aber hat gezeigt, wie sehr die Reichsämter in Gefahr sind, sozusagen in der Luft zu schweben, So ist man zu dem Auskunftsmittel hingedrängt worden, ihnen durch die Verknüpfung mit den entsprechenden preußischen Ministerien eine reale Unterlage zu geben. Dies die eine Seite des Planes. Was die andere, die nothwendigen Reformen in Reich und Staat angeht, so sind dieselben zum Theil bereits in der Ausführung oder wenigstens in der Vorbereitung begriffen. Das schwerwiegendste Problem aber bildet die Steuerreform. Das Reich endlich von den Matrikularbeiträgen der Einzelstaaten unabhängig zu machen und betreffs seiner Einnahmen ganz auf die eigenen Füße zu stellen, ist die eine, die Steuerlast im Staate wie in der Gemeinde gerechter zu vertheilen, die andere Aufgabe.

Die Verständigung zwischen dem Fürsten Bismarck und den Nationalliberalen über die Organisation der Reichsverwaltung wird jedenfalls ungleich leichter zu erzielen sein, als diejenige über die Steuerreform. Bei der letzteren spielen nicht allein die alten Kontroversen über direkte und indirekte Besteuerung, sondern auch konstitutionelle Prinzipienfragen herein. Doch ist ein absolut trennender Unterschied zwischen den beiden verhandelnden Theilen schwerlich vorhanden. Eine nähere Erörterung über das Wie der Lösung der Aufgabe dünkt uns aber im gegenwärtigen Augenblick, solange konkrete Vorschläge von maßgebender Seite nicht vorliegen, nur überflüssige Arbeit.

Selbstverständlich würde, falls die Verständigung zwischen dem Reichskanzler und den Nationalliberalen zu Stande kommt und demgemäß einige nationalliberale Führer in die Regierung eintreten, die letztere nicht eine eigentliche Parteiregierung sein können; denn bekanntlich bilden die Nationalliberalen in unseren Parlamenten wohl die stärkste Partei, aber nicht die Majorität. Um die letztere zu erzielen, wird es der Zusammenfassung der gemäßigten Elemente aller staats- und reichstreuen Parteien bedürfen. Auf eine derartige kompakte Mehrheit gestützt, wird Fürst Bismarck hoffentlich die Bedenken glücklich besiegen, welche seinem Plane voraussichtlich an höchster Stelle, beim Kaiser wie bei den Bundesregierungen, entgegen treten werden. Aber man erkennt leicht, daß wir uns wohl noch einige Zeit in Geduld werden fassen müssen, bevor der Nation ein fertiges, in allen Theilen klares und entschiedenes Programm vorgelegt werden kann.

Ueber die Arbeit des Abgeordnetenhauses in der abgelaufenen Woche ist kaum etwas zu berichten. Von hervorragender Bedeutung war unter den verhandelten Gegenständen nur das vom Herrenhause bereits durchberathene Gesetz über die Unterbringung verwahrloster Kinder. Die Kommission, welcher es überwiesen worden, wird hoffentlich eine Fassung finden, welche die erhobenen, nicht geringen Bedenken beseitigt, ohne das Zustandekommen zu gefährden. Der Wegeordnung scheint bei der veränderten Situation ein günstigerer Stern aufgegangen zu sein; auch das Ausführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetz dürfte in dieser Session zur Erledigung gelangen. Dagegen ist der Kommunalsteuergesetzentwurf, trotz allen Eifers der betreffenden Kommission, nach wie vor aussichtslos.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

No. 5.

Ausgegeben am 24. Januar 1878.

Inhalt:

	Seite
Friedrich der Große und sein Bruder Prinz Heinrich. W. v. H.	161
Sozialistische Chronik. Franz Mehring.	173
Zu Goethes Italienischer Reise. L. Nohl.	184
Bayern im Jahre 1877.	191
Literatur. K. Ströse, Deutsche Minne aus alter Zeit. — M. Löbe, Wahlsprüche, Devisen und Sinnsprüche. — W. Lübke, Das Kunsthandwerk	197

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Im Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien:

Deutscher Volksglaube

von

Moritz Busch.

Ein Band. Elegant brochirt. Preis Mark 6.—. Elegant gebunden. Preis Mark 7.

Das Werk enthält mit einer reichen und bunten Auswahl von Beispielen eine **Phy** **logie des deutschen Aberglaubens**, des im Volke neben dem Christenthum und der mod Kultur fortlebenden **Heidenthums**; den Kalender desselben mit seiner **Tagewählerei**; die **botanik** mit ihren Zauberpflanzen, ihren Farnsamen, ihren Springwurzeln und Wünschelru die **Volksmedizin** mit ihren zauberischen Hausmitteln und ihren sympathetischen Kuren und alten Beschwörungssprüchen; die **Zoologie des Volkes** mit ihren Basilisken und Drachen, seltsamen Meinungen vom Storch und der Schwalbe und andern Vögeln, Käfern und Würm die **Astronomie des Aberglaubens** mit ihren wunderbaren Meinungen vom Regenbogen dem Gewitter, vom Monde, der Sonne und den Sternbildern; die **Volksprophetie** mit Weissagungen und Geschichten, von denen eine große Anzahl der merkwürdigsten in den Text flochten sind, ferner ein Kapitel über den Aberglauben **vom bösen Blick** und dem Versch oder Vermeinen, endlich einen Blick auf **den Ring** im Aberglauben. — Alles nach Gesichtspunkten geordnet und in klarer, anmuthiger, farbenreicher Weise dargestellt.

Digitized by Google

Friedrich der Große und sein Bruder Prinz Heinrich.

Am 18. Januar ist das neue deutsche Reich erstanden; Feinde von Außen und im Innern möchten diesem Datum gern ein schwarzes Kreuz zufügen, doch umsonst umkrächzen die Raben das jugendlich frische Leben. Wenige Tage darauf zeigt uns der Kalender den Geburtstag eines Verstorbenen aus dem erlauchten Hause der Hohenzollern, der den ersten Grundstein zum neuen Reiche gelegt hat. Der 24. Januar wird noch heute in allen den Kreisen, die sich noch in direkter geistiger Beziehung zu dem Weisen von Sanssouci, dem Helden des siebenjährigen Krieges wissen, durch einen Festakt in würdiger Weise begangen und dadurch den Nachgebornen in Erinnerung gebracht. Es sollten jedoch Alle, die treu zu Kaiser und Reich halten, an diesem Tage daran gedenken, was sie einem der ersten Feldherrn aller Zeiten, einem Staatsmann und König ohne Gleichen, verdanken. Durch ihn ward auf deutschem Boden aus dem chaotischen Gewimmel hundertfältiger Territorialgewalten eine neue Großmacht gegründet, deren Interessen mit denen Deutschlands nunmehr zusammenfielen.

Ohne diese Großmacht wäre das neue deutsche Reich nimmer erstanden. Aber auch auf anderen Gebieten ist der fördernde, ja wir dürfen sagen bahnbrechende Einfluß Friedrich des Großen nicht hoch genug anzuschlagen. Er war der Schöpfer des modernen Rechtsstaates. „Der König ist der erste Diener des Staates“: in diesen von ihm ausgesprochenen Worten liegt ein glänzenderes Zeugniß, als in allen erfochtenen Siegen. Die Arbeit für den Staat, den er beherrschte, galt ihm als die heiligste Pflicht seines Lebens. Er war groß, als Leiter der äußern europäischen Politik, als Regent seines Landes, als Feldherr und nicht weniger als Schriftsteller. „Daß der Weise von Sanssouci nicht nur ein König, sondern auch ein Schriftsteller von Gottes Gnaden war, darüber herrscht unter den Sachverständigen kein Zweifel“, so

beginnt der neueste Uebersetzer der Werke Friedrich des Großen sein Vorwort*) und fährt dann fort; „Es war immer ein sonderbares Verhängniß, daß die Schriften eines der größten spezifisch deutschen Genies dem französischen Volke verständlicher waren, als dem unsrigen. Soll das im materiellen wie intellektuellen Ausbau so mächtig vorschreitende Deutschland von den Geistesstrahlen seines großen und geliebten Friedrich, seines königlichen Volkshelden, ganz durchwärmt und befruchtet werden, so muß es seine Werke in deutscher Zunge besitzen, d. h. in der Ausbildung und Prägung unserer heutigen Sprache." Ganz abgesehen von dem geschriebenen Worte des großen Königs zehren wir noch heute von seinem Geiste. Auch seine unsterblichen Werke in allen Bereichen staatsmännischer Thätigkeit zeugen für ihn. In der Politik, in der Verwaltung, in der Gesetzgebung, im Heerwesen stoßen wir auch heute noch auf die Spuren seines Geistes. Die bewegenden Kräfte, welche er überall ansetzte, waren Vaterlandsliebe, Ehre und Pflicht. Speziell die Armee erzog er in solchem Geist und dieser Geist erhielt durch ihn, unter Vorzeichnung idealer Ziele, wir möchten sagen einen poetischen Schwung. Er verstand es die Herzen mit hoher Begeisterung für das „Sublime des Kriegsmetiers" zu erfüllen. Er stand an der Spitze seiner Armee nicht nur als Feldherr, er war auch ihr Lehrer und Erzieher in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Ueber keine Persönlichkeit der neueren Geschichte besitzen wir wohl eine so reiche Literatur, als über den großen König. Schon Dohm führt in seinen 1819 erschienen Denkwürdigkeiten nicht weniger als 109 Schriften an, die ihn mehr oder weniger eingehend behandeln. Seit jener Zeit ist deren Zahl noch bedeutend gewachsen. Hat doch sogar ein Engländer, Carlyle, unseren Fridericus Rex zum würdigen Gegenstand eingehender Forschungen und Betrachtungen gemacht. Es ist daher kaum möglich dem Helden eine neue Seite abzugewinnen und doch wollen wir es versuchen. Es ist vielleicht nicht ganz uninteressant, Friedrich II. und seinen berühmten Bruder Heinrich, der, im größeren Publikum viel zu wenig bekannt, vielleicht grade deshalb nicht nach Verdienst gewürdigt wird, neben einander zu stellen. Wir glauben dazu mit Rücksicht auf unsere Eingangsworte umsomehr berechtigt zu sein, als Prinz Heinrich, auch ein Kind des Jännermonats, mit dem neuen deutschen Reich einen Geburtstag hat. Wie kommt es, daß der kluge, geistvolle Prinz, ein Diplomat von Ruf, neben seinem königlichen Bruder unzweifelhaft der bedeutendste Feldherr des siebenjährigen Krieges, dem aus kompetentesten Munde das Zeugniß gegeben wurde, nie einen Fehler gemacht zu haben, — wie

---

*) Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Merkens. Eingeleitet von Dr. Franz Wegele.

kommt es, daß er weder in der Literatur die gebührende Beachtung gefunden, noch jemals wirklich populär geworden ist? Während jedes Dorfkind in der Mark vom Ziethen aus dem Busch, vom großen Reitergeneral Seidlitz, von dem bei Prag gefallenen Schwerin etwas zu erzählen weiß, während diese in Volks- und Soldatenliedern verherrlicht werden, weiß man vom Prinzen Heinrich so gut wie gar nichts. Ja nach Fontane, in seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg, ist er selbst in Rheinsberg, das er fünfzig Jahre besessen und vierzig Jahre bewohnt hat, verhältnißmäßig ein Fremder. Der Aufenthalt des großen Königs als Kronprinz daselbst hat sich noch in der Erinnerung erhalten, aber Alles, was mit dem Prinzen Heinrich zusammenhängt, ist nur eine Zugabe. Das Loos, das dem Prinzen bei Lebzeiten beschieden war: durch ein glänzenderes Licht verdunkelt zu werden, folgte ihm auch im Tode nach. Vielleicht geben die nachfolgenden Zeilen noch weitere Antwort auf die vorstehend aufgeworfene Frage.

Schon als Kronprinz umfaßte Friedrich seine jüngeren Geschwister mit inniger Zärtlichkeit. Die beiden Brüder August Wilhelm und Heinrich gehörten mit zu dem in Rheinsberg gestifteten Bayardorden.*) Nach seinem Regierungsantritt ernannte der König einen seiner treuesten Genossen, den Major von Stille, einen Offizier von ungewöhnlicher Bildung und strenger deutscher Art und Sitte, zum Führer der beiden Prinzen. Im ersten schlesischen Kriege eröffnete Heinrich seine militärische Laufbahn mit dem Feldzug in Mähren und wohnte an der Seite des Königs der Schlacht von Czaslau bei. Im zweiten schlesischen Kriege hatte der erst achtzehnjährige prinzliche Oberst Gelegenheit, bei der Vertheidigung von Tabor einen Beweis seines hohen Sinnes für Preußens Waffenehre zu geben. In der Schlacht bei Hohenfriedberg amtirte er als Königlicher General-Adjutant. Zum General-Major aufgerückt, wohnte er der Schlacht bei Soor in gleicher Funktion bei, hatte jedoch beim preußischen Rückzuge von Trautenau nach Schatzlar Gelegenheit sich persönlich auszuzeichnen, so daß der König von ihm sagen konnte: „Man fängt in der Armee an, seine Talente kennen zu lernen."

In der That wurde Prinz Heinrich unter den ruhmwürdigen Helden des siebenjährigen Krieges nächst dem Königlichen Feldherrn jedenfalls der bedeutendste. Es würde zu weit führen, seine Heldenlaufbahn Schritt für

---

*) Der Bayard-Ritterorden 1736 zu Rheinsberg, gestiftet zur Förderung der Kriegsgeschichte und Heerführung, mit dem Gelübde jeder edlen That, sollte, nach der Zahl der Tafelrunde, 12 Mitglieder haben. Jedes derselben führte einen Brudernamen. Fouquet als Großmeister hieß „der Keusche", Friedrich selbst „der Beständige". Sinnbild des Ordens war ein auf einem Lorbeerkranz liegender Degen, mit dem Wahlspruch des Schutzpatrons „Ohne Furcht und Tadel".

Schritt zu verfolgen. Friedrich der Große hat dem Bruder in seinen nachgelassenen Schriften ein glänzendes Denkmal gesetzt. Das beste Lob, was man dem Prinzen Heinrich spenden könne, so schreibt Friedrich, sei die Erzählung seiner Thaten, und im Kreise seiner Feldherren bezeichnete er ihn als denjenigen, der als Heerführer nie einen Fehler begangen habe. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf im Jahre 1759, zu einer Zeit wo Friedrich selbst seine Lage als verzweifelt ansah, machte allein Prinz Heinrich durch täuschende Bewegungen zwei feindliche Armeen, die österreichische und russische, unthätig, hinderte sie ihren Sieg zu benutzen, behauptete Sachsen und rettete dadurch den preußischen Staat. Diese That wog an innerem Gehalt große Schlachten auf. „Nie", schreibt Tempehof, „zeigte sich das Genie des Prinzen so groß, als nach der Schlacht bei Kunersdorf." Berenhorst, in seinen Betrachtungen über die Kriegskunst, sagt von ihm: „Heinrichs Talente gehören völlig in die Klasse derjenigen, durch welche der Oranier und Catinat schwer zu erreichende Vorbilder der Feldherren wurden. Er hat den lehrreichsten Vertheidigungs- oder vielmehr Behauptungskrieg geführt, der nicht selten zum entschlossensten Angriffskrieg übergeht. Sein System war für diese Umstände, diese Gegner ausdrücklich erfunden. Bei veränderter Beschaffenheit würde sein durchdringender Verstand es durch ein anderes zu ersetzen gewußt haben."

Auch als Schlachtengeneral machte sich Prinz Heinrich berühmt. So bei Prag, wo er den preußischen rechten Flügel kommandirte und durch Wegnahme der Schanze auf den steilen Höhen von Hloupetin ganz wesentlich zum glücklichen Erfolge beitrug. Ebenso errang er noch kurz vor Schluß des Krieges den glänzenden Sieg bei Freiberg.

Heinrichs Ruf war so groß, daß mehrseitig darüber gestritten wurde, welcher der beiden Brüder als Held höher stehe. Heute wird schwerlich noch ein Streit darüber aufkommen. Suum cuique! Friedrich der Große war ein universelles Feldherrngenie, der niemals abstrakten Theorien huldigte, aus einer selbst errungenen Praxis heraus ein neues System der Kriegsführung erfand. Allerdings konnte er sich nicht ganz loslösen von den Bedingungen seiner Zeit; er war gebunden an die eigenthümlichen Heereseinrichtungen, an die jede freie Bewegung hemmenden Verpflegungsmaximen. Aber gerade darin, wie er alle Schwierigkeiten zu überwinden weiß, liegt seine Meisterschaft. Solche bewährt er auch als Lehrer und Erzieher seiner Armee. Seine nach dem zweiten Schlesischen Kriege verfaßten „General-Prinzipien vom Kriege" enthalten noch heute vom Wechsel der Zeiten unberührte Wahrheiten. Die Thaten und Lehren Friedrichs ergänzen sich gegenseitig und erst durch das ernste Studium beider gewinnt man ein vollkommenes Bild seiner Feldherrengröße. — Prinz Heinrich kam nicht in die Lage, große Entwürfe für einen Feldzug zu machen

und die Ziele zu bestimmen, die erreicht werden sollten. Er war das ausführende Organ seines großen Bruders; die Art und Weise jedoch, wie er die ihm ertheilten Aufträge ausführte, wie er alle Umstände zu benutzen und Schwierigkeiten zu überwinden wußte, um, je nachdem, die Rolle des Fabius oder des Cäsar zu spielen, dies Alles verschafft ihm unzweifelhaft die erste Stelle unter den Schwertpaladinen Friedrichs des Großen, immerhin bleibt er aber nur ein dienendes Glied des großen Meisters.

Noch einmal war Prinz Heinrich berufen an die Spitze eines Heeres zu treten. Im Bairischen Erbfolgekrieg, den Laudon „une chienne de guerre politique" nannte, gab es keine Lorbeeren zu pflücken, aber in Allem, was von ihm abhing hat er sich auch hier als ein ebenso einsichtsvoller, wie namentlich auch menschlicher Feldherr bewährt.

Wenn sich auch im Herzen des Prinzen Heinrich eine Verstimmung gegen seinen großen Bruder festsetzte, eine Verstimmung die zur Abneigung wuchs, und auf die wir später wieder zurückkommen werden, so sehen wir ihn nichtsdestoweniger, so bald der Ruf an ihn ergeht, sich mit patriotischem Eifer dem Dienste des Staates widmen.

Friedrich der Große verwandte seinen Bruder wiederholt zu diplomatischen Sendungen. Die wichtigste ist die nach Petersburg, an den Hof der Kaiserin Katharina im Jahre 1770, nicht, wie ausdrücklich bemerkt wird, mit einem Projekt zur Theilung Polens in der Tasche, sondern als Friedensvermittler. Friedrich der Große hatte ein ganz wesentliches Interesse daran, den zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochenen Krieg beendet zu sehen. Zunächst hatte er die Befürchtung, es möchte ein größerer Brand daraus entstehen, außerdem lasteten aber auch die vertragsmäßig während des Krieges jährlich zu zahlenden 400,000 Rubel auf der Staatskasse. Friede ist die Losung Friedrichs und in seinen Briefen an den Prinzen Heinrich ist er unerschöpflich in den Gründen für denselben. Wenn es auch selbstverständlich im Interesse des Königs lag, die trostlosen Zustände in Polen beendet zu sehen, so war doch von einem Auftrage des Prinzen Heinrich, Unterhandlungen wegen einer Theilung dieses Landes einzuleiten, auch nicht im entferntesten die Rede.*) Erst nachdem Oesterreich einzelne Distrikte Polens in Besitz genommen und sich namentlich der wichtigen Salzwerke von Wiliczka und Bochina bemächtigt hatte, kam während der Anwesenheit Heinrichs in Petersburg ein Theilungsprojekt in Anregung. Am 17. Februar 1771 kehrte Prinz Heinrich wieder nach Berlin zurück und kurze Zeit darauf erhielt der preußische Gesandte in Petersburg den ersten Auftrag, wegen einer Theilung Polens die erforderlichen

---

*) „Die erste Theilung Polens" von Adolf Beer. Wien 1873.

Schritte zu thun. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Darlegungen des Prinzen auf diesen Entschluß von maßgebendem Einfluß waren.

Wenn einzelne Schriftsteller, so unter andern Preuß, erwähnen, die Polen hätten sich den Prinzen Heinrich während dessen Abwesenheit in Petersburg bei Friedrich II. als König erbeten, und jener habe es seinem Bruder nie verzeihen können, daß er ohne sein Vorwissen abgelehnt, so gehört das wohl mehr in das Bereich der Fabel. Allerdings spielte um diese Zeit in Warschau die Intrigue eine große Rolle und in unmittelbarer Nähe des Königs Stanislaus August arbeitete eine Partei auf seinen Sturz hin. Bei den Leitern der Bewegung herrschte jedoch die größte Uneinigkeit, und die klaffendste Zwietracht und es steht so viel fest, daß von einer ernstlichen Thronkandidatur des Prinzen Heinrich niemals die Rede gewesen ist.

Wir wenden uns nun zu dem Privatleben des Prinzen Heinrich und zu dessen außeramtlichen Beziehungen zu seinem Bruder. In den ersten Regierungsjahren sah der König die jüngeren Brüder gern in seiner Nähe und wirkte selbstthätig auf ihre Erziehung und Entwicklung. Allerdings mag ihnen die große Gebundenheit in Potsdam nicht ganz behaglich gewesen sein, das hatte jedoch zur Folge, daß sie sich mit ihren sehr übereinstimmenden Gemüthern eng an einander anschlossen.

Im Jahre 1752 vermählte sich Prinz Heinrich, ganz nach freier Neigung, mit der Prinzessin Marianne von Hessen-Kassel, nachdem er sich schon vorher in Rheinsberg, das ihm der König 1744 schenkte, ein eigenes Daheim gegründet hatte. Von der Prinzessin gibt uns die Gräfin Voß in ihren Memoiren über den preußischen Hof eine höchst anziehende Schilderung: „Der seltenste Stern und der Glanzpunkt des Hofes war die schöne jugendliche Gemahlin des Prinzen Heinrich.“ Am Hofe und in der Gesellschaft nannte man sie anstatt mit ihrem Namen und Titel nur mit einer ganzen Reihe schmeichelhafter Beinamen: „Die Schönheit, la belle fée, la divine oder l'incomparable.“ Die Prinzessin überlebte ihren Gemahl noch eine Reihe von Jahren, die Ehe blieb jedoch kinderlos und dies mag wohl mit der Grund gewesen sein, daß mit der Zeit das eheliche Verhältniß ein sehr kühles wurde. Prinz Heinrich war nichts weniger als ein Verehrer des weiblichen Geschlechts und wie Friedrich der Große einsam auf seinem Sansouci lebte, so scheint auch in Rheinsberg la belle fée nur ganz vorübergehend ihren Zauberstab geschwungen zu haben.

Von der zarten und tiefen Empfindung des Königs für alle diejenigen, welche seinem Herzen nahe standen, besitzen wir vielfache Zeugnisse, allerdings auch von seiner zuweilen etwas derben, ja schroffen Art und Weise, wenn es sich um Angelegenheiten des Allerhöchsten Dienstes handelte; dann kannte er

kein Ansehen der Person. Dies letztere mag ein Grund mit gewesen sein, daß sich bei den jüngeren Brüdern, namentlich bei Heinrich, schon frühzeitig eine gewisse Verstimmung gegen den König einstellte. Diese Verstimmung nahm von der Stunde ab einen ernsten Charakter an, wo im Bautzener Lager Friedrichs ganzer Zorn sich über den Prinzen von Preußen ergoß. August Wilhelm, Prinz von Preußen, eine durch Gaben des Herzens und Verstandes ungewöhnlich bevorzugte Natur, war von Hause aus entschieden der Lieblingsbruder Friedrich des Großen. Wir erinnern nur an die ihm geweihte poetische Epistel vom Jahre 1738. Auch als Truppenführer hatte Friedrich eine sehr günstige Meinung von ihm. Diesem Prinzen übertrug der König, nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin am 18. Juni 1757, denjenigen Heerestheil, der sich aus Böhmen langsam nach der Lausitz zurückziehen sollte. Der Auftrag gehört zu den schwierigsten, denn überall drängten die Feinde nach, dabei herrschte unter den Generalen keine Einigkeit; gegen Winterfeld, der dem Prinzen als Rathgeber beigegeben war, hatte dieser ein entschiedenes Mißtrauen. Dazu kam noch, daß der Prinz gegen den ganzen Krieg überhaupt eingenommen war und nach der Niederlage von Kollin in eine unheilvolle Zukunft sah, so daß er gleich von Hause aus mit wenig Zuversicht den Auftrag übernahm. Dies Alles war von unheilvollem Einfluß auf die Führung, und am 29. Juli kam die Armee in der traurigsten Verfassung bei Bautzen an. Friedrich überhäufte seinen Bruder und die Generale, Winterfeld ausgenommen, mit schonungslosem Tadel. Der Prinz von Preußen verließ tief erschüttert die Armee, zog sich in den Kreis seiner Familie nach Oranienburg zurück und starb schon den 12. Juni 1758. Wie man vielfach behauptete, hatte der Gram ihm das Herz gebrochen. Der König wurde durch den Tod seines Bruders in tiefe Trauer versetzt und wandte seine ganze Liebe und Sorgfalt dessen hinterbliebenen Kindern zu.

Es ist nicht zu leugnen, Friedrich der Große war wenig glimpflich, vielleicht hart gegen seinen Bruder verfahren; man denke sich jedoch in seine verzweifelte Lage und in die dadurch erzeugte Stimmung hinein. Beides kommt mit aller Schärfe zum Ausdruck in einem Antwortschreiben des Königs an seinen Bruder bald nach der Bautzener Katastrophe; darin heißt es unter anderem: „Ihr ungeschicktes Benehmen hat meine Umstände sehr zerrüttet. Nicht der Feind, sondern Ihre übelgewählten Maßregeln sind es, die mir all dies Unglück zuziehen. In dieser traurigen Lage bleibt mir nichts anderes übrig, als das Aeußerste zu wagen. Ich werde angreifen und wenn wir nicht siegen können, so wollen wir uns Alle todtschießen lassen.“ Friedrich muthete in den Zeiten der Gefahr seinen Brüdern überhaupt mehr als irgend einem anderen der Diener des Staates zu, sich selber aber sicher am meisten. Recht bezeichnend

sind in dieser Beziehung die Worte, welche der König schon im April 1750 an den Prinzen von Preußen richtete: „In Militärangelegenheiten, die mir so wichtig sind, kann ich Niemanden schonen. Wenn meine Brüder den Anderen ein gutes Beispiel geben, so ist mir das die angenehmste Freude von der Welt. Findet dies aber nicht statt, so vergesse ich in diesem Augenblick alle Verwandtschaft, um meine Pflicht zu thun, die darin besteht, zeitlebens Alles in Ordnung zu halten!"

Sobald es sich um Erfüllung der Pflicht handelte kannte, der König keine Rücksichten. Als Prinz Moritz von Anhalt Anfang August 1757 mit einem kleinen Korps Dresden und Pirna gegen feindliche Unternehmungen sichern sollte, ertheilte er ihm die Anweisung, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit angriffsweise zu verfahren und als seiner Meinung nach nicht genug geschah, schrieb er einige Zeit darauf dem Lieblingssohne des alten Dessauers: „Gehen Sie den Schurken auf den Hals und agiren Sie offensive, oder unsere Freundschaft hört auf. Hier ist keine complaisance für den Prinzen, sondern der General muß seine Schuldigkeit thun; sonst hört Alles auf."

Der Prinz von Preußen wurde von seinen jüngeren Geschwistern hoch verehrt. Ihre Theilnahme für den in ihren Augen ungerecht behandelten Bruder erzeugte eine gewisse Erbitterung gegen den König, die am schärfsten und nachhaltigsten beim Prinzen Heinrich zum Ausdruck kam. Der frühzeitige Tod des geliebten Bruders war nicht geeignet das Verhältniß zu bessern, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es noch in den späteren Jahren am Hofe eine im Stillen frondirende Partei gab, an deren Spitze Prinz Heinrich stand. Der König schien das zu ignoriren, jedenfalls blieb er sich in seinem Verhalten dem Prinzen Heinrich gegenüber immer gleich, er lobte, wie wir sehen, in seinen Schriften die Vorzüge seines Bruders, bedachte ihn brüderlich in seinem Testament und nirgends finden wir einen Laut von Unmuth oder Tadel. Dies läßt sich vom Prinzen Heinrich nicht sagen; sein Unmuth gab sich vielmehr häufig kund, selbst offenkundiger, als es in solcher Lage sich zu geziemen scheint. Der englische Gesandte Mitchell berichtete schon am 19. Dezbr. 1757 nach Hause, der Prinz sei französisch gesinnt, „sehr eitel und haßt seinen Bruder, auf dessen Größe er eifersüchtig erscheint. Er besitzt Talente, jedoch mehr Verschlagenheit als wahre Tiefe." Dieses Urtheil war nun unzweifelhaft ein höchst einseitiges; mit der französischen Gesinnung des Prinzen hatte es jedoch seine Richtigkeit. Wenn er auch seine Pflichten gegen den heimatlichen Staat nie aus den Augen verlor, war er doch ganz befangen durch den prahlenden Geist der Franzosen und ihre galante Liebenswürdigkeit. Er hatte in Sitte, Gewöhnung und Ausdruck etwas prononzirt Französisches und es unterliegt keinem Zweifel, daß seiner Vorliebe für la belle France nicht nur, wie

beim Könige, ein schriftstellerisches Interesse zu Grunde lag, sondern eine wirkliche Vorliebe für Land und Leute. Als er sich 1784, nach längerem Aufenthalte in Frankreich, schweren Herzens von Paris trennte, rief er dem Herzog von Nivernois die Worte zu: Ich verlasse nun das Land, nach dem ich mich ein halbes Leben lang gesehnt habe und an das ich nun während der zweiten Hälfte meines Lebens mit so viel Liebe zurückdenken werde, daß ich fast wünschen möchte, ich hätte es niemals gesehen." Nach dem Tode des großen Königs, den zwar Prinz Heinrich nichts weniger, als geliebt, aber doch geschätzt hatte, und nachdem die Zustände am neuen Hofe dem Prinzen immer peinlicher wurden, trug er sich ernstlich mit dem Gedanken, ganz nach Paris überzusiedeln. Im Jahre 1788 geschahen Schritte zum Ankauf eines Palais in der französischen Hauptstadt, auch wurden Unterhandlungen eingeleitet, um einen größeren Grundbesitz in der Nähe derselben zu erwerben. Die heraufziehenden Wetterwolken, welche bereits die Revolution ankündigten, ließen jedoch zum Glück diese Projekte nicht zur Reife kommen. Schweren Herzens kehrte der Prinz nach seiner Einsiedelei in Rheinsberg zurück, die er auf längere Zeit nicht wieder verließ.

Den französischen Gewohnheiten entsprechend, fiel Prinz Heinrich selbst in der Erregtheit, wie man zu sagen pflegt, niemals aus der Rolle und wenn sich auch zuweilen seine Briefe einer drastischen Deutlichkeit erfreuen, die nichts zu wünschen übrig läßt, so fehlte ihm doch jene altpreußische Derbheit, in welcher Friedrich Wilhelm I. seines Gleichen suchte und die wir am alten Fritz so lieben. Dieser letztere, bei aller Vorliebe für geistreiche Franzosen und deren Literatur, war nichtsdestoweniger in seinem Denken und Fühlen ein echter deutscher Fürst und für das Franzosenthum durchaus nicht eingenommen. Schon 1754 schreibt er an Darget*), indem er sich über die von Voltaire und Maupertuis erhaltenen Briefe beschwert, die voll gegenseitiger Beleidigungen waren: „Ich danke Gott, daß ich nicht so lebhafte Leidenschaften, wie diese Männer habe, weil ich sonst mein ganzes Leben Fehden haben würde. Das Phlegma unserer guten Deutschen ist, was man auch sagen mag, geselliger als der Uebermuth Ihrer schönen Geister. Es ist wahr, daß wir, wie man behauptet, schwerfällig, träge sind und daß wir leider gesunden Menschenverstand besitzen; aber — wenn Sie sich einen Freund zu wählen hätten, wo würden Sie ihn suchen? Der Witz, mein lieber Darget, ist eine Schminke, die nur die Mißgestalt der Züge deckt; der minder glänzende gesunde

*) Darget, beim Beginn des siebenjährigen Krieges Sekretär des französischen Gesandten, kam nach der Schlacht bei Hohenfriedberg als Lecteur und literarischer Sekretär in den Dienst des Königs, trat demselben sehr nahe und blieb auch später von Frankreich aus in brieflichem Verkehr mit ihm.

Verstand führt uns, eben seiner Richtigkeit wegen, zur Tugend, und ohne Tugend giebt es keine dauernde Gesellschaft."

Wir haben schon vorher angedeutet, wie nach dem Tode des großen Königs, und nachdem die Absicht einer Uebersiedelung nach Paris fehlgeschlagen, sich der Prinz Heinrich immer mehr in Rheinsberg einpuppte. Die Zustände, wie sie sich in Berlin entwickelten, konnten ihm unmöglich zusagen und nur äußerst selten ließ er sich in seinem Palais, der jetzigen Universität, sehen. Mit höchster Mißbilligung und wahrscheinlich nicht immer mit der ihm wohl sonst eigenen Zurückhaltung, äußerte er sich über den Einfluß der Rietz und ihres Anhanges. Als er eines Tages an dem Palais der späteren Gräfin Lichtenau vorüberging, sagte er zu seinem Begleiter: „In dieser Spelunke ist Alles infame!" Ein Brief an seinen früheren Adjutanten aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, den General-Lieutnant Grafen Henckel von Donnersmark, d. d. Rheinsberg den 30. Dezember 1791, enthält folgende Stelle, die wir vorziehen im Originaltext wieder zu geben: „Heureusement que j'ignore ici l'existence de Berlin, Potsdam, de Frederic Guillaume, du Roi Bischoffswerder, du Roi Wöllner et des soeurs benyse en théologie, qu'on a plantés à Berlin, qui doivent introduire la nouvelle doctrine, mais auxquels à tout moment on donne le pied au . . . ." Mit diesen Anschauungen war natürlich jeder Verkehr des Prinzen mit dem Hofe und auch jeder Einfluß auf die Staatsangelegenheiten abgeschnitten. Er mißbilligte nicht nur den Krieg gegen Frankreich, der zum Baseler Frieden führte, sondern tadelte vor allen Dingen auch die Art und Weise der Kriegsführung. Seinen Rath in politischen Dingen drängte er jedoch ebenso wenig auf, wie er verlangt wurde. Seine Verstimmung gegen Personen und Zustände am Hofe und im Staate wurde immer mächtiger und zuletzt beschränkte er sich auf einen kleinen Kreis alter Freunde und Gesinnungsgenossen, der sich in Rheinsberg um ihn versammelte. Der Verkehr an seinem Hofe war, wenn auch durch gewisse Formen gebunden, doch frei von aller steifen Etiquette. War auch der Prinz selbst äußerst mäßig, so ließ sein Gastfreiheit doch nichts zu wünschen übrig. In der Unterhaltung war er, wie sein großer Bruder geistreich und anregend; sie drehte sich um Gegenstände der Kunst und Wissenschaft, um philosophische Streitfragen und Dinge der Politik, über die er sich mit großer Freimüthigkeit zu äußern pflegte. Wenn er auch gegen seinen Feldherrnruhm sicher nicht gleichgültig war und durchaus keine übermäßige bescheidene Anschauung von seinen Verdiensten hatte, wurde über Krieg und Kriegführung, vielleicht weil zum Metier gehörig, selten gesprochen.

So verlebte der Prinz, ziemlich abgeschlossen von der Außenwelt, seine letzten Lebensjahre, und man hätte glauben sollen, daß nach dem Tode seines

großen Bruders, schon in Folge des nahe liegenden Vergleiches, aller Groll und alle Bitterkeit gegen denselben aus dem Herzen hätte schwinden müssen. Dem war jedoch nicht so. Wir besitzen ein von dem Prinzen Heinrich errichtetes Monument, dessen Inschriften im Lapidarstyl von seinen Gesinnungen in Bezug auf Friedrich II., auch nach dessen Tode, ein unwiderlegliches Zeugniß geben. Es ist der zu Rheinsberg stehende Obelisk, am 4. Juli 1791 mit geflissentlicher Ovation der Nachwelt übergeben. Zunächst ist das Denkmal aufgerichtet „zum ewigen Gedächtniß von August Wilhelm, Prinzen von Preußen", dessen vorzüglich ausgeführtes Reliefporträt die Vorderfront ziert, demnächst aber auch zur Erinnerung einer Reihe tapferer Männer, die mit und unter ihm gefochten, so wie zur Ehre der preußischen Armee überhaupt. Ueber einzelne der hervorragenden Führer ist jedoch dadurch eine schweigende Kritik geübt worden, daß ihre Namen auf dem Monumente fehlen; so unter anderen die nahen Vertrauten des Königs, Winterfeld und Fouqué, während andere, die unter Friedrichs scharfer Kritik vielleicht zu leiden gehabt hatten, wie der Herzog von Bevern und General von Wobersnow, das Gleichgewicht wieder herstellen. Welche Bedeutung das Monument haben sollte, geht aus einem Schreiben des Prinzen Heinrich vom 11. Juli 1791 an den bereits vorher erwähnten Grafen Henckel von Donnersmark ganz unzweifelhaft hervor. Nachdem die Festlichkeiten am Tage der Enthüllung des Monuments ausführlich beschrieben worden sind, heißt es dann im Text weiter: „Vor langer Zeit schrieb ich Ihnen einmal, daß ich etwas für meinen Bruder im Werke hätte; das ist nun ausgeführt. Dem Geiste und Herzen habe ich alle die Männer in Erinnerung gebracht, deren der große Friedrich in seinen .... Memoiren nicht mit einem Worte Erwähnung thut." Auf dem Monumente sind in goldenen Lettern 28 Namen verzeichnet, mit auf ihr Leben und ihre Thaten bezüglichen Inschriften. Es würde zu weit führen, darauf näher einzugehen. Die schönsten Worte sind an Ziethen gerichtet, während Feldmarschall Schwerin wohl etwas zu kurz kommt. Nachdem allerdings seinen früheren Thaten mit warmen Worten Ausdruck gegeben, schließt die Inschrift, kühl bis an's Herz hinan, mit den Worten: Un drapeau à la main, il fut la victime de son zèle devant Prague le 6 Mai 1757." Es unterliegt keinem Zweifel, und wir haben bereits darauf hingewiesen, daß das persönliche Eingreifen des Prinzen ganz wesentlich zum glücklichen Ausgang der Prager Schlacht beitrug. Im Volksmunde wußte und weiß man jedoch davon nichts, nur der verblutende Schwerin ist der Held des Tages. Das mag denn doch eine Art von Verstimmung im Herzen des Prinzen Heinrich erzeugt haben und man kann kaum den Gedanken unterdrücken, daß sie in jener Inschrift zum Ausdruck kommt. Am 6. Mai 1787, also noch vor Errichtung des Denkmals, gab er

zum dreißigsten Gedenktage der Schlacht bei Prag allen Offizieren und Mannschaften des Regiments Itzenblitz, die jenen Siegestag unter seiner Führung mit durchgemacht hatten, ein glänzendes Fest. Es mag hierbei auch erwähnt werden, daß der Jahrestag der Freiberger Schlacht, die Heinrich mit Recht als sein Meisterstück ansah, alljährlich von ihm gefeiert wurde.

Am 3. August 1802 ging Prinz Heinrich zu seinen Vätern heim. Seine Grabstätte deckt eine Steintafel mit einem von ihm selbst verfaßten Epitaph. Eine noch schönere Denkschrift hat ihm aber sein jüngster Bruder Ferdinand hinterlassen, indem er den 18. August 1802 an die Wittwe des mehrerwähnten Grafen Henckel von Donnersmarck schrieb: „Sie sind zu oft Zeuge von der zärtlichen Freundschaft zwischen mir und meinem Bruder gewesen, um nicht den Schmerz mitzuempfinden, der mich bei dem Gedanken erfüllt, von ihm für dies Leben getrennt zu sein. Ich liebte ihn mehr, als Sie sich vorstellen können. Ihn zu sehen und jene Empfindungen erneuern zu können, machte mein ganzes Glück aus. Alles dies ist für mich dahin und es bleibt mir nur die Erinnerung an eine glückliche Vergangenheit. Ihr verstorbener Herr Gemahl, lange Zeit Adjutant meines Bruders, wird Ihnen von ihm erzählt haben. Als Gefährte seiner Heldenlaufbahn konnte er selbst beobachten, mit welcher Sorgfalt er darüber wachte, daß das Unglück des Krieges möglichst wenig auf den Ländern lastete, die dessen traurige Opfer waren. Kein Prinz hat seinem Lande größere Dienste erwiesen, als mein Bruder. Während des siebenjährigen Krieges erhielt er durch seine Geschicklichkeit den preußischen Staat; auch seine diplomatischen Verhandlungen trugen dazu bei, die Monarchie zu vergrößern und sie mit denjenigen Staaten ins Gleichgewicht zu bringen, die Preußens Untergang im Auge hatten.“

Auch wir möchten dem Andenken des Prinzen Heinrich volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er war groß als Feldherr, nach vielen Seiten hin ausgezeichnet als Mensch und mit seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgestattet. Sein Auge, sein heller Blick wurde jedoch getrübt durch das strahlende Licht des größeren Bruders, das anstatt Stolz nur Bitterkeit in sein Herz hinein trug. Friedrich, der sich zwar selbst als erster Diener des Staates kennzeichnet, jedoch dem Geiste seiner Zeit entsprechend als Autokrat herrschen mußte und zum Segen seines Landes herrschte, kannte, sobald es sich um die Staatsraison handelte, keine Rücksichten und wurde dadurch dem Einzelnen zuweilen recht unbequem. Dem jüngeren Bruder, nicht ohne alle Eitelkeit, fehlte es an derjenigen unterordnenden Resignation, die sich mit dem kategorischen Imperativ abfindet. So dürfen wir denn wohl dieses Charakterbild abschließen mit einer Stelle aus dem Epitaph, das Prinz Heinrich für seine Grabstätte selbst geschrieben: „Wanderer gedenke daran, daß Vollkommenheit auf der Erde niemals zu finden ist.“ W. v. H.

Sozialistische Chronik.

Die sozialistische Bewegung in Deutschland gleicht gewissermaßen Kaulbach's „Hunnenschlacht" im Treppenhause des Neuen Museums. Während ein heißer Tageskampf den irdischen Boden mit Ruinen und Trümmern bedeckt, tost die Geisterschlacht hoch oben in den Wolkenhöhen der Gedankenwelt. Von Anfang an gingen beide Strömungen neben-, gelegentlich auch durcheinander. Und es lag dabei in der Natur der Dinge, daß vorzugsweise konservative Denker und Politiker Geschmack an Theorien fanden, welche zu einem Zwangsstaat führten, der den absoluten Staat noch weit überflügelte. Rodbertus und Wagener unterstützten Lassalle, mindestens so weit er gegen den Liberalismus kämpfte und auch noch darüber hinaus. Dann kam aber auch eine Zeit, in welcher das theoretische Liebäugeln mit dem Sozialismus in einen Theil der liberalen Schlachtreihen überschlug und hier eine Verwirrung anstiftete, die glücklicherweise ebenso kurze Zeit währte, als sie leider Unheil genug anrichtete.

Es waren die schönen Tage des Kathedersozialismus. Was sich 1872 bei Gründung des „Vereins für Socialpolitik" vollzog und zwar — nach einer Unsitte, welche in einem Theile der deutschen Gelehrtenwelt immer ihre Anhänger gefunden hat — unter viel größerem Lärm und Spektakel vollzog, als nach Lage der Sache irgend angezeigt erschien, war eine nothwendige Auseinandersetzung auf dem Gebiete der deutschen Nationalökonomie. Die glänzenden Erfolge der Freihandelsschule riefen in ihren Vertretern naturgemäß eine Art Unfehlbarkeitsbewußtsein hervor; ihre jüngeren Köpfe berauschten sich förmlich an dem Prinzipe des laisser faire et laisser aller, das sie in ganz einseitiger Weise proklamirten, ohne irgend Rücksicht auf konkrete Verhältnisse zu nehmen. Sie vertraten eine abstrakte Doktrin, welche in dieser schroffen Form am wenigsten das Recht hatte, sich auf Adam Smith zu berufen und durch den dazumal in allen Schichten der Nation gleichmäßig grassirenden Schwindelgeist eine grelle Beleuchtung ihrer Unzulänglichkeit erhielt. Die unausbleibliche Reaktion hiergegen war der Kathedersozialismus, der sich nun seinerseits nach der bekannten Erfahrung in das entgegengesetzte Extrem verrannte und seinen berechtigten Kern unter einer dichten Wolke nebelhafter Träume und Phrasen, selbst für scharfe Augen, nahezu ganz verbarg. Seine Vertreter fehlten zunächst darin, daß sie nicht einmal einen Versuch zu einer klaren und scharfen Formulirung ihres Programms machten, sondern sich im Wesentlichen begnügten, hinter jede Institution der bestehenden Ordnung ein riesiges Fragezeichen zu setzen, indem sie es Jedem überließen, sich diese Hieroglyphe nach Belieben zu deuten. Sie fehlten weiter darin, daß sie die sozialdemokratische Agitation, die damals

allerdings geistig und sittlich höher stand, wie heutzutage, mit viel zu freundlichen Augen betrachteten und in den hohlen Rodomontaden der gewerbsmäßigen Demagogen in der That die ersten mündigen Worte eines neuen Geschlechts zu hören vermeinten. Sie fehlten endlich und zumeist darin, daß sie unter dem Banner des Kathedersocialismus Einer für Alle und Alle für Einen standen, ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Feinde ringsum schlossen, das nur in der Negative, aber nicht in der Positive eine Wahrheit war. Die Einen befaßten sich wirklich mit dem Sozialismus der strengen Observanz und unterschieden sich von Lassalle und Marx höchstens im Grade, aber nicht in der Art, während die Anderen nur nach mehr oder minder tief eingreifenden Reformen innerhalb der wirthschaftlichen Ordnung von heute verlangten, diese Ordnung aber an sich aufrecht erhalten wollten. Die Wagner, Samter, Schönberg entdeckten allerlei gesunde Bestrebungen in der „Internationalen Arbeiterassoziation" von Marx, sie forderten mehr oder minder umfassendes Gemeineigenthum am Grund und Boden und ähnliche schöne Dinge, wenn auch immer noch mit allerlei „Wenn" und „Aber" verbrämt, während die Schmoller, Brentano, Held, Nasse in der Hitze des Gefechts sich wohl zu manchem großen Worte verleiten ließen, das gefährlicher klang, als es gemeint war, aber im Wesentlichen auf dem wissenschaftlichen Boden der Freihandelstheorie blieben und nur gegenüber den Ausschreitungen des abstrakt-einseitigen Prinzips des Gehenlassens die sittlichen Schranken betonten, die wie allem menschlichen Dasein, so auch dem freien Treiben des wirthschaftlichen Marktes gezogen sind. Der linke Flügel der Kathedersozialisten stand der sozialdemokratischen Partei viel näher, wie dem rechten Flügel, während der rechte Flügel sich in allem Wesentlichen mit den wissenschaftlichen Vertretern der Freihandelstheorie nahe berührte, ihnen jedenfalls verwandter war, als diese ihrerseits den Heißspornen des Manchesterthums.

Im Laufe von fünf Jahren hat sich das trübe Durcheinander verschiedenartigster Elemente, das Anfangs im „Vereine für Sozialpolitik" und seinen jährlichen Generalversammlungen, vulgo Kathedersozialisten-Kongressen, zusammenrann, einigermaßen geklärt und gesetzt. Diese Entwickelung im Einzelnen zu verfolgen, würde an dieser Stelle zu weit führen; genug, die sozialistischen Velleitäten traten von Jahr zu Jahr zurück, und in demselben Maße gewannen die praktischen Sozialreformer die Oberhand. Und da ihn ähnlicher Weise unter den harten Lehren der wirthschaftlichen Krisis die extremen Auswüchse der Freihandelsschule verschwanden, so trat immer klarer und unzweideutiger die Erkenntniß hervor, daß die beiden Richtungen der wissenschaftlichen Nationalökonomie in Deutschland nicht die Aufgabe haben, sich zu bekämpfen, zu verdächtigen, zu zerfleischen, sondern sich zu ergänzen, zu stützen, sich ge-

genseitig vor Verirrungen in extreme Abstraktionen zu schützen. Aeußerlich prägte sich diese Einsicht in dem Abkommen aus, daß der kathedersozialistische und der volkswirthschaftliche Kongreß Jahr um Jahr mit ihren Versammlungen alterniren und jeder von ihnen den Mitgliedern des andern als stimmberechtigten Gästen Zutritt zu seinen Verhandlungen gewähren solle. Zweimal bereits hat sich diese Einrichtung durch ausbewährt; 1876 auf dem volkswirthschaftlichen Kongresse in Bremen, 1877 auf dem sozialpolitischen Kongresse in Berlin. Der Glanzpunkt dieser letzteren Versammlung war Schmoller's schönes Referat über die Reform der Gewerbeordnung, das ganz frei von allen subjektiven Weltverbesserungsplänen, aus der historischen Entwicklung der deutschen Gewerbe die nothwendigen Gesichtspunkte der Reform wie von selbst hervortreten ließ und in ergreifenden Worten den deutschen Idealismus und den deutschen Staat als die Mächte feierte, die sicher der Zukunft über den sozialen Wirren der Gegenwart walteten. Es war bezeichnend, daß ein so einflußreiches und hervorragendes Mitglied des volkswirthschaftlichen Kongresses, wie H. B. Oppenheim ist, Schmoller die Hand zu gemeinsamem Wirken reichte und sich mit seinen positiven Forderungen in Allem und Jedem einverstanden erklärte.

Bei solcher Lage der Dinge bedarf es keiner näheren Ausführung, wie sehr der Geist weltenstürmender Opposition, in welchem nicht die meisten, aber die lautesten seiner Gründer den „Verein für Sozialpolitik" stifteten, sich bis auf den letzten Hauch verflüchtigt hat, weßhalb die Träger dieses Geistes auf der vorjährigen Generalversammlung ganz und gar in den Hintergrund traten. Nur das kampf- und streitlustigste Mitglied dieser Richtung, Professor Adolf Wagner, Ordinarius der Volkswirthschaft an der Berliner Universität, mochte den verlornen Posten der Sozialisterei — wenn es gestattet ist, diesen Ausdruck für eine schwankende Koketterie zu gebrauchen, die weder nach rechts und nach links hin konsequent zu sein wagt — ohne Weiteres aufgeben. Er referirte auf jenem Kongresse über die Kommunalsteuerreform und wußte selbst in diese trockene und verwickelte Materie allerlei sozialistische Gedankenspäne zu verweben, die gemeiniglich in der Form ebenso provocirend, als im Inhalte viel- und eben deshalb nichtssagend waren. Wenn er beispielsweise die Ausdehnung des kommunistischen, des gemeinwirthschaftlichen Systems, speziell der bezüglichen Thätigkeiten des Staats und der Gemeinde, extensiv und intensiv als die Signatur unserer Zeit bezeichnet, so lassen sich unter diese weitbauschige Redewendung ebensogut sehr gefährliche, wie sehr unschuldige Gedankenreihen subsumiren. Wagner erfuhr wegen dieser Orakelsprüche heftige Angriffe von Karl Braun, dem Präsidenten des volkswirthschaftlichen Kongresses; darauf mußte er gefaßt sein, und er legte sich in seinen Repliken

auch durchaus keinen Zwang auf. Schwerer aber traf es ihn augenscheinlich, daß auch seine eigenen Vereinsgenossen ihn thatsächlich desavouirten und namentlich die Bonner Professoren Held und Nasse in den feurigen Wein seiner Resolutionen und Thesen so viel Milch der frommen Denkungsart mischten, daß selbst Karl Braun und seine Freunde vom volkswirthschaftlichen Kongresse für dieselben stimmen konnten und stimmten. Nunmehr gab Wagner den Verein für Sozialpolitik" hoffnungslos verloren und übertrug die Fehde auf's literarische Gebiet. Er veröffentlichte sein Referat über die Kommunalsteuerfrage mit einem polemisirenden Nachworte und provozirte damit eine Antwort Held's. Mit diesen Publikationen dürften die zeitgenössischen Akten über den Kathedersozialismus im eigentlichen Sinne des Worts, insoweit er nicht sowohl als umgestaltende, wie als umwälzende Organisation in unsere sozialpolitischen Verhältnisse eingreifen wollte, mindestens vorläufig geschlossen sein.*)

Adolf Wagner ist ohne Frage ein gewandter und scharfsinniger, aber er ist keineswegs in gleichem Maße ein klarer und konsequenter Kopf. Er regt vielmehr an und auf, als daß er begründet und entwickelt. Sein Urtheil ist ebenso schroff, wie es veränderlich ist. Er liebt den Kampf und es ist offenbar Lassalles Schatten, der ihn beunruhigt. Was er in seiner Broschüre über die öffentliche Verketzerung des Sozialismus, über die Ungerechtigkeit und Unwissenheit der Presse sagt, ist nur ein matter Aufguß der Schlagworte, welche Lassalle vor fünfzehn Jahren zuerst mit dreimal mehr Geist und zu seiner Zeit, wie von seinem Standpunkte aus auch mit dreimal mehr Recht formulirte. Sachlich erklärt Wagner für die hauptsächliche Aufgabe des Vereins für Sozialpolitik, das im wissenschaftlichen Sozialismus Haltbare und Richtige, das selbst in den Forderungen der Sozialdemokratie immerhin Berechtigte und Ausführbare offen anzuerkennen und demgemäß zur eigenen Forderung zu erheben. Er findet dies „Prinzip" in dem freundschaftlichen Bündnisse mit dem volkswirthschaftlichen Kongresse verletzt; er sieht darin ein unerlaubtes „Kompromittiren", eine „prinzipielle Abneigung gegen Prinzipien", eine Selbstvernichtung, die den Verein unfähig mache, zu den „großen Gedanken" des Sozialismus unbefangene Stellung zu nehmen, als welche „große Gedanken" er die Kritik des Privateigenthums an Grund und Boden und Kapital, sowie des Erbrechts und die Forderung einer Abschaffung dieser Rechtsinstitute; die Kritik der heutigen, regellosen Produktion und die Forderung einer planvollen

---

*) Adolf Wagner, die Kommunalsteuerfrage. Mit einem Nachworte: der Verein für Sozialpolitik und seine Verbindung mit dem volkswirthschaftlichen Kongresse. Leipzig, Winter 1878. — Adolf Held, Sozialismus, Sozialdemokratie und Sozialpolitik. Leipzig, Duncker & Humblot 1878.

Regelung der Produktion, mit anderen Worten das Programm der deutschen Sozialdemokratie nennt. Kurzum, er erklärt, daß der Verein für Sozialpolitik, statt Fühlung mit dem volkswirthschaftlichen Kongresse zu suchen, vielmehr nach links hin an den radikalen Sozialismus hätte aufschließen müssen, um seinen Charakter zu bewahren und seine Zukunft zu retten.

Auf diese leidenschaftlichen Anklagen antwortet Professor Held bündig und gemessen. Er verwirft selbstverständlich nicht die wissenschaftliche Diskussion der theoretischen Prinzipien und Probleme, aber er verweist sie dahin, wohin sie gehören, in das einsame Zimmer des Gelehrten. „Wenn irgend eine Art von Arbeit, so bedarf die rein wissenschaftliche der individuellen Thätigkeit und sie gedeiht schlecht in gesellschaftlicher Korporation. Debatten setzen Abstimmungen voraus, Abstimmungen über ein wissenschaftliches Problem sind ein Unsinn.“ Für die praktische Sozialpolitik aber, für die Aufgabe des Vereins, „in wissenschaftlicher Weise Zielpunkte für die Gesetzgebung zu geben“, kommt es nicht auf das Stecken ferner Ziele, sondern auf das Suchen sicherer Wege, kommt es darauf an, in geschlossener Reihe nächste erreichbare Ziele anzustreben. Das Kompromiß mit dem volkswirthschaftlichen Kongresse ist ein gesundes, denn um sich auf gemeinsamem Boden zu finden, mußten beide Theile sich in ehrlicher Selbstkritik von Einseitigkeiten und Ueberschwenglichkeiten befreien; so weit noch Gegensätze vorhanden sind, messen sie ihre innere Kraft besser in friedlicher Diskussion, als in ewiger Fehde. Diese schlüssige Abwehr ergänzt Held sachlich durch eine feste und klare Stellungnahme zur Sozialdemokratie; durch seine eingehende Kritik Ricardo's, jenes englischen Oekonomen, von welchem Lassalle und Marx ihre Hauptsätze ableiten, füllt er eine fühlbare Lücke in der einschlägigen Literatur aus. Nur in zwei Punkten dürfte seine Auffassung erheblichen Bedenken unterliegen. Zunächst opfert er den Begriff, aber er will nicht von dem Worte „Sozialismus“ lassen. Er unterscheidet fundamental zwischen Sozialismus und Sozialdemokratie. Sozialismus ist ihm „jede Richtung, welche irgend welche Unterordnung des Einzelnwillens unter die Gesammtheit verlangt.“ Er schreibt etwas phrasenhaft und unklar: „Individualismus d. h. Freiheit, Sozialismus d. h. Ordnung, sind zwei ewig gleich berechtigte Prinzipien, von denen nie das eine das andere völlig ausschließen kann, sondern die nur zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Maße neben einander bestehen können.“ Diese Etymologie ist bestenfalls eine persönliche Liebhaberei, welche gerade bei einem praktischen Politiker befremden muß, denn sie würde konsequent durchgeführt eine heillose Konfusion in der öffentlichen Debatte hervorrufen. Es ist ja vollkommen richtig, daß sich in das allgemeine und vieldeutige Wort mancherlei hineinlegen läßt, allein der Sprachgebrauch hat nun einmal seit einem Jahrzehnt entschieden, und er läßt sich nicht ohne

Weiteres umstürzen, ob man ihn auch mit Held „thöricht" nennt. Wenn Wagner auf die Frage: „Was ist Sozialismus?" seinerseits antwortet: „Ein dem heutigen entgegengesetztes System der wirthschaftlichen Rechtsordnung, wo die sachlichen Produktionsmittel, d. h. Grund und Boden und Kapital nicht im Privateigenthum einzelner privater Mitglieder der Gesellschaft, sondern im öffentlichen oder Gesammteigenthum der Gesellschaft sich befinden", so ist diese Definition zwar viel zu eng, denn sie umfaßt nur den kommunistischen Sozialismus von Marx, aber sie trifft jedenfalls viel schärfer die politisch, publizistisch und auch wissenschaftlich übliche Auffassung des Begriffes, wie Held's allgemeine Umschreibung. Einem gefährlicheren und verhängnißvolleren Irrthum giebt letzterer sich dann weiter hin, wenn er in der deutschen Sozialdemokratie die wirthschaftliche Utopie und das politische Umstürzlerthum unterscheidet, in der ersten die harmlose, in der zweiten die gefährliche Seite der Bewegung erblickt. Das ist grundfalsch. Wie wenig Halt politisch revolutionäre Bewegungen auf deutscher Erde haben, zeigen die verkümmerten und immer mehr verkümmernden Ansätze republikanischer Parteibildungen; das Gleißende, Lockende, Werbende der sozialdemokratischen Agitation ist durchaus und durchweg das wirthschaftliche Demagogenthum. Held sucht zwar in geistvoller Weise zu entwickeln, wie die extremen Auswüchse, die jugendlichen Verirrungen des vormärzlichen Liberalismus heute noch in unserm öffentlichen Leben rumoren, aber ihr klassischer und prägnanter Niederschlag ist etwa der Berliner Fortschritt und die süddeutsche Volkspartei; bei der Sozialdemokratie kommen sie wohl in Betracht, aber nur als nebensächliches, nicht als entscheidendes Moment.

Diese Auseinandersetzung zwischen Held und Wagner, wenngleich sie weniger Bahn brach, als vielmehr nur thatsächliche Entwickelungen besiegelte und verbriefte, hat dem „Verein für Sozialpolitik" seine Zukunftsbahnen endgiltig angewiesen, hat namentlich auch aus den Reihen der liberalen und nationalen Parteien in Deutschland die sozialistische Velleität zu Gunsten der sozialen Reform verdrängen helfen. Und es ist nun überaus charakteristisch zu sehen, wie der linke Flügel der Kathedersozialisten, sobald er den Vereinsboden unter den Füßen verlor, in einem Noth- und Bergehafen schwamm, in welchem alle Parteitrümmer durch einander wirbeln, die mit der deutschen Entwickelung des letzten Jahrzehnts gleichviel aus welchen Gründen unzufrieden sind. Der konservative Sozialismus, welcher Lassalle gehätschelt hatte, trat naturgemäß zurück, als der vornehmlich aus liberalen Kreisen sich rekrutirende Kathedersozialismus auftauchte; Rodbertus, Wagener und ihr talentvoller Schüler Rudolf Meyer versuchten zwar gelegentlich, auf den Eisenacher Kongressen festen Fuß zu fassen, allein es gelang ihnen vorerst nicht, und als in Folge der inneren Spaltungen des „Vereins für Sozialpolitik" der Boden vielleicht

günstiger gewesen wäre, war Rodbertus todt, waren Wagener und Meyer im öffentlichen Leben unmöglich geworden. Ein Erbe ihres Geistes und ihrer Traditionen fehlte, indeß das dringende Bedürfniß der reaktionär-ultramontanen Presse, aus dem sozialdemokratischen Hexenkessel Brandfackeln gegen die liberale Weltanschauung zu requiriren, war wo möglich noch gewachsen und in ihrer Unfähigkeit, es zu bändigen, nahm sie, was sie eben fand. Sie fand aber nur ein dickes Pamphlet, das ein Landgeistlicher in der Welteinsamkeit eines märkischen Pfarrhofes über die Lösung der sozialen Frage zusammenphantasirt hatte.*) Dies Buch ist unter allem konfusen Zeug, welches seit einem Jahrzehnt über diese Themata geschrieben ist, weitaus die konfuseste Leistung, wieviel immer das sagen will. Die wissenschaftliche Methode Todt's besteht darin, nicht etwa die Gedanken eines Owen und St. Simon oder sonst religiös angehauchten Sozialisten, sondern die ganz gewöhnlichen Hetz- und Schlagworte eines Hasenclever, Hasselmann, Liebknecht mit den Reden Jesu zu vergleichen, so wie sie von der Bibel überliefert werden, und schließlich zu dem Resultate zu gelangen, daß, was jene sozialdemokratischen Reiseapostel predigen, nach Sinn und Wort genau dasselbe sei, was einst Jesus von Nazareth auf seinen Wanderungen im heiligen Lande lehrte. Hr. Todt resümirt seine weitläufigen Auseinandersetzungen über die sozialdemokratische Lehre also: „Ihre Grundprinzipien bestehen nicht nur vor der Kritik des neuen Testamentes, sondern enthalten geradezu evangelische, göttliche Wahrheiten; ihre Anklagen gegen die heutige Gesellschaftsordnung sind größtentheils begründet, ihre Forderungen berechtigt.“ „Größtentheils“, sagt Hr. Todt allerdings nur, allein diese Restrinktion bezieht sich ausschließlich auf den Atheismus der Sozialdemokratie, für den freilich selbst jesuitische Dialektik keine Belegstellen in den Reden Jesu auffinden kann. Indeß auch dieser betrübende Kasus macht Herrn Todt nur lachen; er erklärt, daß der Atheismus keine inhaerente Eigenschaft der sozialistischen Weltanschauung, sondern nur ein äußerliches Accidenz, eine schlechte Angewohnheit sei, durch welche das böse Beispiel der Liberalen die guten Sitten der Sozialdemokraten verdorben habe. Selbstverständlich fließt das Buch über von den wildesten und zügellosesten Schmähungen gegen den Liberalismus, in welchen die Friedfertigkeit dieses Predigers der Liebe ebenso prägnanten Ausdruck findet, wie seine Wahrhaftigkeit; umgekehrt wird jede sozialdemokratische Schmähung und Verdächtigung als baare und blanke Münze genommen und der Autor scheut sich selbst nicht, einem Manne von Gladstone's Weltruf die

*) Rudolf Todt, der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft. Versuch einer Darstellung des sozialen Gehalts des Christenthums und der sozialen Aufgabe der christlichen Gesellschaft auf Grund einer Untersuchung des neuen Testaments. Wittenberg, Rust 1877.

Worte so im Munde zu verdrehen, daß der englische Staatsmann ein vernichtendes Urtheil über die heutige Wirthschaftsordnung gefällt zu haben scheint, während er thatsächlich das gerade Gegentheil gesagt hat, wie Herr Todt wissen mußte und thatsächlich gewußt hat.*)

Ein so monströses, je nach dem Standpunkte der Leser blasphemisches oder skurriles Buch wurde der Köcher, aus welchem die reaktionär-ultramontanen Blätter seit Monaten eine Fülle übelduftender Geschosse gegen den Liberalismus entsandten. Diese literarischen Erfolge begeisterten selbstverständlich den Pastor Todt und so trat er Mitte Dezember vorigen Jahres mit einem langathmigen Aufrufe zur Gründung eines „Zentralvereins für Sozialreform" hervor, welcher den Atheismus und Republikanismus der Sozialdemokratie bekämpfen resp. „vernichten", aber selbstverständlich über ihre sozialen Theorien nur „orientiren" soll, die ja nach Herrn Todt „evangelische, göttliche Wahrheiten" enthalten. Bei diesem kühnen Ritte mitten in das Treiben des politischen Markts trugen dem märkischen Landpfarrer vier Knappen Schwert und Lanze. Erstens der Rittergutsbesitzer Dr. Calberla aus dem Königreiche Sachsen, der eine recht treffende Abhandlung über die Werththeorie von Marx veröffentlicht hat und im Uebrigen auf den Kongressen der „Steuer- und Wirthschaftsreformer", vulgo Agrarier von der Firma Niendorf und Perrot eine gewisse Rolle zu spielen pflegt. Zweitens Freiherr v. Roëll, welcher die „deutsche volkswirthschaftliche Korrespondenz" in schutzzöllnerischem Sinne redigirt. Drittens der pietistische Hofprediger Stöcker und viertens der Fabrikant Crüger in Brandenburg a. d. Havel, der ein Schwager Stöcker's und Pietist, Schutzzöllner und Reaktionär in einer Person ist. Diese vier Herren unter Leitung des Pfarrers Todt gründeten den „Zentralverein für Sozialreform", konstituirten sich aus eigener Machtvollkommenheit als sein Vorstand und bekundeten insofern einen sehr praktischen Blick, als sie in ihren zahlreichen Aufrufen und Zirkularen nach Montecuculi's Rath Geld, Geld und wiederum Geld für eine energische Kriegführung verlangten.

Hinter dieser ersten Schlachtreihe marschirte aber noch eine zweite. Vereinsorgan sollte eine Wochenschrift „der Staatssozialist" werden, die vom 1. Januar dieses Jahres ab in der That erschienen ist und bisher in drei Nummern vorliegt. Als Mitarbeiter dieses Blattes fungiren die großdeutschen Partikularisten Petermann und Schäffle, letzterer auch Mitarbeiter der sozialdemokratischen „Neuen Gesellschaft" und — die Kathedersozialisten des linken Flügels, Samter, v. Scheel und Adolf Wagner. Man kann darnach ohne

*) Um einen so harten Vorwurf nicht unbegründet zu lassen, sei mir der Hinweis gestattet, daß ich den urkundlichen Nachweis im Feuilleton der „Weserzeitung" vom 23. Dec. v. J. erbracht habe.

Uebertreibung sagen, daß der neue Verein ein Imbroglio aller antiliberalen und antinationalen Bestrebungen ist; in erlesenen Vertretern präsentiren sich Agrarier, Pietisten, politische Reaktionäre, Schutzzöllner, Partikularisten, Sozialisten. Es fehlt nur noch eine letzte Farbe in der bunten Musterkarte, die schwarze Kouleur des Ultramontanismus. Allein diesem Mangel ist einigermaßen durch die freundliche Bereitwilligkeit abgeholfen, mit welcher die „Germania" Pathenstelle an dem neugeborenen Kinde übernahm; mit dem praktisch klaren und umsichtigen Blicke, der ihr unstreitig eigen ist, erkannte sie zwar die ganze Unklarheit und Verschwommenheit des seltsamen Beginnens, allein gerade darin sah sie ein tröstliches Zeichen, daß die Pfade des Centralvereins wohl oder übel in die Wege münden müßten, welche nach Rom führen.

Seit dem halben Monate ihres Bestehens hat diese neue, sozialpolitische Vereinigung eine Regsamkeit und eine Versalitität entfaltet, die wirklich wenn nicht bewunderns-, so doch staunenswerth ist. Kaleidoskopisch schwirren Namen, Anschauungen, Forderungen, Wünsche durcheinander. Kaum hatten sich die neuesten Weltverbesserer als „Staatssozialisten" getauft, als sie sich bereits selbst wieder in „Christlich-Soziale" umtauften, und eben brüten sie auch schon über einem neuen Namen für ihr Blatt. In keinem positiven Punkte haben sie ein gemeinsames Programm: einig sind sie nur in dem weißglühenden, bisweilen wirklich nicht mehr zurechnungsfähigen Hasse gegen die liberale Ordnung der Dinge in Gesellschaft und Staat. Wenn die Redaktion des „Staatssozialist" folgende Auskunft über die Intentionen der Mitglieder des Centralvereins giebt: „Fast ohne Ausnahme Mitglieder der besitzenden Klassen, haben sie gleichwohl eine größere Furcht vor den verschiedenen Enteignungen, welche das herrschende Bankerottsystem bewirkt, als vor den Expropriationen, mit welchen der Staatssozialismus droht. Sie erblicken in dem regellos tobenden Konkurrenzkampfe von heute nichts als ein durch Eigenthumsillusionen verhülltes Expropriationssystem . . . Doch beschränken sich die Enteignungen und Besitzvertreibungen dieses Systems keineswegs auf die ökonomischen Dinge. Auch die moralischen, religiösen, politischen werden davon betroffen. Der rasende Konkurrenzkrieg wirft die Menschheit aus dem Besitze aller ihrer Heiligthümer. Es giebt keine Ruhe des Geistes, keinen Frieden der Seele mehr. Ueberall Enteignung! Der Mann verliert seine Würde, das Weib seine Ehre" — so scheinen diese Brand- und Hetzphrasen aus irgend einer wüthenden Deklamation eines untergeordneten Blattes der Sozialdemokratie abgeschrieben zu sein, allein die letztere kann bei der Verbreitung solcher Ansichten wenigstens für sich geltend machen, daß sie ein wirksames Rezept radikaler Reform fix und fertig in der Tasche zu haben glaubt, was beim „Staatssozialist" ganz und gar nicht der Fall ist. Er weiß in absolut keinem kon-

kreten Falle, was er eigentlich will und sucht sich über seine vollkommene Unfähigkeit und Unfertigkeit durch die in jeder Nummer mehrmals wiederholte Phrase hinwegzuhelfen, er sei nur erst ein „Destillirapparat", um positive Reformgedanken „abzuklären." Um übrigens gerecht zu sein, muß bemerkt werden, daß Scheel und Wagner sich denn doch nicht ohne einige Regungen ihres wissenschaftlichen Gewissens in dieser Gesellschaft tummeln. Jeder von ihnen hat bisher je einen Aufsatz in den „Staatssozialist" beigesteuert. Wagner begrüßt das Blatt als willkommene Stätte, um seinerseits „das vielfach sehr berechtigte" im kommunistischen Sozialismus von Marx zur Geltung zu bringen, ist aber vorsichtig genug zu bemerken, daß er sich mit den ihm „ferner stehenden Seiten" des Programms, also wohl mit dem Kampfe gegen Atheismus und Republikanismus, nicht beschäftigen werde. Scheel wirft einen mißbilligenden Seitenblick auf den „etwas scharfen Titel" des Organs und schreibt im Uebrigen „über die Kampfesweise gegen die Sozialdemokratie" so maßvoll und verständig, daß jedes antisozialistische Blatt in Deutschland gleichviel welcher sonstigen Parteirichtung und unbeschadet einzelner Differenzen den Artikel mit Freude abgedruckt haben würde; wenigstens um solcher Ausführungen willen war kein neuer „Destillir- und Klär-Apparat" nothwendig.*) Samter und Schäffle haben bisher noch nichts von sich hören lassen.

In holder Harmonie mit dem theoretischen Wirrwar befindet sich die praktische Agitation der Staatssozialisten. Schon am 3. Januar ließen sie durch einen zu ihnen übergegangenen Agitator der Sozialdemokratie eine Volksversammlung in Berlin berufen, die von fünfzehn ihrer Anhänger und wie zu erwarten stand von etwa tausend Sozialdemokraten besucht war. Hofprediger Stöcker sprach in jener glatt-süßlichen, unter dem ehrwürdigen Schimmer sanftmüthigen Trostes die Gemüther der Arbeiter tief aufregenden Weise, in welcher dermaleinst der streitbare Bischof von Mainz ein so klassisches Muster war. Allein inzwischen sind deutsche Volksversammlungen an derbere Kost gewöhnt und ein Komödiant lehrte den Herrn Pfarrer, wie man heutzutage die Massen haranguirt. Most donnerte in den landesüblichen Tiraden gegen alles Bestehende im Allgemeinen und gegen Christen-, Kirchen- und Priesterthum im besonderen und ließ sich dann in einer entsprechenden Resolution vom souveränen Volke bestätigen, daß er in jedem Worte und in jeder Silbe Recht habe. Sein Zuruf an die „Pfaffen", sie möchten ihre Rechnung mit dem Himmel schließen, denn ihre

*) Während des Druckes dieses Aufsatzes veröffentlichen Scheel und Wagner eine Collectiverklärung, in welcher sie sich von den politischen und religiösen Tendenzen des „Centralvereins für Sozialreform" lossagen, aber sich dadurch nicht abbalten lassen wollen, wissenschaftliche Beiträge für das Blatt eines Vereins zu liefern, welcher praktisch für die von ihnen seit Jahren theoretisch verfochtene Idee sozialer Reformen zu agitiren beabsichtige.

Uhr sei abgelaufen, gab noch zu dem humoristischen Nachspiele Anlaß, daß sich Hofprediger Stöcker in beweglichen Zuschriften an die Presse beschwerte, der sozialdemokratische Agitator habe mit einem poetischen Citate zum Morde gehetzt.

Eine zweite, von den Staatssozialisten zum 5. Januar berufene Volksversammlung verlief insofern ruhiger, als die sozialdemokratische Majorität sie nicht sprengte, sondern nur beobachtete. Die Blätter dieser Partei sprechen unverhohlen aus, daß ihnen die neue „Machenschaft" harmlos genug erscheine und daß sie ihr nur entgegentreten würden, wo eine praktische Gefahr drohe, daß „Unfug" unter den Arbeitern gestiftet werden könne. Anscheinend halten sie diese Gefahr nicht für groß; dafür spricht, daß sie diese zweite Versammlung nicht sprengten und sich auch den Vorsitz des Freiherrn von Roëll ruhig gefallen ließen. Nach Schluß der Debatten stimmten sie die Arbeitermarseillaise an, während die Staatssozialisten als ihren Erfolg rühmen, daß sich fünfzig Arbeiter in die Vereinslisten eingezeichnet hätten und daß sich unter diesem Häuflein auch ein Theil bisheriger Sozialdemokraten befände. Letztere Thatsache dürfte richtig sein, denn die kommunistische Presse bestreitet sie nicht an sich, sondern erklärt sie nur dahin, daß einzelne Parteigenossen sich unter täuschender Maske in das Lager der Gegner begeben hätten, um bessere Wacht halten zu können. Wie dem nun immer sei — der berauschende Erfolg, fünfzig, sage und schreibe fünfzig Arbeiter hinter sich zu haben, begeisterte die Staatssozialisten zu einem neuen Coup, zur Begründung einer „Arbeiterpartei für christlich-monarchische Sozialreform." Die dritte Nummer des „Staatssozialist" enthält einen Aufruf an alle Freunde der Sache um „gütigst baldige Vorschläge und Rathschlüsse" darüber, was die neue Arbeiterpartei programmmäßig vom Staate, von der Kirche, von den übrigen Gewalten verlangen, worauf sich die Staats- und worauf die Selbsthilfe erstrecken solle, welche Hebel sogleich angesetzt werden könnten, um das leibliche, geistige und moralische Wohl des Arbeiterstandes zu heben und so weiter.

Dies sind die Leiden und Thaten der Staatssozialisten oder Christlich-Sozialen oder wie sie sich sonst nennen mögen, während der ersten vierzehn Tage ihres Bestehens als Vereinsorganisation. Man sieht, diese Gespenster reiten schnell, und es ist schwer zu erkennen, wie sie ihren letzten Knalleffekt noch zu überbieten gedenken. Denn die Gründung einer Partei, noch dazu einer Arbeiterpartei, die in öffentlichen Aufrufen ein wohlwollendes Publikum um „baldigst-gütige" Aufklärung darüber ersucht, was sie denn eigentlich wolle oder wollen solle, ist ein so anmuthiger Scherz, daß er die melancholische Weisheit des seligen Ben Akiba gründlich dementirt.

Berlin den 15. Januar 1878. Franz Mehring.

Zu Goethe's Italiänischer Reise.

Von L. Nohl.

Goethe schreibt in der „Italiänischen Reise“ unterm 8. Dezember 1786 über den gefährlichen Sturz von Philipp Moritz: „Das zerstörte die ganze Freude und brachte in unsern kleinen Zirkel ein böses Hauskreuz.“ Es ist bekannt, wie Goethe in Rom mit seiner Person zurückhielt; er wollte ja nur der eigenen Ausbildung, oder richtiger zunächst der geistigen Genesung leben. „Ich bin, so schreibt er, wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes zu versichern und freut sich schon im voraus der gewisseren Festigkeit des künftigen Baues“, und doch heißt es wieder bei ihm, der stets aufs neue betont, daß man nur von und mit andern Menschen wahrhaft lernt: „Wieviel Versuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir schon ihre Sachen vorlesen, wie es nur von mir abhinge, eine Rolle zu spielen, irrt mich nicht.

Andererseits erzählt er aber von seinen Besuchen, Touren, Besichtigungen stets mit „wir“, und wenn man auch weiß, daß hier, so oft es Kunst und Alterthümer gilt, stets Tischbein gemeint ist, von dem er einmal sogar sagt: „Das stärkste, was mich in Italien hält, ist Tischbein, ich sage nicht, wie es mir schuppenweise von den Augen fällt, so giebt doch naturgemäß das Reisen und namentlich die einzelne Fahrt noch manchen zufälligen Genossen, der bald auch ein mehr ständiger wird. In der That war also wenigstens ein „kleiner Zirkel“ um ihn, und als er 1787 zuerst die in Jamben gebrachte Iphigenie „unseren Künstlern“ vorgelesen, meldet er wie „diese jungen Männer“ etwas Berlichingisches erwartet und sich in den ruhigen Gang der Dichtung nicht gleich hätten finden können.

Nun, einen weiteren dieser jungen Männer, die zugleich Künstler waren, und von denen wir außer den obengenannten noch die Maler Müller, Meyer, Kirsch und den Bildhauer Christen längst kennen, haben wir nachträglich noch entdeckt, und daß es ein Musiker war, beweist für die Aufrichtigkeit von Goethe's weitestem Bildungsbestreben, wenn auch bei ihm die Kunst der Töne im Grunde nur dazu diente, sein allgemeines Form- und sein mehr äußeres Schönheitsgefühl zu heben. Und wie ihm bekanntlich ebendeßwegen die an sich unbedeutenden Musiker, wenn sie nur den äußeren Apparat der Kunst sicher beherrsch-

ten, lieber waren und er z. B. aus dem Umgange mit Beethoven im Sommer 1812 in Teplitz eben auch nur gelernt hatte, was man „auf dem Clavier" machen könne",*) so war es auch hier freilich nur solch ein finger= und formfixer Musiker, den er in dem kleinen Zirkel, welchen seine Person sich gebildet, duldete und auch wirklich nur dulden konnte und der seinerseits den persönlichen Kreis sachlich erweiterte, ohne ihn doch irgend anspruchsvoll oder geistig und sozial bildungslos zu stören. Es war der spätere k. k. Hofkapellmeister Adalbert Gyrowetz aus Böhmen, der damals als Sekretär und Violinspieler des Fürsten Ruspoli seit kurzem in Rom lebte. Hören wir, was dieser erzählt. Sind seine Aufzeichnungen auch nicht von entscheidendem Belang, so erscheinen sie doch in einigen Punkten aufbewahrenswerth auch für die eigentliche Goethe=Literatur und namentlich für des Dichters Biographie, die ja noch lange nicht abgeschlossen vorliegt.

„Er lebt übrigens in stiller Zurückgezogenheit, in seinem gemüthlichen Bewußtsein, daß er mit seinem Willen keinem Menschen in dieser Welt geschadet habe, und erwartet ruhig und friedlich das Ende seines mühevollen Lebens, nachdem er im Jahre 1847 ein Alter von 85 Jahren erreicht hatte", so sagt, ihren Verfasser nach Seiten seines Charakters deutlich genug bezeichnend, die „Biographie des Adalbert Gyrowetz", die er damals selbst geschrieben und die im folgenden Jahre, 1848, in Wien in der Mechitaristen=Buchdruckerei für seine Freunde und näheren Bekannten gedruckt wurde. Den Ausdruck großer Gutmüthigkeit hat auch das Porträt des alten weißen Kopfes, das dem Heftchen beigegeben ist. Und wenn wir nun weiter hören, daß neben dieser bequemen Umgänglichkeit, die vor allen den slavischen Oesterreicher auszeichnet, auch abgesehen von den musikalischen Fähigkeiten eine gewisse allgemeine Bildung herging, so begreifen wir, daß Goethe in seiner damaligen Lage und Verfassung einen solchen jungen Mann gerade am liebsten unmittelbar um und bei sich haben mochte. Er störte ihn nicht in seinen Intuitionen, von denen der junge Böhme gewiß keine Ahnung hatte, und nahm doch Antheil genug an den großen und schönen Dingen, die ihnen allen da Tag für Tag begegneten und in Goethe eine „Wiedergeburt von innen heraus" wirkten, hatte aber andererseits auch ein geistiges Eigengebiet, und zwar ein solches, dem Goethe um so mehr still verehrend gegenüberstand, als es ihm ein unverstandnes und doch nach seiner Tiefe wohl geahntes war, dessen Priester ihm auch bei niederen Weihen immer noch würdige Leute blieben.**)

*) Diese Aeußerung stammt aus den Gesprächen über Goethe in den auf der Berliner Bibliothek befindlichen sog. Konversationsbüchern Beethovens. Vgl. mein „Beethovens Leben" (Leipzig 1877, III. 250).

**) Bei dem zweiten Aufenthalte in Rom hatte er seinen, man darf sagen, Leibkompo-

Gyrowetz war nach seiner Angabe am 19. Februar 1763 in böhmisch Budweis geboren. Das Jahr stimmt zwar nicht genau mit den 85 Jahren, wonach es vielmehr 1762 heißen müßte, aber die weiteren Zeitangaben der Biographie machen doch 1763 wahrscheinlicher, als 1768, das in O. Jahn's „Mozart“ angenommen wird, weil Gyrowetz sich achtzehn Jahre alt nennt, als er nach Wien kam und dies allerdings nur im Jahre 1785/86 geschehen sein kann. Er war also jedenfalls zwei- bis dreiundzwanzig Jahre alt, als er nach Italien kam und mit Goethe verkehrte. Sein Vater war Regenschori, das heißt im Grunde Kapellmeister, und zwar an der Domkirche. Dieser bessern sozialen Stellung entspricht auch seine Heirat mit einer Apothekerstochter, sowie der Umstand, daß der Sohn, obwohl er in frühester Jugend nach Böhmenart bedeutendes Musiktalent zeigte, zum gelehrten Studium bestimmt wurde. Er war zuerst sechs Jahre auf dem Piaristengymnasium in Budweis und kam dann nach Prag auf die Universität. Jedoch zuerst im Chor der Kirche mitsingend, dann Violine spielend, weiter als Organist und Klavierspieler hatte er inzwischen jede Fertigkeit in der Musik erlangt und ebenso einen guten Generalbaßunterricht gehabt. Jetzt, das heißt etwa vom 18. bis zum 21. Jahre, lebte er in Prag, und was das damals, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, heißen will, weiß man aus dem Leben Mozarts, der ja selbst und zwar ausdrücklich für die Prager und ihr gutes Theater und Orchester den „Don Juan“ schrieb. So war es nur der natürliche Verlauf der Dinge, daß, als der junge Studiosus der Jurisprudenz eine heftige Krankheit überstanden hatte, infolge deren er sich zu schwach fühlte, seine Studien fortzusetzen, das Corpus juris mit der Partitur und dem Dirigentenstabe vertauscht wurde. Es traf sich so glücklich, daß ein Graf Fünfkirchen, dessen Angestellte nach damaliger guter Adelsgewohnheit in Oesterreich zugleich Musiker sein mußten, und der daher ein förmliches Orchester hatte, einen Sekretär brauchte, und diese Stellung erhielt Gyrowetz. Hier schrieb er sechs Symphonien, und als er dann in Brünn, wo sein Herr den Winter zuzubringen pflegte, sich in den dortigen, ebenfalls vortrefflichen musikalischen Kreisen gleich bedeutend hervorthat, gab man ihm gute Empfehlungsschreiben nach Wien. Dort wirkten damals noch zu gleicher Zeit Gluck, Haydn, Mozart, und er ging wirklich im Jahre 1786 nach der Kaiserstadt. Dieses Jahr ergibt sich aus Gyrowetz' Mittheilung, daß er in dem ersten musikalischen Hause, wo er „aufgeführt“ wurde, beim Hofrath von Keeß, J. Haydn, Mozart, Dittersdorf und den Geiger Jarnowich angetroffen habe; die beiden letzten Musiker

nisten Kayser bei sich, der ihm denn auch die alte italiänische Kirchenmusik einigermaßen erschloß. „Die Kapellmusik ist undenkbar schön, besonders das Miserere von Allegri und die Improperien“, schreibt er am 22. März 1788.

waren aber nur damals gleichzeitig in Wien. Auch bestätigen dieses Datum weitere Einzelheiten seiner Erzählung.

Wie er sich nun hier vor allem von Mozart aufgenommen sah, wird des Näheren in meinem im Druck begriffenen Buche „Mozart. Nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen" zu finden sein. Mozart führte in einem seiner Konzerte eine jener Symphonien von Gyrowetz auf, „nahm mit seiner angeborenen Herzensgüte den jungen Künstler bei der Hand und stellte ihn als den Autor der Symphonie dem Publikum vor." Diese Erstlingswerke wurden dann von dem Fürsten Grassalkowich angekauft und von ihm auch dem Fürsten v. Esterhazy auf dessen Wunsch in schöner Abschrift geschenkt, und wie hier eine schnelle Berühmtheit oder doch persönliche Werthschätzung erlangt war, bestätigt der fernere Umstand, daß Gyrowetz schon nach „einiger Zeit" im Hause des Fürsten Schwarzenberg aufgenommen werden sollte und, was hier entscheidend ist, noch in demselben Jahre Sekretär und Violinspieler des Fürsten Ruspoli wurde. Dieser bekannte römische Fürst hatte sich an die Gräfin Breuner nach Wien um einen solchen „jungen Menschen" gewandt, und wenn wir nun in Goethe's Briefe aus Rom vom 23. November 1786 lesen: „Den Fürsten von Lichtenstein, den Bruder der mir so werthen Gräfin Harrach, habe ich gern begrüßt und einigemal bei ihm gespeist", so wissen wir, daß er also doch wenigstens in jenen österreichischen Adelskreisen verkehrte, denen Fürst Ruspoli nahe stand und Gyrowetz seinen Aufenthalt in Rom verdankte. Dieser selbst aber erzählt von sich obendrein: „Er wurde von dem Fürsten auf das freundlichste empfangen und mehr als Freund und Lehrer denn als Diener behandelt", und ferner: „Während dieser Reise wurde Gyrowetz von dem Fürsten in den ersten Herrschaftshäusern als Künstler aufgeführt und hatte also das Glück schon als junger Mensch sich eine bedeutende Reputation zu erwerben." Ja schon die Besichtigung von Guido Reni's Aurora im Palazzo Ruspoli konnte Goethe mit dem jungen Sekretär des Fürsten, der dort eine anständige Wohnung hatte, in persönliche Berührung gebracht haben. Und wenn wir zuletzt noch Goethe unterm 11. November 1786 selbst erzählen hören: „Heute habe ich die Nymphe Egeria besucht, dann die Rennbahn des Caracalla u. s. w. und unterm 13. Januar 1787: „Dazu kommen noch die frischen Tage", so sind wir genügend unterrichtet, um unsern Zeugen über seinen Aufenthalt in Rom und seine erste Bekanntschaft mit Goethe zu vernehmen.

Gyrowetz erzählt: „Er machte dort die Bekanntschaft mehrerer der anwesenden Künstler, worunter auch viele Deutsche waren als Maler Rosa, Dies, Müller, sowie auch mehrere vorzügliche Künstler aus Frankreich als David, St. George, Legrand ꝛc., in deren Gesellschaft er sehr oft bei einem deutschen Gastwirth in der

Strada Trinità nahe der Piazza di Spagna speiste. Dort wurde dann Verschiedenes über Kunst, Vaterland, Ereignisse und zufällige Abenteuer gesprochen.....

Kurz darauf erschien der schon damals berühmte Schriftsteller und Dichter Goethe, welchen der Großherzog von Weimar nach Sizilien schickte (?), um dort die Merkwürdigkeiten der Natur zu besehen und zu beschreiben, welche nebst vielen andern bewundernswürdigen Sachen auch darin bestehen, daß man in den Felsenwänden ganz ordentliche Schlachten und Gemäldevorstellungen allein durch die Natur so gezeichnet und ausgebildet antrifft, als hätte sie der erste Künstler gezeichnet und ausgehauen. Einstweilen blieb Goethe für einige Zeit in Rom, und es bot sich dem Gyrowetz die erwünschte Gelegenheit dar, dessen nähere Bekanntschaft zu machen. So geschah es, daß Gyrowetz in Goethe's Gesellschaft die Merkwürdigkeiten und Alterthümer Roms besah, manche alte Ruine selbst mit Gefahr bestieg und auf diese Art die meiste Zeit in Durchschauung und Durchkriechung verfallener Denkmäler und in Bewunderung so mancher künstlerischen Schätze zubrachte. Die Bäder des Caracalla wurden durchsucht, wo man auf lauter Mosaikbruchstücken herumwandelt und noch die Säle zu sehen sind, worin die Gladiatoren ihre Spiele übten. Auch fand man unter diesen Ruinen zuweilen einige Bruchstücke von alten musikalischen Instrumenten, welches dann Gelegenheit gab, über alte und neue Musik und deren Ausübung und Zustand manches zu sprechen und zu bemerken, worin auch Goethe bewies, daß er einen richtigen Begriff von gründlicher und wohlgeordneter Musik besaß und nicht mit denjenigen gleicher Meinung war, welche jede Musik, geordnet oder ungeordnet, für klassisch halten, wenn selbe durch bizarre ungeregelte Ideen, durch Getöse und Lärm oder durch verwirrte Modulationen dem Ohre fremd klingt, und so etwas in der Musik für neu halten, weil es eben durch seine Unregelmäßigkeit und Systemlosigkeit ihrem Ohre als ungewöhnlich erscheint, und womit sich manche selbst verständig scheinende Musiker gröblich täuschen lassen.

Wenn diese Durchsuchungen und Beschauungen so vieler Alterthümer zum Theil beendet waren und der Tag sich zu neigen schien, wurde eine Abendgesellschaft beschlossen, in der sich mehre Künstler und Schriftsteller einfanden. Man bildete einen Kreis inmitten eines großen Zimmers, in welchem sich ein Kessel mit glühenden Kohlen befand, der die Anwesenden, weil es damals schon Winter war, nach Art der Römer vor Kälte schützte und sie in Vertraulichkeit einander näher brachte. Goethe führte den Vorsitz. Gespräche aller Art wurden nun gewechselt, ein Jeder erzählte die besonderen Ergebnisse seines Lebens. Abenteuer und Zufälligkeiten bildeten den Stoff der Erzählungen, bis die spätere Abendzeit einbrach und einige Erfrischungen aufgetischt wurden, welche in Brot, Käse, Salami und derlei kalten Speisen bestanden, wozu dann

auch Bier, welches ein deutscher Bräumeister in Rom gebraut hatte, gebracht wurde. Auf diese Art verging der Abend auf eine sehr angenehme Weise, und gegen zwei oder drei Uhr morgens trennte sich die Gesellschaft und Jeder ging nach seiner Wohnung, um auszuruhen und sich für den künftigen Tag vorzubereiten. Diese Lebensweise wurde solange fortgesetzt, bis Goethe Rom verließ und nach Neapel reiste."

Ehe wir Gyrowetz' Aufzeichnungen weiter verfolgen, empfiehlt es sich, einige Bemerkungen über die Stellung des Dichters wie des Musikers zur Musik sowie darüber zu geben, weßhalb Gyrowetz bei Goethe einen „richtigen Begriff von gründlicher und wohlgeordneter Musik" vorfand, dieser also sich durch den jungen Musiker und Komponisten in seinen Anschauungen nicht alterirt und genirt fand. „Gyrowetz sah immer scheel nach Beethovens Muse, wußte allerlei zu tadeln; bei einer Aufführung der C-mollsymphonie saß Holz neben ihm; während des Adagios perlten die hellen Thränen aus Gyrowetz' Augen und er sagte: Was mußte dieser Mann empfunden haben, als er dieses geschrieben!" Dieses eine Wort der Erinnerung von Beethoven's Famulus sagt uns, daß also nur in einzelnen ihm faßlichen Momenten, wie bei dem leicht zu übersehenden Adagio der Fünften Symphonie, unserem Manne eine Ahnung von Beethoven's Musik aufging, daß gerade Beethoven und die neuere, das heißt recht eigentlich deutsche Musik ihm „bizarre ungeregelte Ideen, Getöse und Lärm, verwirrte Modulationen, Unregelmäßigkeit und Systemlosigkeit" war, mit einem Wort, daß er in späten wie in frühen Tagen vor allem die „Wälschen" liebte, die allerdings durch ihre klare, kurze, tanzrhythmische Melodie damals und noch lange nachher die Welt beherrschten. Und Goethe? Es ist kein Wort darüber zu verlieren, wohin seine Neigung ging und wo sie trotz Mozart und Beethoven im Grunde zeitlebens blieb. Selbst seine aufrichtige Bewunderung Gluck's widerspricht dem nicht. Denn Gluck's Melodie ist ebenfalls überall das kurze kleine tanzrhythmische italiänische Melos. So vernehmen wir denn auch hier von ihm über Sarti's neue Oper Fra due litiganti il terzo gode, die die damals in ganz Europa Furore machte, unterm 22. November 1786: „Den Abend gelangten wir noch ans Opernhaus, wo eben die Litiganti aufgeführt wurden, und hatten des Guten so viel genossen, daß wir vorübergingen", und noch deutlicher die eigentliche Würdigung der Oper an sich darlegend am 6. Januar 1787: „Mir graut schon vor dem Theaterwesen, die nächste Woche werden sieben Bühnen eröffnet, Anfossi ist selbst hier und gibt Alexander in Indien; auch wird ein Cyrus gegeben und die Eroberung von Troja als Ballet. Das wäre was für die Kinder. Anfossi und Sarti aber waren wie Guglielmi und Paisiello, die uns sogleich noch begegnen werden, damals Opernkomponisten, die obwohl sie einander fast wie ein Ei

dem anderen gleichen, doch bei der Menge selbst Mozart's Ruhm verdunkeln konnten und seinen „Figaro" und „Don Juan" für einige Zeit zurückdrängen halfen, sodaß in der letzteren Oper Mozart zu jenem genialen Abwehrmittel gegen solche Fluth greifen mußte, eine beliebte Melodie aus Sarti's „Litiganti" seinem Genußhelden als — Tafelmusik aufspielen zu lassen. Mehr war sie auch nicht werth. Und doch sehen wir gerade diese Herren auch in den nachfolgenden Mittheilungen hoch und höchst geehrt, und es ist nicht entfernt etwa sein eigenes Urtheil, was Gyrowetz dort unterschiebt. Er zeigt sich überall in seinen Aufzeichnungen sehr zuverlässig, zumal in den entscheidenden Dingen, und es ist nur zu bemerken, daß von unseren großen musikalischen Klassikern eben erst Gluck und höchstens noch Mozart mit seiner „Entführung" für Goethe existiren konnten: „Figaro" war in dem vorhergehenden Jahre, 1786, erst geschrieben, und „Don Juan" kam in diesem Jahre, 1787, erst zur Welt. Gyrowetz erzählt also vom Frühling dieses Jahres weiter:

„Zur nämlichen Zeit war es, daß Goethe aus Sizilien nach Neapel zurückkam und Gyrowetz auf der Promenade al giardino Reale traf, wo sie beide öfters zusammen auf- und abgingen und nebst anderen Gegenständen vieles über Musik und über den Zustand der Musik in Italien überhaupt sprachen. Goethe bewies dabei, daß er sehr große Kenntniß in der Musik besitze. Er behauptete auch, daß die alten italienischen Meister in ihren Opern mehr kontrapunktische Figuren anzubringen suchten und mehr für den Sänger als für das Orchester in ihrem Satz gesorgt hätten. Auch hätten die alten Meister vermieden, die Stimme des Sängers durch starke Instrumentirung und besonders durch zu viele Anwendung von Blasinstrumenten zu verdecken. Paisiello sagte bei einer musikalischen Konversation, daß man die Blasinstrumente in einer Oper so wie die Blumen bei einer schön gedeckten Tafel nur als Zierde und nicht als Ueberladung, nur hie und da anzubringen habe. So wurde auch erzählt, daß in einer musikalischen Konversation, wo sich mehrere Kapellmeister und Opernkompositeurs befanden, Jemand von den Beistehenden tadeln wollte, daß man immer denselben Styl, dieselbe Schreibart fortbehalte und nicht weiter vorwärts schreite; da sprang der alte Guglielmi auf und schrie mit seiner weichlichen Stimme: Nein nein, Gott verhüte, wir dürfen nicht sehr viel vorwärts schreiten, wir müssen das Publikum im mäßigen Genuß der Musik zu erhalten suchen denn, wenn wir zu weit vorwärts schreiten, wird auch das Publikum immer mehr und mehr verlangen, und wenn dieses hernach stufenweise immer höher steigt, wo wird es am Ende hinkommen? Man wird die Theater zusperren müssen, weil das Publikum in der Folge übersättigt keinen Geschmack mehr haben und die Theater unbesucht lassen wird.

So gestaltete sich das Gespräch und dauerte bis spät in die Nacht, wo

ein jeder sich nach Hause begab. Zu jener Zeit wurden auch bei dem österreichischen Gesandten Baron Thugut mehre Konzerte durch den Herrn Legationsrath Hradava veranstaltet, wozu auch Goethe sowie Gyrowetz geladen wurden. Als Gyrowetz dort eingetreten war, fand er Goethe zwischen einer Thürschwelle, die in den großen Saal führte, ganz allein und unbeachtet dastehen. Gyrowetz ging sogleich zu ihm und sagte ihm, er möchte doch vorwärts in den Saal schreiten und nicht so versteckt dastehen. Goethe dankte höflich und bat, man möge ihn nur ruhig stehen lassen, er höre alles und liebe nicht in die große Welt zu treten. Ueberhaupt war zu dieser Zeit das Benehmen Goethe's sehr freundlich, ja sogar etwas schüchtern und demüthig. Goethe hielt sich nicht lange mehr in Neapel auf und reiste bald nach seiner Heimat zurück."

„Schüchtern und demüthig" — wir kennen den Grund solcher Zurückhaltung besser. Die Klage übrigens, daß die neueren Komponisten mehr für das Orchester als für die Sänger sorgten, war damals allgemein, und der Tadel über die Verwendung der Blasinstrumente hing eng damit zusammen. Und doch lag gerade hier das wahre Vorwärts für die Oper, die allerdings erst dann zum Rechten gelangen konnte, als man dem Orchester gab, was ihm allein gebührt, die Musik, und den Gesang eben das werden ließ, was er allein in der Oper sein kann, die künstlerisch gehobene und seelisch erfüllte Sprache der persönlichsten Empfindung. Dies würde Goethe zuversichtlich verstanden haben, sobald es ihm eben mit Sinnen faßbar, das heißt praktisch auf der Bühne vorgeführt worden wäre.

Baiern im Jahre 1877.

So rasch sich auch der Assimilirungsprozeß im deutschen Reiche vollziehen mag, so sehr das Uebergewicht gemeinsamer Ziele über die besonderen Interessen feststeht, so bildet Baiern doch auch heute noch den Ausnahmsstaat in unserer gesammten regelrechten Organisation. Wir sagen dies nicht im Sinne politischer Krittelei, sondern im Sinne einer historischen Wahrheit und Nothwendigkeit. Denn die reservatrechtliche Stellung, welche dies größte süddeutsche Königreich im Reichsrecht einnimmt, ist eben nicht bloß ein Zugeständniß, das man aus Nachgiebigkeit oder Laune gemacht hat, sondern es ward der derben Wirklichkeit gemacht; es verkörpert dieser verschiedene Rechtszustand gewissermaßen den kolossalen Gegensatz verschiedener Kulturzustände, und einer anderen geschichtlichen Entwicklung. Die heutige Stellung Baierns im deutschen

Reiche stellt gleichsam den Ausgleich dar, der zwischen zwei heterogenen Elementen angebahnt werden sollte, und in dem sich der ganze Scharfsinn eines Realpolitikers wie Bismarck es ist, erwies.

Denn man muß wohl bedenken, daß Baiern eben vor tausend Jahren schon einer der mächtigsten Stämme des alten Reiches war, daß seine Dynastie siebenhundert Jahre zählt, daß das Land eine selbständige Geschichte sein eigen nennt, die weit über die Karolinger hinaufgeht. Wo solche Thatsachen gegeben sind, da ist es doch wohl etwas mehr als bloße Laune, wenn ein Volk von seinen berechtigten Eigenthümlichkeiten spricht, zumal ein Volk, dessen Charakteranlage so sehr von den übrigen deutschen Stämmen abweicht, das seit der Reformation in einer systematischen Abgeschlossenheit, in einem völligen „Bildungspartikularismus" herangewachsen ist, wie Riehl dies so treffend nennt.

Mit solchen Thatsachen mußte ein einsichtsvoller Politiker rechnen und es war unermeßlich klüger, ihnen in normaler Entwicklung entgegenzuwirken und der gegenseitigen Annäherung Raum und Zeit zu gönnen, als die volle Gleichartigkeit zu diktiren, zu fingiren, wo sie nicht besteht. So wie die Rechtsverhältnisse Baiern's zum Reiche dermalen liegen, wird das Streben der Besten darauf gerichtet sein, diesen Zusammenhang zu stärken und die Gegensätze zu mildern, während man bei jedem mehr unitarischen Verfahren die Gegensätze nur provozirt hätte, um einen überstraffen Zusammenhang zu lockern. Jetzt ist die Annäherung Baierns an die deutsche Gesammtheit, an das Reich, zwar nur eine allmälige, aber eine gesunde, organisch wachsende; im anderen Fall wäre sie eine vollständigere, aber eine forcirte, innerlich unwahre gewesen. Es gibt ja soviele Dinge auf der Welt, die man nicht machen kann, sondern die nur werden können, und dazu gehört die geistige Verständigung, das innerliche Einigwerden einer Nation, die das Schwert äußerlich vereinte.

Wir haben diese Umstände so ausführlich besprochen, weil sie die einzige Basis bilden, von der aus die politische Stellung Baierns richtig beurtheilt werden kann. Man muß sich das Maß politischer Erziehung, muß sich die Traditionen als die Eigenart eines Stammes gegenwärtig halten, womit derselbe in die größere nationale Gemeinschaft eintrat: nur dann wird man gerecht ermessen können, was er derselben leistet und was er ihr schuldig bleibt. Leider aber wird dies nur allzuoft übersehen; man vergißt, daß die Baiern auch im Reiche noch eben Baiern sind und nicht von heute auf morgen nach preußischen Traditionen beurtheilt werden dürfen. Das legen wir allen denen recht warm und dringend an's Herz, die sich um die Geschicke des schönen süddeutschen Landes bekümmern; daß wir selber deswegen nicht zu optimistisch urtheilen über bajuvarische Eigenthümlichkeiten, wird jeder denkende Leser er-

kennen. Nur soll man auch hier den alten Zollernwahlspruch gelten lassen: Suum cuique.

Betrachten wir Baiern nun in kurzen Zügen, wie es sich während des abgelaufenen Jahres in parlamentarischer, in kirchlicher, in kulturpolitischer Hinsicht gestaltet hat; wie die Stimmung des Landes, wie die Bildungsverhältnisse des Volkes sich entwickeln. Wenn wir dabei das parlamentarische Element an die Spitze setzen, so geschieht es nicht, weil wir ihm den ersten Rang und die meiste Bedeutung zuschreiben, sondern weil dies Element eben gewissermaßen die Zustände eines Landes offiziell repräsentiren soll, weil es in der Ordnung politischer Institutionen formell die erste Stufe einnimmt.

Sachlich betrachtet, steht allerdings das parlamentarische Leben, wie es sich dermalen in Baiern zeigt, keineswegs auf solch hoher Stufe und man kann wohl mit voller Objektivität behaupten, daß die Physiognomie der heutigen Kammer nie und nimmermehr die Physiognomie des Landes, seiner politischen Strebungen und Strömungen vollkommen zum Ausdruck bringt. Schon deshalb nicht, weil sie aus einer unendlich forcirten und erregten Wahl hervorgegangen, aber noch weit mehr darum, weil sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits die verschiedensten Friktionen innerhalb der klerikalen Partei ergeben haben, die vielleicht weit abliegen von jenen Wandlungen und Verschiebungen, welche sich unterdessen in den Köpfen der Wähler, und in der Masse des Volkes vollzogen.

Die Handhabung des parlamentarischen Apparates selbst, die eigentliche Führung der Geschäfte aber hatte auch im abgelaufenen Jahre mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Die größte liegt natürlich schon in der Zweistimmenmehrheit an sich, wodurch jede Abstimmung dem Zufalle preisgegeben ist und jede systematische Entscheidung in Frage gestellt wird. Vielleicht mag dies Gefühl dazu beitragen, auch die Arbeitskraft der Kammer, die Raschheit und Energie ihrer Amtirung einigermaßen zu lähmen; denn leider ist die Thatsache unbestreitbar, daß es wiederholt am „Material“ für öffentliche Sitzungen fehlt und daß Baiern auch das beginnende Jahr und damit seine XIV. Finanzperiode ohne geregeltes Budget beginnt. Der Staatshaushalt wird „provisorisch“ weitergeführt. Früher hatte das Land sechsjährige Finanzperioden, die aber jetzt in zweijährige verwandelt sind; der Einfluß der Landesvertretung, die demnach sich alle zwei Jahre über die finanziellen Fragen zu äußern hat, und dreimal öfter als vorher berufen werden muß, ist selbstverständlich dadurch gewachsen. Allein dieser Steigerung der Kompetenz sollte auch eine gesteigerte Leistungsfähigkeit seitens der Kammer selbst entsprechen und die verfassungsmäßige Frist von drei Monaten (vom 1. Oktober bis 1. Januar) wäre unter normalen Verhältnissen wahrlich genügend, um das Budget bis

zum Beginne seiner Wirksamkeit fertig zu stellen. Freilich ist dies unmöglich, wenn die einzelnen Sitzungen viele Tage weit auseinanderliegen und wenn jede einzelne Position zum Kampfplatz prinzipieller Gegensätze, die sich doch nie ausgleichen lassen, gemacht wird. Auf diese Weise kann es dann allerdings vorkommen, daß eine recht warme Junisonne auf die Debatten hernieder scheint, die im Herbstnebel begannen, ohne daß freilich der Sonnenschein vom Fenster bis in die Gemüther dränge.

Die heftigsten Kämpfe werden sich auch diesmal wieder über den Etat des Kultusministeriums entspinnen, das ja mit all seinen hohen und niederen Schulen gleichsam den Geist der modernen Zeit gegen die klerikalen Ansprüche repräsentirt; fulminant waren auch die Kämpfe über die Verlegung der bairischen Forstschule von Aschaffenburg nach München; die größte Bedeutung aber hatte bisher entschieden der Gesetzentwurf über die Einführung eines Verwaltungsgerichtshofes in Baiern. Die Vortheile, ja selbst die Dringlichkeit desselben sind allgemein zugegeben, gleichwohl ist dessen Zustandekommen noch bis zur Stunde fraglich, denn es gibt Stimmen genug, die sagen: „Von diesem Ministerium wollen wir selbst das Gute nicht entgegennehmen. Entscheidend wird dabei, wie bei manch anderer Schlußabstimmung der Konflikt sein, der sich unleugbar im klerikalen Lager fühlbar macht, um den furchtbaren Klubterrorismus zu brechen. Jahrelang war die gesammte ultramontane Partei unerbittlich zusammengeschlossen und ohne Rücksicht auf seine subjektive Ueberzeugung war es dem Einzelnen zur Pflicht gemacht, mit militärischer Härte der Disziplin zu gehorchen. Hierin aber scheint sich jetzt entschieden ein Wandel anzubahnen; denn es sieht aus, als würde es gerade den geistig überlegeneren Mitgliedern der Partei allmählig leid, sich der unbedingten Botmäßigkeit ihrer ungestümeren Kollegen zu fügen. Immer schärfer entwickelt sich der Gegensatz zwischen den eigentlichen Extremen und der gemäßigten Rechten, er fand sogar im Plenum der Kammer selbst schon seinen schneidenden Ausdruck, und ist entschieden der wichtigste Faktor, der im gesammten parlamentarischen Leben Baierns seit Jahren zu Tage trat. Ja, es ist sehr denkbar, daß hier überhaupt der Ausgangspunkt für eine Umgestaltung der so mißlichen Partheiverhältnisse dieses Landes gegeben ist; und daß das Uebergewicht der Klerikalen, welches ja nur ein numerisches ist, selbst in dieser Beziehung baldigst zu Ende geht.

Die Regierung ihrerseits steht einem solchen „Uebergewichte", mag es sich nun in Sturmläufen oder in Nadelstichen versuchen, ruhiger und gesicherter als nur jemals gegenüber. Sie hat das Vertrauen des Monarchen und die Zustimmung aller gebildeten Elemente, sie hat das Bewußtsein, unter schwierigen Verhältnissen eine gute Sache gut zu vertreten. Seit dem kläglich gescheiterten

Versuche ein Ministerium Gasser zu bilden, ist kein Gedanke mehr an einen Wechsel des Systems und wenn auch bei dem Portefeuille der Finanzen ein Personenwechsel nöthig ward, indem Hr. von Berr aus Gesundheitsrücksichten demissioniren mußte, so lag doch schon in der Raschheit der Wiederbesetzung ein fast demonstrativer Beweis, daß man selbst jeden Schein vermeiden wollte, als sei das Gesammtkabinet damit in's Schwanken gerathen. Die Persönlichkeit des neuen Finanzministers (des Herrn von Riedel) ist auch außerhalb Baierns wohl bekannt und fast darf man hinzufügen, populär, denn seit Jahren gehörte derselbe dem deutschen Bundesrathe als hervorragendes Mitglied an. Seine Kenntnisse auf allen Gebieten der Rechtspflege wie der Verwaltung sind geradezu phänomenal und haben ihm nicht nur in München, sondern ebenso sehr in Berlin einen wesentlichen Einfluß auf die gesammte neuere Gesetzgebung gewährt. Derselbe wird durch seine glänzenden Charaktereigenschaften noch gesteigert, und sein Eintritt in das gegenwärtige Kabinet ist demnach in jeder Hinsicht als eine Stärkung des letzteren zu betrachten.

Was die Kirche in Baiern betrifft, so hat dieselbe während des abgelaufenen Jahres schwere Lücken zu verzeichnen. Drei von den acht konkordatmäßigen Bischofsstühlen sind verwaist; denn außer Würzburg und Speyer ward auch die Erzdiözese München-Freising vakant; aber noch immer liegt die Wahl der Nachfolger im weiten Felde, nachdem die beiden von der Regierung nominirten Kandidaten bei der römischen Kurie so wenig Gnade fanden. Die letztere ist in Baiern (und der Münchener Sitz gilt für das gesammte deutsche Reich) jetzt durch den Nuntius Aloisi Masella vertreten, nachdem Msgr. Bianchi abberufen und nach Brüssel versetzt worden war. Schon vor Jahren war Aloisi bei der Münchener Nuntiatur als Uditore angestellt und während des Konzils von 1870 hörte man wiederholt versichern, daß er früher oder später selbst nach dem wichtigen diplomatischen Posten strebe, den er heute einnimmt. Bis jetzt läßt sich von seiner Thätigkeit (im römischen Sinne) noch wenig verspüren, gewiß weniger, als es unter Gonella, dem späteren Cardinal, und Meglia, dem jetzigen Nuntius in Paris, der Fall war. Im übrigen scheint es uns nicht am Platze, uns über die immense Tragweite dieser römischen Position hier des näheren auszusprechen, da es sich hierbei um eine Frage von allgemeiner und prinzipieller Bedeutung handelt, nicht um die aktuellen Ergebnisse eines einzelnen Jahres.

In den Schichten des niederen Klerus scheint jene akute Opposition, wie sie noch vor einigen Jahren gegen die neue Ordnung der Dinge fühlbar war, entschieden etwas nachgelassen zu haben; man hört (oder vielleicht man spricht) weniger von politischen Delikten, und der Schluß wird wohl richtig sein, daß ihrer auch weniger begangen werden. Jeder Kampf ermüdet, wenn er allzu-

lange währt und vor allem jener, der nicht aus den Impulsen eigener Leidenschaft, sondern nur aus blindem Gehorsam geführt wird. Es ist ja bekannt, daß Baiern keinen wirklichen, sondern nur einen „schleichenden" Kulturkampf besitzt; man mußte sich zu diesem Beiworte bequemen, um nur das Hauptwort an und für sich zu retten. Jedenfalls aber bleibt es erfreulich, daß auch unter den bairischen Bischöfen sich jetzt wenigstens einige befinden, die den Frieden zwischen Kirche und Staat noch als ein wünschenswerthes Ziel betrachten, statt den Kampf gegen die weltliche Macht für einen Theil ihrer Glaubenspflicht zu halten.

Und gewiß entspricht dieser maßvolleren Anschauung auch die Grundstimmung des bairischen Volkes, das seiner ganzen Natur nach nichts weniger als fanatisch oder kampflustig für ideale Ziele ist. Vielmehr geht ein gewisser Quietismus, ein ruhiges Festhalten an den hergebrachten Traditionen durch die Massen und wenn auch ein alter Spruch besagt, daß man in Baiern „mehr Streit von einem Knecht" zu hören bekäme, „denn anderswo von hundert Rittern", so ist das Gebiet dieser Streitigkeiten doch ein ganz anderes, als das der Kirche. Das wird kein Kenner des Volks in Zweifel ziehen. Nur der ununterbrochenen jahrelangen Aufreizung ist es gelungen, jenen Zustand reichsfeindlicher Opposition, wie er in einzelnen Provinzen besteht, hervorzurufen und den Katholizismus ihrer Bewohner unter dem Vorwande der äußersten Gefahr zu mobilisiren; der Mehrzahl jener Elemente aber wäre es unläugbar erwünschter, vom Kriege zum Frieden zurückzukehren. Das beste Mittel hierzu ist aber (neben der beginnenden Ermüdung) vor allem die Zunahme allgemeiner Bildung und hierin kann man dem Bestreben sowohl der Regierung wie der einzelnen Gemeinden in der That das ehrenvollste Zeugniß geben. Es geschah in den letzten paar Jahren und geschieht noch heute unermeßlich viel, um in zwangloser, leicht zugänglicher Weise Aufklärung zu verbreiten; der öffentliche Unterricht der schon von Staatswegen vorzüglich organisirt ist, sieht seine Leistungsfähigkeit durch die Beihilfe der verschiedensten Körperschaften gefördert und trägt durch alle Stufen hindurch, von der Hochschule bis zur Volksschule, das Gepräge einsichtsvoller Gediegenheit. Auch in den kleineren Orten hat sich das System der Fortbildungsschulen sowie der öffentlichen Vorträge eingebürgert, die auf die Masse anregend und belehrend wirken; aber das entscheidende bleibt, daß sich nicht nur die Gelegenheit, sondern auch der Zudrang zu derlei Gelegenheiten proportional entwickelt hat. Baiern weiß, daß es nicht auf politischem Gebiete eine Machtrolle zu spielen hat, sondern daß seine Kraft und seine Bedeutung für das Gesammtvaterland auf der inneren Vollkommenheit beruht, die es erringt. Es tritt in das neue Jahr mit dem Gedanken hinüber, dem die Arbeit des vergangenen Jahres gegolten: — „Bildung ist Macht!"

Literatur.

Deutsche Minne aus alter Zeit. Ausgewählte Lieder der Minnesänger des Mittelalters, frei übertragen von K. Ströse. Leipzig, J. A. Barth, 1878.

Altes Gold. Sprüche der Minnesänger des Mittelalters, frei übertragen von K. Ströse. Ebd. 1878.

Wiederum zwei von jenen neuerdings Mode gewordenen Büchlein, die, entweder auf die Kreise spezifischer Bücherliebhaber berechnet, oder um der Masse gegenüber durch den Reiz des Auffälligen zu wirken, sich in einem spielenden Archaismus der Ausstattung gefallen — „Holländisches" Büttenpapier, „Schwabacher" Schrift, Titelblatt in Roth und Schwarz, typographische Zierraten, Umschlag aus imitirtem Pergament — und denen, wie allen andern Experimenten dieser Art der Vorwurf der Stillosigkeit nicht erspart werden kann, einmal um des Experimentes selber willen, das an sich allein schon eine Stillosigkeit ist, eine ebenso große, wie wenn eine Dame von heute sich im Kostüm des 16. Jahrhunderts porträtiren läßt, sodann aber auch um der Art der Ausführung willen, bei der es ohne allerhand Willkürlichkeiten — lateinische Initialen zu deutscher Schrift, Zierleisten in elegantem französischem Barockgeschmack über guten, derben, hölzernen Schwabacher Lettern — in den uns bekannt gewordenen Beispielen derartiger Ausstattung nie abgeht. Es kann auffällig erscheinen, daß wir mit der Besprechung des Aeußeren der beiden Büchlein beginnen. Aber wo dieses Aeußere sich so apart hervordrängt, daß man förmlich Mühe hat, davon zu abstrahiren und sich den Inhalt einmal ohne die Ausstattung zu denken, kann der Berichterstatter kaum eine andere Reihenfolge einhalten.

Merkwürdigerweise entspricht im vorliegenden Falle der Inhalt sonderbar dem Aeußeren. Lieder und Sprüche der mittelalterlichen Minnesänger in das heutige Deutsch zu übertragen — das ist beinahe ein Ding der Unmöglichkeit; es kann sich immer nur um einen mehr oder minder gelungenen Versuch handeln, diese Blüthen altdeutscher Dichtung demjenigen zugänglich zu machen, der nicht an ihrem ursprünglichen Dufte sich laben kann. Und mehr als einen solchen Versuch wollen wohl auch die vorliegenden Bändchen nicht bieten. Wer die Originaldichtungen nicht kennt, der bekommt aus diesen Uebertragungen eine ungefähre Vorstellung von ihnen, aber auch nur eine ungefähre. Die Sprache, in der die Uebersetzungen gegeben sind, ist just so unausgeglichen und so widerspruchsvoll, wie das äußere Gewand der Büchelchen. Wo es irgend

angegangen ist, hat sich der Uebersetzer eng an den Urtext angeschlossen und sich damit begnügt, die Worte in moderner Orthographie zu geben. Sogar da hat er den Urtext oft festgehalten, wo die alten Worte entschieden eine Umdichtung verlangt hätten. Um so unvermittelter platzen dann moderne Wendungen, welche die Reimnoth eingegeben, mitten in die alten, echten Klänge hinein und blicken uns dann genau so wunderlich an, wie ein unbedeutendes modernes Gesicht mitten aus dem Rahmen eines jener erwähnten Kostümporträts heraus. Beispiele davon fast auf jeder Seite. Nicht abzusehen ist, warum der Uebersetzer die freie Rhythmen- und Strophenbehandlung der Originale stilisirt und in moderne Regelmäßigkeit gezwängt hat, indem er die Zeilen bald durch Flickworte gedehnt, bald durch Häufung von Apostrophen gekürzt hat.

Ein berühmter Orientalist hat einmal gesagt, er bedauere jeden, der das „Lob des tugendsamen Weibes“ nicht im Originale lesen könne, und ähnliche Aeußerungen sind von Sprachkennern über die Episode von der Nausikaa in der „Odyssee“, über die „Sakuntala“ und manche andre Perlen fremdsprachiger Literaturen gethan worden. Nun, Hebräisch, Griechisch, Sanskrit können wir nicht alle verstehen. Wir wollen uns also nur in Gottes Namen bedauern lassen und uns mit der Luther'schen, der Voß'schen, der Lobedanz'schen Uebersetzung trösten. Aber sollten wirklich die Gebildeten unseres Volkes noch immer nicht den Muth haben, die Erzeugnisse der mittelalterlichen deutschen Poesie aus erster Hand zu schöpfen? Jetzt, wo es ihnen durch die bekannten Brockhaus'schen kommentirten Ausgaben — die der Germanist von Fach immerhin vornehm als „Eselsbrücken“ bezeichnen mag — so kinderleicht gemacht ist?

Des Kommentars bedürfen übrigens doch auch die Ströser'schen Uebertragungen; die wenigen beigegebenen Anmerkungen reichen nicht aus, zumal wenn, wie es der Fall ist, in der zweiten Sammlung z. B. bei dem Namen Frauenlob einfach auf die betreffende Anmerkung der ersten Sammlung verwiesen, ein gewissenhafter Leser also, dem zufällig das „Alte Gold“ geschenkt worden ist, auf diese Weise genöthigt wird, sein modernes Silber für die „Minne aus alter Zeit“ wegzugeben.

Wahlsprüche, Devisen und Sinnsprüche der Kurfürsten und Herzöge von Sachsen Ernestinischer Linie. Ein Beitrag zur Spruchpoesie des 16. und 17. Jahrhunderts von **M. Löbe**. Leipzig, Duncker und Humblot, 1878.

Die vorliegende Sammlung fürstlicher Wahlsprüche bildet ein willkommenes Seitenstück zu der bekannten 1850 erschienenen Radowitz'schen Sammlung: „Die Devisen und Motto des späteren Mittelalters.“ Soweit sie regierende Fürsten betrifft, ist sie meist aus ältern numismatischen Werken, soweit es

sich um die Wahlsprüche von nachgeborenen Prinzen und von Fürstinnen handelt, aus Stamm- und Gedenkbüchern, namentlich aus den Stammbüchersammlungen der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar und der Universitätsbibliothek in Jena geschöpft. Die Anordnung der Sammlung ist die, daß auf den Namen der fürstlichen Persönlichkeit zunächst die wichtigsten biographischen Daten über sie folgen, dann der eigentliche Wahlspruch und etwaige weitere Sinnsprüche, wenn deren bei verschiedenen Gelegenheiten verschiedene hervorgetreten sind, mit sorgfältiger Quellenangabe aufgeführt werden. Die Stammbuchinschriften sind diplomatisch genau wiedergegeben, den lateinischen Sprüchen, welche aus Profanschriften genommen oder erfunden sind, ist eine möglichst wortgetreue, denjenigen, die aus der Bibel entlehnt sind, die lutherische Uebersetzung beigefügt.

Die Sammlung bildet in erster Linie jedenfalls ein zuverlässiges und dankenswerthes Hilfsmittel für den speziell mit der sächsischen Geschichte beschäftigten Historiker, wenn auch die Bedeutung der Wahlsprüche für den Charakter der betreffenden fürstlichen Personen nicht überschätzt werden darf. Ist es doch bekannt, daß namentlich im siebzehnten Jahrhundert das Devisen- und Mottosuchen in den deutschen Hof- und Gelehrtenkreisen — man denke z. B. an die Sprachgesellschaften, vor allem an die „fruchtbringende“ — mehr und mehr zu einer bedeutungslosen Modespielerei ausartete. In zweiter Linie ist die Sammlung aber auch nicht ohne allgemeineres kulturgeschichtliches Interesse. Eines von den Resultaten z. B., welche sich aus ihr ergeben, ein negatives zwar nur, aber bemerkenswerth genug, hebt der Herausgeber selbst im Vorworte hervor: die Thatsache nämlich, daß kein einziger der hier mitgetheilten Sprüche den im Mittelalter so verbreiteten und vielgebrauchten griechischen und lateinischen Spruchsammlungen, wie den Distichen des Cato, den Sentenzen des Publius Syrus, entnommen ist, ganz zu geschweigen von den Sprüchen der sogenannten Sieben Weisen und der griechischen Gnomiker, daß aber auch andererseits die vaterländische Spruchpoesie, wie Freidank's Bescheidenheit, der „Renner“ des Hugo von Trimberg, völlig dabei ausgeschlossen geblieben sind. Für unsere Kenntniß von den Bildungsstoffen und von dem Bereich der Lektüre jener Zeiten und jener Kreise bilden diese Sprüche also eine willkommene Ergänzung und Bestätigung.

Die Ausstattung des Buches, dessen Widmung der Großherzog von Weimar angenommen hat, ist ebenso splendid wie geschmackvoll; insbesondere ist die typographische Einrichtung dadurch, daß die Wahlsprüche durch rothen Druck hervorgehoben worden sind, in hohem Grade übersichtlich geworden.

Das Kunsthandwerk in Vergangenheit und Gegenwart. Eine Skizze von W. Lübke. Stuttgart, Levy und Müller, 1878.

Diese kleine Schrift, ein Heft der, wie es scheint, sehr gediegenen und empfehlenswerthen „Neuen Volksbibliothek“, ist geeignet, die weitesten Kreise für eine der brennendsten Fragen der Gegenwart, die Hebung unseres Kunstgewerbes, zu interessiren und über das zu belehren, worauf es hierbei ankommt. Die größere Hälfte des Schriftchens wird durch einen geschichtlichen Ueberblick ausgefüllt, welche das Aufkommen und die Verwendung der verschiedenen Zweige des Kunstgewerbes von den frühesten Zeiten an durch die ganze Kunstgeschichte hindurch bis zu den letzten Ausläufern der Renaissance verfolgt. Die zweite, kleinere Hälfte schildert die in unserm Jahrhundert von Frankreich ausgegangene und leider überall zur Herrschaft gelangte Stillosigkeit, die das moderne Kunstgewerbe in Formen und Stoffen wie in der Dekoration zur Schau trägt — an drastischen Beispielen, den ersten besten Ladenschaufenstern entlehnt, fehlt es dabei nicht — und bespricht die mannichfachen Bestrebungen, die, anfangs nur vereinzelt, seit der Wiener Weltausstellung aber in immer größerer Anzahl und mit immer größerem Nachdruck für die Geschmacksverbesserung des Gewerbes hervorgetreten sind. Das außerordentliche und beinahe beneidenswerthe Geschick, welches Lübke jederzeit in der Popularisirung kunstwissenschaftlichen Stoffes an den Tag gelegt hat, prägt sich auch in diesem Heftchen wieder aus. Nirgends noch ist uns das in den letzten Jahren ja vielfach auch anderwärts behandelte Material in solcher Kürze bei aller Reichhaltigkeit und so klar und faßlich bei aller Gedrängtheit vorgeführt worden wie hier. Unter Fabrikanten und Handwerkern sollte das Büchlein die weiteste Verbreitung finden, daneben aber natürlich auch im konsumirenden Publikum. Denn auf die Geschmacksbildung des Publikums läuft doch schließlich zum größten Theil die Aufgabe, unser Kunstgewerbe zu heben, hinaus. Wenn man heute in einem sogenannten Galanteriewaarenladen über die Geschmacklosigkeit der aufgestellten Waaren in Verzweiflung geräth und schlechterdings keine befriedigende Auswahl treffen kann, so wird einem regelmäßig vorgehalten, daß man exceptionelle Ansprüche mache; die große Masse wolle das haben, was hier feilstehe, und wenn der Käufer diese Waaren nicht führte und der Fabrikant sie nicht herstellte, so würden beide ihr Geschäft dadurch ruiniren. Es muß umgekehrt kommen, und es wird auch sicherlich, wir geben die Hoffnung nicht auf, umgekehrt kommen. Immer weitere Kreise müssen dahin gebracht werden, daß sie den jetzigen Plunder der Fabrikanten ablehnen; dann werden diese sich mit der Zeit von selbst zu geschmackvollerer Arbeit gedrängt sehen. Die Fabrikanten gleichen nun einmal den schlechten Theaterdirektoren und den schlechten Leihbibliothekaren; sie ordnen sich dem verrotteten Geschmacke des großen Haufens unter, um ihren Beutel zu füllen; die wenigsten ahnen etwas von der Bildungsaufgabe, die ihnen zugefallen ist, von der segensreichen Macht, die sie ausüben könnten.

Einen Zweig des Kunstgewerbes hat Lübke übrigens in seinem Schriftchen unberührt gelassen, den der Bücherausstattung. Vielleicht aus zarter Rücksicht gegen den ziegelrothen Umschlag und die schöne Titelzeichnung der „Neuen Volksbibliothek“?

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

№ 6.

Ausgegeben am 31. Januar 1878.

Inhalt:

	Seite
Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. V. Die Zeit des peloponesischen Krieges. Max Jähns.	201
Zeller's neue philosophischen und historischen Abhandlungen. H. Jacoby.	210
Eine Fahrt auf den Olymp. Gustav von Eckenbrecher.	223
Vom preußischen Landtag. z. e.	234
Literatur. Max Duncker, Geschichte des Alterthums. — Dr. A. Dochow, Der Zeugnißzwang.	239

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu eine literarische Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg.

Leipzig, 1878.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Im Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien:

Deutscher Volksglaube

von

Moritz Busch.

Ein Band. Elegant brochirt. Preis Mark 6.—. Elegant gebunden. Preis Mark 7.60.

Das Werk enthält mit einer reichen und bunten Auswahl von Beispielen eine **Physi**
logie des deutschen Aberglaubens, des im Volke neben dem Christenthum und der modern
Kultur fortlebenden **Heidenthums**; den Kalender desselben mit seiner **Tagewählerei**; die **Volk**
botanik mit ihren Zauberpflanzen, ihren Farnsamen, ihren Springwurzeln und Wünschelrut
die **Volksmedizin** mit ihren zauberischen Hausmitteln und ihren sympathetischen Kuren und de
alten Beschwörungssprüchen; die **Zoologie des Volkes** mit ihren Basilisken und Drachen, ih
seltsamen Meinungen vom Storch und der Schwalbe und andern Vögeln, Käfern und Würmer
die **Astronomie des Aberglaubens** mit ihren wunderbaren Meinungen vom Regenbogen u
dem Gewitter, vom Monde, der Sonne und den Sternbildern; die **Volksprophetie** mit ihr
Weissagungen und Geschichten, von denen eine große Anzahl der merkwürdigsten in den Text v
flochten sind, ferner ein Kapitel über den Aberglauben **vom bösen Blick** und dem Verschrei
oder Vermeinen, endlich einen Blick auf **den Ring** im Aberglauben. — Alles nach neu
Gesichtspunkten geordnet und in klarer, anmuthiger, farbenreicher Weise dargestellt.

Digitized by Google

Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens.

Von Max Jähns.

V.

10. Die Zeit des peloponnesischen Krieges.

Der Tag von Salamis hatte Hellas, der von der Himera Sizilien gerettet. Mit der Schlacht bei Plataiai und dem Seesiege an dem ionischen Vorgebirge von Mykale wurde das Land bis über den Olympos hinaus, wurden die Inseln und die ionische Küste befreit. In den nächsten Jahren kamen der Hellespont und Byzanz zu Griechenland zurück; die Syrakuser schlugen mit den Kymaiern vereint die Etrusker in der Bucht von Neapel, und im adriatischen Meere wurden die griechischen Tarentiner die Herren. Aber weder die sizilischen noch die italischen Hellenen schlossen sich dem Bunde an, der auf dem Isthmos gegründet war; ja selbst auf dem Boden des alten Griechenlandes umfaßte er nur die meisten Städte des Peloponnes und in Mittelgriechenland Athen, Thespiäi und Plataiai. Böotien und Thessalien versagten den Beitritt. Die schlaffe und mißtrauische Hegemonie Spartas that eben durchaus nichts, um das Gefühl der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit zu nähren und zu beleben.

Wenn man die gegen Persien erlangten Vortheile verfolgen wollte, so galt es, Fuß zu fassen auf den Inseln und sich der thrakischen Küsten zu bemächtigen. Der Seekrieg trat in den Vordergrund, mit ihm zugleich Athen. Ihm, das bei Salamis mehr Schiffe gestellt, als alle andern Griechen zusammen, das die Befreiung der Inseln und Ioniens von Sparta ertrotzt hatte, ihm boten die Befreiten die Hegemonie der gemeinsamen Seemacht an. Sparta ließ geschehen, was es nicht zu hindern vermochte, und so entstand ein Bund

im Bunde. Kimons Sieg am Eurymedon wurde der Ausgangspunkt eines glänzenden Aufschwungs von Athen.

An der Spitze des Seebundes zum Schutze der Meere und zum Kampfe gegen die Barbaren herrschte Athen über die Inseln des aigaiischen Meeres, über die hellenischen Städte bis hinauf nach Byzanz und über die Küste Kleinasiens; es entfaltete eine Macht, deren belebende Anregungen den griechischen Handel zu hoher Blüthe und Athen selbst zum Mittelpunkte einer unvergleichlich reichen und edlen Bildung erhoben. So war Athen durch den Perserkrieg aus einer Dorfstadt nicht wie Korinth nur zu einem Handelsplatze, sondern zu einer nationalpolitischen Vormacht geworden. Aus dem Kampfe gegen die Barbaren hatte es sich zur Schutzmacht über das aigaiische Meer und zum Haupte eines mächtigen Bundes erhoben.*)

Aber in jenem Seebunde lagen auch die Keime künftigen Verderbens. Man hatte den Partikularismus der einzelnen Staaten schonen wollen und ihnen daher, dem Namen nach, allen gleiches Recht gegeben. Hieraus erwuchs für Athen sehr oft die Nothwendigkeit, zur Bundespflicht zu zwingen, Versäumniß, Widersetzlichkeit und Abfall zu strafen, und eben auf diesem Wege wurde die führende Stadt zur herrschenden; die freien Bundesstaaten wurden Unterthanen. Je träger und lauer die Bundesgenossen sich erwiesen, um so mehr strebte Athen dahin, mittelst ihrer Geldkräfte, eine nicht sowohl griechische als attische Seemacht zu begründen. Je mächtiger Athen wurde, um so herrischer trat es auf, und immer aufs Neue regte sich politische Opposition, welche Athen zu bewaffneter Unterdrückung veranlaßte.**) Solchen Reibungen entsprang u. A. die Belagerung von Samos (440), bei welcher zuerst mechanische Belagerungswerkzeuge von den Griechen angewendet sein sollen.

Sparta sah den Glanz Athens mit bitterem Neide. Es hatte nur noch den Namen der Hegemonie; sogar die peloponnesischen Staaten verbanden sich mit Athen. Dieselben Mängel, unter denen die attische Symmachie litt, traten nämlich auch in dem peloponnesischen Bunde, nur zum Theil noch härter und schärfer hervor. Die nicht gehörig vermittelte Gegenüberstellung von Hegemonie und Bundesgenossenschaft, hervorgerufen durch den unüberwindlichen Widerwillen jeder einzelnen Stadt, ihre volle Autonomie aufzugeben und sich als Glied einer höheren politischen Gemeinschaft aufzufassen, führte zu unaufhörlichen Reibungen, die um so stärker sein mußten, als Lakedaimon, mehr noch

*) Leo: Ueber die Entstehung des athenischen Seebundes. (Vortrag i. d. Philologen-Versammlung 1877.)

**) Vgl. Gilbert: Beiträge zur inneren Geschichte Athens im Zeitalter des peloponnesischen Krieges. Leipzig 1877.

vielleicht als Athen, sich seinerseits nicht entschließen konnte, eine wirklich das gemeinsame Interesse des Bundes berücksichtigende oder eine großhellenische Politik zu treiben. Die Gesichtspunkte der spartanischen Politik waren und blieben durchaus groß-lakedaimonische und eben deshalb geriethen sie in immer tieferen Gegensatz zu den Interessen der einzelnen Bundesstädte. Mit diesem Gegensatze verschwisterte sich dann derjenige der oligarchischen und der demokratischen Parteibewegungen, und so lange der attische Seebund groß und mächtig war, hatten die letzteren entschieden das Uebergewicht; Staat auf Staat wendete sich von der starren Aristokratie Lakedaimons ab. Und nun empörten sich auch noch die verknechteten Messenier gegen Sparta so daß sich dies, außer Stande ihrer allein Herr zu werden, gezwungen sah, Athen um Hilfe anzugehn. Auf Kimons Rath wurde dieselbe geleistet. Er selbst führte 4000 Hopliten nach dem Peloponnes. Aber als die Spartaner diese Truppen aus engherzigem Mißtrauen wieder zurückschickten, wandte sich das attische Volk von denen ab, die zu dem Hilfszuge gerathen; es steigerte die demokratischen Institutionen des Staats, kündigte den hellenischen Bund und damit auch den Namen der spartanischen Hegemonie auf und beschloß den Abschluß einer neuen allgemeinen Einigung der Griechen. Aus dem delisch-attischen Bunde war das athenische Reich hervorgegangen; dies aber wieder sollte, dem großen Gedanken des Perikles zufolge, sich zu einer panhellenischen nationalen Einheit erweitern. Um dies zu erreichen, kam es zunächst darauf an, die Aristokratie in Athen selbst und dann Sparta niederzuringen.

Für die bevorstehenden Kämpfe galt es natürlich in erster Reihe, unbedingte militärische Ueberlegenheit zu gewinnen. Zu deren Begründung gehörte freie Verfügung über die Geldkräfte des Seebundes, und daher veranlaßte Perikles die Uebertragung der delischen Bundeskasse nach Athen. Im Jahre 460 war die Ueberführung dieses Schatzes von nahezu 3200 Talenten ($14^1/_2$ Mill. Mark) von Delos nach Athen eine vollbrachte Thatsache und damit nicht nur die Bundeskasse vor einem Handstreiche der Perser gewahrt, sondern Athen auch äußerlich zum Mittelpunkte des Bundes erhoben. — Nun strebte Perikles nach einer Art permanenter Kriegsbereitschaft zu Lande und zur See. Auf den schon bestehenden Grundlagen der allgemeinen Wehrpflicht, der zweijährigen Uebungszeit und der 25jährigen Verpflichtung zum aktiven Kriegsdienste wollte er es dahin bringen, daß auch im Frieden Heer und Flotte jährlich 8 Monate hindurch wenigstens theilweise zur Verfügung ständen, um durch fortgesetzte Uebungen ihre Kriegstüchtigkeit zu steigern. Das war jedoch nur möglich, wenn die, für den ganzen panhellenischen Bund gewissermaßen das stehende Heer bildende Bürgerschaft Attika's ein gewisses Maß an Geldentschädigung empfing. Daher führte Perikles das sog. Stra-

tegikon, d. h. den Dienstsold für Heer und Flotte ein. Der Hoplit empfing täglich 3 Obolen bis 1 Drachme, der Offizier das Doppelte, der Reiter das Dreifache und dazu Verpflegung in Natur oder Geld. Dem Marinesoldaten wurden durchschnittlich 8 Obolen gewährt. — Um dieselbe Zeit (461/0) trat Perikles mit großartigen fortifikatorischen Plänen hervor. Schon Themistokles hatte, trotz des fanatischen Einspruches der Spartaner, die Befestigung der Stadt Athen durch eine Ringmauer von etwa 1 Meile im Umfange mit vielen viereckigen Thürmen und mindestens 9 Thoren durchgeführt; nicht minder hatte er die Häfen des Peiraieus befestigt; die Mauer, welche diese Häfen auf der Seeseite wie zu Lande umschloß, hatte einen Umfang von 1½ Meilen, eine Höhe von 30 Fuß und eine solche Breite, daß zwei Frachtwagen einander ausweichen konnten. Perikles unternahm es nun, die Stadt Athen mit den Häfen durch ähnliche Werke zu verbinden, um jener, im Falle der Belagerung Zuzug und Zufuhr vom Meere her zu sichern. Da erhoben sich denn die berühmten „langen Mauern", deren nördlicher Schenkel nahezu eine Meile, der südliche nur wenig minder lang war. — Endlich wendete Perikles der Entwickelung des Seewesens seine volle Aufmerksamkeit zu. Er führte große jährliche Uebungsfahrten ein, an denen die Bürger in bedeutender Zahl theilnehmen mußten. In jedem Jahre wurden 60 Schiffe 8 Monate lang in Dienst gestellt. Mit regem persönlichem Interesse förderte Perikles die Verbesserung des Kriegstransportwesens; er war es, der die Hippagi, die Pferdeschiffe, einführte; er ist der eigentliche Erfinder der manus ferreae, jener Eisengriffe, die zum Entern feindlicher Schiffe dienten und der harpagones, d. h. der Reißhaken, mit denen man die Pallisaden feindlicher Verschanzungen niederriß. Als Techniker stand ihm dabei der berühmte Ingenieur Artemon zur Seite. — Die beiden äußeren „langen Mauern" wurden mit dem Jahre 456 vollendet, und sogleich begann Perikles den Bau einer dritten, mittleren Mauer zwischen dem nördlichen Mauerschenkel, der zum Peiraieus und dem südlichen, der zum Phaleron führte. Daneben betrieb er den völligen Umbau der Hafenstadt Peiraieus, um deren Widerstandsfähigkeit zu erhöhen und die Ausrüstung der Flotte zu erleichtern.*) — So arbeitete Perikles gewaltig an der Machtentfaltung seiner Vaterstadt, und zugleich griff die Politik Athens auf das Großartigste in die Ferne. Unter einem Nachkommen der alten Pharaonen war Aegypten vom Großkönige abgefallen. Ein selbständiges Aegypten hätte die Flanke der persischen Macht dauernd bedroht; Syrien, Kypros, Kilikien hätten sich

---

*) Adolph Schmidt: Perikles und sein Zeitalter. (Epochen und Katastrophen.) Berlin 1874.

frei machen können. Es war durchaus im Sinne einer großen Politik, daß Athen den Aegyptern eine Flotte zu Hilfe sandte.

Doch gerade in diesem Augenblicke, wo es so recht entschieden den Gedanken des Hellenismus nach Außen hin vertrat, wurde Athen von seinen inneren Neidern angegriffen. Korinth, Epidauros und Aigina begannen i. J. 458 den Krieg, Sparta führte ihn fort.

Das kühnste Wagniß attischer Politik mißlang. Aegypten erlag den Persern. Nach schweren Verlusten dort, nach blutigen, 13 Jahre währenden Kämpfen in Griechenland, nach der Niederlage bei Koroneia (447) schloß Athen im Jahre 445 einen dreißigjährigen Waffenstillstand mit den Spartanern, um den Barbaren gegenüber freie Hand zu bekommen. Auf die Hegemonie zu Lande verzichtete Athen. Es behielt nur die Führung der Seestaaten.

Aber Sparta war nicht versöhnt und ebenso wenig waren es die aristokratischen Staaten oder der Partikularismus. Die unzufriedenen Bundesgenossen der Athener hatten an Persien und Lakonien steten Rückhalt. Eine dreifache Gefahr drohte den Athenern: die Eifersucht Spartas und der Herrenstaaten, der lauernde Haß der Perser und der Abfall der Bündner. Der leitende Staatsmann Attika's, Perikles, suchte durch weise Mäßigung und strenges Innehalten des Vertragsrechtes die Gefahr zu beschwören; aber indem er die attische Seemacht durchaus nur innerhalb der einmal erreichten Grenzen aufrecht zu erhalten bestrebt war, verlor Athen nach Außen hin die Initiative während in seinem Inneren jene Opposition erstarkte, welche das Heil nur in immer weiterer Steigerung der Demokratie und in der Ausdehnung der attischen Herrschaft über die pontischen und die italisch-sizilischen Griechenstädte erblicken mochte.

Im Jahre 431 brach die lange Spannung und es begann der verhängnißvolle peloponnesische Krieg, welcher die hellenische Welt bis in ihre Grundfesten zerrüttete. Athen erscheint in diesem großen Ringen vorwiegend als Seemacht; ihm standen bedeutende Geldkräfte zu Gebote; es vermochte den Krieg in die Länge zu ziehn. Sparta war Landmacht; es konnte wohl starke Aufgebote in's Feld stellen, da ihm mit Ausnahme von Argos und Achaia der ganze Peloponnes Heeresfolge leistete; aber es vermochte diese Heere nie lange im Felde zu erhalten. — Das Verhältniß der Bundesgenossenschaften beider Landschaften war keineswegs fest und sicher. Die stärkeren suchten in der Zwietracht Attikas und Lakoniens die Gewähr ihrer Selbständigkeit; die schwächeren schlossen sich stets an den, der augenblicklich das Uebergewicht zu haben schien. Immer galt es, den Bundesgenossen gegenüber, Parteien zu stützen und allgegenwärtig zu imponiren. Das letztere vermochte der Seestaat Athen leichter als die Landmacht Sparta; diese jedoch, bei der die diplomatischen

Dinge heimlich gehandhabt wurden, konnte durch politische Zusicherungen und direkte Bestechungen auf die Parteihäupter wirken, was bei der attischen Art, alles auf offenem Markte zu verhandeln, schwer anging. Endlich aber genoß Sparta auch des Vortheils, daß seine Macht auf dem Peloponnese konzentrirt war und doch zugleich durch die Verfügung über Böotien unmittelbar im Rücken von Attika stand, während die zu diesem Staate haltenden Gebiete über das weite Meer zerstreut lagen.*)

Der große Leiter der attischen Angelegenheiten war Perikles. Er führte den Vorsitz in dem Kollegium der zehn, jährlich gewählten Strategen und war der jederzeitige mit außerordentlicher Machtvollkommenheit bekleidete Oberfeldherr. Als solcher hatte er über die Sicherheit des Staates zu wachen, die finanziellen und legislativen Anträge zu stellen in Bezug auf das Kriegswesen und alles, was damit zusammenhing, sowie endlich auch die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten. Diese oberfeldherrliche Macht des Perikles wurde noch dadurch erhöht, daß er neben dem Feldherrnamte wiederholt das vierjährige Wahlamt des Finanzverwalters bekleidete. In rein militärischen Dingen bediente er sich des Menippos als Rathgebers und Helfers, hinsichtlich der militärischen Verkehrsangelegenheiten hielt ihm Metiochos Vortrag.**) Perikles erkannte die Unmöglichkeit, mit den ihm zur Verfügung stehenden Streitkräften, die ganze Halbinsel Attika zu halten, und konzentrirte deshalb auch die Landbevölkerung in Athen. Attika war durchaus einem Feldlager zu vergleichen, dessen Insassen stets gerüstet und bereit sein mußten, zu kämpfen. Die Bundesgenossen gaben Geld, brachten auch wohl etwas Mannschaft auf; aber die Hauptsache, die eigentliche Arbeit des Krieges, lag doch immer auf den attischen Phylen. Sie stellten 29,000 Schwerbewaffnete, von denen 13,000 zu Angriffs-Unternehmungen verfügbar waren. — Die Reiterei durchstreifte das attische Gebiet; im Uebrigen aber wurde die Landschaft preisgegeben. Nur die, unmittelbar nach den Perserkriegen erbauten Grenzplätze behielt man besetzt, und zwar mit den Epheben, den jungen Wehrpflichtigen von 18 bis 20 Jahren, welche dort als Grenzer im kleinen Kriege ihre Waffenschule machten. Auf den Ertrag des attischen Bodens war unter solchen Umständen nicht zu rechnen; man bezog die Verpflegung von Euboia, wozu ein Theil der Flotte bestimmt war. Ein anderer Theil derselben kreuzte in den Gewässern der Bundesgenossen, um diese treu und unterthänig zu erhalten; der dritte Theil endlich war für die Beunruhigung des Peloponnes bestimmt. Leider vermochte man

*) Rüstow und Köchly: Geschichte des Griech. Kriegswesens.

**) A. Schmidt a. a. O. — Vergl. auch Filleul: Das Zeitalter des Perikles. — Deutsch bearbeitet von Döhler. Leipzig 1874.

nie, ein starkes Landungsheer nach Lakonien zu senden, weil die weiten Befestigungsanlagen Athens eine sehr starke Besatzung erheischten.

Aus der Masse der Hopliten jeder Phyle ward für jeden besonderen Feldzug das Auszugsbataillon, „Taxis“ oder auch schlichtweg „Phyle“ genannt, herausgezogen; es war durchschnittlich 600 Mann stark. Der Rest der kriegspflichtigen Mannschaft des Phylenbezirks bildete den Kern der Stadt-Besatzung, an den sich freiwillig Veteranen und zuweilen auch Knaben, sowie als Pflichtige die nichtbürgerlichen ansässigen Metöken schlossen. Deren Zahl belief sich in den blühenden Zeiten der Stadt auf 45,000, also auf die Hälfte der Bürger. Später stellte man indessen auch die Metöken, ja sogar die nichtansässigen Fremden in die Feldtruppen ein. Nur Hippeis konnten sie nicht werden.

Die attische Reiterei nahm guten Aufschwung. Außer den 1000 Rittern gehörten zu ihr 200 Hippotoxoten, berittene Bogenschützen, die sich entweder aus Söldnern oder aus Staatssklaven ergänzten. — Durchweg aus Sklaven setzten sich die Abtheilungen der sog. Skythen zusammen, 1000 Bogenschützen z. F., welche als Polizeimannschaft dienten, zuweilen jedoch auch im Kriege gebraucht wurden.

Das lakedämonische Heerweesen richtete sich unter dem Einflusse der langdauernden Kämpfe derart ein, daß sich der nach Umständen verschieden starke Auszug leicht formiren ließ. — Aus jeder der 6 Moren wurden nämlich je 2 Lochen, 500 bis 600 Mann stark, für den Feldkrieg bestimmt. Die erste derselben suchte man so viel als möglich ganz aus Spartiaten zusammenzusetzen; die zweite dagegen bestand aus Periöken, und nur der Rahmen der Befehlshaber war dorischen Ursprungs. — Der dritte und vierte Lochos jeder Mora ward für den Besatzungsdienst bestimmt. In ihnen bildeten ebenfalls die Spartiaten, und zwar deren älteste und jüngste Jahrgänge, die Kadres, welche im Fall des Gebrauchs mit Heiloten gefüllt wurden.

Ein gewöhnliches Aufgebot für den Feldkrieg scheint das der ersten Lochen von 4 Moren gewesen zu sein; das nächst stärkere war das von 6 Lochen, also der ersten Lochen aller Moren; der stärkste Auszug umfaßte 12 Lochen, nämlich die zwei ersten jeder Mora. Insofern ein König das Heer führt und der Krieg auf griechischem Boden spielt, tritt dann noch die Elite der Hippeis als siebenter oder dreizehnter Lochos der Hopliten hinzu.

Der Polemarch der Mora zieht jedesmal in's Feld, auch wenn nur eine seiner Lochen ausrückt. Er führt den taktischen und administrativen Befehl und kommandirt auch die dem Lochos beigegebene Reiterei, während der Lochage eben nur das Fußvolk seines Lochos befehligt.

Die Verminderung der Zahl der Spartiaten durch das große Erdbeben v. J. 465 und das gemeinsame Interesse, welches damals Spartiaten und

Periöken zu vereinter Unterdrückung des Heilotenaufstandes verband, gab den Anlaß zu einer Annäherung dieser beiden Stämme, die auch im Heerwesen hervortritt. Endlich machte die beständige Abnahme der Zahl der Spartiaten (— zu des Aristoteles Zeit gab es ihrer überhaupt nur noch tausend —) es ganz unmöglich, auch nur den ersten Lochos jeder Mora aus ihnen zusammenzusetzen; sogar in diesem bilden daher schon bald Periöken die Masse, und nur der Rahme besteht noch aus Spartiaten.*)

Neben den Heeren Athens und Spartas spielen die der andern Staaten nur Nebenrollen.

Im Peloponnes äußerten die Lakonen den entschiedensten Einfluß; sie bestellten ihren Bundesgenossen sogar die Führer (Xenagen), und Athen riß vollends innerhalb seiner Symmachie alle Militärgewalt an sich. Nur bei einem der neutralen Staaten, bei Argos, kommt eine eigenthümliche Erscheinung vor, nämlich eine Art stehenden Heeres, eine Elite von 1000 jungen Bürgern, den reichsten und kräftigsten, welche auf Staatskosten in den Waffen geübt und verpflegt wurden.

Ich kann auf den Gang des peloponnesischen Krieges nicht näher eingehn. Der historische Gang desselben ist ja bekannt; die Schilderung der einzelnen Kriegsereignisse würde zu weit führen und in eigentlich kriegskünstlerischer Hinsicht wenig Neues bieten. Man muß im Auge behalten, daß der Krieg nur 18 Jahre nach dem Ende des persischen Krieges beginnt, selbst aber 27 Jahre in ungeheuren Wechseln dahinrollt. Die einander so ausdauernd bekämpfenden Gegner stehn so ziemlich auf derselben Stufe der Kunst und bilden sich, allmählich ihre Mittel verstärkend und verfeinernd, gegenseitig. — Der erste Abschnitt des Krieges (431—422) bringt die Einfälle der Spartaner in Attika, die Belagerungen von Athen und Plataiai, das Treffen bei Delium, dann das auf Sphakteria und endlich die Schlacht bei Amphipolis auf der thrakisch-makedonischen Grenze, welche den vergeblichen Frieden des Nikias herbeiführt. — Der zweite Abschnitt gipfelt in der Schlacht bei Mantineia 418 und der Belagerung von Syrakus 414 und führt bis zur Niederlage der Athener auf Sizilien. Diese Unternehmung in die westliche Griechenwelt war das Unglück Athens. Perikles hatte die Machtstellung seiner Vaterstadt gesichert, indem er sich auf das aigaiische Meer, auf die östliche Griechenwelt beschränkte; seine Nachfolger zerstörten sein Werk, indem sie über diese Grenzen hinausschweiften. Wohl hatte jenes Auftreten im Westmeere etwas bestechend Glänzendes; aber es kostete Athen 60,000 Menschen. Hätte man diese zu einer großartigen Landung in Lakonien verwendet, so ist es kaum zweifelhaft,

*) Rüstow u. Köchly a. a. O.

daß Athen gesiegt haben würde. Das ganze sizilische Unternehmen stand unter einem bösen Stern. Alkibiades, der es allein hätte vollenden können, gab durch genialen Leichtsinn den Intriguen seiner oligarchischen und demokratischen Gegner daheim die beste Gelegenheit, ihn zu stürzen. Und indem nun der beleidigte Alkibiades den Spartanern die Wege wies, Athen zu bewältigen, indem er ihnen die Satrapen Kleinasiens und das Gold des Großkönigs zubrachte, begann der Todeskampf Athens, gegen das sich mit Sparta die Flotten der abgefallenen Bündner wie die Korinths und Siziliens vereinigten. — Der dritte Abschnitt des peloponnesischen Krieges bringt die Einnahme von Athen und den vollständigen Sieg der Spartaner. Vergeblich, daß Athen das Aeußerste einsetzte für sein zusammenbrechendes Staatswesen. Nach dem letzten Siege den es errang, den bei den Arginusen, erlag es den Parteien im Inneren, dem Verrathe seiner Feldherrn, dem Hunger. Der Spartaner Lysandros brach die langen Mauern und übergab Athen der Herrschaft der Dreißig.

Die Spartiaten mißbrauchten ihren Sieg. Durch den Hohn, mit dem sie ihre eigenen Bundesgenossen behandelten, durch die Einrichtung der griechischen Städte nach spartanischem Muster, durch ihr Bestreben, die Gebiete der Stämme in kleine ohnmächtige Bezirke zu zersplittern, um sie so besser beherrschen zu können, entfremdeten sie sich Hellas. Die Thebäer boten den attischen Flüchtlingen, welche von den Spartiaten und deren Kreaturen aus Athen vertrieben waren, muthig die Hand und ermöglichten so die Staatsumwälzung des Thrasybulos, durch welche Athen schon 403 seine Freiheit und Selbständigkeit zurückerlangte.

Aber es war nicht mehr das Alte! Am gründlichsten aufgeräumt — sagt Droysen — war mit dem alten hoplitischen Bauernstande, der jahrelang vom Feinde in die Stadt getrieben und im Strudel des städtischen Lebens zum Pöbel geworden war. Nur der Name der solonischen Verfassung wurde wieder hergestellt. Alles war kraft- und schwunglos, heruntergekommen und armselig, und die Steigerung der Demokratie bahnte nur weiterer Auflösung den Weg. — Und kaum besser daran war das siegreiche Sparta! Wohl schien jetzt seine Hegemonie das Griechenthum zu vereinigen; doch statt der früheren Bürgertugenden der edlen Dorer, machten sich jetzt habgierige Genußsucht, herrische Geistesarmuth, Heimtücke und Heuchelei breit. Für die Strenge der Lebensformen in der Heimath entschädigten sich die Spartiaten außer Landes als Harmosten, d. h. als willkürliche und grausame Statthalter. — Die Ideale der Vergangenheit waren dahin und keine neuen an ihre Stelle getreten.

Ein solcher Umschwung der sozialen und sittlichen Lebensbedingungen mußte naturgemäß auch einen Wechsel der Wehrverfassungen zur Folge haben, und in der That hatte sich während des fast dreißigjährigen Ringens um die

Hegemonie eine sozial-militärische Bewegung von der höchsten Wichtigkeit eingeleitet: die Entwickelung des Söldnerwesens.

Zeller's neue philosophische und historische Abhandlungen.

Die Vielseitigkeit der Interessen, die unserer Zeit eigen ist, gestattet ihr nur in sehr beschränktem Maße, umfassenden größeren literarischen Erzeugnissen, wenn sie nicht das unmittelbare Arbeitsgebiet des Einzelnen berühren, die Aufmerksamkeit zuzuwenden und weckt zugleich das Bedürfniß, sich über die Richtung und die Ergebnisse der mannichfaltigen geistigen Bestrebungen zu orientiren. Die Fülle von Zeitschriften, die im Laufe der letzten Jahre entstanden ist, so wie die Essay-Literatur, die immer mehr Umfang gewinnt, legen dafür Zeugniß ab. Auch die philosophischen Studien sind auf diesem Wege einem größeren Kreise näher gebracht worden, und daß dieselben hier lebhafte Theilnahme gefunden haben, ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache. Die Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts, die E. Zeller 1867 veröffentlichte, und die, wenn sie auch zu einem großen Theile theologischer Natur waren, doch den übrigen Stoff der Geschichte der Philosophie entlehnten, sind vor zwei Jahren in zweiter Auflage erschienen. Und so konnte der Verfasser mit Recht voraussetzen, daß eine zweite Sammlung von Aufsätzen gemischten Inhalts ebenfalls willkommen sein werde.*) Dieselbe trägt nun allerdings einen anderen Charakter als die früheren. Im engsten Sinne theologisch sind nur die Abhandlungen: „Lessing als Theolog" und „die Tage von Petrus als römischem Bischof." Die Themata der anderen Essays sind den verschiedenartigsten Disziplinen entnommen, der Logik und Metaphysik, der Politik, der Religionsphilosophie und der Religionsgeschichte. Auch das biographische Element ist durch die Erinnerungen an Gervinus, Th. Waitz und A. Schwegler vertreten.

Doch, sehen wir ab von den logischen und politischen Aufsätzen, so pulsirt in den meisten der hier gesammelten Arbeiten eine theologische Ader. Und was das religionsgeschichtliche Interesse betrifft, so können wir noch bestimmter ihren Gegenstand bezeichnen. Zeller verweilt mit Vorliebe bei den Abschnitten

*) Vorträge und Abhandlungen von Eduard Zeller. Zweite Sammlung. Leipzig Fues's Verlag (R. Reisland). 1877.

desselben, in welchen sich der Kampf zwischen absterbenden und neu aufstrebenden Geistesrichtungen darstellt.

Wir sind nicht in der Lage, dem religionsphilosophischen Standpunkt Zeller's unsere Zustimmung zu geben, fühlen uns vielmehr verpflichtet, in mehrfacher Hinsicht demselben zu widersprechen. Und so müssen wir auch den ihn hier vertretenden Abhandlungen gegenüber unsere entgegengesetzte Auffassung zur Geltung bringen.

Desto ungetheilter ist unsere Werthschätzung der übrigen Aufsätze, und da es dem Referenten angenehmer ist, anzuerkennen als auszusetzen, so ziehen wir es vor, in unserer Berichterstattung mit jenem zu beginnen, und mit diesem zu beschließen. Auf die der Politik gewidmeten Darstellungen richten wir unsere Aufmerksamkeit zuerst.

Es sind drei Abhandlungen, die ihr gewidmet sind, alle in gleichem Maße beachtenswerth, alle dem Interesse der Gegenwart dienend, das innere Recht dessen zu erweisen, was als Thatsache aus praktischem Bedürfniß und dem Impuls des nationalen Bewußtseins hervorgegangen ist.

„Die Politik in ihrem Verhältniß zum Recht" bildet das Thema eines Aufsatzes aus dem Jahr 1868, und wir irren wohl nicht, wenn wir den Anlaß desselben in den Angriffen suchen, denen die Preußische Regierung in Folge der Annexionen von 1866 ausgesetzt war, und die sich darin zusammenfaßten, daß jene Handlungsweise eine Untergrabung der ethischen Basis sei, auf der alles Recht ruhen müsse. Das Problem, daß die geschichtliche Entwickelung mit innerer Nothwendigkeit auch die Beseitigung und zwar die gewaltsame Beseitigung bestehender Gesetze und Rechtsordnungen herbei führen könne, löst Zeller, und wir stimmen ihm darin vollkommen bei, indem er daran erinnert, daß das positive Recht keineswegs immer mit dem natürlichen Recht in Einklang stehe; daß es kein Unrecht gebe, das nicht einmal irgendwo Recht gewesen sei; daß Gesetze, die durchaus zweckentsprechend waren, als sie entstanden, in Folge veränderter Verhältnisse aufhörten, es zu sein; daß Verträge zwischen Staaten, ursprünglich ein Gewinn für beide Theile, mit der Zeit für sie oder einen von ihnen zur Hemmung werden können. Was soll nun geschehen, wenn die durch das positive Gesetz geschaffenen Zustände unerträglich geworden sind und doch ein Faktor, ohne dessen Mitwirkung eine Aenderung auf dem Wege des Gesetzes nicht eintreten kann, sie hartnäckig versagt, weil seine individuellen Interessen bei den gegenwärtigen Verhältnissen ihre Befriedigung finden? Es bleibt nichts anderes übrig, als mit Gewalt nicht das Recht zu zerstören, sondern vielmehr im Namen des natürlichen Rechts das positive Recht, welches ihm widerstreitet, aufzuheben. Daß dies nur geschehen darf, wenn es sich um die Heiligthümer des Volkes handelt; daß eine leicht-

fertige Verletzung des positiven Gesetzes nie gerechtfertigt werden kann; daß es unter Umständen sogar rathsam ist, lieber ungesunde Zustände zu tragen, als durch ihre gewaltsame Beseitigung eine Erschütterung im Volksbewußtsein herbeizuführen, deren Tragweite nicht zu bemessen ist, darf einem gewissenhaften Staatsmanne nicht zweifelhaft sein. Aber feststehen muß der Grundsatz: das positive Recht darf nicht eine Heiligkeit in Anspruch nehmen, das nur dem natürlichen Recht zukommt.

Die Polemik gegen die Gegner der Annexion Elsaß-Lothringens und das Bedürfniß, das innere Recht derselben zu erweisen, hat den zweiten politischen Aufsatz: „Das Recht der Nationalität und die freie Selbstbestimmung der Völker" veranlaßt. Derselbe war vor dem Friedensschluß geschrieben und die Erregung der deutschen Nation, die bange Sorge, daß auch diesmal ihr der Lohn des Sieges genommen werden könne, ist in ihm deutlich spürbar. Es ist der frischeste und wärmste Aufsatz der Sammlung, die Lebendigkeit des patriotischen Bewußtseins klingt überall durch. Es sind zwei Fragen, um deren Beantwortung es sich handelt. Ist es erlaubt, Bestandtheile fremder Nationalitäten in den Staatsverband aufzunehmen, lautet die erste. Zeller erledigt sie, indem er Einheit der Sprache und Abstammung allerdings als eine wesentliche Bedingung, aber nicht als die alleinige, für die gesunde Entwickelung des Staatslebens bezeichnet. Giebt es doch kaum einen größeren Staat, der nicht eine Minorität stammesfremder Elemente in sich schließt. In der Schweiz und in Belgien fehlt die Einheit der Nationalität völlig. Und welche Musterkarte heterogener Volksarten stellt Oesterreich dar! Die Gemeinsamkeit der Abstammung läßt sich durch Einheit des geistigen Lebens ersetzen. Je mehr allerdings die verschiedenen Stammeselemente in einem Staate in gleichem Maße gemischt sind, desto schwerer wird es sein, sie zu einem organischen Ganzen zu vereinen, je mehr dagegen die einer Nationalität angehörige Bevölkerung überwiegt, desto leichter wird ein solches sich bilden können. Aber ist es zuläßig, wider ihren Willen Bestandtheile eines Volksganzen von demselben abzulösen, und einer anderen staatlichen Gemeinschaft zuzutheilen? Um diese Frage zu beantworten, giebt er ihr zuerst eine bestimmtere Fassung. Es handelt sich genau genommen, nicht um die Bewohner eines Landes, sondern um dieses selbst oder um noch schärfer das Objekt zu bezeichnen, um die Landeshoheit, die Territorialgewalt. Ob diese von dem bisherigen Inhaber derselben, auch wider den Willen der ihr bis dahin unterstellten Bevölkerung, einem andern Staat übertragen werden darf, das ist die Frage. Denn den einzelnen Bewohnern des Landes steht es ja frei, dasselbe zu verlassen. In dieser Fassung der Frage ist aber auch die Antwort unmittelbar gegeben. Die Rechte, um deren Uebertragung es sich hier handelt, liegen nicht in der Hand

der einzelnen Landestheile, sondern sind im Besitz des Staatsganzen, und, wenn dieses sich derselben zu Gunsten eines andern Staates entäußert oder diesen durch seine Handlungen nöthigt, sich ihrer zu bemächtigen, so ist dagegen vom Standpunkt des formalen Rechts nichts einzuwenden. Die Giltigkeit von Verträgen und Gesetzen, welche durch die rechtmäßigen Organe des Staats zu Stande gekommen sind, kann nicht von der Zustimmung der Einzelnen, wenn sie auch besonders dabei interessirt sind, abhängig gemacht werden. Sagt man, über die eventuelle Abtretung eines Landestheils solle die Bevölkerung desselben entscheiden, so heißt das nichts anderes, als die Abtretung soll unterbleiben, kein Staat darf, auch nicht für den empörendsten Raubanfall, durch Verringerung seines Gebiets bestraft werden, er darf, was er auch thue, nie fürchten, daß seine für den Nachbar Gefahr bringende Macht beschränkt werde. Denn in wie seltenen Fällen werden die Angehörigen eines Staats den Wunsch haben, den Zusammenhang mit demselben aufzulösen und sich mit dem Volke zu verschmelzen, gegen das sie so eben noch gekämpft haben. Und so hat denn Deutschland guten Grund und gutes Recht gehabt, sich des Elsasses und Lothringens zu bemächtigen, um endlich einmal gegen die Gelüste Frankreichs nach deutschem Lande ein kräftigeres Bollwerk als bisher zu besitzen.

Der Vortrag „Nationalität und Humanität", der aus dem Jahre 1873 stammt, verfolgt, wie es uns scheint, die sehr heilsame Tendenz, unser Volk vor der moralischen Schädigung zu schützen, die aus einem übermäßig gesteigerten Nationalgefühl erwächst. Das Interesse für Humanität hatte uns das Auge offen gehalten für den eigenthümlichen Werth aller fremder Nationen, aber unter dieser Vielseitigkeit des Blicks und der Schätzung hatte das Bewußtsein unsers eigenen Werthes Schaden gelitten; werden wir jetzt, da dieses erwacht ist, der entgegengesetzten Gefahr erliegen, und die Fähigkeit verlieren, die Vorzüge anderer Völker zu erkennen und uns anzueignen? Diese Besorgniß wird nur dann schwinden können, wenn wir uns selbst als ein Glied im großen Ganzen der Menschheit ansehen, und uns verpflichtet wissen, für diese durch unser Sein und unsere Leistungen werthvolle Güter zu erzeugen; denn dann ist nationale Selbstschätzung keine Hemmung, sondern eine Bedingung für die Entwickelung der Humanität.

Wenden wir uns jetzt zu den Untersuchungen, welche der Erkenntnißtheorie gewidmet sind und präzisiren wir den Standpunkt, welchen sie einnehmen. Es kommt hier vor allem der Vortrag: „Ueber Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnißtheorie" mit den daran sich knüpfenden eingehenden und sehr sorgfältig gearbeiteten Zusätzen in Betracht. Wir können die Stellung Zeller's in dieser Beziehung als eine vermittelnde bezeichnen, und wir gehen wohl nicht irre, wenn wir hier eine Verwandtschaft mit Trendelenburgs Anschauungen

wahrzunehmen glauben. Wie dieser Philosoph geht auch Zeller von Kant aus und sieht in unseren Vorstellungen Elemente der Erfahrung mit apriorischen subjektiven Bestandtheilen verknüpft; aber wie dieser ist er ebenfalls darauf bedacht, der Verflüchtigung der ersteren durch letztere zu wehren. Er stellt zuerst fest, was zum apriorischen Inhalt unseres Bewußtseins gehört, und geht dabei über die von Kant gezogenen Grenzen noch hinaus, indem er die physiologische Thatsache zur Geltung bringt, daß auch schon die Empfindung einen subjektiven Charakter trägt, da dieselbe als physische Reaktion gegen die Reize, welche durch Bewegungen in den Sinnesorganen entstanden sind, ihrer Qualität nach von diesen organischen Vorgängen sich unterscheidet. Er sieht auch in der Empfindung einen apriorischen Faktor.*) Zu den apriorischen Formen der Anschauung, die Kant voraussetzt, der Anschauung des Raums und der Zeit, fügt Zeller noch eine dritte, die der Zahl hinzu, die Kant und Schopenhauer aus der Zeit ableiteten, und vertritt eine Theorie, die in neuester Zeit auch von Baumann**) vertheidigt worden ist. Der apriorische Charakter dieser Anschauungsformen schließt aber nicht aus, daß sie durch empirische Vermittelung entstanden sind, durch Abstraktion aus den thatsächlich in der Erfahrung gegebenen Elementen. Doch ist es, wie es uns scheint, Zeller nicht gelungen, die Sonderung und Vertheilung der objektiven und subjektiven Bestandtheile in den Anschauungsformen zu klarem Ausdruck zu bringen. So sehr Referent sich bemüht hat, ist es ihm nicht geglückt, den Sinn des Satzes zu enträthseln, in dem die hier einschlagenden Untersuchungen zusammengefaßt sind. Wenn Zeller sagt: „die Raumanschauung und der Raumbegriff sind empirischen Ursprungs, der Raum selbst dagegen ist, nach der subjektiven Seite betrachtet, eine apriorische Form der Verknüpfung gewisser Empfindungen, eine apriorische Anschauungsform (S. 510)“ — so gestehen wir, einmal darin einen Widerspruch zu finden, daß von der Raumanschauung und dem Raumbegriff in einem Athem der apriorische Charakter bejaht und verneint wird, sodann bekennen wir, nicht zu verstehen, was denn der Raum selbst im Subjekt sein soll, wenn nicht Inhalt seiner Anschauung, seiner Vorstellung, seines Begriffs.

Von den Anschauungsformen geht Zeller zu den Formen des Denkens über und verweilt zuerst längere Zeit bei der Kategorie der Kausalität. Er läßt dieselbe unmittelbar weder aus unserm Bewußtsein noch aus der Er-

*) So sagt auch Lotze: Sie (die sinnlichen Empfindungen) sind die a priori uns eigenthümlichen Möglichkeiten des Empfindens, zur Wirklichkeit in bestimmter Reihenfolge freilich durch äußere Veranlassungen berufen, aber nie durch diese Veranlassungen uns fertig überliefert. System der Philosophie. Th. I. S. 520.

**) Die Lehren von Raum, Zeit und Mathematik. Th. II. S. 668–71.

fahrung entspringen, sondern aus der Beurtheilung der letzteren nach dem apriorischen Denkgesetz des Grundes. Die letzten Betrachtungen sind der Realität des Selbstbewußtseins, der Zeit, der Zahl, der Dinge gewidmet. Wir haben keinen Anlaß denselben etwas hinzu zu fügen, sie sind zutreffend und begründet.

Auf die Aufgaben der Erkenntnißtheorie bezieht sich auch der Aufsatz: „Ueber die gegenwärtige Stellung und Aufgabe der deutschen Philosophie." Derselbe eröffnete die Vorlesungen Zellers über die Geschichte der Philosophie im Herbst 1872. Damit hängt es wohl zusammen, daß wir hier tiefer eingehende Erörterungen nicht finden, sondern nur eine genauere Bestimmung des Standpunkts des Verfassers, den wir ja aus der eben besprochenen Abhandlung schon kennen, den Standpunkt des Kritizismus, der Auffindung der subjektiven und der empirischen Elemente in unsrer Erkenntniß. Ausgezeichnet ist diese Vorlesung durch die sittliche Energie, mit welcher Zeller für die Sache des Idealismus gegenüber der Veräußerlichung der Gesinnung eintritt. Es sind dies goldne Worte, und wir können uns nicht versagen, sie mitzutheilen: „Es stände schlimm um unser Volk, wenn es jemals vergessen könnte, wo die tiefsten Wurzeln seiner Kraft liegen; wenn es vergäße, daß durch die weltgeschichtliche That der Reformation in das Innerste des deutschen Gemüths die Keime eingesenkt wurden, aus denen alles emporwuchs, was ihm seitdem Großes gelungen ist; daß die geistige Arbeit unserer Dichter und Denker, die sittliche Arbeit in der Familie, der Kirche und der Schule zu den Erfolgen des deutschen Schwertes und der deutschen Staatskunst den Grund gelegt hat." Und ebenso erfreulich ist die Entschiedenheit, mit welcher der Verfasser den Materialismus bekämpft und der Philosophie das warnende Wort zuruft: „Sie darf den geistigen Gehalt des menschlichen Lebens nicht ignoriren, das Wesen und die Bestimmung des Menschen nicht nach der Analogie solcher Wesen beurtheilen, die sich von dem Menschen gerade durch die Abwesenheit dieses höheren Lebens unterscheiden; sie darf es nicht unterlassen, nach der einheitlichen Ursache zu fragen, aus welcher die Wechselwirkung aller Dinge und die Harmonie alles Seins sich allein erklären läßt." Sehr gründliche und zutreffende Untersuchungen enthält die Rede: Ueber die Aufgabe der Philosophie und ihre Stellung zu den übrigen Wissenschaften." Auch hier finden wir Zeller in den Bahnen, die Trendelenburg eingeschlagen hat, und es war für den Referenten, der ein Schüler desselben ist, ein wohlthuendes Gefühl, seinen Nachfolger auf dem Katheder auf demselben Wege zu sehen, den sein Vorgänger mit so großem Erfolg betreten hat. Wir können die Auffassung Zellers mit wenigen Worten charakterisiren. Die Philosophie hat nach ihm die Aufgabe, die Voraussetzungen festzustellen, auf denen jede einzelne positive Wissenschaft ruht; also das Allge-

meine, die Gesammtheit des Seins und ihrer Gründe zu erkennen. Es erhellt daraus, daß der Philosophie zufällt, die einzelnen Wissenschaften zu vermitteln und zu verbinden; daß sie es ist, welche die Vielheit der Wissenschaften, deren Studium die Universitäten gewidmet sind, vor dem Auseinanderfallen bewahrt und ihre Einheit hervorbringt.

Verlassen wir jetzt vorläufig die philosophischen Aufsätze der Sammlung, um uns den historischen zuzuwenden. Sie werden uns zu den beiden religionsphilosophischen Abhandlungen, die wir uns für den Schluß aufbewahrt haben, hinleiten; drei dieser Aufsätze sind aus der Geschichte Roms geschöpft. Den mittelsten derselben: „Eine Arbeitseinstellung in Rom. Zur Charakteristik römischer Volkssagen" hätten wir lieber an einer andern Stelle gelesen; er ist in Folge seines gelehrten, historisch-kritischen Inhalts den übrigen hier vereinigten Abhandlungen nicht homogen; und wir verzichten deshalb darauf, über ihn Bericht abzustatten. Sehr werthvoll, nach unserer Meinung einer der Glanzpunkte der Sammlung ist die Abhandlung: „Religion und Philosophie bei den Römern." Wir übergehen, was Zeller zur Charakteristik der römischen Religion sagt; es ist ohne Zweifel durchaus richtig, aber, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht neu. In dem bekannten Werke Döllingers findet sich vollkommen dieselbe Beurtheilung. Desto lehrreicher ist die Darstellung der Beziehungen, in welche die Philosophie zur Religion Roms trat, oder genauer gesagt, des Auflösungsprozesses, in welchen diese durch jene gezogen wurde. Im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt begann derselbe. Der bekannte Dichter Ennius war es, der ihn damit einleitete, daß er die Schrift des Griechen Euhemerus bearbeitete, in welcher die abgeschmackte Auffassung der Mythen von den Göttern als mißverstandner Geschichten alter Regentenhäuser vorgetragen wird. Derselben Zeit gehören die untergeschobenen Bücher des Numa an, welche die Göttersagen philosophisch umdeuteten, und die der Senat deshalb verbrennen ließ. In die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts fällt das Lehrgedicht des Lucretius Carus, welches die Physik Epikurs vorträgt und daher eine mechanische Naturerklärung zur Geltung zu bringen sucht. Die Religion erscheint hier als Aberglaube und lastender Wahn. Wie der Deismus Epikurs, so drang auch der Pantheismus der Stoa in die römische Welt; und der berühmte Rechtsgelehrte Quintus Mucius Scävola (er starb 82 v. Chr. im marianischen Bürgerkrieg) unternahm es, die Volksreligion einer Kritik auf stoischer Grundlage zu unterwerfen. Dasselbe that der berühmte Alterthumsforscher Markus Terentius Varro (gest. 25 v. Chr.). Als Stoiker erkennen diese Männer nur eine in einer Vielheit einzelner Erscheinungen wirksame Weltkraft an, suchen sich aber mit dem Volksglauben, wie das die Praxis der Stoiker war, dadurch auseinanderzusetzen, daß

sie kein Bedenken tragen, jene Vielheit der Kräfte als Götter zu bezeichnen und die Mythen allegorisch umzudeuten. Die schärfste Kritik von diesem philosophischen Standpunkt aus hat Seneca geübt. Er hat mit einer Unumwundenheit Kultus und Mythologie angegriffen, die uns einen Beweis liefert, wie wenig dieselben noch Wurzeln im Bewußtsein der Gebildeten hatten. Epictet und Mark Aurel dagegen kehrten zu dem früher beobachteten Verfahren zurück und suchten ein positiveres Verhältniß zur Volksreligion zu gewinnen, letzterer offenbar aus tief religiösem Bedürfniß. Die philosophische Stellung, welche Cicero einnahm, war wesentlich eine eklektische; daß er am bestehenden Gottesdienst und den Göttersagen Anstoß nahm, unterliegt keinem Zweifel, aber seiner Kritik fehlte die Energie, da der Hinblick auf das Staatsinteresse ihm das als geboten erscheinen ließ, was er doch mißbilligte. Und diese Rücksicht auf die politische Nothwendigkeit war es denn auch, welche der römischen Religion den Schein des Lebens verlieh, als sie das Wesen desselben schon längst verloren hatte.

Je mehr aber der alte Glaube seine Kraft eingebüßt hatte, desto eifriger suchte das religiöse Bedürfniß, das von der Philosophie nicht befriedigt wurde, in Aberglaube und Schwärmerei Genüge. Ein anschauliches Bild solcher Verirrungen giebt der folgende Aufsatz: „Alexander und Peregrinus, ein Betrüger und ein Schwärmer."

Was sich schon das zweite nachchristliche Jahrhundert bieten ließ, dafür legt die Wirksamkeit jenes Alexander Beweis ab, der von Abonuteichos in Paphlagonien aus bis nach Rom seine Thätigkeit ausdehnte. Als Nachkomme des Perseus und des Asklepios, als Prophet des letzteren, der in einer von ihm gezähmten Schlange verehrt wurde, als Gatte der Selene trieb er ein glänzendes Geschäft mit Orakeln und Weissagungen. Gelang es ihm doch, den vornehmen Römer Rutilianus zum Schwiegersohn zu gewinnen, indem er ihm auf die Frage, ob er sich nach dem Tode seiner Frau wieder verheirathen solle, die Antwort gab: „Freie die Tochter du nur Alexanders und der Selene"; hörte doch ein Mark Aurel auf seine Orakelsprüche, wurden doch Münzen geprägt, auf deren einer Seite jene Schlange abgebildet war oder ihr göttlicher Name „Glykon" eingegraben, vermochte er es doch, die Stadt Abonuteichos in die Stadt Ionopolis zu verwandeln! Und dieses Ansehen wurde auch nicht durch die Unsittlichkeit seines Wandels gemindert. Auch die Thatsache, daß er siebenzig Jahre alt starb, obwohl er sich eine Lebensdauer von hundertundfünfzig Jahren geweissagt hatte, kann es nicht schmälern. Dem Gestorbenen wurde eine Bildsäule errichtet, welche göttliche Ehren empfing; man opferte ihr und feierte Feste. Orakel knüpften sich an sie, wunderbare Heilungen in Folge der Anrufung Alexanders wurden berichtet. Neben der Bildsäule

des Betrügers Alexander stand das Denkmal des Schwärmers Peregrinus, auch an diese knüpfte sich ein Orakel. Wodurch hatte er sich diese Verehrung erworben? Durch eine Handlung der Verrücktheit würden wir sagen; durch eine That des Heroismus, sagten viele seiner Zeitgenossen. Er hatte bei den olympischen Spielen im Jahr 164 sich feierlich in die Flammen des Scheiterhaufens gestürzt, um durch sein Ende das Ideal der philosophischen Schule, welcher er angehörte, der Cyniker, das Ideal bedürfnißlosen, freien Lebens vollkommen darzustellen und als Jünger des Herakles, des Schutzpatrons der Cyniker, auch sterbend zu erscheinen. Renommisterei und Schwärmerei lagen dieser That zu Grunde. Uns kommt sie und ihre Beurtheilung in weiteren Kreisen hier vor allem deshalb in Betracht, weil wir sie als Symptom einer Geistesbestimmung und Geistesrichtung erkennen müssen, welcher die Leitung durch ein in sich gewisses und klares sittliches Gesetz und durch eine allgemein maßgebende religiöse Gesammtanschauung verloren gegangen ist, und die einen neuen Stützpunkt in Exzentrizitäten vergeblich zu gewinnen sucht.

Den Uebergang zu den historischen Darstellungen, welche sich auf die christliche Welt beziehen, macht der Aufsatz: „Römische und griechische Urtheile über das Christenthum." In demselben ist besonders werthvoll die präzise Charakteristik der Stellung, welche die griechischen und römischen Schriftsteller einnehmen. Der Satyriker Lucian, Epikuräer und Skeptiker, blickt verächtlich auf das Christenthum als Schwärmerei und Aberglauben. Eingehender urtheilt der Platoniker Celsus, er spricht dem Christenthum keineswegs alle Wahrheit ab, aber soweit eine solche vorhanden ist, sieht er in ihr eine Entlehnung von heidnischer Weisheit, die hier durch Mißverständniß, Entstellung und abergläubische Zusätze ihre Reinheit verloren habe. Christus und seine Jünger sind ihm Gaukler und Betrüger. Er nimmt auch Anstoß an der Lehre von der unmittelbaren Gemeinschaft Gottes mit den Menschen, welche die zentrale Idee des Christenthums ist, da der Dualismus seines Systems ihr entgegensteht. Er wirft dem Christenthum ferner vor, daß es keinen nationalen Charakter trage, er beschuldigt es endlich der Theilnahmlosigkeit an den öffentlichen Angelegenheiten. Höher dachten die Neuplatoniker vom Christenthum, Christus selbst ließen sie unangetastet, erkannten seine Frömmigkeit an und behaupteten sogar, er habe die Götter angebetet und mit ihrer Hilfe Wunder verrichtet. Erst von seinen Schülern seien die Irrthümer der christlichen Lehre hervorgebracht worden. Die Polemik übten sie, wenigstens Porphyrius, mit kritischen Mitteln, wie sie in neuerer Zeit angewandt worden sind. Einen gehässigeren Charakter nahm die Bekämpfung des Christenthums erst wieder in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts an, also in einer Zeit, in welcher dieselbe eine Aussicht auf Sieg nicht mehr haben konnte.

Eine meisterhafte Arbeit ist die folgende Abhandlung: Die Sage von Petrus als römischem Bischof.“ Es ist Zeller gelungen, so durchschlagend den Beweis zu führen, daß Petrus keinen Antheil an der Stiftung und Leitung der römischen Gemeinde gehabt hat, daß der völlige Ungrund der katholischen Ueberlieferung erhellt. Und um so treffender ist die Beweisführung, als sie auch für denjenigen, welcher, wie Referent, mit Zellers Kritik der neutestamentlichen Schriften nicht übereinstimmt, überzeugende Kraft besitzt. Nur ungern enthalten wir uns einer Mittheilung des Beweisverfahrens, durch welches der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt, gelöst hat; wir müssen aber darauf verzichten, um nicht unserm Referat einen zu großen Umfang zu geben. Auch den Aufsatz: „der Prozeß Galileis“ übergehen wir, da er wesentlich ein Referat über die Schrift Karl von Geblers: „Galileo Galilei und die römische Kurie“ ist und es uns nicht thunlich erscheint, über ein Referat zu referiren. Wir heben nur das eine hervor, daß wir durch Geblers Untersuchungen um einen Helden und ein kühnes Wort ärmer geworden sind. Denn Galilei war nichts weniger als ein Held, und das Wort e pur si muove ist nicht über seine Lippen gekommen. Er hat seine Lehre abgeschworen und verflucht und ist als elender gebrochener Mann gestorben. In noch trüberem Lichte aber erscheint uns die Handlungsweise der Kurie, die, um ihre Zwecke zu erreichen, kein Bedenken getragen hat, entscheidende Dokumente zu fälschen.

Die umfangreiche Abhandlung: „Lessing als Theolog“ ist ausgezeichnet. Wir sprechen diese Anerkennung unumwunden aus, so wenig auch der religiöse Standpunkt Zellers der unsere ist. Was diesem Aufsatz seinen Werth verleiht, das ist der überzeugende Nachweis, daß Lessing im Wesentlichen die Anschauungen der Aufklärung seiner Zeit getheilt hat, wenn er auch ein höheres Maß historischer Auffassung als diese besaß, und daß die Aeußerungen, welche einen konservativeren Geist athmen, nur aus einer diplomatischen Taktik hervorgegangen sind, welche ihre letzten Gedanken, übrigens in sehr durchsichtiger Verhüllung, vorläufig noch verbergen zu müssen glaubte.

Auch die letzte historische Darstellung dieser Sammlung: „Drei deutsche Gelehrte“ wollen wir nur kurz berühren. Dem Andenken Albert Schweglers und Theodor Waitz’ sind die ersten beiden biographischen Charakteristiken gewidmet. Hier und dort sind es wehmüthige Empfindungen, die in uns geweckt werden. In Albert Schwegler sehen wir eine Persönlichkeit, deren in sich unbefriedigtes Wesen weniger die Folge äußerer Verhältnisse, als eines unglücklichen Naturells war. Denn man wird es eben so wenig tragisch nennen können, daß Schwegler erst mit neun und zwanzig Jahren außerordentlicher Professor wurde, als daß er nicht in der theologischen, sondern in der philosophischen Fakultät dies Amt bekleidete. Gehörte er doch nach seiner inneren

Stellung nicht in jene, sondern in diese hinein. Anders ist es bei Waitz, der erst sehr spät nach mancherlei schwer empfundenen Zurücksetzungen die Anerkennung erhielt, auf die er schon längst Anspruch sich erworben hatte. Des dritten Gelehrten, Gervinus, gedenkt Zeller, indem er uns die Rede mittheilt, welche er am Grabe des Verstorbenen gehalten. Da die historischen Aufsätze, über die wir Bericht erstattet haben, fast alle mehr oder weniger auf religiöse Entwickelungen Bezug nehmen, so verlassen wir nicht den Ideenkreis, in dem wir uns bis jetzt bewegt haben, wenn wir uns schließlich den beiden religionsphilosophischen Abhandlungen der Sammlung, welche Anfang und Ende derselben bilden, zuwenden. Wir beschäftigen uns zuerst mit der letzteren, welche sich das Thema gewählt hat: „Ueber teleologische und mechanische Naturerklärung in ihrer Anwendung auf das Weltganze.“ Sie sucht zuerst, in Uebereinstimmung mit dem bekannten Vortrag von Du Bois-Reymond die Grenzen der mechanischen Auffassung der Natur zu erkennen und kommt hier zu dem Ergebniß, daß die letzten Ursachen der Welt, weil ihre Wirkungen mit innerer Nothwendigkeit erfolgen, von Anfang an in ihnen angelegt sind, unmöglich als mechanische bezeichnet werden können. Ist nun aber die mechanische Naturerklärung nicht im Stande, das Welträthsel zu lösen, so fragt es sich, ob die teleologische Betrachtung es vermöge. Aber auch hier giebt Zeller eine verneinende Antwort, indem er zu zeigen sucht, daß der Zweckbegriff nur festgehalten werden könne, wenn man in der Welt als Ganzem den Gesammtzweck und in ihren einzelnen Bestandtheilen Theilzwecke sehe, damit aber darauf verzichte, von Mitteln zu reden, die außer ihnen liegenden Zwecken dienen; indem er ferner darauf hinweist, daß das Wirken des absoluten Wesens von gleicher vollkommener Nothwendigkeit beherrscht sein müsse und daher die logische Priorität des Bedingenden vor dem Bedingten, die wir mit der Vorstellung zweckmäßigen Handelns verbinden, hier wegfallen müsse. Sodann hebt er hervor, daß der Gedanke eines Weltanfangs mit unlöslichen Widersprüchen verbunden sei, daß die Welt als Ganzes ungeworden und unvergänglich gedacht werden müsse. Unter dieser Voraussetzung aber sei es gleichgiltig, ob man sich die Thätigkeit des Weltschöpfers oder Weltbildners von Zweckbegriffen geleitet denke oder nicht. Jene könne man nur auf das Einzelne in der Welt anwenden, das dem Entstehen und Vergehen unterworfen sei, nicht aber auf das Weltganze. Ja auch bei dem Einzelnen seien Restriktionen nothwendig, denn bei den Vernunftwesen könne man den Zweckbegriff nur als die Form ansehen, welche die psychologische Thätigkeit für ihr Bewußtsein annehme. Und wollte man diese Organisation unseres Geistes aus einer Zweckthätigkeit ableiten, so müßte man die weltschöpferische Vernunft von einer höheren bedingt sein lassen. Noch weniger sei an eine Zweckthätig-

keit da zu denken, wo sich eine Erscheinung aus der gesetzmäßigen Wirkung natürlicher Ursachen erklären lasse, denn in diesem Falle sei das Eingreifen derselben nicht blos überflüssig, sondern störend, eine Durchbrechung des Naturzusammenhanges. Nichts dürfe auf eine von der Naturnothwendigkeit verschiedene Zweckthätigkeit zurückgeführt werden. Indessen seien diese letzten Ursachen keineswegs als mechanische zu denken, sondern, da ihre Wirkungen das Leben, das Bewußtsein, die Vernunft seien, vielmehr als Thätigkeiten der absoluten Vernunft. Für diese sei, daß das Vernünftige geschehe, absolute Nothwendigkeit. Und weil aus der einen unendlichen Ursache, welche die absolute Vernunft ist, alles hervorgehe, und die Naturgesetze nur die Wirkungsweise derselben darstellen, so müsse das so Entstehende als ein in allen Theilen zusammen stimmendes Ganzes, als eine mit absoluter Zweckmäßigkeit eingerichtete Welt sich gestalten. Eine äußere Zweckbeziehung widerspreche allerdings der Natur einer unendlichen Ursache, dagegen dürfe man von ihrer inneren oder immanenten Zweckdienlichkeit reden, um die absolute Nothwendigkeit und Vollkommenheit ihrer Erzeugnisse zu bezeichnen.

Wir können zu dem abschließenden Ergebniß, in welches diese Abhandlung ausläuft, nicht unsere Zustimmung geben; weniger, weil wir das, was es behauptet, anfechten müssen, als vielmehr, weil dasselbe so unbestimmt ist, daß es entgegengesetzten Deutungen unterliegt. Ohne Zweifel ist es uns unmöglich, eine adäquate Vorstellung von der Thätigkeit des Absoluten zu gewinnen, durch welche diese Welt entstanden ist; und zu Bildern, um sie unserem Verständniß näher zu bringen, werden wir immer greifen müssen. Zeller mißbilligt es, daß das zweckthätige Handeln des Menschen hiezu gedient hat; aber scheint es nicht, als ob er das Walten der bewußtlosen Natur gewählt habe, um diese Aufgabe zu lösen, und ist dieses Gleichniß nicht viel weniger geeignet als jenes? Das, worauf es der teleologischen Auffassung ankommt, ist durch die Erörterungen Zellers keineswegs widerlegt, ja nicht einmal berührt; es ist ihr ja gleichgiltig, ob in dem Absoluten die Aufeinanderfolge der Akte stattfindet, an welche das zweckthätige Handeln bei uns geknüpft ist, desto zuversichtlicher aber hält sie daran fest, daß die Welt durch das bewußte Wollen Gottes entstanden ist; daß dieses vielgestaltige Ganze ein System darstellt, dessen Gliedern abgestufte Werthe eignen; daß endlich dem Sein der Dinge und dem Lauf der Welt ein Sinn und eine Bedeutung einwohnt, die dem menschlichen Auge nur als ein göttlicher Plan erscheinen kann. Das ist der eigentliche Inhalt der teleologischen Weltanschauung, und ihn hat Zeller weder erschüttert, noch für ihn einen befriedigenden Erfolg geleistet.

Ebenso wenig wie mit dieser religionsphilosophischen Abhandlung ist es

uns möglich, mit der anderen, welche die Sammlung beginnt und bei weitem die umfangreichste ist, der Abhandlung: „Ueber Ursprung und Wesen der Religion,“ uns einverstanden zu erkären. Leider müssen wir darauf verzichten, eingehender über sie zu referiren und unsern Widerspruch gegen sie näher zu begründen, weil dies nur unter der Voraussetzung geschehen könnte, daß uns Raum zu einem selbständigen Aufsatz gegeben wäre. Wir beschränken uns daher darauf, nur den allgemeinen Standpunkt Zeller's zu charakterisiren, und den unsern entgegengesetzten in wenigen Strichen zu zeichnen. Was jenen anlangt, so ist es wesentlich der in neuerer Zeit von Hume vertretene des Naturalismus, den auch Waitz eingenommen hat, welchen Zeller hier in scharfsinniger Weise von neuem zur Geltung zu bringen sucht. Dieser Auffassung des Ursprungs und der anfänglichen Gestalt der Religion ist es eigenthümlich, die subjektive Urform dieser als Furcht und Hoffnung, also als Erscheinungen und Bethätigungen des Egoismus, und als ihr Objekt das Einzelne in der Natur und zwar das Einzelne als solches zu bestimmen. Es ist die von Schelling ausgegangene und neuerdings von Max Müller und O. Pfleiderer fortgeführte religionsphilosophische und religionsgeschichtliche Richtung, welche dem gegenüber auch schon in den ersten Aeußerungen des religiösen Lebens einem idealen Faktor wirksam sieht. Von dieser Auffassung aus, welche im Wesentlichen auch die des Referenten ist, sei es diesem gestattet, einige Sätze, deren nähere Erörterung er sich an diesem Orte versagen muß, der Anschauungsweise Zellers gegenüber zu stellen: 1) Es ist falsch, die Klassifikation der Religion nach der Stufenfolge vom Niederen zum Höheren auch als maßgebend für den geschichtlichen Entwickelungsgang derselben zu betrachten. Der Fetischismus repräsentirt nicht den Ausgangspunkt der Religion, sondern eine verkümmerte Gestalt derselben, ein Herabsinken von einer höheren Stufe. In dem Fetischismus liegen keine Elemente des Fortschritts, wie ja auch die Völker, die denselben festhalten, ihn von innen heraus auch nicht überwunden haben. 2) So wahr es ist, daß wir einen ausgebildeten Monotheismus nicht im Beginn des religiösen Lebens suchen dürfen, so müssen wir doch auch schon hier eine solche Gottesanschauung voraussetzen, daß von ihr aus einerseits der Uebergang zum wahren Monotheismus, andererseits der Niedergang zum Polytheismus und von da aus zum Fetischismus möglich war. Ein solcher mittlerer Standpunkt ist da vorhanden, wo als Objekt der Religion ein Allgemeines, aber in der Form der Einzelheit gesetzt ist. Die Spannung dieser beiden Momente kann dahin führen, daß dialektisch ihr Gegensatz ausgeglichen, und im wahren Monotheismus für das Allgemeine die adäquate Gestalt gewonnen wird; kann aber auch dazu verleiten, daß das Allgemeine in die Vielheit des Einzelnen sich auflöst. 3) Furcht und

Hoffnung sind allerdings Erregungen des religiösen Lebens, dieses selbst ist aber von vornherein etwas Allgemeines, nämlich das Bedürfniß, das eigene Sein durch Verknüpfung mit dem göttlichen Sein zu schützen und zu befriedigen.

Mögen diese wenigen Sätze hier genügen, um für die Beurtheilung der schwierigen Frage als Anhaltepunkt zu dienen.

Wir schließen unsere Berichterstattung mit dem Danke für die mannichfachen Anregungen, die uns die hier gesammelten Aufsätze Zellers gewährt haben.

Königsberg i. P. H. Jacoby.

Eine Fahrt auf den Olymp.

Von Gustav v. Eckenbrecher.

I.

Während meines Aufenthaltes in Thessalonich erwähnte ich gegen unsern dortigen Konsul, daß ich beabsichtige den Olymp zu besteigen. Voll Erstaunen rief derselbe aus: „Wie, Sie wollen den Olymp besteigen? Wissen Sie nicht, daß er von Räubern wimmelt und Sie dort jedenfalls todt geschlagen werden? Zudem ist dieser Berg durch Schnee in jetziger Jahreszeit (zu Ende Mai) vollständig ungangbar. Wenn Sie aber gutem Rath nicht folgen wollen, so können wir nur gleich für immer Abschied von einander nehmen.“ Das lautete nicht sonderlich tröstlich für meinen sehnsüchtigen Wunsch, den Sitz der Götter Griechenlands zu besuchen, der mir immer als die merkwürdigste und klassischste aller hochberühmten Stellen des wundervollen griechischen Bodens erschienen war. Doch auch die gleichsam offiziell mir zugekommene entschiedene Warnung vermochte meinen Entschluß nicht zu ändern, da ich glaubte, die vom Konsul geschilderten Gefahren seien übertrieben. Ich bestieg daher noch am nämlichen Abend ein kleines griechisches Schiff, welches mich zuvörderst nach der Mündung des Peneus bringen sollte. Bald nachdem wir absegelten, trat Windstille ein, so daß wir zu Mittag des folgenden Tages noch nicht weiter waren, als bei Panomi, drei Meilen südlich von Thessalonich. Hier ging des etwas konträren Windes wegen unser Schiffsherr ganz gemächlich vor Anker. Wir befanden uns — gegen Süd-Westen ragte der schneeige Olymp jenseit des Meeres majestätisch hervor — an einem weit und breit ganz flachen, eben das Meer überragenden Vorsprung der Halbinsel Chalcidice, dessen ge-

ringe absolute Höhe man zur Gewinnung von Salz benutzt, indem man das auf das Land geleitete Meerwasser verdunsten läßt. Es war sehr heiß auf der baumlosen Ebene, und der Schiffsherr, der dem heiligen Nikolaus bei einer ihm geweihten Quelle, aus der wir Wasser einnahmen, mit griechischer Frömmigkeit eine Lampe anzündete, bat diesen inbrünstig, uns doch Schatten zu spenden, was dem Heiligen bei dem durchaus heiterem Frühlingshimmel wohl etwas schwer gefallen wäre. Die Jagd mußte mich indessen für die Langeweile des Wartens entschädigen und lieferte uns auch eine gute Abendmahlzeit. Bei dieser und bei einem Glase Wein ließen sich's die griechischen Schiffer wohl sein, worüber denn der gemüthliche Schiffsherr die Abfahrt längere Zeit, als der Wind schon recht günstig geworden war, vergaß, so daß wir, als es am andern Morgen um 6 Uhr wieder zu wehen aufhörte, die Mündung des Peneus noch nicht erreicht hatten. Allmählig näherten wir uns jedoch dem Ufer, nach dem wir steuerten. Als wir ungefähr noch 600 Schritt weit von der südlichen Mündung des Peneus entfernt waren, der auf eine große Strecke das Meer mit seinen gelblichen Wellen färbt, schöpfte ein Matrose aus der See einen Eimer Wasser, trank und gab auch mir davon zu trinken, und ich war erstaunt, es fast vollständig von dem Geschmacke des Brunnenwassers zu finden. Wir glitten nun sanft an einer reizenden Ebene hin, die in meilenweiter Ausdehnung als Delta des Peneus zwischen seinem nördlichen und südlichen Ausflusse liegt, und dicht mit einem Walde uralter hochstämmiger Platanen bewachsen ist, unter deren Schatten ein Wald von hohen Farrnkräutern wuchert. Ueber dem Maigrün der majestätischen Bäume erhoben sich grau-violett die waldbedeckten Vorberge des Olymp und Ossa, und in der Ferne deren schneebedeckte Gipfel. Bald ankerten wir südlich vom Ausfluß des Peneus bei einem aus wenigen schlechten Hütten bestehenden Orte, Caritza genannt. Südlich und südwestlich von diesem erheben sich die Abhänge des Ossa, viele Meilen weit sind sie mit uraltem Lindenwalde bedeckt, der vom Spiegel des Meeres beginnend, so weit als Laubholz noch gedeihen kann, am Gebirge sich hinaufzieht.

Von dem Ufer, wo wir gelandet waren, erblickte ich auf dem Abhange der Berge ein Kloster, das mit seiner byzantinischen Kirche aus dem dunklen Walde hervorschaute. Ich gedachte in diesem Kloster zu übernachten, und vielleicht ein paar Tage dort zu verweilen, da seine Lage in dem dichten Walde und seine weite Aussicht auf das Meer, die es beherrschen mußte, mich unwiderstehlich anzog. Ich miethete einen Knaben mit einem Pferde, und kam nebst meinem Gepäck in einer halben Stunde oben an. Nach langem Klopfen an das große, schwere, rostige eiserne Thor erschien ein mürrisches altes Weib an einer durch Vorbau wohlverwahrten Oeffnung über der Thür, und entschloß

sich endlich herunter zu kommen und knurrend und brummend zu öffnen. Sie führte mich über eine zerfallene hölzerne Treppe auf einen eben so wenig soliden bretternen Flur, wo ich eingeladen wurde, auf einem schlechten Teppich Platz zu nehmen. Dort fand ich noch ein anderes altes Weib, und beide setzten nun ihre Beschäftigung fort, Baumwolle zu krempeln. Sie waren die einzigen menschlichen Wesen, die ich in dem weiten Kloster (es trägt den Namen des h. Demetrius), das wohl 50—60 Zellen enthalten mochte, vorfand, denn von den 6 Mönchen, die hier wohnten, war keiner anwesend, und der Abt war in die Ebene hinuntergeritten, um einen entlaufenen Esel zu suchen. Ich fand bald das Mittel, den alten Damen die Zunge zu lösen. Ich forderte ein Glas Wasser und goß etwas Rum hinein, den ich bei mir hatte. Sie fragten, was die gelbe Flüssigkeit, die sie angeblich nicht kannten, für ein Getränk sei, und da ich ihnen nun reichlich davon einschenkte, und sie reichlich davon tranken, wurden sie auf einmal sehr gesprächig und rührend liebenswürdig. Einen solchen Genuß hatten sie in ihrer klösterlichen Abgeschiedenheit nicht erwartet. Ich wurde nun im ganzen Kloster bereitwillig herumgeführt, das ehemals überaus reich und blühend gewesen sein muß. Aber Treppen, Korridore, Wände, Fenster und Thüren fand ich überall im tiefsten Verfall. An vielen Stellen fehlten die Planken des Fußbodens, oder wölbten sich wie losgeschnellte Federn in weitem Bogen zu dunkler Tiefe, an anderen krachten und wankten sie, daß man sich fürchten mußte, hinabzustürzen, wenn man sie beträte. Ueberall lag handhoch uralter Staub, und fehlte nur da, wo der durch mangelhafte Bedachung hereingeflossene Regen ihn weggespült. Das Ganze schien mir wie ein behextes Schloß, zu dem die mich begleitenden rothäugigen alten Weiber als Hexen ganz gut paßten. Dieser Zustand des Verfalles machte einen so unheimlichen Eindruck auf mich, daß meine Lust schwand, hier länger zu verweilen, trotz der unbeschreiblich schönen Aussicht, die sich nach allen vier Weltgegenden aus den Fenstern bot. Gegen Osten schweifte der Blick über das weite Meer bis zu den blauen Höhen von Chalcidice und dem Berge Athos, auf den anderen Seiten fesselte ihn das tiefe Dunkel des Lindenwaldes mit seinen wundervollen Baumgruppen. Nur die Ringmauern, welche nach griechischer Weise zugleich die Mauern des Klostergebäudes sind, und die uralte Kirche in der Mitte des Klosterhofes, standen noch wohl erhalten. Die Kirche ist interessant durch ihren Reichthum an alten byzantinischen Mosaikbildern, welche mit ihrem Goldgrunde wie gestern fertig geworden prangen. Das Bild in der Mitte der Kuppel ist ein kolossaler Christus, von dessen Barte an einer langen Kette ein Kronleuchter herabhängt. Die alten Weiber wiesen auf dies Bild und sagten? „Wer ist das?“ — Als ich antwortete: „Es ist der Herr Christus“ erwiderten sie: „Es ist Gott!“ —

Ich sah mich darauf noch in der Umgebung des Klosters um, und vertiefte mich in das Dunkel des unvergleichlich schönen Lindenwaldes, der von unzähligen Nachtigallen belebt, gerade in voller Blüthe stand und den köstlichsten Duft aushauchte. Nicht genug konnte ich die schönen Formen dieser Bäume bewundern. Jeder war ein Original, jeder würde ein neues Modell zu einem schönen Bilde abgeben können.

Der unheimliche Geist, der in dem Kloster wehte, trieb mich nun zu ungesäumter Abreise. Der Knabe mit dem Pferde hatte sich aber schon wieder davon gemacht, und ich war nun in Verlegenheit wegen der Fortschaffung meines Gepäcks. Da sagte die jüngere der alten Frauen: „Wenn Du der Mako — so hieß die ältere — zwei Piaster giebst, so trägt sie Dir die Sachen hinunter, (in der griechischen Volkssprache ist das antike „Du" noch überall üblich.) Ich sah das alte krumme Mütterchen an, und konnte mir nicht recht vorstellen, daß sie zum Lasttragen tauglich sein sollte, doch sie versicherte, auf ihre Jugendlichkeit sich nicht wenig einbildend, daß sie noch überaus rüstig sei. So lud sie einen Theil auf, ich fühlte mich durch ihren Heroismus angespornt, das Schwerste selbst zu tragen, ein kleiner Knabe, den wir vor dem Kloster fanden, nahm das Uebrige und so stiegen wir in langsamem Zuge, während die Strahlen der untergehenden Sonne den Lindenwald und die hohen, am Wege hier und da stehenden Ulmengruppen vergoldeten, nach der Küste hinunter. Nachdem ich von der guten Mako Abschied genommen, fuhr ich nach einem dort vor Anker liegenden Schiffe, wo ich die Nacht schlief.

Am andern Morgen begab ich mich auf den Weg, um durch das Thal Tempe nach Larissa zu reiten. Während ich auf die Pferde wartete, machte ich noch die Bekanntschaft eines türkischen Kriegsmannes, der sich in meine Doppelflinte verliebte, und sie mir durchaus abkaufen wollte, auch schließlich mir seinen schönen mit Silber verzierten Säbel dafür anbot, und gar nicht begreifen konnte, warum ich nicht Lust hatte, auf den Tausch einzugehen so daß es mir sehr schwer fiel, ihn los zu werden. Später, im Thal Tempe, sagte mir mein Führer: „Wenn Du ihm das Gewehr gegeben hättest, würde er Dir wohl hier den Säbel wieder abgenommen haben." Ich zog nun wohlgemuth meine Straße und hatte keine Mühe zu begreifen, warum dies Thal bei den Alten in den Ruf unvergleichlicher Schönheit gekommen. Mir scheint, daß es in der That die schönste von allen griechischen Landschaften darbietet. Die Lage dieses engen Felsenthales (es ist etwa 1 Meile lang und 1/4 Meile breit) zwischen einem großen, rings von hohen Bergen umschlossenen Binnenlande auf der einen, und dem offnen Meer auf der andern Seite, bietet an den Stellen, wo der Weg höher am Abhange der Berge hinführt, die Fernsichten der verschiedensten Art. So lange man nämlich gegen Osten ins Freie

Digitized by Google

blicken kann, sieht man als Hintergrund der Landschaft die Waldebene zwischen den Peneus-Mündungen wie einen grünen Teppich ausgebreitet, und daran sich schließend den blauen Spiegel des Meeres: nähert man sich aber dem westlichen Ende des Thales, so erscheinen die grünen Wiesenflächen oder Kornfelder Thessaliens und die weiter gegen Westen sich erhebenden schneebedeckten Ketten des Pindusgebirges. Ueberall zeigen die abwechselnd kahlen und waldigen Berge und Felsen die malerischsten Formen, und hohe schroffe Steinwände sind oft mit dem harmonischsten Farbenspiel von grün, braun, roth, gelb schimmernden Mosen bedeckt. Wo aber der Weg in die Gründe des Thales sich senkt, erblickt man den Peneus als einen tief und ruhig fließenden Strom, an seinen Ufern beschattet von hohen Platanen, Ulmen, Linden, die durchflochten von gewaltigen Epheugehängen zu Gruppen der schönsten und mannigfaltigsten Formen sich fügen. An manchen Stellen sah ich — der Fluß überfluthet in dieser Jahreszeit sein gewöhnliches Bett — Haine von uralten Platanen im Wasser stehen, das wie ein sanft fließender See unter ihren grünen Hallen sich ergoß. Zuweilen windet sich der Weg durch kleine Seitenschluchten des Thales, in denen krystallhelle Bäche eiskalten Wassers in Kaskaden von den Felsen herabströmen, oder an ihrem Fuße zwischen einer Fülle von Blumen aus geräumigen Bassins entspringen, umschattet von Myrthen- und Lorbeerbüschen und üppig wuchernden Schlingpflanzen. Ich bedauerte sehr, so rasch an diesen anmuthigen Stellen vorübereilen zu müssen. Um Mittag rastete ich auf dem schwellenden maigrünen Rasen dicht am Ufer des Peneus, und nachdem ich dem Gesange der Vögel gelauscht, und geträumt und geschlummert — bewacht von meinem treuen Hunde, und die geladene Flinte unter dem Kopfe, brach ich wieder auf und zog nun bald in die prachtvolle Thessalische Ebene ein. Gegen Westen schimmerte jetzt in weiter Ausdehnung mit schneeigen Gipfeln die hohe Pinduskette, und auch die weißen Häupter des Olymp und Ossa, Pelion und Othrys traten allmälig hervor und schufen überall die schönsten Gebirgsbilder über dem grünen Teppich der Wiesen und Saaten.

Es war halb zehn Uhr Nachts geworden, als ich Larissa erreichte. Nirgends war mehr Jemand auf — denn die Türken gehen sehr früh zu Bett — an den man sich hätte wenden können. Da sagte mir ein auf Posten stehender Soldat: „Despot“ d. h. er rieth mir, beim Bischof, (griech. δεσπότης) oder vielmehr Erzbischof Nachtquartier zu suchen. Dies that ich und wurde gastlich dort aufgenommen. Ein junger Geistlicher machte die Honneurs, der Erzbischof selbst ließ sich nach der ersten Begrüßung nicht weiter sehn. Nach einem frugalen Mal und noch frugalerer Unterhaltung suchte ich ermüdet mein Lager. Ich schlief fast etwas zu kühl, in einem großen Saal bei offenen

Thüren und Fenstern, durch welche die ganze Nacht, vom beschneiten Olymp herab, ein scharfer Wind über mein Bett hinsauste. Als ich am andern Morgen erwachte, war der Olymp auch das Erste, was mir in die Augen fiel.

Nachdem ich mich an der weiten Aussicht ergötzt hatte, die man aus den Fenstern genoß auf die schöne Thessalische Ebene und den Peneus (jetzt Salambria genannt), der dicht am Fuße der Anhöhe vorüberfloß, auf welcher die Metropolis, d. h. die bischöfliche Wohnung gelegen war, suchte ich Gesellschaft. Mit den Geistlichen der Metropolis war auffallend wenig anzufangen, doch machte ich schon früh am Morgen die Bekanntschaft des Professors des Altgriechischen (ἑλληνικὸς διδάσκαλοσ) an der Schule von Larissa, eines sehr unterrichteten und liebenswürdigen jungen Mannes aus Epirus, der es sich zur Pflicht machte, mich überall herumzuführen, und mir die wenigen noch aus dem Alterthum übrigen Reste und sonstigen Merkwürdigkeiten des Ortes zu zeigen. Vor der Stadt finden sich einige antike Inschriften auf türkischen Begräbnißplätzen. Als ich hineinging, um sie zu lesen, konnte ich nur durch vieles Zureden den jungen Griechen bewegen, mir zu folgen, so sehr fürchtete er die Türken. Wir fanden einen Schäfer, der dort zwischen den Grabsteinen seine Schafe weidete, und als er sah, daß ich mich um die alten Inschriften bekümmerte, erzählte er mir von den Ruinen einer alten Stadt am Olympgebirge. Ich erklärte ihm darauf, daß ich den Olymp zu besteigen gedenke, worauf er mir sehr willkommene Auskunft über den einzuschlagenden Weg gab, den er genau kannte. Er beschrieb mir einen gangbaren Paß, der an den südlichen Gipfeln des Olymp vorbei nach dem Meere hinführe, in welches der Peneus sich ergieße; ähnliche Pfade seien auch auf der anderen Seite des Flusses durch das Ossa-Gebirge, auf ihnen könne man das Thal Tempe umgehen. Als ich ihn nach den Räubern des Olymp fragte, meinte er mit heiterer Miene, es werde dort damit jedenfalls nicht schlimmer stehen, als im Thal Tempe und durch dieses müsse ich ja doch wieder reisen, wenn ich nicht den Weg über den Ossa nehmen wolle. Darauf ging ich mit dem jungen Griechen, meinem gefälligen Begleiter, an das Ufer des Peneus, und mehr der Merkwürdigkeit wegen, als um mich abzukühlen, schwamm ich über den breiten und reißenden Fluß und wieder zurück, unter den Augen einer großen Anzahl Eingeborner, die sich höchlich verwunderten, als ich ihnen sagte, daß bei uns fast Jeder schwimmen könne, da sie, wie alle Griechen des Binnenlandes, kalte Bäder ganz und gar nicht lieben und ihnen das Schwimmen im Strom ein durchaus neues Schauspiel war. Sie hegten daher auch die bestimmte Ueberzeugung, mich bei diesen Künsten in den Fluthen des Stromes versinken zu sehen.

Unseren Weg fortsetzend, kamen wir an eine Stelle des Peneus, wo türkische Betriebsamkeit eine fliegende Brücke hergestellt hatte, indem an einem quer über den Strom gespannten Tau ein Schiffchen durch Steuer und die Gewalt des Stromes hin und her getrieben wurde. Drüben angelangt fanden wir — kaum eine halbe Stunde von der Stadt, — eine reizende Waldwildniß von alten Eichen und Rüstern, die nur insofern Spuren von Kultur zeigte, als man dort Kaffee bekommen konnte. Aber es war hier weder Kaffeehaus noch Hütte, sondern nur eine Art von Schrank, den man nach dem Winde drehte, um das zum Kochen nöthige Feuer zu schützen. Der Wirth, ein Türke, war sehr zuvorkommend und liebenswürdig, fragte sogleich, wo wir die Matte ausgebreitet zu haben wünschten, und versorgte uns mit Kaffee und Narghilé. Wir lagerten uns im Schatten einer alten Eiche, deren Anblick mich sehr erfreute, da sie ganz von der Spezies der unsrigen war, die in Asien nicht wächst und die ich nun schon lange nicht mehr gesehen hatte. Uebrigens erfreute mich auch hier wieder die Schönheit und Originalität der einzelnen Bäume. Diese Originalität ist eben so auffallend wie die reine Schönheit der Konturen der griechischen Berge, und diese Eigenart der Form gibt der Vegetation von Thessalien ein für unser Auge fremdartiges Ansehn, obgleich es größtentheils unsere Eichen und Rüstern sind, welche hier wachsen. Der Oelbaum gedeiht hier nicht mehr, ebensowenig Citrone und Orange, wenn auch Cypresse, Feige und Granatapfel noch fortkommen. Bewundernswürdig ist noch immer die schon seit Jahrtausenden ausgebeutete Fruchtbarkeit des thessalischen Bodens. Wenn ein Stück Acker mehrere Jahre nicht bebaut wird, so schießt von selbst ein üppiger junger Wald von Rüstern darauf empor, der lebhaft an Homers: „Es pflanzten dort Ulmen die Nymphen der Berge“, erinnert. Nachdem wir uns am Schatten der Wälder gelabt, der bei der allmälig ziemlich hoch gestiegenen Wärme des Tages etwas sehr Erquickendes hatte, kehrten wir nach dem anderen Ufer des Flusses zurück. Ein soeben von dessen Wassern im lehmigen Boden losgespülter antiker Sarg erinnerte lebhaft daran, daß wir auf klassischem Boden uns befanden. An diesem Ufer war ein wunderhüsches Blumengärtchen angelegt, das ein freundlicher, Kaffee schenkender Türke mit besonderer Sorgfalt pflegte; es machte einen überaus freundlichen Eindruck, besonders auch durch seinen Kontrast gegen die nahe Wildniß. In ihm blühten in üppiger Fülle weiße Lilien, Nelken, spanische Wicken, blaue Tagesblumen und herrlich duftende Rosen. Die Rosen dieser Gegenden sind kleiner als unsre Centifolien (welche in Griechenland nur wenige Jahre, ohne auszuarten, fortkommen) weshalb man die Rose hier auch Dreißigblatt (*τριαντά φυλλόν*) anstatt Centifolie nennt.

Von hier gingen wir nach den Ruinen des alten Theaters von Larissa,

von dem zwar nur noch wenige Steine erhalten sind, dessen Stelle jedoch durch die Vertiefung des Terrains noch sehr deutlich bezeichnet wird, und dafür spricht, daß die alte Stadt auf dem Boden des heutigen Larissa gelegen ist. Türkischer Pöbel versammelte sich, unzufrieden murrend, als man mich in der Nähe des Theaters eine Inschrift reinigen und lesen, und dessen Halbzirkel abschreiten sah; und ein Bube stieß sogar die allerdings mich weiter nicht störende Drohung aus, daß er hingehn wolle mich anzugeben, damit die Wache mich greifen solle. Larissa erschien mir überhaupt als ein Nest, in dem der alte fanatische Türkengeist noch recht warm sitzt und brütet. Man erzählte mir, daß vor nicht langer Zeit der Erzbischof sich habe müssen gefallen lassen, von den Türken am Barte gezaust und geohrfeigt zu werden.

Um die geistlichen Herren, bei denen ich eingekehrt war, nicht weiter zu geniren, miethete ich eine Wohnung, die mir angeboten wurde, bei zwei Brüdern Theodoros und Mangaritis, sehr gutmüthigen und gefälligen Griechen, die mich nun überall hin begleiteten, und mir sammt dem hellenischen Lehrer sehr gute Gesellschaft leisteten. Diese drei und einen zum Besuch im Hause anwesenden Fremden, Namens Thomas, Bürger der Thessalischen Stadt Turnavos, lud ich mir zum Abendbrot ein. Nun wurde in meinem Zimmer zwar der Tisch gedeckt, aber zu meinem Erstaunen brachten die guten Leute, um mir, wie sie sagten, nicht beschwerlich zu fallen, jeder sein Essen, seinen Wein und sogar sein Brod mit. Ich unterhielt mich den ganzen Abend sehr angenehm mit ihnen, und war überrascht bei Thomas, der in Thessalien zu Hause war und nur selten sein Turnavos verlassen hatte, genaue Bekanntschaft mit der Geschichte Friedrichs des Großen, und sogar überaus tolerante Vorstellungen von Luther und der Reformation zu finden, wie er denn auch in den Schriften seiner Vorfahren, der alten Griechen, recht hübsch bewandert war. Erst um Mitternacht nahm ich Abschied von meinen neuen Thessalischen Freunden, unter lebhaftem Wunsche von beiden Seiten, daß wir uns wiedersehn möchten, was natürlich nicht leicht in Erfüllung gehen konnte, da ich am andern Tage in aller Frühe Larissa zu verlassen gedachte, und wohl nicht hoffen durfte, je in meinem Leben dahin zurückzukehren.

Sowie der Morgen graute, setzte ich die Reise nach meinem Ziele, dem alten Götterberge fort. Als ich über die lange steinerne Brücke des Peneus ritt, umschimmerte schon die Morgenröthe den höchsten Gipfel, welchen leichte Wolken in luftigen, röthlich glänzenden Gestalten umschwebten, erinnernd an Homers Eos, die zum hohen Olymp hinaufsteigt, den Göttern und Sterblichen das Licht des Tages zu verkünden. Bald vergoldete die aufgehende Sonne die bethauten Wiesenebenen, durch die mein Weg mich hinführte, und nachdem ich diese theils in erquickender Morgenluft, theils in glühender Tageshitze

durchzogen, erreichte ich nördlich von Larissa die ersten Vorberge des Olymp, wo eine waldige Schlucht erwünschten Ruheplatz und Weide für die Pferde darbot. Letztere waren schön und stark, und wurden von Sacharo, meinem Führer, mit besonderer Sorgfalt gepflegt, wie denn die alte Thessalische Vorliebe für das Pferd hier immer noch heimisch ist. Darauf weist auch der Ausdruck hin, mit dem man es in der Volkssprache belegt, indem man es „die Sache" (τὸ πρᾶγμα) nennt, womit man es als die vorzugsweise nothwendige und nützliche Sache bezeichnen will: woher denn Redensarten entstehn, die für uns sehr sonderbar klingen, z. B. „die Sache trinkt, ist durstig, hungrig" (τὸ πρᾶγμα πίνει, διψᾷ, πεινᾷ)..

Von dieser Schlucht gelangte ich nach einigem Steigen in einen ausgedehnten Wald von hochstämmigem Buchsbaum, und da ich einige Stöcke davon zum Andenken mitzunehmen wünschte, das Abschneiden mit dem Messer aber viel zu langsam ging, bediente ich mich mit sehr raschem Erfolge des Gewehres, um sie abzuschießen. Hierauf trat ich in eine kleine, rings von Bergen umschlossene Hochebene ein, das erste Plateau des Stufenlandes, mit dem die südliche Seite des Olympgebirges aus der Thessalischen Ebene emporsteigt. Vortrefflich angebaut, ernährt diese Ebene vier große Dörfer (zwei von Türken zwei gemischt von Griechen und Wlachen bewohnt), und die Sladt Alassóna. Diese ließ ich nun links liegen, und wandte mich gegen Osten dem Dorfe Tsaritsani zu, das 6 Stunden von Larissa entfernt ist. Nicht weit vor diesem Orte rastete ich gegen Sonnenuntergang in einem Weinberge an einem sehr anmuthigen Platze; reine Bergluft umwehte unter dem heitersten Abendhimmel die Gefilde dieser olympischen Hochebene, die maigrünen Maulbeer- und Nußbäume durchrauschend; und da ich so lange als möglich an dieser schönen Stelle zu verweilen wünschte, beschloß ich die Nacht hier im Freien zuzubringen. Sacharos hatte große Bedenken dagegen, indem er meinte, wir würden dadurch bei den Eingebornen Anstoß erregen, wie er denn überhaupt ziemlich furchtsam war. Auch als ich am Morgen in seiner Nähe schießen wollte, rief er entsetzt aus: Panagia! (d. h. ganz Heilige, nämlich Maria) und sagte mir, er liebe dergleichen durchaus nicht, und ich möchte ihm doch den Gefallen thun, es zu unterlassen. Seine Besorgniß wegen des übeln Eindrucks den unser Quartiernehmen in dem Weinberg machen könnte, erwies sich übrigens als gänzlich unbegründet. Wie ich vorausgesehen, begegneten uns Alle, die vorübergingen, mit der größten Freundlichkeit, sie schafften auch Wasser herbei, an dem es uns fehlte, und verweilten gerne, um sich mit uns zu unterhalten. Ich benutzte die Gelegenheit zu Erkundigungen über meine fernere Straße: aus den ertheilten Antworten schöpfte aber Sacharo den Verdacht, daß der Weg nach Katrina (einer Landungsstelle am Golf von Thessalonich), wohin er mich

beim Abstieg zu bringen übernommen, sehr, sehr weit, und wegen Steilheit der Gebirge für Pferde völlig ungangbar sein werde. Er brach nun in dumpfe Wehklagen aus, Gott weiß welche Schreckbilder im Geiste vor Augen. „Zehn Tage" murmelte er, „würden wohl nicht hinreichen, in Katrina anzukommen, wenn wir überhaupt diesen Ort jemals erreichen sollten." Ich lachte ihn aus, fragte noch andere der Vorübergehenden, und nun stellte sich heraus, daß der Ort nur drei kleine Tagereisen entfernt sei.

Ein stattlicher Mann, der sich in ein Gespräch mit mir einließ und sich Zisi Papa Paläospu nannte, stellte mir dringend vor, daß ich doch viel besser als hier im Freien, im Dorfe die Nacht zubringen würde, wofür er mir mit der bereitwilligsten Gastfreundschaft sein Haus anbot. Er versprach, sobald seine Geschäfte in den ferner liegenden Weinbergen beendet seien, mich abzuholen. Dieser freundlichen Einladung konnte ich trotz meiner Vorliebe für die freie Natur nicht widerstehen, und nahm das Anerbieten an. Nach Sonnenuntergang zogen singende Mädchen, mit ihren Wasserkrügen und Arbeitsgeräth auf dem Rücken, bei uns vorbei, und gaben dem Sacharos Gelegenheit zu nicht sehr schmeichelhaften Bemerkungen über ihre Schönheit. „Hier oben sind die Weiber schwarz", sagte er, „und die jungen Mädchen sehen wie alte Frauen aus, unten in Larissa sind sie weiß, und die jungen haben auch ein jugendliches Ansehn." Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit auch mit vollständiger Gleichgültigkeit, daß er verheirathet gewesen, und daß seine Frau gestorben sei, was doch nicht lange her sein konnte, da er nicht viel über 20 Jahr alt war.

Nun kam auch Zisi Paläospu zurück, und wir begaben uns nach dem Dorfe. Dasselbe ist von ziemlich bedeutender Ausdehnung, und liegt, von Bäumen und Gärten durchzogen, sehr romantisch mit seinen hohen, phantastisch gestalteten hölzernen Häusern, zwischen theils waldigen, theils angebauten Hügeln. Es muß früher in einem sehr blühenden Zustande gewesen sein, dafür sprechen die vielen, ursprünglich sehr gut und zierlich gebauten Häuser mit mehreren Stockwerken. Jetzt aber fand ich, sie meistens in einem traurigen Zustande des Verfalles und der Zerstörung, so baufällig und schief, daß man sich kaum getraute, eine Treppe in ihnen zu besteigen. Viele waren ganz verlassen, und bei nur stückweise noch vorhandenen Dächern den zerstörenden Einflüssen der Witterung schutzlos preisgegeben. Von dem reichlich überall vorhandenen gewesenen Schmuck zierlicher hölzerner Gitter, welche eiserne nachahmten, fanden sich nur noch kümmerliche Ueberreste. Die Bretter, welche zur Bekleidung der Wände dienten, waren häufig abgesprungen, und nun in weitem Bogen über Straße oder Garten winkend, — Alles durchlöchert, verwittert, dem Einsturz drohend.

Das Haus meines Wirthes gehörte zu den noch wohl erhaltenen, und

ich wurde mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft aufgenommen. Auf meinen Wunsch blieben wir, ohne uns in die inneren Gemächer zu vertiefen, auf einer geräumigen Terrasse vor dem Hause, die nur mit einem auf vier schlanken Pfeilern ruhenden Regendache versehen, in alle uns umgebende Naturschönheiten freien Einblick gestattete. Als ich kaum Platz genommen, erschien eine zur Familie gehörige alte Frau, sehr groß und sehr lebhaft, setzte sich zu mir, und fing an ihrer Beredtsamkeit freien Lauf zu lassen. Nachdem sie lange Zeit hindurch alles Mögliche geschwätzt hatte, stand sie rasch auf, wünschte mir gute Nacht und ging fort. Ich sah sie nicht wieder, ebensowenig wie ich von den anderen Frauenzimmern der Familie Jemanden zu sehen bekam — es mußte wohl zur Etiquette gehören, daß sie nicht erschienen.

Nach dem Abendessen, das ich mit meinem liebenswürdigen Wirth in der erwähnten Vorhalle des Hauses verspeiste, fanden sich einige Nachbarn ein, und wir unterhielten uns noch lange Zeit miteinander. Man kam sehr bald auf das alte Thema, sich über die Türken zu beklagen. „Dürfen wir hoffen“, sprachen sie, „von diesem abscheulichen Joche befreit zu werden? Wann werden jene (d. h. die Griechen des Königreichs) kommen und uns nehmen?“ — Sie drangen fortwährend in mich, ihnen darüber etwas zu sagen, denn sonderbarer Weise konnten sie sich nicht der Idee erwehren, daß ich darüber Auskunft geben könne, verlangten sogar förmlich, daß ich aussprechen solle, es werde geschehen und zwar bald geschehen, daß sie frei würden. Sie beklagten sich besonders über die Größe und Willkürlichkeit der Abgaben. Ein Armer bezahle 500 Piaster (75 M.) ein Reicher 3000 (450 M.), ja es sei schlimmer jetzt als zur Zeit der Janitscharen. Die Klephthen hätten es vorgezogen, anstatt Steuern zu bezahlen, sich diese von Andern entrichten zu lassen. — Auf mein Befragen wurde mir versichert, daß die Gegend des Olymp jetzt ziemlich rein von Räubern (Klephthen) sei, nachdem man den überaus kühnen und gefährlichen Lakos getödtet, der hier als Häuptling gehaust. „Die Türken zogen aus“, sagten sie, „und kämpften mit ihm und seiner Bande, erschlugen Viele von dieser, und verwundeten den Lakos: ein Schuß traf ihn in den Schenkel, ein anderer ins Gesicht, der ihm Zähne und Kinnlade zerschmetterte. Dennoch entfloh er und man wurde seiner erst am folgenden Tage habhaft, nachdem man, seiner Blutspur folgend, ihn wie ein Stück Wild gejagt hatte. Er wurde nun nach Larissa gebracht, und dort ohne weitere Umstände sogleich auf dem Fischmarkt an einem Bäckerladen aufgehängt. Die Uebrigen wurden gegen den Fluß (Peneus) gedrängt und größtentheils gefangen oder niedergemacht — die Verwundeten erschossen. Ein kleiner Theil nur von ihnen — unter diesen auch ein Schwager des Lakos — schlug sich nach Zeitun (im Königreich Griechenland) durch, wo die Klephthen Haus und Weiber haben, und als ganz

ordentliche und anständige Bürger unangefochten leben. Für den Augenblick giebt es Gott sei Dank hier nicht leicht mehr einen von diesen, die Brod mit Gewalt fordern." — Bekanntlich waren diese Klephthen ursprünglich Abkömmlinge von Griechen, die nach der Eroberung dieser Gegenden durch die Türken nicht sich unterwarfen, sondern in die Gebirge flüchteten, und von da aus einen Guerillakrieg gegen die Eindringlinge auf eigene Faust fortsetzten. In späteren Zeiten wurden sie dann durch fremden Zuzug verstärkt, und trieben das Räuberhandwerk gegen Jedermann. Zur Zeit des Königreichs wurde an dessen Grenze Zeitun und Umgegend ihr gewöhnlicher Aufenthalt, wo sie den Winter über von ihren Heldenthaten ausruhen. Wenn aber die Schneeschmelze der wärmeren Jahreszeit die schwer zugänglichen Schluchten und Höhlen des Olympgebirges blos gelegt, ziehen sie dorthin und befehden von diesen Schlupfwinkeln aus, insoweit nicht besonders energische Maßregeln der Türken sie hindern, nach alter Raubritterweise die umliegende Gegend. Sie zeichnen sich aus durch großen Muth, große Gewandtheit und Kampfesgeschicklichkeit, sowie hervorragende Begabung für Romantik und Poesie, wovon die bekannten Klephthenlieder, die unter ihnen entsprossen sind, Zeugniß geben. Die Einfachheit und Genügsamkeit ihres Lebens erinnert an die antiken Zeiten, sowie auch ihre Tracht, welche, für den Sommer wenigstens, viel ähnliches mit derjenigen der Bergschotten besitzt.

In der Vorhalle des Hauses — nach homerischer Weise — wurde mir mein Lager bereitet.

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 27. Januar.

Die Signatur der letzten Wochen war abermals der Kulturkampf. Was die Zentrumspartei bestimmt hat, die Marpinger Wundergeschichte auf die parlamentarische Tribüne zu bringen, ist nach der betreffenden Verhandlung noch räthselhafter als vorher. Lorbeeren konnte sie um so weniger zu erringen hoffen, als ihre Redner von vornherein keine Lust hatten, für die angeblichen Muttergotteserscheinungen selbst einzutreten. Man befand sich wohl in der unangenehmen Zwangslage, ein vor Jahr und Tag etwas leichtfertig gegebenes Versprechen erfüllen zu müssen. Gewiß meinte man höchst schlau zu verfahren, indem man das Wunder und was dazu gehört ganz aus dem Spiele ließ, und lediglich die Handlungsweise der Behörden unter dem Gesichtspunkte

formaler Gesetzmäßigkeit prüfte. Unglücklicherweise befand sich aber der stellvertretende Minister des Innern in der Lage, grade nach dieser Seite hin sich der Angriffe erfolgreich zu erwehren, ja die Angreifer selbst aufs Empfindlichste blos zu stellen. Auch der korrekteste und doktrinärste Fortschrittsmann würde nicht gewagt haben, die Regierung zu tadeln, weil sie einer der bedenklichsten Volkskrankheiten gegenüber gleich in den ersten Anfängen die volle Strenge des Gesetzes walten ließ. Mehr als dies ist aber nicht geschehen; eine Ungesetzlichkeit ist trotz allen ultramontanen Lärms nicht nachgewiesen worden. Was die Sache selbst anlangt, so wird das nunmehr wegen Betrugs eingeleitete gerichtliche Verfahren hoffentlich volle Klarheit bringen. Die Debatte im Abgeordnetenhause aber hat immerhin das Gute gehabt, daß durch sie der Welt von Neuem klar wurde, bis zu welchem Grade der moderne Ultramontanismus die Geduld eines humanen und gebildeten Volkes auf die Probe zu stellen sich erdreistet.

Mit einem besseren Scheine von Berechtigung trat die Zentrumspartei in der Frage des katholischen Religionsunterrichts in der Volksschule auf. Neu waren die betreffenden Klagen freilich nicht mehr. Gerade vor einem Jahre hatte der Kultusminister sie im Abgeordnetenhause bereits entkräftet; außerdem hatten seine noch neuerdings durch den Staatsanzeiger veröffentlichten Bescheide auf einschlägige Petitionen den Standpunkt der Regierung klar und bündig gekennzeichnet. Aber man kann nicht leugnen, daß die Frage selbst in liberalen Kreisen trotz alledem den Gegenstand lebhafter Erörterungen bildete, hier und da sogar nicht geringe Bedenken hervorgerufen hatte. Die Klagen beziehen sich bekanntlich darauf, daß in den bischofslosen Diözesen der Religionsunterricht in der katholischen Volksschule zum großen Theile von neu angestellten Lehrern ertheilt werde, welche dazu nicht den ausdrücklichen Auftrag der Kirche, die missio canonica, erhalten haben. Ein solcher Religionsunterricht, sagt man, entbehre der nöthigen Garantien kirchlicher Rechtmäßigkeit und die Theilnahme an demselben sei daher gegen das katholische Gewissen.

Das Petitum geht demgemäß in erster Linie dahin, den gegenwärtigen abnormen Zustand zu beseitigen — natürlich durch Abschaffung der Maigesetze —; in zweiter Linie aber dahin, in den fraglichen Fällen die Kinder katholischer Eltern wenigstens von dem Schulzwange in Bezug auf den Religionsunterricht zu dispensiren. Man hat dem gegenüber gut darauf hinweisen, daß ein Grund, die kirchliche Korrektheit des von den neu angestellten Lehrern ertheilten Religionsunterrichts in Zweifel zu ziehen, gar nicht vorliege — für die große Menge der katholischen Eltern wird das denselben eingeredete Gewissensbedenken dadurch nicht beseitigt. Und man muß zugeben, daß, wenn ein solches Gewissensbedenken, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, ein-

mal vorhanden ist, der Unterrichtszwang unter allen Umständen eine Härte in sich schließt. Aus diesem Grunde ist selbst von unzweifelhaft freisinnigen und staatsfreundlichen Stimmen die Berücksichtigung der Forderungen der Zentrumspartei bis zu einem gewissen Grade befürwortet worden.

Sehr anders nimmt sich jedoch die Frage unter dem staatlichen Gesichtspunkt beurtheilt aus. Nach dem geltenden Recht ist die öffentliche Volksschule eine ausschließlich staatliche Anstalt. Der Religionsunterricht ist ein integrirender Bestandtheil des Lehrplanes dieser Volksschule, wird also wie jeder andere Unterrichtszweig im Auftrage des Staates ertheilt. Den verschiedenen Religionsgesellschaften ist zwar durch Art. 24 der Verfassung das Recht der „Leitung" des Religionsunterrichts in der Volksschule zugestanden; aber aus der eben bezeichneten prinzipiellen Stellung des Staates zur Volksschule ergiebt sich von selbst, daß dies Recht auf Leitung nicht identisch sein kann mit einem Recht auf Ertheilung des Religionsunterrichts. Die Leitung kann vielmehr in der praktischen Ausübung nur eine Kontrole der Richtigkeit der Religionslehre und eventuell eine entsprechende Beschwerdeführung bei der staatlichen Oberbehörde bedeuten. Nach alledem ist klar, daß der Staat an der besonderen missio canonica des von ihm mit der Ertheilung des katholischen Religionsunterrichts Beauftragten gar kein Interesse hat; für ihn genügt es, wenn derselbe in dem vorgeschriebenen Bildungsgange die materielle Befähigung zur Ertheilung des Religionsunterrichts nach den Lehren der katholischen Kirche erlangt hat.

Wie hat sich nun das Verhältniß in den bischofslosen Diözesen thatsächlich gestaltet? Früher wurde zu der Prüfung der Abiturienten der katholischen Schullehrerseminare ein bischöflicher Delegirter entsandt, und die in dessen Anwesenheit bestandene Prüfung in der Befähigung zur Ertheilung des Religionsunterrichts galt zugleich als die missio canonica. Der ganze Unterschied zwischen sonst und jetzt besteht also lediglich darin, daß die betreffende Prüfung ohne die Gegenwart eines besonderen bischöflichen Delegirten stattfindet. Im Uebrigen genießen die katholischen Volksschullehrer genau dieselbe Vorbildung wie ehedem; die Organisation der Schullehrerseminare ist unverändert geblieben, selbst die Lehrer an denselben sind fast durchweg noch diejenigen, deren Rechtgläubigkeit von den abgesetzten Bischöfen seiner Zeit niemals in Zweifel gezogen worden. Welcher Grund könnte da den Staat bestimmen, betreffs des Religionsunterrichts der neu angestellten katholischen Lehrer auf eines der Fundamente unseres Volksschulwesens, auf den obligatorischen Charakter des Unterrichts zu verzichten?

Auf den ersten Blick mag es Manchem unbedenklich scheinen, wenn der Staat diejenigen, welche in der mangelnden missio canonica nun einmal einen

wesentlichen Defekt erblicken, von der Theilnahme am Religionsunterricht dispensirte. Aber man stelle sich doch die Konsequenzen vor! Dauert der kirchenpolitische Konflikt noch längere Zeit fort — und bis jetzt ist ein Ende nicht abzusehen —, so wird in nicht ferner Zeit die Mehrzahl der katholischen Volksschulen von Lehrern verwaltet sein, denen wegen Mangel eines Bischofs die „kirchliche Sendung" nicht ertheilt werden konnte. Somit wäre denn — den sehr wahrscheinlichen Fall vorausgesetzt, daß von der fraglichen Dispensation allgemein Gebrauch gemacht werden würde — die beste Aussicht vorhanden, daß in eben dieser Zeit der katholische Religionsunterricht in der Mehrzahl der Volksschulen thatsächlich in Wegfall gekommen sein würde. Mit andern Worten: Der Staat ist mit jenem Dispensationsverlangen vor die Frage gestellt, ob der Religionsunterricht in der Volksschule beibehalten werden soll oder nicht. Nun betrachtet aber die Regierung, und mit ihr die große Majorität der Volksvertretung sowohl, wie sicherlich auch des Volkes selbst, den Religionsunterricht als ein unentbehrliches Mittel zur Erhaltung und Förderung der Sittlichkeit. Sie kann daher weder eine Ausschließung desselben aus dem Lehrplane der Volksschule prinzipiell veranlassen, noch eine Entwickelung billigen, welche thatsächlich zu dieser Ausschließung führen müßte. Wenn sie demnach sich gegen die Forderung eines fakultativen Religionsunterrichts entschieden ablehnend verhält, so wird sie darin noch bestärkt durch die Pläne, welche die ultramontane Agitation mit der Betreibung der Schulfrage ausgesprochenermaßen erfolgt. Haben doch die Führer der Zentrumspartei laut genug als das zunächst zu erreichende Ziel bezeichnet, die Schule für die Kirche zurückzuerobern! Wenn Herr Windthorst am letzten Mittwoch die radikale Parole „Trennung von Kirche und Schule" ausgab, so ist das nur ein scheinbarer Widerspruch. Man will den Religionsunterricht aus der Schule entfernen, um dieselbe in den Augen des gläubigen Volkes zu diskreditiren. Man will den Religionsunterricht ausschließlich der Kirche überweisen, um damit einen Krystallisationspunkt zu gewinnen, um welchen sich mit der Zeit auch andere Unterrichtsfächer gruppiren würden. Mit einem Worte: es gilt, der Staatsschule die Kirchenschule entgegenzustellen. Diesem Operationsplane gegenüber ist aber jeder preußischen Regierung ihr Verhalten von vornherein vorgezeichnet; es kann nur sein: die entschlossenste Bekämpfung.

Von den in Vorstehendem entwickelten Gesichtspunkte gingen sowohl die Vetreter der Regierung wie die Redner der parlamentarischen Majorität aus, indem sie den Uebergang zur Tagesordnung über die aus dem ultramontanen Lager hervorgegangenen Petitionen empfahlen. Herr Falk erklärte dabei ausdrücklich, daß er in jedem einzelnen Falle, wo ihm eine, mit der Lehre der katholischen Kirche in Wirklichkeit nicht übereinstimmende Ertheilung des Reli-

gionsunterrichts nachgewiesen würde, die entsprechende Abhülfe, sei es durch Beschaffung eines andern Lehrers, sei es durch Dispensation von dem Unterricht, eintreten lassen werde; bisher sei aber ein derartiger konkreter Fall noch nicht namhaft gemacht worden. Mit dieser Erklärung dürfen alle billigen Ansprüche als befriedigt gelten. Das Haus erkannte dies seinerseits an, indem es den Uebergang zur Tagesordnung mit großer Majorität annahm. Es bleibt nun abzuwarten, ob die klerikalen Agitatoren ihre frivole Machination, eine durch nichts motivirte Gewissensbedrängniß künstlich zu erzeugen, auch fernerhin fortsetzen werden.

Auch die Frage der Simultanschule wurde in der abgelaufenen Woche durch eine ultramontane Petition zur Debatte gebracht. Der gesetzliche Boden ist hier weniger klar, als in der Frage des obligatorischen Religionsunterrichts. Es wurde denn auch von allen Seiten die Nothwendigkeit einer baldigen legislatorischen Regelung, welche in dem sehnlichst erwarteten allgemeinen Unterrichtsgesetze in Aussicht genommen ist, betont. Die Grundsätze, nach welchen der Unterrichtsminister bei der Errichtung von Simultanschulen bisher verfahren ist, fanden indeß die Billigung der großen Mehrheit des Abgeordnetenhauses. Aus eigener Initiative ist der Minister zur Simultanschule bisher nur da geschritten, wo pädagogische Rücksichten dies gebieterisch forderten. Im Uebrigen ist es nur geschehen, wenn die Betheiligten selbst es wünschten. Erwägt man dazu, daß die Regierung in sämmtlichen Simultanschulen für einen gesonderten Religionsunterricht der verschiedenen Konfessionen vollauf Sorge getragen hat, so kann ihr gewiß nicht der Vorwurf eines rigorosen Vorgehens gemacht werden.

Glücklicher, als mit ihren Schulbeschwerden, waren die Ultramontanen mit den Reklamationen wegen Amtsüberschreitungen der bischöflichen Vermögensverwalter in den bischofslosen Diözesen. Es ist nämlich vorgekommen, daß die von dem Staate eingesetzten Verwalter gegen die katholischen Kirchengemeinderäthe Executivstrafen verhängt haben. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses erkannte nun freilich an, daß den Verwaltern des Diözesanvermögens als Staatsbeamten auch exekutivische Befugniß zustehen müssen; die Verhängung von Executivstrafen durch dieselben wurde indeß als nach Lage der Gesetzgebung nicht statthaft bezeichnet.*)

Zu guter letzt ist der Kulturkampf auch im Herrenhause entbraunt. Anlaß dazu gab eine Reihe von Petitionen wegen Aufhebung der Maigesetze. Es würde nicht der Mühe werth sein, des leeren Strohs, das in dieser Debatte

*) Soeben hat die Regierung einen Gesetzentwurf eingebracht, welcher den Verwaltern bischöflicher Vermögen dieses Strafrecht ausdrücklich beilegt. D. Red.

gedroschen wurde, überhaupt Erwähnung zu thun, wenn nicht Herr von Kleist-Retzow sein Programm für die Beendigung des Kulturkampfs zum Besten gegeben hätte. Im Grunde kommt dasselbe darauf hinaus: Nachgegeben muß von beiden Seiten werden, anfangen aber damit muß der Staat. Was das Letztere der römischen Kurie gegenüber bedeutet, lehrt die Geschichte. Angesichts dieser Erfahrungen wird der preußische Staat von der „deutschkonservativen" Weisheit des Herrn von Kleist schwerlich Gebrauch machen wollen.

X. Q.

Literatur.

Von der Geschichte des Alterthums von Max Duncker, dem auch in d. Bl. früher bereits eingehend gewürdigten klassischen Meisterwerke, ist in diesen Tagen der erste Band der fünften „verbesserten" Auflage (bei Duncker und Humblot in Leipzig, 1878) ausgegeben worden — ein gleich rühmlicher Beweis für die hervorragende Bedeutung des Werkes, wie für das immerhin seltene Verständniß des Publikums. Im März 1874 wurde die vierte Auflage ausgegeben. Die Vorrede zur fünften datirt vom November 1877. In wenig mehr als drei Jahren hat also das Bedürfniß der Gebildeten der Nation die vierte Auflage eines so gelehrten Buches absorbirt — noch dazu in einer Zeit schwerer Krisis, in der auch der Bücherfreund genöthigt ist, sparsam zu wirthschaften. Auch für einen Theil der geschichtlichen Forschung, die hier dargelegt wird, sind diese drei Jahre eine Zeit schwerer Krisis gewesen: vor Allem für die Assyrologen. Auch d. Bl. haben an dem lebhaft entbrannten Kampfe Theil genommen. Max Duncker ist weit entfernt davon zu verkennen, daß „auf diesem Felde mehr als gewagte Behauptungen verkündet, eilfertige Kombinationen gemacht und Räthsel für gelöst erklärt worden sind, welche der Lösung noch lange entbehren werden." Aber er betont andererseits, daß „weder die Voraussetzungen noch die Grundlagen der assyrischen Studien anzutasten unternommen worden sind durch die Mahnung, welche von achtungswerthester historischer Seite her neuerlich dem etwas ungestümen Eifer und der vorgreifenden Sicherheit" der Herren Assyrologen entgegengerufen worden ist. Und vor Allem ist dasjenige, was Max Duncker von den Erträgen dieser Forschungen in sein Geschichtswerk aufgenommen, unberührt geblieben von dieser Warnung. Denn nur Urkunden von unbestrittener Entzifferung, mindestens nur solche, in denen blos Nebensächliches zweifelhaft geblieben, sind von ihm benutzt worden. Im Einzelnen zu verfolgen, wie sich Duncker mit den wenigen Ausstellungen, welche seiner Geschichtsauffassung von berufener Seite entgegengehalten wurden,

auseinandersetzt, daß und in welcher Weise die Forschungen der letzten drei Jahre von ihm berücksichtigt worden sind, mag einer eingehenderen Arbeit vorbehalten bleiben. Einstweilen sollen diese Zeilen die neue Ausgabe eines Werkes, dem die stetige Theilnahme unsres Volkes wie der ganzen gebildeten Welt sicher ist, nur freudig willkommen heißen.

Der Zeugnißzwang von Dr. Adolf Dochow, ord. Prof. der Rechte zu Halle. Jena, Hermann Dufft, 1877.

Ein klarer, maßvoller, sehr willkommener Beitrag zu einer in unsern Tagen zwar von sehr Vielen, aber auch von scheinbar Berufenen meist mit recht wenig Verständniß behandelten Frage. Der Verfasser weist zunächst nach, daß die bekannten Interpretationsversuche von Rubo und Fuchs, welche die Anwendbarkeit des Zeugnißzwanges schon nach Preußischem und bezw. Reichsrecht verneinten, unhaltbar seien. Von Rubo, der wegen seiner Arbeit von zeugnißunlustigen Redakteuren heftig gelobt worden war, sagt Dochow mit Recht: „wer so wie er mit Unrecht gelobt ist, braucht nicht mehr getadelt zu werden.“ Es wird hierauf das positive Recht über Zeugnißzwang einzeln vorgetragen, also die Bestimmungen der Straf- und Civilprozeßordnung und des Gesetzes betr. die Untersuchung von Seeunfällen. Alsdann werden die persönlichen und sachlichen Grenzen der Zeugnißpflicht untersucht und nunmehr zur Untersuchung der Fälle des eigentlichen Zeugnißzwanges übergegangen: d. h. zu dem Falle des Nichterscheinens des geladenen Zeugen und dem Falle der Verweigerung des Zeugnisses oder der Eidesleistung im Falle des Erscheinens. Es wird erörtert, wer nach dem Gesetz den Zwang (die Strafen) anwenden kann, das hierbei zu beobachtende Verfahren, es werden die Strafsachen begrenzt, in welchen das Verfahren überhaupt stattfinden darf. Mit einer warmen Fürsprache für die Abänderung des Zeugeneides zu Gunsten von Dissidenten 2c. schließt das Schriftchen, welchem wir mehr Belehrung und Klarheit über die vielbesprochene Frage verdanken, als dem meisten, was bisher darüber geschrieben und gesprochen worden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

№ 7.

Ausgegeben am 7. Februar 1878.

Inhalt:

Seite

Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. VI. Die Entwickelung des Söldnerthums und die ihr entspringende neue Taktik. Max Jähns. 241
Bibliothekserfahrungen. 251
Eine Fahrt auf den Olymp. II. Gustav von Eckenbrecher. 265
Eine neue Leistung der Revue des deux Mondes. v. Clausewitz. 277
Literatur. Wilhelm Müller, der russisch-türkische Krieg 1877. 280

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Im Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erſchien:

Deutſcher Volksglaube

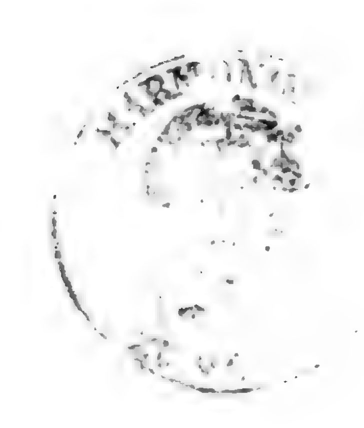
von

Moritz Buſch.

Ein Band. Elegant brochirt. Preis Mark 6.—. Elegant gebunden. Preis Mark 7.60.

Das Werk enthält mit einer reichen und bunten Auswahl von Beiſpielen eine **Phyſio-logie des deutſchen Aberglaubens**, des im Volke neben dem Chriſtenthum und der modernen Kultur fortlebenden **Heidenthums**; den Kalender deſſelben mit ſeiner **Tagewählerei**; die **Volks-botanik** mit ihren Zauberpflanzen, ihren Farnſamen, ihren Springwurzeln und Wünſchelruthen; die **Volksmedizin** mit ihren zauberiſchen Hausmitteln und ihren ſympathetiſchen Kuren und den alten Beſchwörungsſprüchen; die **Zoologie des Volkes** mit ihren Baſilisken und Drachen, ihren ſeltſamen Meinungen vom Storch und der Schwalbe und andern Vögeln, Käfern und Würmern; die **Aſtronomie des Aberglaubens** mit ihren wunderbaren Meinungen vom Regenbogen und dem Gewitter, vom Monde, der Sonne und den Sternbildern; die **Volksprophetie** mit ihren Weiſſagungen und Geſchichten, von denen eine große Anzahl der merkwürdigſten in den Text ver-flochten ſind, ferner ein Kapitel über den Aberglauben **vom böſen Blick** und dem Verſchreien oder Vermeinen, endlich einen Blick auf **den Ring** im Aberglauben. — Alles nach neuen Geſichtspunkten geordnet und in klarer, anmuthiger, farbenreicher Weiſe dargeſtellt.

Digitized by Google



Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens.

Von Max Jähns.

VI.

11. Die Entwickelung des Söldnerthums und die ihr entspringende neue Taktik.

Sorgfältig muß man unterscheiden zwischen der Besoldung der Bürgeraufgebote und eigentlicher Söldnerei. Die hellenischen Heere mußten, wie später die römischen, gelöhnt werden, sobald die Feldzüge nicht mehr ganz kurz waren, sie mußten noch höher gelöhnt werden, sobald sie auch im Frieden längere Uebungszeiten innezuhalten hatten. Dieser Gesichtspunkt hatte den Perikles bei seinen Wehreinrichtungen geleitet. Aber eine solche Löhnung ist nichts anderes als eine Entschädigung derselben Art, wie etwa die zu Athen üblichen Gerichtsgelder: es ist die Form, unter welcher der Kriegsdienst den Staatsangehörigen, den Gemeindegliedern überhaupt möglich gemacht wurde. — Gegen Ende des peloponnesischen Krieges trat hierin eine Aenderung ein.

Bisher hatte die kriegerische Kraft der griechischen Staaten durchaus auf den Bürgerheeren beruht. Zum *Solddienste* hatten sich nur *solche Männer hergegeben, die keinem fest geordneten Staatswesen angehörten.* So war es altarkadische Sitte, in fremden Kriegsdienst zu gehen, und auch die halbhellenischen Karer und Thessaler huldigten frühe diesem Brauche.*) *Arkadien*, ganz von Gebirgen durchzogen, bestimmte durch seine Natur die Bewohner zu Hirten und Jägern; es ist die Schweiz Griechenlands; und gleich

---

*) Die Sage berichtet, daß Bachus mit den gefangenen Titanen einen Vertrag schloß und sie bei feierlichem Trunke Treue schwören ließ. Daher stammt, wie Diodor von Sizilien erzählt (2,70), die griechische Benennung eines solchen Soldvertrags.

den Schweizern suchten auch die Arkader ihr Glück im Reislauf. Selbst dem Xerxes sollen sie, wie Herodot berichtet, ihre Arme angeboten haben. In einem Fragmente des Lustspieldichters Antiphanes, welches die Haupterzeugnisse der einzelnen Landschaften aufzählt, heißt es: „Sklaven aus Phrygien, Söldner aber aus Arkadien"; und Thukydides bemerkt, indem er die Bundesgenossen der Athener und Syrakuser aufzählt: „Die Mantineier jedoch und die übrigen arkadischen Söldner, achteten auch jetzt, durch den Gewinn bewogen, ihre Landsleute, die mit den Korinthern gekommen waren, ohne Rücksicht auf die Blutsverwandtschaft unbedenklich als Feinde." — Durch Hilfe der Karer soll schon Psammetich die Herrschaft über das Nilthal gewonnen haben, und später „streiften sie", wie Strabo sagt, „durch ganz Griechenland, für Gold Kriegsdienst leistend. — Neben ihnen verdingten sich besonders die Kreter als Bogenschützen. An allen diesen Völkerschaften aber haftete die Schmach feiler und sklavischer Gesinnung, und sie standen im Rufe der Unzuverlässigkeit und des Mangels an Bürgertugend. — In der griechischen Geschichte erscheinen solche gedungenen Mannschaften zuerst als Leibgarden der Tyrannen. Auf die der Peisistratiden wurde bereits hingewiesen. Auch Polykrates von Samos erhielt seine Macht mit ihrer Hülfe, und in der großartigsten Weise bedienten sich des Söldnerthums die Tyrannen von Syrakus. Schon zu Anfang des peloponnesischen Krieges sandten die Syrakuser zur Belagerung von Potidaia eine Miethstruppe; bei den althellenischen Volksstaaten jedoch trat die Söldnerei erst im Verlaufe des Krieges nach und nach in den Vordergrund und zwar zunächst auf den Flotten.

Athen hatte nämlich seine unbedingte Hegemonie zur See derart zu Stande gebracht, daß es den kleineren Inselgemeinden gestattete, den Kriegsdienst gegen Geld abzulösen. Dadurch entwaffnete es jene Bundesgenossen und erhielt Mittel zur Werbung einer Flottenmannschaft. So treten denn unter Demosthenes auf Sizilien zuerst griechische Söldner im Dienste Athens in größerer Anzahl auf (80 Kreter und 700 rhodische Schleuderer). In der That ließen sich solche länger dauernden Expeditionen wie nach Sizilien oder Thrakien, die nur durch unausgesetztes Verharren im Felde ihren Zweck erreichen konnten, mit den bisherigen Bürgeraufgeboten, auch wenn sie besoldet wurden, nicht durchführen; und daher nahm die Zahl eigentlicher Soldaten, die ein Metier aus dem Waffendienste machten, schnell in wachsendem Verhältniß zu. Dreizehnhundert thrakische Barbaren freilich, welche Athen in Sold genommen, entließ es bald wieder, weil ihm die Kosten, (0,75 M. für den Tag) zu bedeutend erschienen, und benutzte sie dazu, auf dem Heimwege die Küsten Böotiens grausam verheeren zu lassen. Aber die von Jahr zu Jahr mehr drückenden Lasten des langen Krieges förderten die Entwickelung des Söldner-

wesens unwillkürlich; die Noth zwang immer größeren Massen den Miethlingsspieß in die Hand. War doch die Zahl derer, die von der blinden Parteiwuth der siegenden Oligarchen oder Demokraten der Heimath beraubt wurden, unglaublich groß. Gleich beim Beginne des peloponnesischen Krieges z. B. zwangen die Athener Aiginas wehrlose Einwohner sämmtlich auszuwandern.*) Die verbannten Heimathlosen sind zu allen Zeiten die Hauptträger des Söldnerthums gewesen — eine Erscheinung, die sich besonders deutlich im späteren Mittelalter Italiens zeigt. — Als dann der Bruderkrieg der hellenischen Stämme endete und der Bruderkrieg der persischen Königssöhne begann, da boten sich in Griechenland so viele unbenutzte kriegerische Kräfte dar, daß es dem jüngeren Kurusch leicht ward, eine Streitmacht von mehr als 13,000 hellenischen Söldnern aufzustellen, unter denen sich nicht wenige wahrhaft ausgezeichnete Männer befanden. Denn während früher Heimathlosigkeit als das größte Unglück betrachtet worden war, das einen Griechen treffen könne, so hatte nun der lange Bürgerkrieg die Anhänglichkeit an den Geburtsort zerstört. An ihre Stelle war ein Streben in's Weite getreten, ja ein kosmopolitischer Zug, wie ihn z. B. Xenophones Kyropädie erkennen läßt; und da Kurusch versprach, er werde den Fußgängern, die ihm dienen wollten, Rosse, den Reitern Wagen, allen aber Aecker und Dörfer geben und den Sold nicht zählen, sondern messen, so begreift man, wie das die verarmten Griechen reizen mochte.

Und nun trat eine Erscheinung ein, welche gleichfalls in der Kriegsgeschichte immer wiederkehrt: der neuen Art der Heeresaufstellung folgt eine neue Taktik auf dem Fuße. Der Schauplatz, auf dem sich dieselbe entwickelt, ist Asien. Die 13,000 Griechen des Kurusch, obgleich nicht unter einheitlicher Führung als organisches Ganzes zusammengehalten, siegten in der Schlacht von Kunaxa, aber ihre 100,000 barbarischen Mitkämpfer unterlagen und Kurusch selbst blieb. Die Schlacht hat, was die Theilnahme der Griechen an ihr betrifft, ganz den Charakter der früheren; allenfalls mag man einen Fortschritt in der bewußten Flankendeckung durch den Euphrat anerkennen. Ihre eigentliche Bedeutung erhielt die asiatische Expedition erst durch den Rückzug der Zehntausend. Unter des Atheners Xenophon Führung bahnten sich die Griechen den Weg zur Heimath. Sie zogen zunächst längs der medischen Mauer auf das linke Ufer des Tigris, dann an seinen Quellen vorbei zu denen des Euphrat in den taurischen Gebirgen. Nach großen Irrmärschen gelangte das Heer an den Araxes und von hier über Trapezunt längs des schwarzen Meeres nach Kotyora, von wo aus es sich zu Schiffe nach Herakleia begab. Von hier zog ein Theil zu Lande, ein anderer zur See weiter. Bei dem Hafen

*) Göll: Kulturbilder aus Hellas und Rom.

von Kalpe vereinigten sie sich wieder, und dort schlug Xenophon die Truppen des letzten persischen Satrapen, den er auf seinem Wege hatte. Endlich erreichte man den Bosporos. Dieser Rückzug dauerte ein Jahr; drei Monate hatte der Hinmarsch von Sardes nach Kunaxa gewährt, so daß in 15 Monaten 780 geogr. Meilen auf diesem Kriegszuge zurückgelegt wurden. Die Zehntausend waren während desselben nur Soldaten, nichts anderes; unter den mannigfaltigsten Umständen hatten sie mit meist leicht bewaffneten Gegnern zu kämpfen. Sie selbst führten von Anfang an mehr leichtes Fußvolk mit sich, als sonst üblich war, nämlich 2000 Mann. Nun auf dem Marsche, keineswegs in der Lage, sich die Schlachtfelder auszusuchen, wie es die Bürgeraufgebote zu thun pflegten, erkannten sie bald die Einseitigkeit und Schwerfälligkeit des reinen Hoplitengefechts. Das ihnen aufgenöthigte Terrain verlangte neue Formen; die Bogen- und Speer-Schützen, die Reiter des Feindes lehrten den Werth der Leichtbewaffneten kennen. Verbindung der Waffen und Beweglichkeit wurde die Losung für jene neue Entwickelung der griechischen Taktik, die sich an den Namen des Xenophon knüpft.

Die Hauptresultate derselben sind:

1) die Befreiung der Hoplitenstellung von der starren Form der ununterbrochenen Phalanx;

2) die mannigfaltige und bewußte Verwendung des leichten Fußvolks.

Unter den ersten Gesichtspunkt fällt der Gebrauch des ἴρθιος λόχος, d. h. der Kolonne, und demnächst die absichtsvolle Anordnung von Reservestellungen.

Was zunächst die Kolonnen betrifft, so handelt es sich bei ihrer Anwendung darum, mit geringen Kräften Raum zu gewinnen und bei Aeußerung starker Stoßkraft doch den Gegner noch zu überflügeln. Zu dem Ende gehen die einzelnen Lochen, durch Zwischenräume von einander getrennt, in Kolonnen vor. Zum erstenmal hat Xenophon diese Fechtweise den Kolchern gegenüber angewandt, welche ihm den Paß verlegen wollten. Der Orsios Lochos, die Kolonne des Xenophon, hat 6 Mann Front bei 16 Mann Tiefe und dürfte in den meisten Fällen als Epagoge in Enomotien, d. h. als Sektionskolonne gebildet worden sein. Man kann diese Formation kurzweg als „Kompagniekolonne“ bezeichnen.

Das Anordnen einer Schlachtreserve zeigt sich zuerst in dem Gefecht, welches Xenophon bei Kalpe den Truppen des Satrapen Pharnabazos lieferte.

In enger Verbindung mit der freieren Ausgestaltung des Hoplitenkampfes steht dann der neue Gebrauch der leichten Infanterie. Sie erscheint bald vor der Front, bald auf den Flügeln, bald in den Intervallen der Kompagniekolonne, und sogar die Reiterei, so schwach sie war und so wenig günstig ihr seit dem Eintritt der Zehntausend in die karduchischen Gebirge das Gelände

wurde, nimmt unter Xenophon eine würdige Stellung ein. Begreiflich ist es, daß auf einem so langen und schwierigen Marsche auch die eigentliche **Marschtaktik** namhafte Fortschritte machte. Der Marsch im hohlen Viereck, und der im Oblongum bildete sich zu großer Sicherheit und Vollkommenheit heraus, weil die Uebermacht des Feindes an Kavallerie darauf hinwies, möglichst kompakte Formen anzunehmen, welche doch derart gegliedert waren, daß das Einfädeln in schmale Fronten, wie es beim Durchschreiten von Engpässen nöthig, also die Formationsveränderung leicht von Statten gehen konnte.*)

Nach dem Siege bei Kunaxa griff Artaxerxes die kleinasiatischen Griechen an. Die Spartiaten, um Hilfe angegangen, sandten ihnen ein Heer. Dies focht seit 396 unter des Aegesilaos Befehl glücklich gegen die Perser, und die Reste der Zehntausend schlossen sich ihm an. Das hellenische Heer zählte etwa 20,000 Fußgänger, bei nur 500 Reitern und Agesilaos verkündete, er werde damit nach Karien ziehn, wo, der Berge halber, Reiterei unbrauchbar sei. Sein Gegner Thissaphernes wartete seiner hierauf am Mäander, bis er erstaunt vernahm: jener habe sich schnell und siegreich nach Phrygien gewandt. Der Winter unterbrach zwar die Fortschritte im Felde, aber nicht die Thätigkeit des in Ephesos weilenden Agesilaos. Er befreite die kriegspflichtigen Jonier gegen Einstellung eines Reiters von persönlicher Theilnahme; er hielt ununterbrochen große kriegerische Uebungen, bereitete rastlos Alles, was zum Kriege erforderlich war, vor und begeisterte das Heer durch seine außerordentliche Persönlichkeit. „Wie", sprach er, „sollten Männer nicht voll der besten Hoffnungen sein, welche die Götter ehren, den Krieg üben und Zucht und Gehorsam kennen!" — Mit dem Frühjahr ließ Agesilaos verlauten, er werde auf dem kürzesten Wege in die fruchtbarste Landschaft einfallen. Thissaphernes, die frühere List fürchtend, deckte dessen ungeachtet das unfruchtbare Karien, ward aber wiederum getäuscht; denn diesmal hielt der Spartaner Wort und nahm Sardes. — Von hohem militärischem Werthe war die Theilnahme der Reste der Zehntausend an diesem Kriege. Durch sie vor Allem verpflanzte sich die während der Anabasis entwickelte Fechtart auf die andern Griechen, und diese Taktik wie der soldatische Geist, der sich bei den Zehntausend herausgebildet, traten als ganz neue Elemente in den Kreis des griechischen Kriegswesens ein. Zugleich gaben die hier erfochtenen Siege den ersten Ausblick auf die Möglichkeit einer Eroberung Asiens, die in der Folge mehrfach ins Auge gefaßt und endlich von Alexander durchgeführt wurde.

Doch während die Griechen auf dem Boden Kleinasiens siegreich gegen die Barbaren fochten, war in der Heimath der alte Streit entbrannt. Bei

---

*) **Rüstow u. Köchly**: Geschichte des griechischen Kriegswesens.

Haliartos wurde ein spartanisches Heer unter Lysandros von den vereinigten Schaaren der Thebäer und Athener unter Führung des Iphikrates völlig geschlagen. Dieser Sieg verbreitete die größte Bestürzung in Sparta. Zwar erfochten die Lakonier bei Korinth einen Vortheil über die Verbündeten; aber der Erfolg war gering; und auch als Agesilaos, eilig aus Asien zurückberufen, durch Thrakien, Makedonien und Thessalien herankam und bei Koroneia wirklich die Verbündeten schlug und sein Heer glücklich über den korinthischen Busen nach dem Peloponnes herüberrettete — da erwiesen sich diese Waffenthaten doch nicht als groß genug, um den Seesieg wett zu machen, den der Athener Konon bei Knidos mit einer persisch-phönikischen Flotte über die Peloponnesier errang. — Auf allen Inseln sank die spartanische Herrschaft, Athen lebte auf; die Flotte wurde hergestellt; die Mauern des Peiraieus erhoben sich aufs neue und der boiotische Krieg währte unter dem Namen des korinthischen fort.

Die Lakedaimonier wählten als Zentralpunkt für die Weiterführung des Kampfes Sykion, die böotisch-atheniſche Parthei Korinth. Von diesen Stützpunkten aus, die nur $2^1/_2$ Meilen von einander entfernt liegen, suchte man sich durch wechselseitige Raubzüge zu schaden. So wenig hervorleuchtend aber auch die Ereignisse dieses Kriegs sein mögen, so wichtig ist er doch in kriegskünstlerischer Beziehung, und dies Interesse knüpft sich wesentlich an den Namen des attischen Feldherrn Iphikrates.

Iphikrates ist die rechte Verkörperung des neu emporgekommenen Söldnerthums. Der Zug der Zehntausend, dessen glorreiche Durchführung den Nationalstolz der Hellenen höher als je geschwellt, hatte den Kriegsdienst als solchen mit ganz besonderem Glanz umgeben, und so steigerte sich seltsamerweise mit dem Nationalgefühl zugleich die Neigung zum Söldnerdienst. Der isthmische Krieg führt ihn als festbegründete Institution in das heimische Leben der Griechen ein. Der athenische Heerführer Iphikrates leitet den Krieg nicht mehr als ein bürgerlicher Beamter, als einer der zehn Strategen, sondern als Söldnergeneral, dem die geworbenen Truppen mit unbedingtem Vertrauen von Korinth bis an den Hellespont folgen, der die Mannszucht mit einer Strenge handhabt, welche attische Heere bis dahin niemals gekannt, in dem aber auch die eigenthümliche Kriegsauffassung ächter Söldner bereits so scharf hervortritt, daß er unverhohlen erklärt: die nach Geld und Lust begierigsten Krieger seien ihm durchaus die liebsten.

Bei dem Durchbruche des Söldnerthums waren, wie schon angedeutet, ebensowohl wirthschaftliche als militärische Gründe wirksam. Die Beschaffung einer vollen Rüstung s'zte Wohlstand voraus; die Zahl der wohlhabenden Bürger war jedoch in den langen Kriegen sehr zusammengeschmolzen und diejenigen, welche die Ausrüstungskosten noch am besten hätten erschwingen können,

waren zugleich die verwöhntesten und bequemsten und sicherlich nicht das beste Material für den Krieg. Dazu kam, daß die Schwergerüsteten eines Schildträgers bedurften, deren Zahl den Troß der Nichtstreitbaren schädlich vermehrte, sodaß er dem Heere die Beweglichkeit raubte. Iphikrates aber erkannte, daß in dem Ringen mit Sparta, welches noch unverrückt an seiner alten Kriegsart festhielt, Beweglichkeit das beßte Mittel sein werde, Vortheile über den Feind davonzutragen. Schon im peloponnesischen Kriege hatte der attische Feldherr Demosthenes durch gelegentliche Anwendung leichtbewaffneter Truppen Erfolge gehabt; Iphikrates entschloß sich in dieser Beziehung zu einer prinzipiellen Reform, welche den taktischen Neuerungen des Xenophon als organisatorische Ergänzung zur Seite tritt.*)

Ursprünglich ging wohl Iphikrates nur davon aus, die Leichtbewaffneten in größerer Zahl anzuwenden und ihr Gefecht mit dem der Hopliten im xenophontischen Sinne in nähere Beziehung zu setzen. Bald aber schon mochte er die Ueberzeugung gewinnen, daß auch das Linienfußvolk der geschlossenen Phalanx keiner so schweren Bewaffnung bedürfe wie sie bei den Bürgerhopliten hergebracht war. Er gab seinen Phalangiten statt des gewaltigen Ovalschildes den leichteren Rundschild und an Stelle der erzenen Knemiden, die schon früher hier und da durch schienenbeschlagene Lederstulpen ersetzt sein mochten, ein Mittelding zwischen Stulpstiefel und Gamasche, an dem sich auch gleich die Sohle befand, während zu den Beinschienen Sandalen gehört hatten. Diese Erfindung machte großes Aufsehen und das neue Rüststück empfing den Namen der Iphrikatiden. Nunmehr war der Krieger wesentlich erleichtert, und dieser Umstand, sowie der andere, daß der neue Rundschild nur mit den Armringen, nicht mit der Faust geführt ward und also die linke Hand verfügbar wurde, gaben Anlaß und Möglichkeit zu einer Verstärkung der wichtigsten Trutzwaffe, nämlich des Spießes. Dieser wird auf etwa 12 Fuß verlängert und dementsprechend mit beiden Händen geführt. Nun konnte er 8 bis 9 Fuß nach vorn gestoßen werden, und man war im Stande, die Eisen von 4 Gliedern vor die Front zu bringen.

Auch dieser Reform kamen ökonomische Gründe entgegen. Erstlich konnte man den Schildknappen ersparen; dann aber war die Rüstung auch sehr viel billiger und der Staat brauchte daher nicht so hohen Sold zu zahlen. Zugleich erlaubte die leichtere Bewaffnung der Mannschaft, mehr Proviant mitzunehmen und längere Märsche zu machen, ein Umstand, dem Iphikrates nicht wenige seiner besten Erfolge verdankte.

Alle diese neuen Einrichtungen scheinen übrigens lediglich bei den Söld-

---

*) Curtius: Griech. Geschichte. III. 220 ff.

nertruppen eingeführt worden zu sein; die Bürgerheere hielten in aristokratischem Konservatismus die alte Hoplitenrüstung fest.

Neben dem erleichterten Linienfußvolk des Iphikrates standen die Peltasten. Es ist das eine ursprünglich thrakische Nationalwaffe, die sich von der übrigen leichten Infanterie durch den lederüberzogenen Holzschild unterschied. Ihre Hauptwaffe war der sicher treffende Riemenspeer; oftmals führten sie aber neben diesem auch noch längere Spieße, die ihnen gestatteten, gelegentlich in Linie anzugreifen, so daß die Peltasten schon früh als eine Art Mittelinfanterie erschienen. Diesen Speerschützen gab man nun das gesteppte Linnenkoller, welches ihnen volle Beweglichkeit für den Speerwurf gönnte und sie doch gegen Hieb und Stoß einigermaßen sicherte. Denn nahe heran an den Feind mußten auch die Peltasten; der Speer kann eben nur auf wenige Schritte geschleudert werden. Sind die Wurfspieße verworfen, so gilt es auch für die Peltasten den Kampf Mann gegen Mann, und für diesen gab ihnen Iphikrates einen Degen von etwa 30 Zoll Klingenlänge. — Derart ausgestattet waren die Peltasten im Stande, auch ohne Mitgabe von Linienfußvolk, kleinere Unternehmungen selbständig durchzuführen; wie das denn auch wirklich geschah.

Die Masse des eigentlichen leichten Fußvolks, der Gymneten, d. h. der Ungerüsteten, welche keinen Schild führten, bestand aus Schleuderern, Bognern und Speerschützen. Alle diese Leute trugen als Kopfbedeckung die Fellkappe oder irgend einen nationalen Hut. — Die Schleuderer führten ihre Munition, handgroße Steine oder auch Bleikugeln, mit denen namentlich die Rhodier trefflich warfen, in einer großen Tasche. — Die Köcher der Bogner enthielten 12 bis 20 Pfeile. — Die Schwere der Wurfspieße wechselte von 1½ bis 3 Pfund. — Die rhodischen Schleuderer trafen weiter als die meisten Bogenschützen, nämlich bis auf 100 Schritt und doppelt so weit als die Steinschleuderer; die kretischen Schützen, von allen griechischen Bognern die berühmtesten, trafen selten über 90 Schritt und auch das nur mit stark elevirten Bogen. Die Speerschützen werden nicht über 30 bis 40 Schritt geworfen haben.

Die Grundstellung des leichten Fußvolks, auch die der Peltasten, dürfte 4 Glieder tief gewesen sein, so daß der Lochos von 100 Mann in 24 Rotten stand. Die Gefechtsordnung ist die ausgeschwärmte Schützenlinie. Zuweilen vermischen sich die Gymneten mit der Reiterei, um ihr im Kampf zu secundiren, und in diesem Falle werden sie als Hamippen (Roßschnelle) bezeichnet.

Auf die Reiterei erstreckten sich die Reformen des Iphikrates nicht; sie konnte unter den griechischen Verhältnissen niemals als Söldnertruppe Bedeutung gewinnen, schon weil sie zu theuer war. Gute Reitpferde waren selten,

und der Luxus, der mit ihnen getrieben wurde, vertheuerte sie noch. Ein ganz gemeines Landpferd kostete 3 Minen, ein tüchtiges Reitpferd vier mal so viel. Der Söldnerreiter, der 2 Drachmen Tagesold erhielt, mußte, wenn er täglich 4 Obolen als Kapital zum Pferdekauf hätte anlegen wollen, 1800 Tage dienen, um ein Pferd für 12 Minen aus seinem Solde herauszuschlagen. Das war nicht zu verlangen.*)

Dies sind die Einrichtungen des Iphikrates.

Was die ökonomischen Verhältnisse betrifft, so zerfielen die Kompetenzen der Söldner in eigentliche Löhnung und Verpflegungsgeld. Sehr selten bestritt man die Verpflegung auf dem Wege der Requisition oder der Einquartierung. Namentlich die letztere erschien wegen der großen Ungebundenheit der Sitten, der schlechten Mannszucht und der wilden Leidenschaften der Kriegsbanden höchst bedenklich. Meist hatte sie Schändung, Mord und Empörung im Gefolge. — Gewöhnlich ließ man den Soldaten für das Verpflegungsgeld sich selbst Unterkunft und Mundportion besorgen. Gab man dagegen die letztere ausnahmsweise in natura, so geschah es in der Weise, daß die Anführer für das Verpflegungsgeld Gerstengraupe, Käse und Zwiebeln oder Knoblauch — die Hauptnahrungsmittel des gemeinen Mannes, im Großen einkauften, sie in Netzen mit sich führten und täglich an die Soldaten ausgaben.**)

Der Aufstellung solcher Söldnerheere verdankte Athen bedeutende Erfolge gegen Sparta; aber auch die Kehrseite des Miethlingsthums trat mit erschreckender Schnelligkeit zu Tage. Zerstört war der feste Zusammenhang zwischen Heer und Gemeinwesen; statt der Bürger, welche für Haus und Heerd tapfer gekämpft, entschieden nun heimathlose Abenteurerschaaren das Geschick der Staaten, kriegslustige Landsknechte, deren Verhalten nicht mehr vom Gesetze, sondern höchstens von der Persönlichkeit des Feldherrn abhing und deren Treue mit dem Inhalte der Kriegskasse abnahm. — Trauernd klagt Lysias: „Die Leiber der Hellenen gehören denen, die da zahlen können!"

Solche Klagen sind gerecht; aber der Gang der Dinge ist eben doch natürlich. Das Schicksal wollte es, daß die 10,000 lorbeergekrönten Söldner zu einer Zeit nach Griechenland zurückkehrten, als man dort matt von immer neuen Bürgeraufgeboten, doch weder willens noch auch im Stande war, den Krieg mit Einem Schlage zu beenden. Die kriegsgewohnten Söldner suchten Dienst; die Staaten boten freudig Geld. Bei den unaufhörlichen Kriegen vermochten die Bürgerschaften den Waffendienst auf die Dauer nicht mehr zu

*) Rüstow und Köchly: Griech. Kriegswesen.
**) B. v. Baumann, Studien über die Verpflegung im Felde.

leisten. Die Gesittung wäre zu Grunde gegangen, wenn hier nicht eine Theilung der Arbeit eingetreten wäre. Daß aber nur diese Alternative gegeben war, muß als das traurigste Verhängniß für Griechenland betrachtet werden; denn auch das Söldnerthum schlug ihm unheilbare Wunden. — Xenophon hat in der Kyropädie mit Vorliebe Tänze und Spiele geschildert, um dabei sinnreiche Anspielungen einfließen zu lassen. So berichtet er von einer mimischen Darstellung, in der ein Landmann den Pflug führt, ohne doch die Waffen, die ihn auf's Feld begleitet, außer Augen zu lassen. Ein Kriegsknecht stürmt herbei und beraubt ihn; aber der Landmann greift zu den bereit gehaltenen Waffen, überwindet den Feind, bindet ihn zu seinen Stieren und führt ihn im Triumph nach Hause. — Dies ist das Urbild des Volksheeres. Lange Zeit haben die Hellenen ihm nachgelebt, und erst als sie die Rolle des pflugführenden Kriegers mit der des beutegierigen Söldners vertauschten, sanken sie von der Höhe ihrer Weltstellung herab.

Dieser Prozeß war jedoch unvermeidlich. Sogar dasjenige Hellenenvolk, das wie kein anderes konservativ war in seiner altdorischen Starrheit, Lakedaimon selbst, lenkte ein in die Bahn des Söldnerthums, freilich nicht, um es als Ersatz zu verwerthen für die eigentlichen Spartiaten, wohl aber als solchen für die peloponnesischen Heerespflichtigen. Es ging dabei in ganz ähnlicher Weise vor, wie dereinst Athen gegenüber seinen maritimen Verbündeten.

Agesilaos änderte nämlich (383) die Bundesmatrikel dahin, daß er es den Eidgenossen freistellte, ob sie, statt Mannschaft zu geben, Geld zahlen wollten, und berechnete zu diesem Zwecke für den einzelnen vollgerüsteten Wehrmann täglich 3 äginäische Obolen, für den Reiter das vierfache, einen Stater (2,15 M.). Für jeden fehlenden Mann sei täglich 1 Stater als Buße zu zahlen. Durch dies, Strenge mit Nachsicht klüglich mischende Verfahren, ermöglichte man es den wohlhabenden Gemeinden, sich frei zu kaufen vom persönlichen Kriegsdienst, und Sparta war es willkommen, wenn davon ausgiebiger Gebrauch gemacht wurde, weil die Halbunterworfenen sich so des Waffenwerks entwöhnten. — Für die erlegten Summen aber warb man Söldner, welche in weit besserer Zucht und Ordnung zu erhalten waren, als die bündischen Aufgebote. Diese Entwickelung war übrigens schon von langer Hand vorbereitet und durch die stetig fortschreitende Verminderung der Zahl der Spartiaten auch von unabweislicher Nothwendigkeit. Statt der 9000 bis 10,000 Vollbürger, die in den Blüthezeiten des Staats gelebt, gab es nur noch 3000 bis 4000, und der Grund dieser Abnahme lag nicht allein in den Menschenverlusten während der langen Kriege, sondern auch in der Verarmung vieler Bürger, die sich scheuten, ein Hauswesen zu begründen. Auf alle Weise suchte man zur Kindererzeugung aufzumuntern; wer 3 Söhne erzeugt, wurde von der Verpflichtung

zum Kriegsdienst, wer 4 erzeugt, von allen öffentlichen Lasten und Leistungen freigesprochen — ganz im Widerspruch mit der früheren Sitte, nach welcher z. B. dem Leonidas nur solche Männer beigegeben wurden, die schon Kinder hatten, durch welche, wenn sie selbst auch fielen, doch ihr Haus fortgesetzt wurde. — In jeder Weise sparte man jetzt das spartanische Blut. Schon im 8. Jahre des peloponnesischen Krieges hatte man dem Brasidas, als er nach der Chalkidike abging, gar kein spartanisches Korps, sondern nur 700 als Hopliten ausgerüstete Heiloten mitgegeben, zu welchen er im Peloponnes 1000 Söldner warb; und in der Folge wurden zu entfernteren Feldzügen überhaupt nur Periöken, Neodamoden, Heiloten und Söldner ausgesandt, von Spartiaten aber nicht mehr als 30 mitgegeben, die den Stab des Feldherrn bildeten und das Kommando der einzelnen Heerestheile übernahmen.

Die neue Einrichtung des Agesilaos führte nun in der That zu einer bedeutenden Steigerung der lakonischen Wehrkraft, die sich der attischen bald umsomehr überlegen erweisen mußte, als die Söldnertruppen Spartas nicht wie die Athens auch von Söldnergeneralen geführt wurden, das Herrenvolk vielmehr, so klein es war, doch der feste Kern des Heeres blieb. — So kam es, daß Sparta endlich wirklich die Hegemonie erkämpfte und sie vielleicht behauptet hätte, wenn der soldatische Uebermuth es nicht zur Mißhandlung der Hellenen geführt und die Vorstandschaft in eine entehrende Zwangsgewalt verwandelt hätte.

Bibliothekserfahrungen.

Als Sie, lieber Freund, auf Ihrer letzten Sommerfahrt sich's bei mir gefallen ließen und ich Ihnen unsere reiche und schöne Bibliothek zeigte und dann des Abends allerlei von den Leiden und Freuden des Bibliothekars erzählte, da forderten Sie mich auf, das, was ich Ihnen vorgeplaudert, einmal ganz schmucklos niederzuschreiben für Ihre „grünen Blätter“; Sie meinten, es könne das vielleicht für manchen „nützlich und angenehm“ zu lesen sein. Ich habe in der Zwischenzeit manchmal daran gedacht, ohne mich dazu entschließen zu können. Neulich aber, als mir's wieder durch den Kopf ging, setzte ich mich hin und schrieb drauf los, und so schicke ich's Ihnen denn. Thunen sie damit, was Sie nicht lassen können, wüthen Sie nach Herzenslust mit dem Rothstift darin, aber machen Sie mir's nicht, wie Bolz mit dem armen Schmock, daß am Ende bloß die „Brillanten“ stehen bleiben; sonst räche ich mich an

Ihnen, wenn Sie wieder geistiges Futter für die Sommerfrische brauchen, und streiche Ihnen dann umgekehrt alle „Brillanten" von Ihrem Wunschzettel weg.

Bibliothekaren sagt man nicht selten ähnliche böse Dinge nach, wie den Postbeamten am Schalter: sie seien wortkarg, kurz angebunden — grob. Ich habe Ihnen das gleich damals als schnöde Verleumdung bezeichnet. Wenn das Publikum, das auf Bibliotheken verkehrt, denselben Untugenden fröhnt, wie das Publikum am Postschalter, dann mag wohl bisweilen eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den hier und dort expedirenden Beamten zu bemerken sein. Und solche Untugenden giebt es in der That. Wenn eine Bibliothek vier Stunden lang geöffnet ist, so kann man sicher sein, daß in der vierten Stunde sich eben so viele Besucher einstellen, wie in den drei vorhergehenden zusammen, und wieder in der letzten Viertelstunde so viel, wie in den vorhergehenden drei Viertelstunden zusammen, und wenn die vier Stunden glücklich um sind, so kann man eben so sicher sein, daß nach Thorschluß noch zwei oder drei Nachzügler kommen, der eine mit größter Unverfrorenheit dahertretend, als ob er ganz in seinem Rechte wäre, der zweite verlegen die Uhr ziehend und fragend: „Die Zeit ist wohl eigentlich schon um?" oder: „Es ist wohl eigentlich schon geschlossen?", der dritte athemlos keuchend und Entschuldigungen stammelnd; und diese Nachzügler sind immer dieselben Leute, die nicht etwa Amt oder Beruf verhindert, zur rechten Zeit zu kommen, sondern die eben, sie wissen selbst nicht warum, überall: im Theater, im Konzert, in Gesellschaft und folglich auch hier auf der Bibliothek zu spät kommen. Wenn in solchen Viertelstunden und gegenüber solchen Gästen den Bibliothekar seine angeborne Liebenswürdigkeit einmal im Stiche ließe, wäre es ein Wunder?

Aber auch in anderen Stücken hat das Publikum am Schalter mit dem auf Bibliotheken manche Aehnlichkeit, z. B. darin, daß es oft recht ungenügend über die „einschlagenden" Pflichten orientirt ist. Eine bekannte Wahrnehmung ist die, daß alles, was den Menschen umsonst geboten wird, keinen Werth für sie repräsentirt. Das gilt vor allem von den Büchern. Ein Buch, das für jemanden einen unerschwinglichen Werth hätte, wenn er sich's kaufen müßte, sinkt für ihn sofort zu einem völlig werthlosen Objekte herab, wenn er's geliehen bekommen kann, und — wird demgemäß behandelt. Diese Auffassung der Dinge tritt gleich bei der ersten Maßregel hervor, die derjenige ergreifen muß, der zum ersten Male eine öffentliche Bibliothek benutzen will. Es ist Sitte, daß Personen, die an der Bibliothek unbekannt sind, von der einen oder anderen dort akkreditirten Persönlichkeit sich empfehlen und Bürgschaft für sich leisten lassen. Mit welcher unglaublichen Sorglosigkeit wird aber bei der Uebernahme derartiger Kautionen verfahren! Ein gewiegter Geschäftsmann, dem man zutrauen sollte, daß er weiß, was er damit thut, stellt einem jungen, ihm ober-

flächlich bekannten Menschen, dem er selbst wahrscheinlich nicht 10 Mark in baarem Gelde borgen würde, einen Bürgschaftsschein für die öffentliche Bibliothek aus, auf Grund dessen dem Betreffenden vielleicht für 200 Mark Bücher geliehen werden. Selbst das kommt vor, und gar nicht selten, daß gedankenloser Weise Kautionsformulare, zwar vom Kaventen unterzeichnet, aber ohne daß der Name dessen, für den die Bürgschaft übernommen wird, eingetragen wäre, also als vollständiges Blanquet auf der Bibliothek präsentirt werden. Ginge ein solcher Schein verloren, so könnte der erste Beste, der ihn findet, seinen Namen hineinsetzen, eine Anzahl Bücher darauf aus der Bibliothek entnehmen und zum nächsten Pfandleiher tragen.

Mit derselben Nachlässigkeit wird bei der Ausfüllung der Empfangsbescheinigungen auf der Bibliothek selbst verfahren. Wer über eine ihm geliehene Geldsumme quittirt, der wird gewiß die Summe genau auf Heller und Pfennig angeben. Wer über ein ihm geliehenes Buch quittirt, der glaubt, sich die oberflächlichste Bezeichnung gestatten zu dürfen. Die Wenigsten, selbst solche manchmal nicht, die schon Jahre lang Bibliotheken benutzt haben, nehmen sich die Mühe oder verstehen es, einen richtigen Büchertitel aufzuschreiben. Feststehende bibliographische Sitte ist es, den Namen des Verfassers dem Titel des Buches voranzustellen, also: „K. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig, 1840.“ Ist der Entleiher dermaßen Neuling im Bücherwesen, daß er diesen Brauch nicht kennt, folglich das Titelblatt des Buches gewissenhaft auf seiner Empfangsbescheinigung kopirt und schreibt: „Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung von Dr. Karl Falkenstein. Leipzig, 1840“, so erschwert das zwar ein wenig den Ueberblick bei der Buchung des Zettels, aber es ist kein Unglück. Gewöhnlich haben jedoch die Entleiher davon lauten hören, daß ein Name voranstehen soll, auf manchen Bibliotheken sind wohl auch die Rezepisse rubrizirt, und die erste Rubrik verlangt den Namen. Da werden denn nun, wenn auf dem Titelblatte mehrere Namen stehen, auf den Entleihscheinen Büchertitel fertig, die den Bibliothekar zur Verzweiflung bringen können. Der eine schreibt: „Donner, Sophokles.“ Was soll das nun sein? Hat Donner ein Buch über Sophokles geschrieben? Nein. Wohl aber hat er den Sophokles übersetzt. Also muß der Titel lauten: „Sophokles, von Donner“ oder noch besser: „Sophokles, deutsch von Donner.“ „Roscher, Thukydides“ — das hätte Sinn; denn Roscher hat ein Leben des Thukydides geschrieben. Ein zweiter zeichnet auf: „Löper, Goethe's Faust.“ Wiederum falsch, denn Löper hat kein Buch über den Goethischen „Faust“ geschrieben, sondern er hat eine Ausgabe der Dichtung besorgt. Folglich muß es heißen: „Goethe's Faust, von Löper.“ „Düntzer, Schiller's Wallenstein“ — das kann man gelten lassen, denn Düntzer hat Erläuterungen zum „Wallen-

stein" herausgegeben. Daß der Name des Herausgebers oder des Uebersetzers nicht der des Verfassers ist, das ist den Leuten nicht begreiflich zu machen. Nicht minder ärgerlich ist die unklare Angabe der Bändezahl. Fortwährend wird geschrieben: „3 Bd." Soll das nun heißen: „drei Bände" oder „dritter Band"? Wie wenige üben die kleine und doch so wichtige Genauigkeit, zu unterscheiden zwischen: „3. Bd." und „3 Bde." Auf den Punkt und auf das eine e kommt alles an. Unter drei Quittungen aber ist mindestens eine, die man an dieser Stelle bei der Annahme berichtigen muß.

Ein unerschöpfliches Kapitel ist das über die Behandlung der Bücher. Kein Gegenstand ist so empfindlicher Natur, keiner bittet uns stillschweigend so flehentlich um Schonung wie das Buch, und doch wird mit nichts gewissenloser verfahren als mit Büchern — mit fremden Büchern! Schon im Privatverkehr kann jeder hier genügende Erfahrungen machen. Wer hätte nicht schon von einem guten Freunde nach Jahr und Tag ein Buch in einem Zustande zurückerhalten, daß er es auf den ersten Blick kaum als das seinige wiedererkannte? Das Buch hat nicht im Straßenschlamm gelegen, es hat auch alle seine Blätter noch, aber es ist merkwürdig unscheinbar geworden, die Farbe des Einbandes ist verschossen, Lederrücken und Lederecken sind bestoßen, ein einzelner Bogen ist im Band gelockert und ragt über den Schnitt heraus, auf einigen Blättern sind deutliche Glacéhandschuhfingerspitzenabdrücke zu sehen — kurz, es ist das alte Buch nicht mehr. Und doch hat unser guter Freund vielleicht das Buch sehr schonend behandelt. Wie ergeht es aber erst Büchern, die öffentliches Gut sind!

Der schlimmste Feind der Bibliotheksbücher ist der Schmutz. Mit neuen Büchern nimmt das Publikum sich allenfalls zusammen. Ueber neue Bücher werden auch auf der Bibliothek anfangs alle Hände gehalten — denn das glaube man nur: der gerechte und vollkommene Bibliothekar betrachtet seine Bibliothek wie sein Eigenthum; er kann um seine eigenen Bücher nicht zärtlicher besorgt sein, als um das ihm anvertraute öffentliche Gut. Denen, die ein neu angeschafftes Buch zum ersten Male von der Bibliothek entführen, wird in irgend einer Form angedeutet, daß die besondere Vergünstigung, dies Buch zuerst entleihen zu dürfen, auch ganz besondere Verpflichtungen nach sich ziehe. Was hilft's? Nach einigen Wochen kommt das Buch zurück — über dem ursprünglich blanken Lederrücken liegt etwas wie ein dünner Schleier, der Einband fühlt sich feucht an, die frische Farbe des Schnitts ist, namentlich am Fuße, verwischt — das Buch gleicht einem Geldstück, das noch sehr schön neu aussieht, aber doch den Prägeglanz verloren hat, den es mit aus der Münze brachte. Einem zweiten, einem dritten Entleiher kann man es allenfalls nochmals als „neu" auf die Seele binden, dann aber hat die Metamorphose, die

der Schmutz damit vornimmt, bereits solche Fortschritte gemacht, daß es vergeblich wäre, dem weiteren Zersetzungsprozeß noch Einhalt thun zu wollen. Nun heißt es: Fahre hin! Und das Buch gleitet hinab in den Strom der tausend anderen, bei denen es nicht mehr drauf ankommt, wieviel Schmutz der einzelne Entleiher zu dem Schmutze hinzuthut, den seine Vorgänger an dem Buche zurückgelassen haben, bis dann endlich ein Zeitpunkt kommt, — er tritt bei vielbenutzten Büchern schon nach zwei, drei Jahren ein — wo bei einer Berührung zwischen Buch und Entleiher das Beschmutzen fortan auf Gegenseitigkeit beruht.

Die mannichfachsten Unarten aber wirken zusammen, um diesen Verwesungsprozeß von Büchern öffentlicher Bibliotheken noch zu beschleunigen. Vor allem die Art des Transportes. Bibliotheksbesucher haben hierin sehr verschiedene Neigungen. Der eine schleppt, um ein paar lumpiger Zitate willen, die er in wenigen Minuten auf der Bibliothek selbst erledigen könnte, die schwere Weisheit von Folianten durch die Straßen; er sieht sich eben gern Bücher tragen, wie jener Backfisch, der zur Klavierstunde eilt und mit Stolz seine Notenmappe, auf deren Vorderseite in goldner Lapidarschrift „Musik" eingeprägt ist, vor sich herträgt. Ein anderer trägt seine Bücher wie jede andere Last des Lebens und denkt sich eben nicht viel dabei. Noch andere aber glauben sich etwas zu vergeben, wenn sie mit einem Buche auf der Straße gehen sollten. Hat jemand schon einmal einen Offizier in Uniform ein Buch tragen sehen? Gewiß nicht. Jeder Bibliothekar weiß, daß der Herr Leutnant seine Bücher wohl auswählt, aber nie nach Hause trägt, sondern daß dies der Diener besorgt. Aber auch unter Jüngern der Wissenschaft giebt es einzelne, die in diesem Punkte Offiziersbegriffe haben; da es ihnen aber am Diener fehlt, so transportiren sie die Bücher — in den Kleidertaschen. Nun, durch nichts werden Bücher schneller ruinirt: die Ecken werden stumpf, die Schalen abgescheuert, Schlüssel oder Messer, die man daneben in der Tasche trägt, schieben sich zwischen die Deckel und zerknittern die Blätter des Buches. Doch auch das offene Tragen kann verhängnißvoll werden. An Regentagen geschieht es regelmäßig, daß Bücher total naß, ja oft mit halb durchweichten Pappdeckeln auf die Bibliothek zurückgebracht werden — unglaublich! und doch wird jeder Bibliothekar es bestätigen können. Setzt man die gedankenlosen Ueberbringer zur Rede, so gelingt es nur in seltenen Fällen, ihnen ihre haarsträubende Dummheit — anders kann man's nicht bezeichnen — begreiflich zu machen. In der Regel hört man die Ausrede: „Entschuldigen Sie, es regnet." Faktum, keine Erfindung.

Sollen wir noch aufzählen, wie die Bücher zu Hause bei der Benutzung maltraitirt werden? Wie der eine, der die an sich ganz löbliche Sitte hat,

alles mit dem Bleistift in der Hand zu lesen, anstatt sich seine Exzerpte sofort auf ein besonderes Blatt zu machen, erst das ganze Buch mit Strichen und Notizen oder gar mit geistreichen Randglossen versieht? der andere, um die Stelle zu markiren, bis zu der er gelesen, anstatt zu einem Buchzeichen zu den sogenannten „Ohren" seine Zuflucht nimmt oder den ersten besten Gegenstand, der ihm gerade auf dem Arbeitstische zur Hand ist, Messer, Papierscheere, Lineal oder irgend ein dünneres Buch in das zuzuschlagende Buch hineinklemmt und hierdurch die Bogen aus dem Band sprengt? Ein Glück, wenn die Bücher überhaupt noch auf diese Weise zugeschlagen werden, wenn der Leser nicht das aufgeschlagene Buch mit dem Rücken nach oben auf den Tisch legt—was ziemlich auf dasselbe hinausläuft, als wenn er mit dem Buche den Tisch reinigte — oder am Ende gar das Buch wochenlang, ohne es zu brauchen, aufgeschlagen liegen läßt, bis die obenliegenden Blätter von einer Staubschicht bedeckt und durch das Licht schön kaffeebraun gefärbt sind. Der letztere Prozeß vollzieht sich ja namentlich bei den heutigen Papiersorten mit einer Schnelligkeit, die uns vor den Wirkungen der Naturkräfte mit eben so großem Staunen erfüllt, wie vor der Reellität unserer Papierfabrikanten.

Mit der Frage über die Behandlung der Bücher hängt eng zusammen die über ihre Rückgabe. Auch in diesem Punkte wird der Leser schon im Privatverkehr unliebsame Erfahrungen gesammelt haben. Brave Leute, welche eine Geldsumme mit der größten Pünktlichkeit am festgesetzten Tage zurückerstatten würden, finden gar nichts darin, ein entliehenes Buch, auch wenn sie es längst nicht mehr brauchen, monatelang zu Hause zu behalten und, wenn man sie schließlich darum mahnt, sich zu gebehrden, als wollten sie einem die Freundschaft aufkündigen. In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit sehr schnell auf, in Büchersachen soll sie womöglich eine unbegrenzte sein. Unsere Vorfahren suchten sich in erfinderischer Weise hier zu helfen. Auf Bibliothekszeichen, wie sie Büchersammler in früheren Zeiten auf die Innenseite des Einbandes ihrer sämmtlichen Bücher zu kleben pflegten, findet man oft hübsche Sprüchlein, welche den Entleiher bei jedem Aufschlagen des Buches an die Rückgabe desselben mahnen sollten. Christoph Zobel, der bekannte Herausgeber des Sachsenspiegels im 16. Jahrhundert, führte auf seinem riesigen Bibliothekszeichen in Folio, welches in der Mitte ein Todtengerippe zeigte, das zum Memento für ihn selber bestimmt war, für seine Freunde unten am Fuße den Spruch:

Cara mihi valde librorum cura meorum
  Nec numero ex omni est, quo caruisse velim.
His tamen et licet acceptis utantur amici,
  Restituant sumptos sed sine labe mihi

und im vorigen Jahrhundert hatte ein gewisser F. L. Gerlach auf seine Bibliothekszeichen die Warnung stechen lassen: Mancipio meus est, usu hic liber, ut omnia mea, amicorum. Nisi tamen intra XIV dies commodatum reddiderint illaesum atque immaculatum, alio tempore: non habeo, dicam. Ob solche Sprüche etwas genützt haben, weiß ich nicht. Heutzutage hat man im Privatverkehr gegen säumige Entleiher kein anderes Mittel, als ungenirtes und unermüdliches Mahnen. Kleinere Broschüren und Zeitungsnummern werden bekanntlich unter deutschen Gelehrten mit einer Gewohnheit, die an Grundsätze streift, dem Entleiher nicht zurückgegeben; wer also so thöricht ist, sie auszuleihen, verdient nichts besseres, als daß er drumkommt. Oeffentliche Bibliotheken haben das Zwangsmittel der regelmäßigen sogenannten „Revisionen", einer Maßregel, die natürlich in erster Linie gegen jene Kunden gekehrt ist, welche von einer Revision bis zur andern sich immer nur dann auf der Bibliothek sehen lassen, wenn sie Bücher brauchen, aber nie, um eins zurückzubringen. Nach Ablauf des Revisionstermins findet sich dann regelmäßig noch ein Päckchen Entleihscheine vor. Sieht man nach den Unterschriften, so bemerkt man, daß fast genau dieselbe edle Kompagnie sich wieder zusammengefunden hat, wie das letzte und vorletzte Mal. Es sind das diejenigen Herren, welche die allgemeine, öffentlich ergangene Aufforderung zur Rückgabe der Bücher stets „übersehen" und sich dafür — wie die säumigen Steuerzahler — die Auszeichnung, persönlich durch einen besonderen Mahnzettel dazu aufgefordert zu werden, durch einige Reichspfennige erkaufen. Und unter diesen finden sich dann stets wieder zwei oder drei, die wie Mephisto verlangen, daß man es ihnen „dreimal sage", die nach dreimaliger schriftlicher Aufforderung die Bücher zurück- nicht bringen, sondern schicken, dann die Geschäftsverbindung mit der Bibliothek auf einige Wochen tief beleidigt abbrechen, bis es sie endlich doch wieder zu des Lebens Quellen hinzieht.

Das sind „Bibliothekserfahrungen", die man alle berücksichtigen muß, um die Berechtigung der am Anfange ausgesprochenen Anklage beurtheilen zu können. Etwas eingeschränkt nun lautet übrigens jene Anklage so: Bibliothekare behandelten ihr Publikum ungleich, den einen mehr, den andern weniger zuvorkommend. Dieser Vorwurf, wenn es anders einer ist, soll nicht in Abrede gestellt werden. Zwischen dem Bibliothekar und jedem seiner Besucher bildet sich unausgesprochen bald ein bequemes, bald ein weniger bequemes Verhältniß. Dies richtet sich aber sehr einfach nach den Anliegen des Einzelnen. Von der Mannichfaltigkeit der Bitten und Wünsche, der Anliegen und Ansprüche, der Forderungen und Zumuthungen, die vom Publikum auf Bibliotheken geäußert werden, hat der einzelne aus der vielköpfigen Masse keine Vor-

stellung. Aber auch sie muß man kennen, um beurtheilen zu können, in wie weit auch die zweite Anklage begründet ist oder nicht.

Willkommene Gäste sind dem Bibliothekar natürlich die, die ein bestimmtes, wirklich in der Welt existirendes Buch fordern und diese Forderung, sei es mündlich oder schriftlich, so formuliren, daß sie an bibliographischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt und jede Verwechslung ausschließt. Das Buch ist dann, wie der Katalog ausweist, entweder „da" oder „nicht da", und wenn es „da" ist, so ist es, wie wiederum der Standort ausweist, entweder „zu Hause" oder „verliehen." In zwei Minuten ist das Geschäft erledigt. Beweist der Suchende zum Ueberfluß einen so weiten Blick, daß er für den Fall, daß das gewünschte Buch „nicht zu Hause" sein sollte, ein zweites und für dieses wieder ein drittes, in der Bibliothek vielleicht dicht neben dem ersten stehendes als eventuellen Ersatz bezeichnet und so dem Bibliothekar den wiederholten Weg durch vier, fünf Säle, treppauf treppab, erspart, so ist die Summe dessen erfüllt, was einen Bibliotheksbesucher in den Augen des Bibliothekars empfehlen kann. Der letztere wird natürlich, wo diese Weite des Blickes dem Besucher fehlt, selber stets von vornherein durch entsprechende Fragen und daran geknüpfte Vorschläge das Verfahren abzukürzen suchen, namentlich wenn es sich um Bücher handelt, die im Nothfalle leicht durch andere ersetzt werden können.

Und doch sind die eben geschilderten die liebsten Gäste noch nicht. Wenn der Bibliothekar mehr als ein gewöhnlicher Bibliotheksbeamter oder Expedient, wenn er ein wirklicher Bibliothekar ist, so giebt es andere Gäste für ihn, die ihm noch willkommener sind. Das sind die, welche zunächst gar kein bestimmtes Buch, sondern vor allen Dingen guten Rath suchen. Jedem, der wissenschaftlich arbeitet, begegnet es, daß er bei seinen Studien genöthigt ist, Streifzüge in die Grenzgebiete seiner speziellen Fachwissenschaft zu unternehmen; daß er auch in diesen Grenzgebieten und ihrer Literatur so zu Hause sei, wie in dem Hauptgebiete seiner Studien, ist nicht vorauszusetzen. Hier beginnt nun die dankbarste und erfreulichste Aufgabe des Bibliothekars. Er wird vermöge seiner allgemeineren, wenn auch oft nur sehr äußerlichen Bücherkenntniß in vielen Fällen mit Winken und Rathschlägen an die Hand gehen können, wird dem, der sich orientiren will, die geeignetsten Hilfsmittel nachweisen — nöthigenfalls unterstützt durch den nicht alphabetisch, sondern systematisch geordneten „Fachkatalog." Aber auch auf seinem eigensten Gebiete kann der Arbeitende bisweilen in Bedrängnisse kommen, aus denen nur der Bibliothekar ihn retten kann. Man denke an ungenaue oder allzu abgekürzte und deßhalb kaum verständliche oder womöglich gar falsche Zitate. Diesem Ungeziefer gegenüber, das nun einmal in wissenschaftlichen Werken nicht auszurotten ist, bleibt die bibliothekarische Routine oft die einzige Zuflucht. Man kann z. B. ein sehr

respektabler Philolog sein und doch durch Zitate, wie „Cic. Arat." oder „Her. π. μ. λ." — die Fälle sind nicht erfunden — in einige Verlegenheit gerathen. Der Bibliothekar wird vielleicht nach einiger Zeit dahinterkommen, daß das erstere sich auf die erhaltenen Fragmente von Cicero's Uebersetzung der Sternerscheinungen (Phaenomena) des Aratos, das letztere sich auf die Schrift des alexandrinischen Grammatikers Herodian, περὶ μονήρους λέξεως, beziehen soll. Aefft einen noch dazu ein Druckfehler, so kann die Auflösung eines Zitates geradezu auf Räthselrathen hinauslaufen; aber auch hierin erlangt der Bibliothekar durch die Uebung mit der Zeit vielleicht eine größere Virtuosität, als andere Menschenkinder. Ein beseligendes Gefühl mag wohl jener Bibliothekar gehabt haben, der, als ihm ein hochberühmter Philolog in gelinder Verzweiflung das Zitat brachte: „Christoph. Thesm. v. 473" und das ihm gänzlich unbekannte Buch zur Stelle zu schaffen bat, nach kurzem Besinnen antworten konnte: „Ein toller Druckfehler! Die „Thesmophoriazusen" des Aristophanes sind gemeint!"

Zwischen denjenigen Bibliothekskunden, die einen einzelnen, bestimmt gefaßten Wunsch haben, und denen, die bescheidentlich um Rath und Hilfe bitten, liegen aber nun eine ganze Reihe von Spielarten in der Mitte, die zu den minder willkommenen gehören. Eine mehr komische als unangenehme Spezies bilden die, welche zwar genau so hilfsbedürftig sind, wie die oben geschilderten, aber sich etwas zu vergeben glauben würden, wenn sie diese Hilfsbedürftigkeit eingestehen sollten. In der Regel verrathen sie aber augenblicklich durch die Fassung ihres Wunsches das, was sie verbergen möchten. Diese Spezies findet sich z. B. häufig auf Universitäten unter Leutchen, die sich im ersten Stadium des Gelehrtendünkels befinden, kommt aber nicht selten auch noch in höheren Stadien vor. Da kommt z. B. der jugendliche Geschichtsforscher, der Tags zuvor in das „Historische Seminar" eingetreten ist, und verlangt stolz: „Geben Sie mir den Bebel." Er glaubt, dem Bibliothekar natürlich gewaltig imponirt zu haben, hat vielleicht gar den kleinen, boshaften Hintergedanken, ob wohl der arme Bibliothekar außer dem Drechslermeister August Bebel auch noch den berühmten Humanisten des 16. Jahrhunderts Heinrich Bebel kennen werde, von dem ihm gestern der Herr Professor einiges erzählt hat. Aber das Blättchen wendet sich schrecklich. Dem stolzen Forderer wird stillschweigend im alphabetischen Katalog der Name Bebelius vorgelegt, und nun sieht er zu seinem Schrecken, wie unsterblich er sich blamirt hat. Die Schriften Bebel's füllen im Kataloge eine Folioseite, und er hatte „den Bebel" verlangt, etwa so wie der Sextaner von seinem Mitschüler sich „den Ellendt" ausbittet! Es ist gewiß recht überflüssig, seine Anfängerschaft in dieser Weise verhüllen zu wollen, denn lernen müssen wir ja alle, und dazu gehört, daß

man den Muth hat, sich zu blamiren. Es ist aber auch unklug, denn in den meisten Fällen merkt man Absicht und ist zwar nicht verstimmt — im Gegentheil oft im Stillen erheitert —, aber auch nicht sonderlich aufgelegt, dem kleinen Wichtigthuer zu dienen.

Eine harmlose Klasse und mit der eben genannten verwandt bilden auch noch die Schüler höherer Lehranstalten, die dann und wann sich ein Herz fassen, auf die öffentliche Bibliothek zu gehen, um sich die deutsche Uebersetzung des eben in der Schule traktirten griechischen oder lateinischen Autors, irgend ein Buch, aus dem sie ein Stückchen des aufgegebenen deutschen Aufsatzes abschreiben möchten, und andere erlaubte oder unerlaubte Hilfsmittelchen auszubitten. Der ersteren suchen sie in der Regel auf die Weise habhaft zu werden, daß sie zunächst zwei, drei Ausgaben des betreffenden Autors verlangen, „womöglich mit lateinischen Anmerkungen", dann erst mit der Miene der reinsten Unschuld, als ob es ihnen im Augenblicke nur gerade so einfiele, den Hauptwunsch nachbringen. Die zweite Art von Wünschen, zur Unterstützung beim deutschen Aufsatz, verräth sich wieder gewöhnlich sofort durch ihre Einkleidung; sie nennt eben einfach das Thema, dem sie nur bisweilen, eben um es nicht als solches zu verrathen, eine urkomische Fassung giebt. Da bittet der eine um „eine Biographie des Nestor", ein zweiter um „eine deutsche Kulturgeschichte, worin besonders die Sitten der alten Deutschen recht ausführlich behandelt sind" — es handelt sich natürlich um einen Aufsatz über die „Germania" des Tacitus — ein dritter lieber gleich um ein Buch „über das Mystische im Wallenstein." Man geht den armen Schelmen an die Hand, soweit man es vor seinem Gewissen verantworten zu können glaubt; im übrigen hält man sie sich in möglichster Entfernung.

Fatalere Kunden sind die, welche mit lächerlichen Zumuthungen anrücken. Hierher gehören vor allem die Büchertiger, die ein seitenlanges Verzeichniß von Büchertiteln präsentiren und thun, als ob sie dreißig oder vierzig Bücher gleichzeitig neben einander benutzen könnten. Ferner die, welche das Thema zu irgend einer ihnen ganz fern liegenden Arbeit aus der Luft gegriffen haben und vom Bibliothekar verlangen, daß er ihnen die gesammte darüber bereits existirende gedruckte Literatur auf dem Präsentirteller vorlegen, die eigentliche Hauptarbeit also, das Aufspüren und Zusammentragen des Materials ihnen abnehmen soll, damit sie dann hübsch bequem aus elf Büchern das zwölfte zusammenstellen können. Da bittet ein Herr X. „um gütige Zusammenstellung der Literatur über Ludwig den Heiligen", ein Herr Y. um Sophokles' Antigone, und zwar die Ausgaben von Erfurdt, G. Hermann, Böckh, Wunder, G. Dindorf, Schneidewin, Meineke, Seyffert „und was sonst etwa noch für Ausgaben vorhanden sind", ein Herr Z., ein pensionirter adliger Major aus der benach-

barten Provinzialstadt, der sich auf seine alten Tage vor lieber Langerweile noch auf das Schriftstellern legen will, sucht brieflich nach, „ihm gefälligst alle diejenigen im Besitz der Bibliothek befindlichen Bücher bezeichnen zu wollen, in denen er etwas über die Geschichte seines Geschlechtes finden kann.“ Aehnliche Zumuthungen sind es, wenn der Bibliothekar aus einem Sammelwerke oder einer Zeitschrift von fünfzig Jahrgängen, aus der sechzigbändigen Gesammtausgabe eines Schriftstellers dem Entleiher eine einzelne Schrift heraussuchen soll, bloß weil dieser zu bequem gewesen ist, beim Abschreiben des Zitates sich die Zahl des Bandes zu notiren. Um alle diese Käuze befriedigen zu können, müßten unsere öffentlichen Bibliotheken das zehnfache Personal haben. In der Regel finden denn auch derartige Wünsche nur sehr partielle Erfüllung oder werden wohl auch, wie der Brief des Herrn Majors, einfach ad acta gelegt. Bedenkt man, wie oft obendrein hinter solchen naiven Zumuthungen keineswegs ernstes wissenschaftliches Interesse, sondern nur oberflächliches Gelüsten, bloße Neugierde steckt, so müßte man ein Thor sein, wenn man die kostbare Zeit an die Befriedigung derselben wenden wollte. Man nehme folgenden, so gut wie alle anderen, aus der Praxis geschöpften Fall. Ein junger Kaufmann wünscht irgend einen Aufsatz von Voltaire zu lesen, dessen Titel er angiebt. Die Gesammtausgabe von Voltaire's Schriften hat 71 Bände. Man führt also den Bittsteller an den Standort und fordert ihn auf, sich den gewünschten Aufsatz herauszusuchen. Wie er die lange Reihe Bände stehen sieht, bekommt er plötzlich Beklemmungen und empfiehlt sich mit den Worten: „Nein, nein, so ängstlich ist es nicht, ich brauche ihn nicht so nöthig.“ Der Bibliothekar also soll sich hinstellen und eine Viertelstunde lang blättern, um einen Wunsch zu befriedigen, mit dem es dem Wünschenden so wenig Ernst ist, daß er selbst keine Minute an seine Erfüllung zu wenden Lust hat.

Die unerfreulichste, aber leider sehr zahlreiche Sorte von Bibliotheksbenutzern sind die, welche auf Bibliotheken suchen, was sie eigentlich nicht suchen sollten, deshalb, weil sie es anständigerweise besitzen müßten. Es ist unglaublich, was für Bücher alles auf öffentlichen Bibliotheken begehrt werden, und von was für Leuten! Zwar ist es nicht wahr, was ein deutscher Feuilletonist dem andern nachschreibt, daß in Frankreich und England mehr Bücher gekauft würden, als in Deutschland, daß jeder gebildete Franzose und Engländer eine gewählte Bibliothek als eine Zierde seines Hauses betrachte. Die Literarstatistik hat längst nachgewiesen, daß Deutschland, mit Abrechnung Oesterreichs und der Schweiz, jährlich etwa 50 Prozent Bücher mehr produzirt als Frankreich und England, daß diese Ueberlegenheit vor allem in der strengwissenschaftlichen und in der populärwissenschaftlichen, keineswegs aber in der eigentlichen Bibliotheksliteratur besteht, daß im Gegentheil in der letzteren die Eng-

länder uns um 10 Prozent voran sind, daß endlich das deutsche Bibliothekswesen, einzelne Städte ausgenommen, gegen das englische verhältnißmäßig bedeutungslos ist. Trotzdem läßt sich nicht hinwegläugnen, daß täglich bei uns auf öffentlichen Bibliotheken Wünsche angebracht werden, die der Bittsteller nicht ohne Erröthen aussprechen sollte. Das Bild von der vornehmen und reichen deutschen Frau, die heute in ihrem Hause ein üppiges Mahl veranstaltet, bei dem der Wein in Strömen fließt, und morgen die Zofe in die Bibliothek schickt, um sich den neuesten Moderoman in einem Exemplar holen zu lassen, nach dessen Benutzung sie sich die Hände mit grüner Seife reinigen möchte, ist oft genug gezeichnet worden. Aber auch unter dem wissenschaftlich gebildeten Publikum, welches wissenschaftliche Literatur auf Bibliotheken sucht, ist zum guten Theil dieselbe mesquine Gesinnung verbreitet. Freilich ist der deutsche Gelehrte im Durchschnitt ein armer Teufel, der auf die Ergänzung seiner Privatbibliothek im Jahre nicht eben große Summen verwenden kann. Kann es kläglichere Verhältnisse geben, als wenn ein Schriftsteller von einer Zeitschrift, die er selbst viele Jahre lang herausgegeben hat, so oft er einen Band davon braucht, ihn von der öffentlichen Bibliothek entleihen muß, weil er auch sein letztes Exemplar hat veräußern müssen? Das ist deutsches Schriftstellerloos! Aber gerade unter den ärmsten Teufeln begegnet man oft in diesem Punkte einer rührenden Vornehmheit der Gesinnung, während umgekehrt notorisch wohlsituirte Herren bisweilen die nothwendigsten Handbücher ihres eigensten wissenschaftlichen Faches, ohne welche sie gar nichts anfangen, die sie keinen Tag entbehren können, monate-, ja selbst jahrelang von der Bibliothek zu Hause behalten und sie auf diese Weise andern entziehen, die vielleicht beim besten Willen nicht im Stande sind, sie sich anzuschaffen. Der Bibliothekar macht hier gar wunderliche Beobachtungen und lernt hierdurch manchen seiner Mitmenschen mit der Zeit von einer Seite kennen, von der andre nichts ahnen.

Zum Glück ist dafür gesorgt, daß unter all den Forderungen, die an den Bibliothekar gestellt werden, es an der nöthigen erheiternden Abwechslung nicht fehle. Der unfreiwillige Humor treibt auch im Bibliotheksverkehr entzückende Blüthen. Unbezahlbare Scherze begegnen fort und fort unter den Bücherbebestellungen, schriftlichen wie mündlichen. Man hat die Bibliothekare in der oben erwähnten Weise mit den Postbeamten verglichen. Nun, was Bibliothekaren im Errathen von literarischen Wünschen aller Art zugemuthet wird, das läßt sich allerdings nur mit dem auf eine Linie stellen, was Postbeamte im Entziffern von Briefadressen leisten müssen. Wer soll ahnen, daß unter einem Titel, wie: „Berner, Bibliothek, Cod. man. Nr. 139“ eine Handschrift der Bibliothek in Bern gemeint ist? daß derjenige, der sich das „Oesterreichische Privatrecht in Ungarn“ ausbat, eigentlich „Unger's österreichisches Privatrecht“

wünschte? daß aus „Vilmar's französischer Literaturgeschichte" sich der „Cours de littérature française" von Villemain entpuppen würde? daß die „Zeitschrift für Zivilistik und Praxis", die in der Phantasie eines Entleihers existirte, aus dem „Archiv für zivilistische Praxis" und der „Zeitschrift für Zivilrecht und Prozeß" zusammengeronnen war? Derartige ergötzliche Konfusionen kommen glücklicherweise so häufig vor, daß sie dem Bibliothekar sein saures Amt einigermaßen versüßen helfen. Was für komisches Unheil hat nicht schon die Verwechslung der fünf L angerichtet: Lützow, Lücke, Lübker, Lübke und Lemcke! Der Leser kennt die Anekdote von jenem Toaste, den jemand an einer Tafel ausgebracht haben soll, bei der der bekannte Bildhauer Tieck, der Bruder des Dichters, anwesend war: „Oranien hoch!" Der Unglückselige, der den Trinkspruch ausbrachte, hatte, wie sich später herausstellte, den Bildhauer Tieck mit dem Dichter Tieck, den Dichter Tieck mit dem Dichter Tiedge und des letztern „Urania" mit Oranien verwechselt. Se non vero, ben trovato. Folgendes aber ist nicht erfunden, obgleich es nicht um ein Haar wahrscheinlicher ist. Ein junger Mann verlangt auf der Bibliothek: „Lübker's Kunstlexikon". Es wird ihm eröffnet, daß ein Buch dieses Titels überhaupt nicht existire, wohl aber ein „Realwörterbuch des klassischen Alterthums" von Lübker und ein „Handbuch der Kunstgeschichte" von Lübke, und zunächst konstatirt, welches von diesen beiden Büchern der Suchende wohl gemeint habe. Da er sich für das letztere entschließt, so wird die weitere Frage an ihn gerichtet, ob ihm nicht eine Spezialdarstellung lieber sei, als dies Kompendium, ob er eine Geschichte der Architektur, der Plastik oder der Malerei wünsche. Die Antwort lautet: „Keins von allen dreien, sondern der Musik." Hierauf wird ihm denn, da hier beim besten Willen weder Lübke noch Lübker helfen kann, die „Musikgeschichte" von Ambros gebracht. Er blättert eine Weile darin herum und giebt sie dann zurück mit dem Bemerken, daß er das, was er suche, auch hierin nicht finden könne. Nun wird ihm endlich mit der direkten Frage zu Leibe gegangen, worüber er denn eigentlich Auskunft wünsche, und da stellt sich denn heraus, daß er eine Darstellung — der Zahlenverhältnisse in den Saitenschwingungen sucht! Und das sollte in „Lübker's Kunstlexikon" zu finden sein! Ein derartiger Scherz ist im Stande, einen für wochenlange Plagen zu entschädigen. Nicht minder erquickende Momente sind es, wenn der biedere Sekundaner erscheint, der gelesen hat, daß Livius seine Darstellung der römischen Geschichte unter anderem aus Fabius Pictor, Cincius Alimentus und Valerius Antias geschöpft habe, und nun in dem echt wissenschaftlichen Drange, an die Quellen vorzudringen, sich die Geschichtswerke dieser drei ausbittet, die nur leider — seit nahezu zwei tausend Jahren schon verschollen sind. Oder wenn der Sekondeleutnant, der seinen üblichen Sommeraufsatz schreiben will und sich

dazu, wie sich's gebührt, ein hochgelahrtes kriegsgeschichtliches Thema auserkoren hat, sich Material über die Belagerung von Veji erbittet, „womöglich mit Plänen." Oder wenn der zugereiste Fremde aus dem nächsten Hôtel den Kellner auf die Bibliothek schickt und, wahrscheinlich weil er etwas Kaffeelektüre wünscht, sich den Katalog auf ein paar Minuten ausbitten läßt, unsern Katalog, der, wie Sie wissen, aus dreißig Folianten besteht. Oder wenn der kürzlich für Geld in den Freiherrnstand erhobene Oekonom, der nachträglich noch etwas für seine Bildung thun möchte, sich die Erlaubniß auswirkt, Kant's „Kritik der reinen Vernunft", die er sich vor einigen Wochen geholt, noch eine Zeit lang behalten zu können, weil es „ein gar zu reizendes Buch" sei. Oder wenn endlich der Herr Professor so und so — Sie kennen ihn ja, unsern gemeinschaftlichen Freund, den größten Philologen unter den Musikern und den größten Musiker unter den Philologen — die „Supplemente zum Aeschylus" verlangt, weil er in einem Zitate — „Aesch. Suppl." — auf die „Supplices", d. h. die „Schutzflehenden" dieses Dichters verwiesen worden ist.

Doch genug. Sie sehen, daß meine Sammlung, von der ich Ihnen seiner Zeit schon mündlich einige Pröbchen gegeben, inzwischen hübschen Zuwachs erhalten hat. Lassen Sie mich zum Schluß nur noch eine kleine Auslese aus unserem „Zettelkasten" hinzufügen — für Bücherkenner und bibliographische Feinschmecker, und deshalb ohne Kommentar. Man wird auch diesen Wünschen, wie allen Eingebungen der göttlichen Moria, hoffentlich den Stempel der Echtheit ansehen. Derlei ist zu schön, als daß es erfunden werden könnte:

1) Sophoclis Hercules furens.
2) Euripidis Medea, edidit Maior. 1837.
3) Nonnus Dionysius.
4) Plauti Miles curiosus.
5) Boethius, de consolatione philosophiae (oder eine deutsche Uebersetzung hiervon). Das Original ist erschienen zwischen 480—526 nach Chr.*)
6) Der Codex Laurentianus A und der Codex Parisinus A des Sophokles.
7) Corpus inscriptionum graecarum, ed. Mommsen. Vol. I.
8) A. du Chesne, Historiae Francicae scriptores. Goaetanei, 1636.
9) Crowe und Cavalcaselle, der Band über Correggio.
10) Leipzig, Gesammtwerke von Klopp. Bd. 2.
11) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Revolution.

*) Schade, daß der Bittsteller nicht auch noch den Verleger angegeben!

12) Tieck's Dramaturgeschichte.
13) Ein Exemplar des Codex.
14) Kunstzeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Bd. 2.
15) Richard Wagner, das Judenthum in der Musik, und Beigel, Atlas der Frauenkrankheiten.
16) Albert Schmidt, a. a. O. I.
17) Hänel.

Eine Fahrt auf den Olymp.

Von Gustav v. Eckenbrecher.

II.

In der Morgenfrühe, als die Sichel des aufgehenden Mondes mich geweckt, trieb ich Saccharc zur Abreise, und machte mich wieder auf den Weg. Mein wohlwollender Wirth begleitete mich bis zu der gegen Osten gelegenen sogenannten Klephthenquelle, wo wir nach einigen Stunden fortwährenden Steigens ankamen, und in einem schönen Thale auf grünem Bergabhange in kühlem Baumschatten rasteten. Uns gegenüber ragten imposant und scheinbar sehr nahe die beschneiten Höhen des Olymp empor. Es wehte eine wundervolle Mailuft, weder zu kalt noch zu warm, gewürzt mit den lebhaft an die Alpen erinnernden Düften aromatischer Bergkräuter, welche die grünen Vorberge des Hochgebirges bedeckten. Ueber die dunkelgrünen Abhänge waren viele Bäume zerstreut, die in ihrem maifarbigen Kleide schön kontrastirten gegen die bräunlichen kahlen Felsen des Olymp und die von seinen Abhängen erglänzenden Schneefelder. Die Felsen dieser Abhänge sind nicht zerissen, sondern rundlicher Gestalt, so daß mir Homers Beiwort sehr treffend erschien „vielgefaltet“ (πολύπτυχος), denn der ganze Berg sah wie ein faltenreicher Mantel aus: auf einigen der runden Abhänge waren viele von oben nach unten parallel dicht neben einander verlaufende Rinnen sichtbar, wie ein verschiedenfarbig gestreiftes Zeug anzusehen. Die Straße nach dem Dorfe Karia, das jetzt mein nächstes Ziel war, zieht sich dicht oberhalb der erwähnten Klephthenquelle hin, welche diesen Namen führt, weil hier ein Lieblingslauerplatz der Klephthen ist, wenn sie diese Gegenden heimsuchen. Nachdem wir ausgeruht, ein Feuer angezündet und Kaffee getrunken hatten, trennten wir uns, Paläospu zog zu seinem Dorfe zurück, ich weiter hinauf ins Gebirge. Die Luft wurde nun immer kühler und alpenmäßiger. Den Nachmittag gelangte ich in eine südlich von den

Gipfeln des Olymp liegende große Hochebene, die ein einziger Teppich von kurzem feinem Alpengrase bedeckte. In ihrer Mitte standen einige Bäume, unter denen wir zur Rast uns niederließen. Wir hatten hier noch nicht lange gesessen, als Sacharo mich zitternd darauf aufmerksam machte, daß drei mit langen Flinten und Dolchen bewaffnete Männer von der Seite des Olymp her gerade auf uns zukämen. Sie waren bald in unserer Nähe, und blieben etwa fünfzehn Schritt vor uns stehen, mit prüfenden Augen uns betrachtend. Es waren große, überaus kräftige Gestalten, mit sehr markigen, ernsten, tief dunkelfarbigen Gesichtern. Sie fragten barsch meinen Führer, wer ich sei, worauf dieser antwortete: „Er ist ein Arzt, der hier im Gebirge Kräuter sammeln will", indem er glaubte so meine für diese Leute allerdings schwer erklärbare Anwesenheit in dieser Gegend am besten zu motiviren. „So soll er mich zur Ader lassen! Hier!" sprach einer von ihnen, auf seinen Fuß deutend, mit herrischer Stimme.*) Ich antwortete ihm in derselben Weise: „Ich will nicht!" indem ich, das Gewehr mit gespannten Hähnen vor mir, und zwei Pistolen im Gürtel, — ohne mich zu rühren auf meinem Teppich saß und den Leuten scharf in's Auge blickte, jede ihrer Bewegungen bewachend und fest entschlossen, bei der geringsten Angriffsbewegung ihrerseits mich zu vertheidigen. Indeß kam es glücklicherweise nicht zu einer so traurigen Nothwendigkeit: sie blickten mich noch einige Sekunden scharf und finster an, und setzten dann, ohne Gruß oder Abschied, ihren Weg nach der anderen Seite der Ebene fort, in stolzem Gange einherschreitend. Nachdem wir einige Zeit ausgeruht, und die Pferde hatten weiden lassen, auch Sacharos von seinem Schrecken allmählig sich erholt, begaben wir uns wieder auf den Weg, und zogen weiter durch die anmuthige Hochebene.

Gegen Abend kamen wir, südlich von jetzt wieder steil emporstrebenden Bergen, an eine wunderschöne Stelle, wo zwei riesige uralte Silberpappeln standen. Zu ihren Füßen reiche, nie versiegende, sehr kalte Quellen des reinsten Wassers, die von ewigem Schnee genährt, mit raschem Lauf aus den Schluchten des Olymp hervordrängen. Die Bäume beschatten nieverdorrendes üppiges Wiesengrün. Sacharo freute sich von ganzem Herzen über das köstliche Gras, und wünschte seine Pferde hier weiden zu lassen, was denn auch geschah. Ich stieg indeß noch etwas höher hinauf, um die Ruinen einer alten Feste zu sehn, jetzt Didnata genannt, die auf dem Vorsprung eines Berges liegen. Doch fand ich nichts besonderes hier. Die etwa 8 Fuß breite Ringmauer bestand nur aus kleinen Steinen und hatte ein mittelalterliches Ansehn. Von dort

*) Sacharo meinte später, er habe diese Forderung an mich gerichtet, um mich in eine ungünstige, wehrlose Stellung zu bringen.

oben erblickte ich in der Ferne gegen Süden eine Hochebene, die noch bedeutend höher lag als die, welche ich heut durchzogen. Auf dieser dritten Stufe des Südabhangs des Olympgebirges, bemerkte ich einen See (jetzt Nezero, im Alterthum Askuris genannt), von nicht geringer Ausdehnung, mit vielen kleinen Felseninseln. Später erfuhr ich, daß er sehr fischreich sei, und von den Anwohnenden mit Kähnen befahren werde. Man sagte mir auch von einer Art Krebsen, die darin häufig vorkomme, und die ich nach der Beschreibung für unsere Flußkrebse halten mußte, obgleich ich solche nirgend sonst in Griechenland oder Kleinasien gesehen habe.

Es war auch heute meine Absicht, im Freien die Nacht zuzubringen. Ich hatte mir hierzu den Platz unter dem himmelhohen Dach der Silberpappeln ausersehen, von denen die eine ein wahrhaft kolossaler Baum war, 42 Fuß im Umfang, dabei kerngesund und von entsprechender Höhe und Ausdehnung der Zweige. Doch auch diesmal wurde meine Absicht vereitelt. Schon hatte ich Feuer anzünden lassen — denn hier auf der Höhe von etwa 4000 Fuß ließ sich auf eine ziemlich kalte Nacht rechnen — und es mir häuslich bequem gemacht, da trat einer der von der Feldarbeit zurückkehrenden Landleute zu mir heran, und bat so dringend und liebenswürdig, bei ihm einzukehren, und wußte so wohl alle meine Einwände zu beseitigen, daß ich mich doch entschloß, seine Einladung anzunehmen. Wir zogen also nach dem nicht weit entfernten Dorfe Karia hinauf, das in einem schönen Thale unter den südlichen Gipfeln des Olymp liegt. Ich fand ein gut gebautes Haus, und sah, daß ich bei einem wohlhabenden und angesehenen Manne des Dorfes eingekehrt war, das durchaus nicht jenen Charakter der Fäulniß und des Zerfalls an sich trug, wie Tsaritzani, sondern mit seinen in bester Ordnung befindlichen hübschen Häusern und Gärten von einem gewissen Wohlstande zeugte. Auf einer luftigen, reinlichen, auch hier mit einem Dach überbauten Terasse, einer Vorhalle des Hauses, wurden dicke braune wollene Decken — ein Produkt dieser Gegend — als Teppiche ausgebreitet, und hier ruhte ich nun behaglich von den Mühen des Tages aus. Es schien hier eine andere Ettiquette zu herrschen als in Tsaritzani; ich wurde sofort mit den Damen des Hauses bekannt gemacht und diese speisten mit uns, und nahmen an unserer Unterhaltung Theil. Der Sohn meines neuen Gastfreundes war mit einer zarten, hübschen Frau verheirathet, die etwa vierzehn Jahr zählen mochte. Ihr warf Dimitri, so hieß mein Wirih, sehr ernsthaft vor, daß sie bei meiner Bewillkommnung mir nicht die Hand geküßt, und drang mit großer Entschiedenheit auf die Ausübung dieser Zeremonie. Ich hatte Mühe sie abzulehnen, mich darauf berufend, daß es bei uns nicht üblich sei, sich vom schönen Geschlecht die Hände küssen zu lassen, worüber man sich höchlich verwunderte. Bei den Vorberei-

tungen zur Abendmahlzeit wurden viele Entschuldigungen gemacht, daß wegen des heutigen Fasttages ich nicht wie sich's gehöre, bewirthet werden könne; doch war vortreffliche Milch im Hause, die zwar der griechischen Kirche auch als Fastenspeise gilt, woran ich mich aber natürlich nicht zu kehren hatte. Als man sie für mich aufs Feuer setzte, sagte die Hausfrau: „Seht, diese Franken sind auch Christen und essen doch Milch am Fasttage!“ Obgleich aber durch dieses Wort die Beobachtung der Fasten als nicht grade wesentlich zum Christenthum gehörig erklärt war, so fiel doch Niemandem unter meinen Wirthen ein, die Fastenpflicht im allergeringsten zu brechen, und auch nur den Thee, welchen ich bereiten ließ, sich mit Milch zu mischen, so sehr auch dieser, bis dahin für sie gänzlich unbekannte Stoff Beifall fand. Das Abendbrot der guten Leute bestand aus nichts, als einer in Brodteig auf einem eisernen Diskus (noch jetzt *δίσκος* genannt) gebackenen großen Pastete von olympischen wilden Kräutern, die ohne irgend eine weitere Zuthat bereitet war. Ich fand aber, ganz gegen meine Erwartung, dieses Gericht vom ausgezeichnetsten Wohlgeschmack, und wurde belehrt, daß dies von der Vortrefflichkeit herrühre, deren sich die Olympischen Kräuter zu rühmen hätten. Auch seien hier alle Thiere größer und von feinerem Geschmack, als in anderen Gegenden, und an den Rebhühnern und Hasen, die ich später hier zu schießen Gelegenheit hatte, glaubte ich diese Bemerkung allerdings bestätigt zu finden. Das überaus schmackhafte Brod war aus einem Gemisch von Roggen und Hirse bereitet. Diese Gegend ist die einzige in Griechenland oder Kleinasien wo ich Roggenfelder gesehen; in allen anderen wird diese Getreideart, über welche man von den Griechen auch wohl die eigenthümliche Behauptung hört, daß deren Genuß dumm mache, vollständig verschmäht.

Ich verlebte einen höchst gemüthlichen Abend mit meinen liebenswürdigen Gastfreunden auf der schönen Terrasse, wo wir noch bis spät zusammen saßen bei „homerischem Fackelschein.“ Als Lichthalter diente nämlich ein großes eisernes, leuchterförmiges Gerüst, welches brennenden Kienspan aufnahm (noch jetzt *δαδί* genannt, von dem antiken *δάς*), und durch dessen Glanz zwischen dem grünen Laubwerk und der eigenthümlichen Architektur, unter dem dunkeln Sternenhimmel, sehr interessante Lichteffekte erschienen. Einen Gegenstand des Gespräches bildeten wieder die Klagen über den Druck und die unerträglichen Erpressungen der türkischen Willkürherrschaft, wie ich denn überhaupt nie eine so allgemein und so bitter sich aussprechende Unzufriedenheit mit einer bestehenden Regierung gefunden habe, als auf dieser Reise durch Thessalien und Macedonien. Man behauptete auch, die tyrannische Habsucht der Türken sei eine Hauptursache der hier so oft sich bildenden Räuberbanden: „Wenn den Leuten Alles genommen wird“, sagte man, „wovon sollen sie endlich leben als

vom Raube?" — „Es muß schön sein im Lande der Franken", rief die Frau des Dimitri aus, laßt uns dahin ziehen, einen Tag dort leben und dann sterben!" — „Ich hatte einmal den Plan gefaßt", sagte der Hausherr, „von hier auszuwandern, aber gerade an dem Abend wo ich aufbrechen wollte und all mein Vieh und alles Uebrige bereit hatte, war den Türken davon Kundschaft gebracht, und sie kamen und hinderten mich, so daß ich bleiben mußte."

Am Morgen des folgenden Tages machte ich mich mit einem Führer, und einem Jäger, Namens Niko, der für den besten Jäger des Dorfes Karia galt, auf den Weg, den Gipfel des Olymp zu besteigen. Dem Rathe des Jägers folgend, nahmen wir ein Pferd mit — Sacharos weidete indessen die seinigen in dem fetten Grase unter den Silberpappeln — das unsere Mäntel und Eßwaaren trug, denn Niko hatte nach einiger Ueberlegung mit meinem Wirth gesagt: „Ich halte das Pferd für durchaus nothwendig: wo sollen wir etwas hernehmen uns in der Nacht zu bedecken" (denn die Partie ließ sich nicht in einem Tage abmachen), „oder Speise oder Wasser? Oder wenn wir sollten ein großes Stück Wild erlegen, einen Hirsch, ein Schwein oder wilde Ziegen, wer trägt dies von dort oben nach Haus?" Der Führer (auch er hieß Dimitri), sollte nun bis an die Grenze des Tannenwaldes, wo der Weg aufhörte für das Pferd gangbar zu sein, uns begleiten, und dort mit diesem mich und den Jäger erwarten, wenn wir gegen Abend wieder herunterstiegen. Der Wald konnte uns dann reichlich mit Feuerung für die kalte Nacht versehen.

Nachdem wir einige Vorberge überstiegen, schlugen wir einen außerordentlich steilen Weg an einer sehr hohen und weit sich ausdehnenden kahlen Bergwand ein, den wir fast zwei Stunden in einer und derselben Richtung verfolgten, und der nicht minder durch seine Einförmigkeit, wie durch seine Steilheit beschwerlich fiel. In einigen kleinen Senkungen lag hier Schnee, und es war mir ein eigenthümliches Ergötzen, über diese lange schon nicht mehr in solcher Fülle gesehene weiße Masse hinzuschreiten, und mit ihr meinen Durst zu löschen. Oberhalb der Bergwand kamen wir auf einen Felsenvorsprung (*Λιμναλόν* nannte man den Ort), wo wir in der Nähe des Tannenwaldes, der in sehr malerischen Gruppen die Abhänge bedeckte, Dimitri mit dem Pferde und dem Gepäck zurückließen. Auf dem Vorsprung war gegen Osten eine weite Aussicht über scharf in kahle Berge eingeschnittene Thäler, und jenseits, auf schroffem Abhange, aus tiefen Schneefeldern hervorstarrend, ein schwarzer Tannenwald. Wie wunderbar berührt ein solches Bild, berührt der eisige Windeshauch, der es umweht, in diesen Gegenden des Südens ein nordisches Gemüth! Auf einer sehr entfernten Bergwand entdeckte mein Führer eine Heerde „wilder Ziegen", wie er sie nannte. Ich habe diese Thiere nie in der Nähe gesehen, doch nach ihrem

Anblick aus der Ferne und ihrem Gehörn zu urtheilen, das man mir in Karia zeigte, sind sie nichts anderes, als Gemsen. Ich bemühte mich eine Zeit lang umsonst, diese Heerde zu sehen — weil ich an den Anblick nicht gewöhnt war, während meine Begleiter sogar die jungen Zicklein zu bemerken behaupteten, doch bald darauf sah ich sie so gut wie meine Leute.

Das weitere Steigen ging ununterbrochen steil fort, so daß es mich denn endlich doch sehr ermüdete. Zuweilen mußten wir über weite mit hohem Schnee bedeckte Abhänge schreiten, die sich steil bis in ungeheure Tiefen hinabzogen: ein Ausglitschen und Fallen wäre hier höchst gefährlich und leicht tödtlich gewesen, da man unwiderstehlich dem Abgrunde zugleiten würde. Der Jäger bediente sich der Fußstapfen meiner breitsohligen Jagdschuhe, und behauptete, daß er ohne diese hier nicht würde gehen können, den er trug jene primitive griechische Fußbekleidung (τσαχόυχια genannt), die aus einem einzigen, rings um den Fuß aufgeschlagenen und dann mit dünnen Riemen festgebundenen Stück wilder Schweinshaut besteht. Für felsige Wege ist diese sehr geeignet, doch auf schlüpfrigen Schneeabhängen durchaus nicht brauchbar. Niko war übrigens in so früher Jahreszeit noch nie hier oben gewesen.

Als wir die Schneeabhänge überschritten, erhob sich der Boden nur noch in sanftem Ansteigen bis zum nahen Gipfel Itchuma. Die Berge sind hier oben ganz kahl — kein Strauch, kein vorspringender Fels zum Schutz gegen die Witterung. Der Jäger sagte: „Wehe dem, welchen hier ein Unwetter überfällt! Der Sturm ist zuweilen so heftig, daß er die Menschen von der Erde aufhebt, und man kann von Glück sagen, wenn man nicht von dem in faustgroßen Stücken herabschmetternden Hagel erschlagen wird.“

Endlich auf dem Gipfel angelangt, entbehrte ich zwar einer weiten ungetrübten Aussicht in die Ferne, denn dem wolkensammelnden Zeus beliebte es, uns mit dunklem Nebel und Schneegestöber zu umgeben, oder die Nebel zerreißend uns immer nur beschränkte Bilder zu vergönnen: aber dieses Wetter, bei welchem ein mächtiger Zephyros die Wolken hier und her trieb, war fast interessanter als ein ganz heller reiner Himmel hätte sein können. Kolossale groteske Wolkengestalten brausten durch Thäler, über Gipfel hin, Nebelnacht umhüllte uns — dann plötzliche Himmelsheitere, ein Erscheinen des fernen blauen Meeres, der weißen Spitzen des Ossa, Pelion, Pindus, ein glühender Sonnenblick, von weiten Schneefeldern blendend zurückgeworfen, dann wieder von wüthendem Sturm herangepeitschter Wolken Schnee und Hagel. — Nach und nach gewannen wir die Ansicht von vielen Schneefeldern und dunklen Schluchten, so wie von einer großen Zahl von Gipfeln des Olymp (man zählt 70), die durch zwischen ihnen liegende kesselförmige Thäler getrennt werden, theils abgerundet, theils als zackige Felsen sich erhebend. Auf einem

nordwestlich von hier liegenden Gipfel, dem Kalogeros ist der Sage nach das Grab des h. Dionysios und auf dem nördlichsten, dem höchsten (9754 Fuß) die kleine Kirche des h. Elias. Weiter unten, am östlichen Abhang ist ein Kloster des h. Dionysios. Niko erzählte, dieser habe dort mit einem Stabe an den Felsen geschlagen, worauf eine Quelle entsprungen sei, die noch fließe. Der Gipfel, auf welchem ich stand, trug anstatt des goldnen Estrichs der Olympischen Götterhallen einen Fußboden von großen rothen Fliesen aus gebranntem Thon, die ungefähr anderthalb Fuß lang und breit waren. Als die Aussicht auf das Meer sich öffnete und einige Segel als kleine weiße Pünktchen sichtbar wurden, fragte mich Niko, was dies doch wohl sein möchte. Auf meine Antwort, es seien segelnde Schiffe, verwunderte er sich sehr; in seinen Bergen aufgewachsen, hatte er, trotz der großen Nähe des Meeres, nie ein Schiff gesehen.

Gern hätte ich länger verweilt auf dem erhabenen Gipfel des Götterberges, gern hätte ich die völlige Aufklarung der Witterung abgewartet, aber es war gar zu kalt dort oben. Die Füße, vom Schnee durchnäßt, schmerzten heftig; auch neigte sich bereits die Sonne zum Untergange und der Jäger trieb unerbittlich und mit Recht zur Rückkehr. Als wir ein wenig hinuntergestiegen, hatte sich gegen Südosten, unter uns, eine ungeheure schwarze Wolkenmasse zusammengethürmt, — plötzlich zuckten lange zackige Blitze aus ihr hervor und ein mächtiger Donner durchhallte die einsame Gebirgswelt. Ich sah nach dem Gipfel zurück, wo man einen Theil des Himmels von Wolken frei und sein Blau vom tiefsten Dunkel erblickte, so wie ich sonst niemals an irgend einem anderen Orte es gesehn. Der Jäger schaute auch hinauf, und sich bekreuzend und die Panagia anrufend, sagte er: „Solcher Himmel erregt Schrecken, er ist nicht blau, er ist schwarz!“ In der That hatte diese Naturscene etwas Schauer Erregendes: Noch lebt die Sage unter dem Volke, daß dort in alten Zeiten Dämonen (*δαιμόνια*, worunter man heut zu Tage Teufel versteht) gehaust hätten, und daß es jetzt immer noch nicht ganz richtig sei. Der Olymp hat übrigens, indem er jetzt Elympos genannt wird, seinen antiken Namen so ziemlich conservirt, während die meisten anderen griechischen Berge ihn vollständig durch Vertauschung mit türkischen oder christlichen verloren haben.

Bald darauf sahen wir nicht gar weit von uns zwei wilde Ziegen oder Gemsen, doch zu früh erblickten sie uns, pfiffen und zogen sich pfeilschnell auf ein Schneefeld zurück. Als wir uns wieder den niederen Regionen näherten — auf einem andern Wege als den wir hinaufgestiegen waren — zeigte mir der Jäger in der Ferne eine kleine grüne Wiesenstelle und bemerkte, daß dort vielleicht gegen Abend sich Hirsche oder anderes großes Wild zur Aetzung einstellen werde. Er schlug mir vor, daß ich allein dorthin gehen

möchte, er wolle zu dem Pferde zurückkehren, um mit diesem und Dimitri nach einem Orte, dessen Lage er mir beschrieb, mir entgegen zu kommen. Ich nahm diesen Vorschlag an und wir trennten uns. Bald verlor ich ihn aus dem Gesichte, und war nun ganz allein in dieser tiefen Einöde. Ich fühlte mich, obgleich des Bergsteigens in hohem Maße gewohnt, sehr ermüdet, namentlich waren die Kniee von dem langen Abwärtsgehen angegriffen, und die Füße wollten gar nicht mehr fort. Von dem einen Schuh war durch das unglaublich spitzige Gestein die Sohle zur Hälfte ganz weggefressen und ich mußte beinahe barfuß über das Geröll wandern. Doch hatte ich den besten Muth. Als ich endlich bei der kleinen Wiese angekommen war, suchte ich nach frischen Spuren von Hochwild, denn der Jäger hatte mir gesagt, wenn ich diese fände, so sei es wahrscheinlich, daß auch heute Abend hier solches sich einfinden werde, wenn aber nicht, so sei es unnütz, mich dort lange aufzuhalten. Die Spuren fand ich nun zwar nicht, doch setzte ich mich hinter einen Felsenvorsprung, und lauerte eine Zeit lang, indem ich mich ausruhte. Bald sah ich in nicht gar weiter Entfernung, doch außer Schußweite, sechs der sogenannten wilden Ziegen, die ruhig weideten. Ich hoffte, sie würden näher kommen, doch sie entfernten sich allmälig immer mehr; ich schlich ihnen nach und mußte endlich aus zu weiter Entfernung schießen. Dennoch fiel auf meine zweite Kugel eine von ihnen nieder, raffte sich aber sogleich wieder auf und nahm mit den übrigen eiligst den Weg in das höhere Gebirge. Fast hätte ich mich durch die Jagdlust trotz meiner Abgemattetheit verleiten lassen sie zu verfolgen, doch mein zerissener Schuh hinderte mich sehr, auch war es schon beinahe finster, und so hielt ich es denn doch für vernünftiger, meinen Rückweg fortzusetzen.

An der bezeichneten Stelle fand ich den Jäger und Dimitri, und bestieg nun mit großem Wohlbehagen mein Roß. Unseren früheren Plan, in dem Tannenwalde Quartier zu nehmen, gaben wir, der Einsamkeit überdrüssig, auf, und zogen es vor, in einer Mandra, d. h. einem Orte, wo Hirten mit ihrem Vieh im Freien wohnen, — ihre Geräthschaften rings an einigen Bäumen aufgehängt —, zu übernachten. Hier fanden wir nun zwar an gut gelaunten Ziegenhirten Gesellschaft, auch Milch und Käse in Ueberfluß, aber großen Mangel an Brennholz, so daß ich mich bei unserem überaus spärlichen Feuer die ganze Nacht nach dem nun nicht mehr erreichbaren Tannenwalde und seinem Holzreichthum sehnte. An dem kahlen Wiesenplatze war nicht einmal ein Busch oder ein Felsen, hinter dem man sich vor dem eisig sausenden Nachtwinde hätte bergen können, und ich schätzte mich daher glücklich, als von der erscheinenden Morgenröthe die herannahende Wärme des Tages verkündet ward. Ich ließ nun Kaffee kochen, und nachdem ich ihn, gewürzt durch vortreffliche Ziegenmilch, bei dem Rest unseres verglimmenden Feuers genossen

und ein Tschibuk geraucht, setzten wir uns noch vor Aufgang der Sonne in Marsch, und kamen gegen Mittag nach Karia zurück. Auf dem Wege dahin schoß ich einige rothe Rebhühner, wobei mein Hühnerhund durch seine Geschicklichkeit Aufsehen erregte. Ich fragte Niko, weshalb er sich nicht auch einen Hund abrichte. „Das hilft uns hier nichts", antwortete er, sobald wir so etwas haben, kommt der Türke und nimmt es uns; ich hatte einst ein zahmes Rebhuhn, das ich brauchte, um die wilden zu locken (die dann durch hingelegte Pferdehaarschlingen sehr leicht sich fangen lassen), doch sobald der Aga davon erfuhr, eignete er es ohne Weiteres sich zu." Die Rebhühner waren mehr als um die Hälfte größer als ich sie früher irgendwo gesehen, und man rühmte mir nun wieder die ausgezeichnet heilsame und nährende Kraft der Kräuter des Olymp, welcher man diese Vergrößerung zuschrieb. Sehr zufrieden mit meiner Wanderung auf den Gipfel, kehrte ich nach Karia zurück, und ich mußte mir sagen, daß die Schönheit der Gegenden, die ich gesehen, dem Geschmack der alten Götter alle Ehre mache, da sie diese sich vorzugsweise zum Wohnplatz ausgesucht.

Ich machte nun Anstalt zur Abreise, obgleich man mir in Karia eifrig zuredete, doch länger zu verweilen, ja zu verweilen bis zum August, und dann abermals nach den Gipfeln des Olymp hinaufzusteigen. Sie sagten: „Dann findet man dort oben sicher stets einen heiteren Himmel, und nur die Schluchten sind noch mit Schnee gefüllt: zu dieser Zeit, wo die glühende Sommerhitze Wiesen und Felder in den niedrigeren Gegenden ausdorrt, beginnt hier ein zweiter Frühling, indem sanfte Wärme in reicher Fülle junge Kräuter hervorlockt, die unbeschreiblichen Wohlgeruch aushauchen: dann ziehen die Hirten der Umgegend sammt Frauen und Kindern mit ihrem Vieh auf die Weideplätze zwischen den höchsten Gipfeln des Olymp, und das Leben, welches dann dort oben geführt wird, ist über alle Begriffe heiter und glückselig."

Doch meines Bleibens war nun nicht länger hier, und ich brach noch an demselben Tage von Karia auf, um den Rückweg nach Thessalonich anzutreten. Nachdem ich von meinen wohlwollenden, gemüthlichen Gastfreunden herzlichen Abschied genommen, war ich nun wieder allein mit Sacharos. Mein Weg führte mich in östlicher Richtung zunächst durch ein reizendes, tief eingeschnittenes waldiges Felsenthal, in welchem einige Stunden von Karia an sehr romantischer Stelle ein altes byzantinisches Kloster liegt. Im oberen Theile des Thales herrscht die Tanne, weiter unten sind schöne dichte Wälder von Weißbuchen, die oft lange Strecken weit, über dem Wege laubenartig zusammengewachsen sind, so daß man, ohne sich zu bücken, unter ihnen hinreiten kann. Gegen den Fuß des Gebirges wurde der Weg sehr steil abschüssig, wie denn überhaupt der östliche Abhang des Olymp, auf dem ich mich jetzt befand,

sehr schroff gegen die sich unter ihm ausbreitende Ebene abfällt, wodurch er sich auffallend von dem südlichen Abhange unterscheidet, der allmälig in die Ebene von Larissa übergeht. — Am Mittage, noch in dem schwarzen Tannenwalde, rasteten wir bei einer Quelle unter einigen Linden und Platanen, dann ging es wieder rasch bergab, und als die Sonne dem Untergange nahte, eröffneten sich wundervolle Durchsichten auf die am Fuße des Gebirges ausgebreitete grüne Wiesenebene und den blauen Meerbusen, während das junge Laub der Buchenwälder entzückenden Duft ausathmete, als ob Here mit ihrem ambrosischen Oel sich salbe, wobei, wie Homer berichtet, Wohlgeruch Himmel und Erde erfüllte.

Es war bereits ganz finster, als ich den Anfang der Ebene und das Ziel meiner heutigen Wanderung erreichte. Diesmal beschloß ich es durchzusetzen, im Freien zu übernachten, und ließ mich am Rande eines Waldes, unweit des dicht am Fuße des Gebirges liegenden Dorfes Lestokaria häuslich nieder. Doch auch diesmal suchte Gastfreundschaft mich auf. Es erschien ein Mann, der sich als den Feldhüter des Ortes zu erkennen gab, und mich freundlichst einlud, in sein Haus zu kommen. Doch es war so angenehm warm, und der Ort auf der Wiese, wo ich mich niedergelassen, so anmuthig, daß ich diesmal das Anerbieten entschieden ablehnte. Der Mann ging darauf fort, und als ich mit meinen Decken mich zum Nachtquartier eingerichtet, auch ein Feuer angezündet hatte, begann ich beim Schein meiner Laterne mein Tagebuch zu schreiben. Saccharo bedauerte, daß er der Kunst des Schreibens nicht mächtig sei, und sagte: „Auch ich sollte in meiner Kindheit etwas lernen, aber da wurde unser Dorf von den Türken verwüstet, die Männer ermordet, und es war Niemand mehr da, der mich hätte unterrichten lassen. Bald darauf kehrte jener gute Mann, der Feldhüter — er hieß Theocharis — zurück, und brachte mir einen Teller mit einem schönen großen Speckeierkuchen, den er mich, da ich nicht in sein Haus kommen wollte, hier zu verzehren ersuchte. Das war ein ganz angenehmer Zuwachs zu meinem Proviant; es wurde nun Thee bereitet, und bei dem Feuer unterhielten wir uns, bis die Müdigkeit ihr Recht behauptete und mich auf mein Lager niederstreckte. Der Feldhüter sagte nun, es sei zwar eben nichts zu befürchten hier, aber besser sei besser, er werde seinen Mantel holen und auch hier draußen schlafen, um mir Gesellschaft zu leisten. So geschah es denn. Nach einigen Stunden erwachte ich, und da das Feuer verlöschen wollte, ging ich in den Wald, um ihm neue Nahrung zu holen. Die Nachtigallen schlugen in dem Dickicht der Hainbuchen unablässig; es war eine wunderschöne Nacht, die mehr zum Wachen als zum Schlafen einlud, und fast zu früh erschien mir die jenseit des Meeres emporsteigende Morgenröthe. Theocharis erhob sich, um ein Tschibuk zu rauchen, Saccharos

holte die Pferde und trieb zum Aufbruch, und die schöne Nacht hatte ein Ende. Theocharis begleitete uns noch eine Stunde weit bis auf die große Straße nach Thessalonich, indem er manche schätzbare Weisung über den ferneren Weg mitgab.

Von nun an zog ich durch ein ganz ebenes, üppiges Wiesenland, das meilenweit bis ans Meer unter den östlichen Abhängen des Olymp sich ausbreitet. Stellenweise fand ich große Strecken von hohem Gebüsch, aus allerlei dornigen Sträuchern und stachlichen Schlingpflanzen so dicht verwachsen, daß es fast undurchdringlich genannt werden konnte. Ich erfuhr das, als ich, um einen Fasan, den ich geschossen, zu suchen, mich unvorsichtig hineinbegeben, und nach der anderen Seite hin den Ausweg hatte erzwingen wollen. Zu diesem Zwecke mußte ich mich förmlich durch das Gebüsch hindurchhauen, was mir mittelst eines langen scharfen türkischen Messers, das ich bei mir führte, endlich glückte: aber ich brauchte wohl eine Stunde, um auf diese Weise einen Weg von fünfzig Schritten zurückzulegen. Durch die weite Einöde dieser Büsche, welche reich sind an allerlei Wild, Hirschen, Rehen und namentlich Fasanen, führt ein Labyrinth von kleinen Wegen, in welchem ich nur mit großer Aufmerksamkeit dem Schicksal entging, mich zu verirren, als ich später von der Seeküste aus mich einmal der Jagd wegen vertiefte. Mitunter erblickt man darin Gruppen hochwipflicher Silberpappeln, welche genau so aussehen, als sei ein Dorf in der Nähe. Doch wenn man diese Bäume erreicht hat, findet man in ihrem Schatten nichts als einen einsamen freien Platz unter hohen Laubgewölben, ohne alle Spuren menschlicher Ansiedelung. — Während meines heutigen Weges durch die Wiesenebenen fiel mir die ungeheure Menge von Erdbeeren auf, die dort eben reiften, und zuweilen einem rothen Tuche glichen, das den Boden weithin bedeckte. Sie waren überaus gewürzig und hatten fast die Größe von Gartenerdbeeren. Auch in dem Walde wuchsen sie sehr zahlreich, desgleichen auf den Ostabhängen des Olympgebirges.

Als ich in der Nähe des Meeres die Skala des h. Theodoros erreicht, wollte Sacharos durchaus hier mit seinen Pferden zurückbleiben, und log mir und den Leuten dort, von denen er Beistand erwartete, frech ins Gesicht, bis hierher gehe sein Kontrakt und nicht weiter. Ich war aber ganz sicher, daß ich ihn bis Katrina gedungen, einem großen Dorfe, von dessen Landungsplatz fast täglich Schiffe nach Thessalonich gehen, während ich am h. Theodoros vielleicht Wochen lang auf Ueberfahrt hätte warten können. Auch war hier nichts als ein einsamer Chan, vor dem jetzt eine Anzahl sehr verdächtig aussehender Gesellen lärmend zechte. Diese waren es, denen er seine Einwendungen gegen mein Weiterreiten vortrug: indeß ohne vom Pferde abzusteigen, brachte ich ihn mit einiger Mühe durch die fürchterlichsten Drohungen — über deren Erfüllung er natürlich ganz ohne Sorge hätte sein können — weiter. Als

wir wieder im Gange waren, las ich ihm sehr erbittert eine scharfe Lektion über seine Treulosigkeit, und führte ihm aus, daß wenn man nach Freiheit Verlangen trage, man sich nicht durch Falschheit würdig machen dürfe, von den Türken geprügelt zu werden, und daß man wenig Gutes verdiene, wenn man denen, welche sich gütig und wohlwollend gegen einen benähmen, mit Undank lohne. Dies half indessen nicht viel, das Murren und Betteln, ihn zu entlassen, nahm kein Ende und als wir bei der Skala von Lithochori ankamen, wollte er mir vorlügen, hier sei Katrina; doch hatte ich mich bereits besser erkundigt und wies ihm den Weg, so daß wir denn endlich mit Mühe und Noth in dem ersehnten Katrina ankamen. Als wir den etwa ½ Stunde weiter liegenden Landungsplatz erreichten, und ich bei einem Holzhaufen am Strande mein Gepäck deponirt hatte, war mein Sacharos wieder ganz verwandelt, denn es galt jetzt ein Trinkgeld zu bekommen, um das er in der demüthigsten und servilsten Weise bettelte. Wie ein Wurm sich krümmend, umarmte er mir Brust und Schultern, indem er rief: „Ich habe gefehlt, ich weiß es, möge es Dir, meinem Herrn, wohl ergehen!“ So ließ ich mich denn erweichen, und gab ihm noch 100 Piaster, so daß er ganz zufrieden und mit den besten Segenswünschen von mir schied. Ich hatte mich übrigens im Allgemeinen auf unsrer Reise nicht über ihn zu beklagen gehabt, da er zwar immer trotzte und opponirte, aber doch immer schließlich that, was ich haben wollte.

Ich fand an der Landungsstelle eins von den kleinen Schiffen, die von hier Holz nach Thessalonich bringen, reisefertig und wir segelten auch sogleich ab, da ein türkischer Aga, ein Beamter des Pascha von Thessalonich, zur Abreise drängte. Dieser war ein unförmlich fetter, dazu noch aufgeblasener Mensch von der unangenehmen türkischen Spezies — denn es giebt auch eine ganz vortreffliche und sehr angenehme — die sich durch große Unverschämtheit auszeichnet. Er eignete sich ohne Weiteres das beste von den Gerichten an, die aus gelegentlich von mir geschossenem Wildpret bereitet wurden, und wollte eigentlich Alles für sich haben, so daß ich nicht umhin konnte, mich ganz laut darüber auszulassen. Er erwiderte nichts darauf, besserte sich aber auch nicht. Eine Reise auf einem solchen mit Holz (Knüppeln und Faßdauben) beladenen Schiffe gewährt übrigens sehr geringe Bequemlichkeiten, denn da es unmöglich ist, sich unter Deck aufzuhalten, wegen des unerträglichen Gestanks dort unten und noch schlimmerer Inkonvenienzen, so ist man gezwungen, oben auf dem Holzstoße wie auf Latten zu liegen oder zu sitzen, und fühlt dessen Unebenheiten sehr, da man keine Matratzen oder Kissen zur Unterlage mit sich führen kann: und wenn es regnet — so wird man eben naß. Die Reise ging noch dazu diesmal sehr langsam von Statten, da wir beinahe immer mit konträrem Winde kämpfen mußten. Zwei Nächte wurde an der Ostküste des Golfs von Thessa-

lonich (das zweite Mal bei Karaberen) vor Anker gegangen, denn diese Schiffe sind wegen der seichten und hafenlosen Landungsplätze dieses Busens, um dem Ufer sich mehr nähern und gelegentlich auf's Land gezogen werden zu können, sehr flach und ohne Kiel gebaut, so daß sie bei konträrem Winde fast nicht von der Stelle kommen. Daher bringen sie auf dieser Fahrt, die man bei günstigem Winde in wenigen Stunden machen kann, zuweilen über eine Woche zu.

Am dritten Tage erwartete ich an einem sehr langweiligen Orte sehnlichst unsere Abreise, und war schon nahe daran, den weiten Umweg zu Lande nach Thessalonich einzuschlagen. Von der Jagd zurückgehrt, legte ich mich auf den Sand des flachen Meeresufers nieder, den Flintenkolben unter dem Kopf, und den Strohhut gegen die Sonne über dem Gesicht, und schlief fest und sanft, obwohl es ungeheuer heiß war. Da weckte mich plötzlich der Ruf der Matrosen, die mit dem Boot nach dem Schiffe abrudern wollten. Ich sprang auf und fuhr mit hinüber. Kaum angelangt, sah ich, daß man Anstalt mache zu segeln, denn obgleich der Wind noch immer konträr blies, war er doch viel sanfter geworden. Man fing an zu laviren und kam richtig weiter. Der Wind ward immer besser, so daß zu meiner großen Befriedigung wir noch vor Sonnenuntergang, das heißt vor dem Schluß der Thore, bei Thessalonich wohlbehalten vor Anker kamen. Ich war sehr erfreut meinen lieben Freund Z. dort noch anwesend zu finden, und endlich einmal wieder in einem wirklichen Bette zu schlafen, was mir in der ganzen Zeit meiner Abwesenheit von Thessalonich nicht zu Theil geworden war.

Eine neue Leistung der Revue des deux Mondes.

Die politische Situation in Preußen, heißt ein Aufsatz, den ein Herr Valbert im letzten Bande (24) der Revue des deux mondes vom 1. Dezember 1877, veröffentlicht. Herr Valbert gehört zu den Preußenfressern, welche in dieser einst so berühmten Zeitschrift toben. Wahrscheinlich haben Herrn Valbert die Szenen, welche die französische Volksvertretung und Regierung seit dem 16. Mai des verflossenen Jahres aufgeführt haben, so stolz gemacht. Er sieht mit Stolz und Verachtung auf unsere parlamentarischen Verhandlungen hinab, und bemüht sich, seinen Landsleuten die Verhältnisse derselben klar zu machen. Bei diesem löblichen Bestreben fördert er aber so blühenden Unsinn zu Tage, daß dessen Mittheilung an deutsche Leser sich wohl verlohnt. Die preußischen

Herrscher erfreuen sich des Beifalls des Herrn Valbert, er rühmt sie als ein energisches, thätiges, von ihren hohen Pflichten durchdrungenes Herrschergeschlecht. Das Recht des Königs, seine Minister zu wählen, erregt dagegen seinen heftigen Zorn. Er beklagt den Landtag, daß er im Juni verflossenen Jahres nicht genau über den Personalwechsel im Ministerium unterrichtet gewesen sei. Leider scheint er nicht zu wissen, daß der Landtag damals gar nicht versammelt war, und vergißt auch das Mittel anzugeben, wie man einen nicht versammelten Landtag auf dem Laufenden über dergleichen Geschäfte zu unterhalten hat. Freilich, bei ihm zu Hause ist auch die Volksvertretung in den Ferien über die Regierung ausgezeichnet orientirt. Das haben wir den ganzen vorigen Sommer hindurch erlebt! Darauf erfährt er, daß zwei Fremde, ein Hesse und ein Mecklenburger, die Herren Hoffmann und von Bülow ins „preußische“ Ministerium berufen seien. Das giebt ihm zum ersten Male Gelegenheit, die beiden Männer, welche allein sich seiner wirklichen Hochschätzung zu erfreuen haben, Professor Virchow und Herrn Windhorst, mit seinem Lobe zu überschütten. „Man muß Fortschritts- oder Zentrumsmann sein“ ruft er pathetisch aus, „um den Muth zu haben, in Berlin die Regierung zu interpelliren. Und wie haben diese beiden Herren interpellirt? Sie sagten ungefähr: Wo sind wir hingerathen. Wir bitten um gütige Aufklärung! Was bedeutet dieser Hesse? Was bedeutet dieser Mecklenburger? Werden wir morgen genöthigt sein, zu fragen: was bedeutet dieser Japanese? Was haben diese Herren in einem spezifisch preußischen Ministerium zu suchen? Welche Aufklärungen erwartet man von ihnen? Aber, ist es denn nicht naheliegend anzunehmen, daß diese Beiden den übrigen Ministern einfach auf Befehl des Fürst Bismarck zugestellt sind? Sie besitzen sein ganzes Vertrauen, und sollen ihm vermuthlich für seine eigensten Zwecke eine zuverlässige Majorität sichern. Sie (die übrigen Minister nämlich) geben sich also zu Allem her, was der Fürst verlangt? Heißt das so viel, daß sie jeden Selbstgefühls baar sind? Was wird denn auf diese Weise aus Ihrer Verantwortlichkeit? Warum führen Sie statt dieser zwei Minister ohne Portefeuille nicht gleich vier ins Ministerium ein? Warum nicht zehn? Allerdings wahrt die Verfassung dem König das Recht, die Minister zu wählen, darf er aber deshalb eine unendliche Anzahl von Ministern ernennen? In diesem Fall ist das preußische Ministerium in Gefahr, eine Sammlung lebender Merkwürdigkeiten zu werden und gehört in ein Museum!“ Gewiß ist den beiden Herren der Genuß zu gönnen, den ihrem patriotischen Herzen die Anerkennung aus solchem Munde bereiten muß, aus einem Munde, dessen Inhaber so gediegene historische Kenntnisse mit soviel Wahrheitsliebe verbindet, daß er, bei Erwähnung des Grafen Eulenburg weiter erzählt: „Es muß dem Könige hart angehen, diesen, seit 15 Jahren erprobten

Diener zu entlassen, besonders nach dem Dienste, den er ihm im Juli 1870 geleistet hat: „damals nämlich ist Graf Eulenburg, wie berichtet wird, plötzlich in Ems erschienen, ohne dorthin berufen zu sein und hat den König angefleht, inne zu halten mit seinem fortwährenden Zurückweichen vor dem energischen Auftreten Benedettis, durch diese Nachgiebigkeit sei die öffentiche Meinung aufs Aeußerste gereizt, und er (der König) sei verloren, wenn er noch einen Schritt zurückweiche."

Die Thronrede hat auch nicht den Beifall des Verfassers. Er findet ihren Ton grämlich und mürrisch, sie habe das Haus der Abgeordneten keineswegs erheitert. Diese Auffassung finde ich ganz erklärlich bei einem Franzosen, dessen Nation seit 90 Jahren dahin strebt, aus ihrer Regierung den Erheiterungsquell der Parteien zu machen. — Bei der nun folgenden Schilderung der Ministerverantwortlichkeitsdebatte überströmt Herr Valbert wiederholt die Herren Virchow und Windhorst mit seinen wärmsten Lobeserhebungen. Sie waren Allen voran, die Rufer im Streit! „Herr Windthorst führte den Kampf mit seinem gewohnten Feuer und Talent! Sein Köcher ist immer voll, er versteht es, seine Pfeile pfeifend und zischend zu versenden!" Vom Treffen sagt der vorsichtige Mann aber Nichts. Es muß ein wohlthuendes Bewußtsein hervorrufen, in einem der gelesensten Journale vor ganz Europa von einem so lügnerischen und verbissenen Landesfeinde gelobt zu werden. Das Schicksal ist eigenthümlich, aber unverdient trifft es die Herren nicht. Nachdem dann der Verfasser kaum erzählt, daß die preußischen Minister sich wenig um die Gesinnung der Majorität in den Kammern kümmern, ist ihm allerdings die Thatsache unbequem, daß kurz darauf die beiden Minister Friedenthal und Camphausen erklären, daß sie ihren Abschied fordern würden, sobald man ihnen zeigen werde, daß sie nicht mit der Majorität harmoniren. Da Lügen und Leugnen hier nicht angeht, gleitet der würdige Mann schnell über diesen Punkt hinweg, um eine Anzahl äußerst alberner Witze über die Abwesenheit des Fürsten Bismarck, von deren wahrem Grunde er natürlich keine Ahnung hat, zu reißen. — Der Kanzler kränkt Herrn Valbert am meisten dadurch, daß er einmal die Schlagfertigkeit des Heeres und die auswärtige Politik Preußens für die Hauptsache erklärt, und der Kreisordnung weniger hohen Werth beigelegt hat. Den Handelsvertrag mit Oesterreich hat ferner der böse Kanzler nur deshalb scheitern lassen um — man höre — Frankreich Eins zu versetzen und es nicht seine vertragsmäßige Stellung unter den meistbegünstigten Nationen einnehmen zu lassen. „Stets lauert er darauf, Frankreich Eins zu versetzen!" klagt Herr Valbert. Nachdem er dann noch in aller Eile bewiesen hat, daß er keinen Begriff davon habe, was ein Telephon ist, denn er will auf 200

Digitized by Google

Meilen damit reden, vernichtet er den Fürsten Bismarck moralisch: „Ein deutscher Professor hat das strenge Wort gesprochen: „Fürst Bismarck hat bis auf den heutigen Tag gezeigt, daß er besser zerstören als aufbauen kann, und er selbst muß besser als irgend Jemand wissen, wie viel ungelöste Probleme sich vor ihm anhäufen. Seine Politik ist nicht wahrhaft national, er betreibt sie nicht unter freiem Himmel, im Angesicht des Landes; es ist eine geheime Kabinetspolitik!" Dieser weise Professor, der durch die zitirten Zeilen sich einen unvergänglichen Ehrenplatz zwischen Knak und Most erworben hat, bildet mit den Herren Virchow und der, pfeifende Pfeile versendenden Apollogestalt von Meppen, das Dreigestirn, zu dem der Franzose mit freundlicher Bewunderung aufblickt. Den Namen des deutschen Professors und den Titel des Werkes, dem obiges Zitat entnommen, nennt Herr Valbert zwar auch; ich aber habe ihn verschwiegen, nicht aus Mitleid, sondern weil ich nicht unverdientes Aufsehen machen wollte von einem Werke, das in Deutschland Niemand kennt und nennt — auch nicht in der Heimat des Verfassers, dem weiland prügelfrohen Obotritenlande. H. v. Clausewitz.

Literatur.

„Der russisch-türkische Krieg 1877" von Wilhelm Müller Professor in Tübingen (Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe) ist bis zur fünften und sechsten Lieferung gediehen. Sie umfassen die Zeit von der Niederlage der Russen vor Plewna, dem Eintreten des Generals Totleben, den Kämpfen im Schipka-Paß bis zum Rückzug Mehemed Ali's infolge der Operationen am Lomflusse und der engeren Umschließung Plewnas infolge der russischen Operationen in Bulgarien. Der Feldzug in Armenien ist bis zur Einnahme von Kars erzählt. Man sieht, der Verfasser rückt den Ereignissen rasch nach, und wenn ihn der gewaltige Flug der entscheidendsten Thaten in den letzten Wochen und Tagen auch überholt hat, so ist das Buch doch mit soviel deutscher Gründlichkeit, Treue und Kritik gearbeitet, daß man es auch dann noch mit Nutzen gebrauchen wird, wenn der russisch türkische Krieg von 1877/78 längst der Geschichte angehört.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 8.

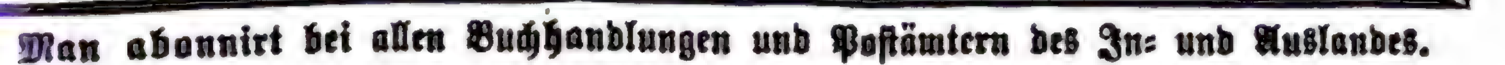
Ausgegeben am 14. Februar 1878.

Inhalt:

	Seite
Das Grab des Agamemnon. Adolf Rosenberg.	281
Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. VII. Epameinondas. Max Jähns.	295
Jugendarbeiten von Adam Kraft. R. Bergau.	309
Die deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Rudolph Doehn.	312
Vom deutschen Reichstage und preußischen Landtage. z. e.	315
Ein antisozialdemokratisches Unternehmen.	319

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu zwei literarische Beilagen von C. F. Kahnt in Leipzig und Hugo Pohle in Hamburg.

Leipzig, 1878.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)



Im Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien:

Deutscher
Volksglaube

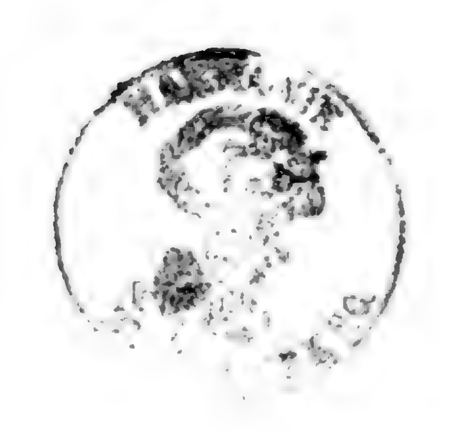
von

Moritz Busch.

Ein Band. Elegant brochirt. Preis Mark 6.—. Elegant gebunden. Preis Mark 7.60.

Das Werk enthält mit einer reichen und bunten Auswahl von Beispielen eine **Physi- logie des deutschen Aberglaubens,** des im Volke neben dem Christenthum und der moder- Kultur fortlebenden **Heidenthums;** den Kalender desselben mit seiner **Tagewählerei;** die **Volk- botanik** mit ihren Zauberpflanzen, ihren Farnsamen, ihren Springwurzeln und Wünschelruth- die **Volksmedizin** mit ihren zauberischen Hausmitteln und ihren sympathetischen Kuren und de- alten Beschwörungssprüchen; die **Zoologie des Volkes** mit ihren Basilisken und Drachen, ih- seltsamen Meinungen vom Storch und der Schwalbe und andern Vögeln, Käfern und Würm- die **Astronomie des Aberglaubens** mit ihren wunderbaren Meinungen vom Regenbogen - dem Gewitter, vom Monde, der Sonne und den Sternbildern; die **Volksprophetie** mit ih- Weissagungen und Geschichten, von denen eine große Anzahl der merkwürdigsten in den Text - flochten sind, ferner ein Kapitel über den Aberglauben **vom bösen Blick** und dem Verschr- oder Vermeinen, endlich einen Blick auf **den Ring** im Aberglauben. — Alles nach - Gesichtspunkten geordnet und in klarer, anmuthiger, farbenreicher Weise dargestellt.

Digitized by Google



Das Grab des Agamemnon.

Eine wunderliche Kunde drang im Dezember 1876 zu uns: der glückliche Schatzgräber auf klassischem Boden, Dr. Schliemann, verkündete der erstaunten Welt, daß er auf der uralten Akropolis des goldreichen Mykenae die Gräber des völkergebietenden Agamemnon und seiner schmählich hingemordeten Gefährten entdeckt habe. Wie vor fünf Jahren, als es ruchbar wurde, daß seine Gattin, die tapfere Genossin seiner Arbeit, den Schatz des Priamus in ihrem Umschlagetuche davongetragen, ergoß sich über den unverdrossenen Forscher eine Fluth von Spöttereien. Heute liegen die Resultate seiner Ausgrabungen in einer trefflich ausgestatteten, durchaus zuverlässigen Publikation*) vor unseren Augen, und angesichts dieser Resultate muß jeder Spott verstummen. Während die deutsche Expedition in Olympia dem Schlamme des Alpheiosthales in heißem Bemühen kärgliche Marmorreste abrang, welche nur bestätigten, was wir aus Pausanias und anderen Schriftstellern bereits kannten, fielen dem „Liebling der homerischen Götter und Helden" unermeßliche Schätze in den Schooß. Er entdeckte die Spuren einer uralten Kultur, er schlug der Wissenschaft ein neues, fast drei Jahrtausende altes Blatt der Kulturgeschichte auf.

Noch haben die Ergebnisse der Schliemann'schen Ausgrabungen von Seiten der archäologischen Wissenschaft keine erschöpfende Würdigung erfahren. Es sind noch nicht einmal die ersten Orientirungsversuche gemacht worden. Sehr erklärlich. Denn die Wissenschaft steht hier vor einer durchaus neuen Erscheinung. Schliemann, der Autodidakt, hat ihr ein Material zugeführt, zu dessen Bewältigung sie lange Zeit nöthig haben wird. Während sich die

---

*) Mykenae. Berichte über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns von Dr. Heinrich Schliemann. Mit einer Vorrede von W. E. Gladstone. Nebst zahlreichen Abbildungen, Plänen und Farbendrucktafeln, mehr als 700 Gegenstände darstellend. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878.

Wissenschaft eine Zeit lang — und das ist ein anderer Grund ihrer Zurückhaltung — ziemlich ablehnend gegen eine Herleitung der griechischen Kunst aus der vorderasiatischen Kultur verhielt und die Verfechter dieser Theorie, Raoul Rochette, Julius Braun, Ludwig Roß u. A. als Ketzer ächtete, hat Schliemann jetzt einen so zu sagen monumentalen Beweis für den innigen Zusammenhang der phönizischen, resp. assyrischen Kunst mit den Anfängen der griechischen geliefert.

Nur in England haben einige Gelehrte versucht, den Schliemann'schen Funden eine Stellung in der Kulturgeschichte anzuweisen. Nicht mit großem Glück. Ich denke dabei nicht an Gladstone, der eine lange Vorrede voll tiefsinniger, meist unergründlicher Weisheit zu Schliemann's Buch geschrieben hat. Wie Lord Beaconsfield in seinen Mußestunden Romane schreibt, so beschäftigt sich der englische Expremier in der Zeit, welche er seiner politischen Thätigkeit abmüßigt, mit Forschungen über das homerische Zeitalter. Einen Theil dieser Studien hat er in einem Buche „Homeric Synchronism“ veröffentlicht. Mit Schliemann theilt er den festen Glauben an die Realität der homerischen Helden und des in den homerischen Gedichten geschilderten Zeitalters. Im Uebrigen „übertyrannt er den Tyrannen.“ Wo Schliemann nur vermuthet und noch zweifelt, weiß Gladstone ganz gewisses. Nachdem Schliemann von dem ersten, wohl begreiflichen Freudenrausch über seine Funde ernüchtert war, sah er die Unhaltbarkeit seiner Haupthypothese ein. In der Buchausgabe seiner Berichte spricht er sich mit großer Reserve über die Identität der gefundenen Leichen mit denen des Agamemnon und seiner Gefährten aus. Während er zuerst einen Leichnam, an dem sogar die Fleischtheile noch wohl erhalten waren, mit vollster Bestimmtheit als den des Agamemnon bezeichnete, läßt er im Buche wenigstens diese Hypothese ganz fallen. Zwar hütet sich auch Gladstone, den Schädel mit dem beneidenswerthen Gebiß von zweiunddreißig gesunden Zähnen für den des Völkerhirten zu erklären. Aber die Identität der gefundenen Skelette ist ihm über jeden Zweifel erhaben. Er bringt noch eine ganze Menge von Beweisgründen für die Vermuthung Schliemann's zusammen. Doch ist der eine immer abenteuerlicher als der andere. Wie Schliemann besitzt er keine Spur von historischer Kritik.

Nicht viel besser ist es mit den Auslassungen der englischen Fachgelehrten bestellt. Newton drückt sich ziemlich reservirt aus. Seine Autorität, die, was die Kenntniß antiker Marmorarbeiten anlangt — man denke nur an sein Urtheil über die Olympiafunde — unbestritten ist, würde schließlich hier weniger schwer ins Gewicht fallen, da es sich vorzugsweise um Produkte der Kleinkunst, speziell der Goldschmiedekunst handelt. Ein andrer englischer Archäologe, A. S. Murray, hat in der „Akademy“, verführt durch gewisse auf den Gold-

fachen vorkommende Ornamente: Spiralen, Mäander, konzentrische Kreise ꝛc., die jedoch den arischen Völkern in ihrer Urzeit gemeinsam sind, die Behauptung aufgestellt, die entdeckten Gräber seien nicht hellenischen, sondern germanischen Ursprungs. Ein germanistischer Forscher, L. Lindenschmit, hat diesen Irrthum bereits gebührend zurückgewiesen, so daß wir uns mit seiner Widerlegung nicht länger zu befassen brauchen. Derselbe Engländer hat auch die künstlich in den Fels gehauenen Gräber, von denen uns Schliemann genaue Pläne und Durchschnitte giebt, „formlose Gruben“ genannt und den Ursprung der meisten aufgefundenen Gegenstände höchstens in das sechste Jahrhundert versetzt. Der erste Theil dieser Behauptung widerlegt sich durch einen Blick in Schliemann's Publikation, die Haltlosigkeit der zweiten wird sich im Laufe unserer Darstellung ergeben.

Der Hauptwerth des Schliemann'schen Buches liegt in den Abbildungen, welche ohne Vergleich besser und zuverlässiger ausgefallen sind als diejenigen, welche seine „Trojanischen Alterthümer“ illustrirten. Der Text, der an vielen Stellen von ermüdender Weitschweifigkeit ist, da er die abgebildeteten Gegenstände noch einmal mit größter Umständlichkeit beschreibt, hat nur insoweit einen Werth, als er uns über den Gang der Ausgrabungen und über die Fundorte orientirt. Wo Schliemann dagegen das Gebiet wissenschaftlicher Diskussion und archäologischer Interpretation betritt, verliert er sich in nebelgraue Fernen, in welche ihm kein klar und vorurtheilslos denkender Mensch zu folgen vermag. Mit einer beispiellosen Zuversicht behandelt und löst er, mit dem Homer und den Tragikern in der Hand, die schwierigsten Fragen, an deren Lösung die Wissenschaft seit Jahrzehnten arbeitet. Mit verblüffender Schnelligkeit stellt er die kühnsten Hypothesen zu einem Gebäude von schwindelnder Höhe zusammen, das bei dem ersten, kräftigen Messerschnitt einer ruhig vorgehenden Kritik einstürzt. Die beiden Ergebnisse, die er selbst für die wichtigsten seiner Ausgrabungen hält, die Entdeckung der Agora der Mykenäer und der von Pausanias erwähnten Königsgräber, sind eitel Täuschung, die er durch eine Reihe von Trugschlüssen selbst verschuldet hat. Seine erstaunliche Belesenheit im Verein mit seiner fruchtbaren, von Jugend auf durch die homerischen Sagen genährten Phantasie, dann sein Dilettantismus in der Behandlung wissenschaftlicher Fragen, der sich aus seinem Bildungsgang erklärt, sind die unübersteiglichen Hindernisse, die ihn von den Elementen der historischen Kritik trennen.

Es ist von Interesse, einen Blick auf den Lebensgang dieses in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Mannes zu werfen. Im Jahre 1869 hat Schliemann eine Reihe von „archäologischen Forschungen“, wie er sie selbst nennt, oder richtiger eine Reisebeschreibung unter dem Titel „Ithaque, le Peloponnèse, Troie“

herausgegeben, welcher er einen Abriß seines wechselvollen Lebens voraufgeschickt hat. Er beginnt seine Biographie mit den Worten: „Als ich in Kalkhorst, einem Dorfe in Mecklenburg-Schwerin, meinem Geburtsorte, im Alter von 10 Jahren meinem Vater zu Weihnachten 1832 als Geschenk eine in schlechtem Latein geschriebene Darstellung des trojanischen Krieges und der Abenteuer Odysseus und Agamemnons überreichte, dachte ich nicht im Entferntesten daran, daß ich 36 Jahre später vor das Publikum mit einem Buche über denselben Gegenstand treten würde.“ Heute könnte Schliemann noch hinzufügen: „und daß ich 44 Jahre später, fast um dieselbe Zeit, eben denselben Agamemnon aus seiner Grabesruhe an das Tageslicht ziehen würde, den ich damals in schlechtem Latein verherrlicht.“ Die Phantasie des Knaben beschäftigte sich also schon in früher Zeit mit den Thaten der homerischen Helden; aber die Verhältnisse seines Vaters gestatteten ihm nicht, wie er gewünscht, die gelehrte Laufbahn einzuschlagen. Mit 14 Jahren trat der junge Schliemann in den Laden eines Materialienwaarenhändlers in Fürstenberg ein. Seine Thätigkeit bestand darin, daß er täglich von 5 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends Häringe, Butter, Branntwein, Milch und Salz verkaufte und Kartoffeln für die Destillation zerstampfte. Eines Tages trat ein betrunkener Müller in die Boutique, der Sohn eines Predigers, der wegen schlechter Aufführung von dem Gymnasium weggejagt und dann von seinem Vater in eine Mühle gesteckt worden war. Dieser Mensch kam zufällig auf den Gedanken, hundert Verse aus dem Homer zu deklamiren. Sie machten auf den jungen Schliemann einen so tiefen Eindruck, daß er bittere Thränen über sein trauriges Loos vergoß und seit diesem Augenblicke niemals aufhörte, Gott zu bitten, ihn eines Tages griechisch lernen zu lassen.

Im Jahre 1841 wurde er endlich aus dem Häringsladen befreit. Er hob eines Tages ein schweres Branntweinfaß und verletzte sich dabei die Brust. Nicht mehr fähig, schwere Arbeiten zu verrichten, begab er sich nach Hamburg und verdang sich als Schiffsjunge an Bord eines nach Venezuela bestimmten Kauffahrers. Am 28. November verließ das Schiff Hamburg; bereits am 12. Dezember scheiterte es an der Küste von Texel. Schliemann schlug sich nach Amsterdam durch, wo er nach mannigfachen Nöthen eine Stelle als Comptoirdiener mit einem jährlichen Gehalte von 800 Frcs. fand. Jetzt konnte er seinem Bildungsdrange genügen. Er opferte ihm die Hälfte seiner bescheidenen Einkünfte. Für 8 Frcs. monatlich wohnte er in einer elenden Dachstube ohne Ofen und aß für 4 Sous zu Mittag. Er lernte zunächst englisch und dann in 6 Monaten französisch. Mit den anderen Sprachen ging es noch schneller auf das holländische, spanische, italienische und portugiesische verwendete er je sechs Wochen. Durch die Vermittelung edelmüthiger Freunde erhielt er nach

kurzer Zeit eine Stelle als Buchhalter in dem Handelshause von Schröder u. Co., die mit einem Gehalte von 2000 Frcs. verbunden war. Gegen äußere Noth geschützt, konnte er nun mit größerem Eifer seinen Studien obliegen. Er begann russisch zu lernen und legte damit den Grundstein zu seinem Glück. Seine Chefs schickten ihn im Jahre 1846 als Agenten nach Petersburg. Er lernte die dortigen Verhältnisse kennen, benutzte die Konjunkturen und etablirte ein Jahr später ein Geschäft auf eigne Rechnung. Seine Sprachstudien wurden jetzt durch die Ueberlast der Geschäfte bis 1854 unterbrochen, wo er schwedisch und polnisch lernte. Im Jahre 1856 warf er sich mit Eifer auf das neu- und altgriechische und bewältigte die Schwierigkeiten dieser beiden Sprachen in fünf Monaten. Seine Handelsunternehmungen wurden auf wunderbare Weise vom Glück begünstigt, so daß er sich bereits im Jahre 1863 mit einem bedeutenden Vermögen von den Geschäften zurückziehen konnte, um fortan ausschließlich seinen Studien zu leben. Er machte größere Reisen, einmal auch die Reise um die Welt, und im Juli 1868 die Reise nach Griechenland und Troja, deren Ergebnisse er in dem oben zitirten Buche niedergelegt hat.

Wie ich noch privatim erfahren habe, verdankt Schliemann einen großen Theil seines Vermögens, das er in so uneigennütziger Weise dem Dienste der Wissenschaft opfert, seiner jetzigen Frau, einer geborenen Athenerin. Von demselben Enthusiasmus wie ihr Gatte beseelt, nimmt sie an seinen Ausgrabungen Theil. In Mykenae wurde ein Schatzhaus, das mit dem schon länger bekannten des Atreus völlig übereinstimmt, unter ihrer persönlichen Leitung ausgegraben. Eine Abbildung des Schliemann'schen Buches gedenkt dieses Umstandes ausdrücklich, indem sie Frau Dr. Schliemann am Eingang des neu aufgedeckten unterirdischen Bauwerks verewigt. Schliemann wurde von der Universität seines Heimathlandes, Rostock, zum Doktor der Philosophie promovirt.

Schliemann besuchte im Jahre 1868 auch Mykenae, den Schauplatz seiner neuesten Ausgrabungen. Bei der Beschreibung des Löwenthors sagt er in seinem Reisebuche Folgendes: „An Ober- und Unterschwelle des großen Thors sieht man deutlich die Löcher für Riegel und Angeln und in den großen Steinen des Pflasters die Geleise für Wagenräder." Damals war jedoch die Unterschwelle und das Pflaster mit so hohem Schutt bedeckt, daß Schliemann, als er am 6. August 1876 seine Ausgrabungen in Mykenae begann, Tage langer Arbeit bedurfte, bevor seine Leute die Unterschwelle und das Pflaster bloslegen konnten. Und jetzt schreibt derselbe Schliemann (Mykenae S. 137): „Sie (die Thürschwelle) besteht aus einem 15 Fuß langen, 8 Fuß breiten, sehr harten Block von Breccia. Das durch die Räder der alten Wagen

in dieser Schwelle verursachte Geleise, wovon alle „guide books" sprechen existirt nur in der Einbildung enthusiastischer Reisenden, aber nicht in der Wirklichkeit." Im weiteren Text weist er nach, daß bei der Beschaffenheit des Felsbodens überhaupt nur wenig Wagen in Gebrauch gewesen sein können. Endlich sei zu bemerken, „daß die Thorschwelle seit einer langen Reihe von Jahrhunderten, jedenfalls seit der Eroberung der Akropolis durch die Argiver (468 v. Chr.) tief im Schutte begraben war und somit kein sterbliches Auge dieselben seit mehr als 2300 Jahren hat sehen können."

Wir haben dieser Selbstcharakteristik Schliemann's keinen Strich mehr hinzuzufügen. Wir wollen nur noch ein Pröbchen von der Art und Weise mittheilen, in welcher der „enthusiastische Reisende" griechische Epigraphik treibt. Im Beginn seiner Ausgrabungen fand Schliemann auf dem Bruchstück einer Vase eine archaische Inschrift, die er nach dem Charakter der Buchstaben richtig in das sechste Jahrhundert vor Chr. versetzt und die er richtig liest: *τοῦ ἥρωός ἐμι*. Die Uebersetzung aber lautet: Ich stamme vom Hero. Eine Erläuterung bedarf dieses wunderbare Kunststück nicht. Ich bemerke nur, daß es eine dem Epigraphiker geläufige Weihinschrift ist, von der nur der erste Theil erhalten ist: „Ich (d. h. die Vase) bin (ein Weihgeschenk oder Tempelgut) des Heros (fehlt der Name).

Die Basis, auf welche Schliemann seine Hypothese von dem Grabe des Agamemnon gründet, ist eine Stelle des alten Reisebeschreibers Pausanias. Bei der Beschreibung der Trümmer von Mykenae läßt sich der Perieget folgendermaßen vernehmen: „Von der Umfassungsmauer ist sowohl einiges erhalten wie auch das Thor; Löwen stehen darauf. Man sagt, daß auch dieses Werke der Cyklopen seien, welche dem Proitos die Mauer in Tiryth erbaut haben. In den Trümmern von Mykenae liegt ferner eine Quelle, Perseia genannt, und die unterirdischen Gebäude des Atreus und seiner Söhne, wo die Depots ihrer Schätze waren. Ferner ist (dort) das Grab des Atreus; es liegen auch da diejenigen, welche Aegisthos bei ihrer Heimkehr von Ilion mit dem Agamemnon während des Mahles ermordete. Ein anderes Grab ist das des Agamemnon, ein anderes das des Wagenlenkers Eurymedon. Teledamos und Pelops liegen in demselben Grabe (denn diese soll Kassandra als Zwillinge (von Agamemnon) geboren haben) und Aegisthos schlachtete sie nach den Eltern hin, als sie noch ganz klein waren." Ferner erwähnt Pausanias noch ein Grab der Elektra und fährt dann fort: „Klytaemnestra aber und Aegisthos wurden etwas abseits von der Mauer begraben. Denn innerhalb derselben, wo Agamemnon selbst lag und die mit ihm Ermordeten, (begraben zu werden) wurden sie nicht für würdig gehalten."

Diese Stelle, behauptet nun Schliemann, den wir eben als glänzenden Uebersetzer kennen gelernt haben, ist sonderbarer Weise von Leake, Dodwell, Prokesch, Curtius sowie von allen anderen, welche über den Peloponnes geschrieben haben, falsch übersetzt worden. Sie dachten nämlich, daß Pausanias, indem er von der Mauer spricht, nur die Stadtmauer und nicht die große Mauer der Akropolis meinen könnte, und verstanden daher, daß er die fünf Gräber in die untere Stadt verlege und die Gräber des Aegisthos und der Klytaemnestra außerhalb derselben. Mithin, so folgert Schliemann, sind die fünf Gräber, die ich innerhalb der Mauer auf der Akropolis entdeckt habe, die von Pausanias beschriebenen.

Wir könnten jetzt schon nach dem Urtexte des Pausanias die Schliemannsche Interpretation jener Stelle als falsch nachweisen. Wir könnten darauf aufmersam machen, daß Pausanias zuerst von der Umfassungsmauer der Akropolis spricht, die er περίβολος nennt, daß er dann auf die Stadt, Mykenae, zu reden kommt und daß er endlich, als er von den Gräbern vor der Mauer berichtet, das Wort τεῖχος anwendet. Doch wird sich an der Hand der Schliemannschen Ausgrabungen selbst ein besserer Nachweis führen lassen.

Armer Pausanias! Als die archäologische Wissenschaft ihre Schwingen zu regen begann, verschrie sie dich als einen Pedanten, als einen leichtgläubigen, alten Mann, der getreulich nachschwatzte, was ihm Tempeldiener und Fremdenführer aufhingen. Die beiden letzten Jahre haben dich glänzend gerechtfertigt. Fast jeder Spatenstich hat bestätigt, was du in deiner nüchternen Art über Olympia und die Kunstwerke des heiligen Bezirks geschrieben hast. Auch Schliemanns Forschungen liefern den Beweis, daß du kein „enthusiastischer Reisender“ warst, sondern nur trocken schildertest, was du sahst.

Als die erste Kunde von den Schliemannschen Ausgrabungen nach Deutschland drang, gab Professor Adler in der „Archäologischen Zeitung“ nach ihm aus Griechenland übersandten Plänen und Skizzen ein bautechnisches Gutachten ab, dessen Richtigkeit sich inzwischen durch die genaue Publikation Schliemanns so vollkommen bestätigt hat, daß wir hier die Bemerkungen des gelehrten Kenners antiker Baudenkmäler folgen lassen. „In geringer Entfernung hinter dem Löwenthor, innerhalb des südwestlichen Burgzwingers, der nach Lage und Struktur sich deutlich als ein späterer Erweiterungsbau zu erkennen giebt, — so berichtete Adler Anfangs 1877 — stieß man etwa zehn Schritte hinter dem Thor auf die Krone eines ringförmigen Mauerbaues. Der einem abgekürzten Kegel gleichende Bau, in dem sich die Außenwände mit ca. 15 Grad nach innen neigen, trägt oben einen aus hochkantigen, etwa 1—1½ Meter langen Platten zusammengefügten kanalartigen

Digitized by Google

Gang, der eine obere Brustwehr gebildet hat. In diesem Erdkörper wurden allmälig fünf schachtartige, 8 bis 9 Meter tiefe Gruben, welche bis auf das Niveau des Burgfelsens herabreichen, entdeckt." Diese fünf Gruben sind die „Königsgräber", in welchen Schliemann die vermeintlichen Reste Agamemnons und seiner Gefährten fand. Adler folgerte aus den lückenhaften Berichten, die ihm damals vorlagen, vorsichtiger Weise nur zwei Thatsachen: 1) daß hier eine gemeinsame Begräbnißstätte, vielleicht die kleine Nekropolis einer ebenso reichen wie prunkliebenden Dynastie entdeckt worden ist und 2) daß dieselbe ursprünglich vor der Burgmauer gelegen hat. Dieser zweite Punkt, dessen Richtigkeit die genaue Schliemannsche Publikation unzweifelhaft erwiesen hat, ist für uns der wichtigste. Er stößt nämlich die oben mitgetheilte Interpretation der Pausaniasstelle durch Schliemann und somit seine ganze Hypothese über die Auffindung der Grabstätte Agamemnons über den Haufen. Die Gräberanlage wurde erst bei einer später vorgenommenen Erweiterung der Burg in den Befestigungsring hineingezogen und das Löwenthor zum Hauptthor der ganzen Burganlage. In Folge der bekannten Scheu des Alterthums vor der Gräberverletzung wurde die Grabstätte bei der Burgerweiterung nicht nur geschont, sondern mit der neuen Mauer sorgfältig umgangen. Daraus folgt zugleich, daß die Grabstätte älter sein muß als das Löwenthor.

War das die erste Umgestaltung, welche sich der Vorsprung der Akropolis, auf welchem Schliemann die Gräber entdeckte, gefallen lassen mußte, so war die zweite noch viel durchgreifender und weniger pietätvoll. Es muß eine Zeit der höchsten Noth gewesen sein, als man sich entschloß, die Grabstätte der Ahnherren durch aufgefahrenen Schutt zu erhöhen, die Gräber also zu verschütten und hinter der ringförmigen Mauer aus aufrechtstehenden Platten einen Wehrgang zu errichten, von welchem die Vertheidiger eine leichte Umschau halten und die durch das Löwenthor anrückenden Feinde wirksam beschießen konnten. Adler glaubt, daß diese Zeit der höchsten Noth erst eingetreten sei kurz bevor die Argiver ihren Rachezug gegen Mykenae unternahmen, der im Jahre 468 mit der Eroberung und Zerstörung des alten Königssitzes endigte. Die Argiver hegten von Alters her einen Groll gegen die Mykenäer. Diese waren allein von den Bewohnern der Argolis den Lakedämoniern bei Thermopylae zu Hülfe gekommen, während sich Argos aus kleinlichen Eifersuchtsgründen ausdrücklich geweigert hatte. Die Argiver verlangten ferner von den Mykenäern, daß die Leitung der nemeischen Spiele ihnen allein überlassen werden sollte. Endlich entstanden noch zwischen den beiden rivalisirenden Städten Streitigkeiten über den Kultus der Hera. Diese Streitigkeiten mögen lange genug gedauert haben, sodaß sich die Mykenäer gegen alle Eventualitäten wohl vorsehen konnten. Sie hatten also Zeit, sich durch Erweiterung und Verstär-

kung ihrer Befestigungen zum letzten Verzweiflungskampf vorzubereiten. Denn ein solcher war es, als die Argiver mit ihren Verbündeten vor die Veste zogen. Die Mykenäer, die allein auf sich angewiesen waren, zogen in der Feldschlacht den kürzeren, sie wurden in die Stadtmauern zurückgedrängt und dort belagert. Nach längerer, tapferer Gegenwehr wurde die Stadt mit Sturm genommen. Der Verlust in der Schlacht einerseits, Verwüstungen durch Erdbeben andererseits hatten die Katastrophe beschleunigt, von der uns Diodorus Siculus berichtet. „Die Mykenäer", erzählt er, „wurden von den Argivern zu Sklaven gemacht, der zehnte Theil ihrer Habe dem Dienste der Religion geweiht und ihre Stadt geschleift. Diese Stadt nun, welche einst mit Reichthümern und Macht gesegnet war, welche so große Männer erzeugte und so große Thaten vollbrachte, wurde auf diese Weise zerstört und blieb bis zur jetzigen Zeit (Diodor schrieb um die Zeit Augusts) unbewohnt."

Pausanias, der Perieget, schrieb um 150 nach Chr. Wir kommen also, wenn wir diese Thatsache mit dem Berichte Diodors in Verbindung setzen, zu dem Schlusse, daß Pausanias die von Schliemann aufgedeckten Gräber nicht gesehen haben kann, da sie zu seiner Zeit unter ellenhohem Schutte verborgen lagen. Mithin bezieht sich seine Beschreibung der Gräber Agamemnons und derer, die mit ihm starben, auf andere Grabstätten, die außerhalb der Akropolis lagen, und Leake, Dodwell, Prokesch, Curtius und die anderen alle, welche über den Peloponnes geschrieben haben, haben die oben angezogene Stelle des Pausanias richtig, Schliemann allein sie falsch übersetzt. Wir sehen zugleich die bautechnische Untersuchung im schönsten Einklange mit der philosophisch-historischen. Aus der Art und Weise, wie Pausanias, der seine Beschreibung mit der Umfassungsmauer der Burg beginnt, die einzelnen Merkwürdigkeiten der Reihe nach aufzählt, folgert Adler mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß die angeblichen Atridengräber dem griechischen Reisenden noch innerhalb der untersten Terrassenstufe des Felsens, auf dessen Krone sich die Burg erhebt, gezeigt wurden.

Schliemann hält den runden Bau, dessen fortifikatorischen Zweck wir mit Adlers Hülfe eben nachgewiesen haben, für die Agora, den Marktplatz von Mykenae, und den aus aufrechtstehenden und quer darübergelegten Steinplatten bestehenden Umgang für die Sitze, auf denen sich die edlen Mykenäer niederließen, wenn sie sich droben versammelten, um Raths zu pflegen. Eine artige Zeichnung erläutert dem Leser, wie sich Schliemann einen solchen zum Rathe versammelten Mykenäer denkt. Die Bestattung in der Agora, dem vornehmsten Theile der Burganlage, so folgert Schliemann weiter, war eine Ehre, die nur königlichen Personen zu Theil werden konnte. Wir haben dieses Luftgebilde

bereits zerstört und wenden uns nun zu den Resultaten der Schliemannschen Ausgrabungen.

Zu dem Entschluß, auf der geschilderten Stätte hinter dem Löwenthor tiefer zu graben, wurde Schliemann durch die Auffindung mehrerer Grabsteine aus mehr oder minder hartem Kalkstein gebracht. Er schloß aus diesem Funde mit Recht auf das Vorhandensein von Gräbern, und die Folge hat seinen Schluß gerechtfertigt. Auf den Grabsteinen befanden sich außer spiralförmigen und mäanderartigen Bandornamenten merkwürdige Darstellungen von Jagden; ein Krieger verfolgt zu Wagen in gestrecktem Laufe irgend ein flüchtiges Wild. Man erkennt deutlich einen Löwen, ein anderes Mal einen Hirsch. Stoff und Form dieser Darstellungen erinnert auf den ersten Anblick an die ägyptischen Wandgemälde, dann bei schärferem Zusehn an die Reliefs auf den Alabastertafeln, die in dem weitläufigen Königspalaste von Ninive gefunden worden und auf denen die assyrischen Könige ebenfalls häufig als Jäger dargestellt sind.

Noch schlagender tritt uns diese Verwandtschaft entgegen, wenn wir die Ornamente auf den in den Gräbern gefundenen, goldenen Schmucksachen mit den skrupulös genauen Trachtenbildern der Assyrier vergleichen, die uns eben jene Alabastertafeln aufbewahrt haben. Schliemann entdeckte also, wie bereits erwähnt, unter den Grabstellen fünf in den Felsen gehauene Gräber, von denen das eine beispielsweise 21 Fuß 5 Zoll lang und 10 Fuß 4 Zoll breit war. Um zu einem der Gräber zu gelangen, mußte Schliemann 25 Fuß tief graben. Man kann sich danach ungefähr einen Begriff von der Höhe der Aufschüttung machen, welche die späteren Mykenäer vorgenommen haben. Wenn es übrigens noch eines weiteren Beweises für das späte Alter dieser Aufschüttung bedarf, so mag der von Schliemann als „erstaunlich“ bezeichnete Umstand dafür gelten, daß sich in dem Schutte Bruchstücke von bemalten, auf der Töpferscheibe gedrehten Vasen vorfanden, „die entschieden einer späteren, aber jedenfalls der Einnahme von Mykenae vorangehenden Zeit angehören.“

In diesen fünf Grabkammern fand Schliemann fünfzehn Skelette. An einem derselben — es ist dasjenige, welches Schliemann in seiner ersten Freude als das des Agamemnon bezeichnete — waren sogar noch die Fleischtheile erhalten, die jedoch bei der Berührung mit der frischen Luft allmälig zerfielen. Rings um die Skelette, die zum Theil mit Kieselsteinen, mit Holzasche und anderen verbrannten Resten bedeckt waren, fand Schliemann eine ungeheure Menge von goldenen Schmuckgegenständen, goldene und silberne Becher, Schwerter und Lanzenspitzen aus Bronze und Obsidian, kupferne und irdene Gefäße, Gegenstände aus Krystall, kurz eine Fülle von Objekten, die, wie Schliemann in seinem Telegramme an den König von Griechenland mit

Stolz sagen konnte, „ausreichen, um allein ein großes Museum zu füllen." Man schätzt den reinen Metallwerth der gefundenen Goldsachen allein auf 30,000 Mark.

Da Schliemann an den Skeletten und in den Gräbern starke Spuren von Brand entdeckt hat — wir wollen annehmen, daß ihm seine Phantasie hier keinen Streich gespielt, — war die Begräbnißstätte jedenfalls der Schauplatz gewaltsamer Vorgänge gewesen, deren Art und Weise wir natürlich nicht mehr ermitteln können. Für Schliemann trägt dieser Umstand freilich zur Verstärkung seiner Hypothese bei. Da einige Leichname auch mit offenbarer Anwendung von Gewalt in eine unnatürliche und gezwungene Lage gebracht sein sollen, so glaubt er, die Mörder hätten die Todten in aller Eile in die Felsengräber gebettet, und sie innerhalb derselben verbrannt, ohne abzuwarten, bis der Verbrennungsprozeß vollendet. Und trotzdem sollten sie sich noch die Zeit genommen haben, so ungeheure Mengen von Goldschmuck aufzuhäufen, wie sie Schliemann gefunden hat? Auch darauf weiß der niemals verlegene Schatzgräber eine Antwort. Die Mörder hätten, so meint er, wenigstens die äußere Schicklichkeit wahren und die Gemordeten mit königlichem Pomp bestatten wollen. Mit riesigen Schätzen und in aller Eile? Wer findet da den Reim? Gladstone, der helfend eintritt, wo Schliemanns Kombinationstalent den Boden verliert. Zuvor müssen wir noch des Umstandes gedenken, daß sich auf den Gesichtern der Todten sehr naturalistisch gebildete, goldene Masken vorfanden, deren Verfertiger offenbar bestrebt gewesen waren, die Gesichtszüge der Todten nachzubilden. „Orestes, so lautet der pythische Spruch Gladstonescher Weisheit, „hat die Gräber später öffnen lassen und, um den Todten Genugthuung zu verschaffen, die Verbrennung angeordnet. Diese war wegen der Tiefe und des Mangels an Luftzug unvollkommen." Wir stehen also, Dank der Mitwirkung des englischen Homerforschers, vor der folgenden Kette von wunderbaren Thatsachen. Die Todten wurden in den Felsengräbern mit all ihrem königlichen Schmuck, mit goldenen Brustplatten und mit goldenen Gesichtsmasken, die ihre Züge menschenähnlich konserviren sollten, beigesetzt. Dann kam Orestes und ließ die Todten, ohne sich im geringsten um die Kostbarkeiten und die Masken zu kümmern, verbrennen. Wir würden uns aus diesem Wirrsal schwerlich herausfinden, wenn wir den Ausweg nicht schon oben gezeigt hätten.

Glücklicherweise ist der schwarze Plan des Orestes nur theilweise gelungen: der Goldschmuck und die übrigen metallenen Geräthe und Schmuckgegenstände haben glänzend die Feuerprobe bestanden, um sie fast nach drei Jahrtausenden noch einmal vor der archäologischen Kritik zu bestehen.

Um einen Anhaltspunkt über die Zeit und den Ursprung der Gräber

— das ist am Ende die wichtigste der sich hier aufdrängenden Fragen — zu gewinnen, wollen wir einen Blick auf den Inhalt eines Grabes, und zwar auf den des reichsten, des dritten in der von Schliemann aufgefundenen Reihe werfen. Im dritten Grabe fand er die Ueberreste von drei Personen, die nach der Kleinheit der Knochen, besonders der Zähne, und nach den Massen von Frauenschmuck zu urtheilen, die darin gefunden wurden, Frauen gewesen sein müssen. Wie in den anderen Gräbern lagen die Gerippe drei Fuß von einander entfernt — das spricht auch gegen eine hastige Bestattung — und zwar mit dem Kopfe nach Osten und den Füßen gen Westen. Sie waren mit einer Schicht von Kieselsteinen bedeckt und lagen auf einer Schicht gleicher Steine. Die Körper waren buchstäblich mit Juwelen und Gold überladen. Sowohl unter den Gerippen als über ihnen und um dieselben herum fand Schliemann 701 goldene, schön ornamentirte Platten, theils kreisförmige im Durchmesser von $2\frac{1}{2}$ Ztm., theils solche in Form von ziemlich naturalistisch durchgebildeten Baumblättern und Palmetten. Eines der runden Blätter zeigt ein schmetterling- oder bienenartiges Thier, ein anderes ein vielfüßiges Fabelthier, in welchem Schliemann's Phantasie einen Tintenfisch erkennt, die anderen sind mit gepreßten Ornamenten geziert, die aus konzentrischen Kreisen und aus Spiralen bestehen, welche mit großer Virtuosität zu den verschiedenartigsten Combinationen verbunden sind. Auf vielen Blättern findet sich auch ein Ornament, welches dem ausgebreiteten Kelche einer Aster ähnlich sieht.

Wozu haben diese Blätter gedient? Schliemann hielt sie für Miniaturabbildungen von Schilden. Schilde im Grabe von Frauen! Wie bei den oben beschriebenen Grabstellen geben uns auch hier die Monumente von Ninive die erwünschte Aufklärung und zugleich den ersten festen Anhaltspunkt für die Datirung der Gräber. Die großen Alabastertafeln mit den Bildern der altassyrischen Könige, die im sogenannten Südwestpalast von Nimrud, dem ältesten Theile der Riesenstadt am Tigris, gefunden wurden, zeigen uns dieselben runden Blätter mit denselben Ornamenten, unter welchen das asterförmige am häufigsten wiederkehrt, als Agraffen von Armspangen, als Diademe, Stirn-, Mützen- und Halsbänder auf Binden aneinandergereiht, als Besatz der Prunkgewänder u. s. w. Hermann Weiß hat im ersten Bande seiner unübertrefflichen „Kostümkunde" über diese Goldbleche und ihre vielfache Verwendung an der Kleidung der luxusliebenden Assyrier gesprochen. Er glaubt aus den Monumenten folgern zu können, daß diese runden Ornamente ursprünglich in die dicken Gewänder eingewebt und daß erst in späterer Zeit wirkliche Goldbleche aufgenäht worden sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die in den mykenäischen Gräbern in so erstaunlicher Anzahl gefundenen Goldblätter dieselbe Verwendung gehabt haben. In einem Grabe bei Kertsch

sind ganz ähnliche Platten gefunden worden. Dort fand man sie an den Wänden des Felsengrabes, und aus deutlichen Spuren ließ sich erkennen, daß an den Wänden Kleider aufgehängt, daß diese im Laufe der Zeit in Staub und die Goldbleche auf die Erde gefallen waren. In den Gräbern zu Mykenae mag das Feuer — immer die Richtigkeit der Schliemann'schen Mittheilungen vorausgesetzt! — noch dem Zahne der Zeit zuvorgekommen sein.

Die ältesten assyrischen Monumente reichen nicht über das Jahr 1000 hinaus, während die jüngeren, die in den Ruinen von Khorsabad und Kuijundschuck gefundenen, bis auf das Jahr 700 zurückgehen. Mit diesen Bestimmungen ist zugleich die Zeitgrenze angegeben, in welche die mykenäischen Gräber zu setzen sind. Der Zusammenhang der in ihnen gefundenen Schmucksachen mit denen der Assyrier, die sich einer sehr frühzeitig ausgebildeten Goldschmiedekunst erfreuten, ist unzweifelhaft. Denn die Kultur ging von Osten nach Westen.

Wie aber sind die Hellenen des homerischen Zeitalters mit den Produkten der assyrischen Goldschmiedekunst bekannt geworden? Professor Köhler hat in einer zur Feier des Geburtstags Winkelmanns im archäologischen Institut zu Athen abgehaltenen Sitzung die Vermuthung aufgestellt, daß die mykenäischen Gräber karischen Ursprungs wären. Die Karer, ein barbarischer, aus Asien eingewanderter Stamm, bevölkerten gegen das Ende des 12. Jahrhunderts v. Chr. die Inseln des Aegäischen Meeres. Sie gewannen nicht nur die Seeherrschaft über den ganzen Archipelagos, sondern gründeten auch an den Küstenstrichen von Griechenland zahlreiche Kolonien. Das Symbol des karischen Gottes, die Doppelaxt, findet sich wirklich auch auf den mykenäischen Schmucksachen abgebildet. Ferner stimmen die zahlreichen Waffenfunde in den Gräbern von Mykenae mit den Angaben des Thucydides, welcher berichtet, daß die Karer ihre Todten mit den Waffen zu bestatten pflegten, eine Sitte, die uns z. B. aus den homerischen Gesängen bei der Bestattung der Leiche des Patroklos nicht bekannt ist. Köhler setzt demnach das Alter der mykenäischen Gräber in die Zeit, welche zwischen dem zwölften und zehnten Jahrhundert liegt. In einer so grauen Vorzeit fallen ein paar Säcula mehr oder weniger nicht ins Gewicht.

Die ältesten Ueberlieferungen der Griechen wissen von seefahrenden, handeltreibenden und kunsterfahrenen Stämmen zu berichten, welche Herodot unter dem Namen der Phönizier zusammenfaßt. Bald hießen diese Stämme Karer, bald Kureten, Leleger, Pelasger, je nach örtlichen Traditionen oder nach zeitlichen Bestimmungen. Ludwig Roß, Raoul Rochette und Julius Braun haben, wie Lindenschmit à propos erinnert hat, die Ansicht verfochten, daß die Phönizier Herodots mit jenen Stämmen identisch sind. Wir glauben, daß die

Schliemannschen Funde das erste positive Material für die Richtigkeit dieser in genialer Divination aufgestellten Hypothese gebracht haben und darin liegt ihre ungeheure Bedeutung für die Alterthumswissenschaft.

Wir haben noch fernere Beweisgründe. Auf Cypern und Rhodos sind Gemmen und Thongefäße entdeckt worden, die, wie Newton angegeben hat, vollkommen mit den gleichartigen Funden in Mykenae übereinstimmen. In einem cyprischen Grabe fand man auch eine goldene Gesichtsmaske. In Spata, einem Dorfe zwei Meilen östlich von Athen gelegen, fanden sich ähnliche Schmucksachen, u. a. ein aus Knochen geschnitzter Manneskopf mit einer hohen assyrischen Mitra. Endlich haben sich — und das ist am Ende ein Beweis, gegen den sich kein widerlegendes Argument aufführen läßt — in dem ersten der von Schliemann entdeckten Gräber Bruchstücke eines Straußeneies vorgefunden, welches noch völlig aus denselben zusammen gesetzt werden konnte, ein Beweis also, daß in Mykenae ein Handel mit orientalischen Produkten getrieben wurde.

Die Frage, ob die in den Gräbern entdeckten Schmucksachen, zu denen sich außer den beschriebenen Goldblättern noch prachtvolle Diademe, Halsketten, Ringe, Becher u. dgl. mehr gesellen, Produkte einer einheimischen Industrie oder importirt sind, wird sich schwer entscheiden lassen. Doch darf man annehmen, daß die „Phönizier" — wir behalten diesen Kollektivnamen bei — in ihren Kolonien auch die heimischen, aus dem fernen Orient überkommenen Künste betrieben haben. Ein Beweis dafür sind die spiralförmigen Ornamente, die sich auf den Fragmenten der räthselhaften Halbsäulen befinden, welche schon vor längerer Zeit an dem Eingange zum sogenannten Schatzhause des Atreus bloß gelegt worden sind. Sie stimmen in Form und Technik ganz genau mit den Ornamenten auf den Schliemann'schen Goldsachen überein. Wie treffend hat Lübke geurtheilt, als er, lange vor dem Bekanntwerden der Schliemann'schen Funde, in seiner Architektur 5. Aufl. 1875 S. 100 von diesen Säulenfragmenten sagte: „Die Art der Ornamente verräth ein an asiatische Kunst und zwar an Bronzetechnik erinnerndes Formgefühl."

Wir sind am Ende unserer kritischen Prüfung der Schliemannschen Funde angelangt. Armer Schliemann! Wie hat sich das Blatt gewendet! Was er für die Spuren hellenischer Kultur, für die Ueberreste des glänzenden, homerischen Zeitalters gehalten, das hat sich als die Spuren nicht griechischer Ansiedlungen erwiesen. Sein Verdienst um die Wissenschaft ist dadurch vielleicht ein größeres geworden. Denn Schliemann hat das lang vermißte Bindeglied gefunden: Den Zusammenhang der asiatischen Kunst mit den Anfängen der hellenischen. Eine epochemachende Entdeckung, deren entscheidende Bedeutung sich jetzt auch nicht einmal annähernd feststellen läßt. Schlie-

mann hat der Wissenschaft ein Material geliefert, mit dessen Bearbeitung sie noch lange zu thun haben wird.

Und Agamemnon und seine Gefährten? Ihre Gräber und das Zeitalter Homers? Wo ist Platz für sie in der griechischen Geschichte? — Wir sagen lachend mit dem Dichter: „Ein Narr wartet auf Antwort!"

Adolf Rosenberg.

Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens.

Von Max Jähns.

VII.

12. Epameinondas.

Die hinterlistige Besetzung der Kadmeia, (der Akropolis Thebens) durch lakonische Truppen ward der Ausgangspunkt einer neuen Phase der griechischen Geschichte, welche auch für die Kriegskunst von der höchsten Bedeutung wurde. — Denn nun erhob sich Epameinondas.*) — Epameinondas ist vielleicht die edelste Kriegergestalt des ganzen griechischen Alterthums. Von höchster militärischer Begabung, vereinigte er mit der feinsten hellenischen Bildung heiße Vaterlandsliebe und eine durch nichts zu erschütternde Uneigennützigkeit, wie sie zu jener Zeit in Griechenland sehr selten war. Alle Geschichtsschreiber sind einig in der freudigen Anerkennung seiner großen Natur. Innige Freundschaft verband ihn mit Pelopidas, der, einem viel reicheren und vornehmeren Thebanergeschlechte entstammend wie Epameinondas, sich doch diesem als dem höher begabten gern und willig unterordnete und ihn in bewunderungswürdiger Weise unterstützte. — Beide Männer vereint befreiten Theben, dem Athen zur Seite trat.

Zunächst waren mit den äußerst beschränkten Mitteln, welche dem Epameinondas zur Verfügung standen, keine weiteren Erfolge zu erringen; es mußte schon als etwas Großes gelten, daß man sich in achtjährigem, langsam fortgeschleppten Kriege erhielt. Epameinondas benutzte diese Zeit jedoch so einsichtsvoll und energisch zur inneren Kräftigung seiner Vaterstadt, daß er sich in der Lage sah, den faulen Frieden, welcher jenen stockenden Krieg beenden sollte, zurückzuweisen. Im Juni 371 fand nämlich ein Friedenskongreß zu Sparta statt. Man beschloß, daß alle griechischen Gemeinwesen ihre Ortshoheit zurückerhalten, von allen fremden Befehlshabern und Besatzungen befreit werden

---

*) Für das Folgende vergl. besonders Curtius, Köchly und Rüstow.

und einzeln die Friedensbedingungen beschwören sollten. Ferner sollte unter Aufsicht eines dafür ernannten Ausschusses eine allgemeine Entwaffnung zu Wasser und zu Lande stattfinden. Das klang sehr schön und war doch weiter nichts als ein heuchlerisches Manöver der Spartiaten, welche die größeren Staaten schwächen wollten, um die kleineren desto sicherer zu unterdrücken, ein Manöver, das vor Allem den Zweck hatte, die seit unvordenklicher Zeit bestehende Hegemonie Thebens über die boiotischen Gemeinden aufzulösen. — Die Mehrheit nahm jene Bedingungen an; die thebanischen Gesandten aber wollten es nur als Vertreter der boiotischen Eidgenossenschaft thun. Da sprang Agesilaos auf und frug barsch: „Wollt ihr die Städte freilassen?!" „Ja", erwiderte kurz und schneidend Epameinondas, „wenn ihr euere Periöken freilaßt!" Wüthend über diesen Trotz löschte Agesilaos den Namen Thebens von der Urkunde und schloß es damit von der Friedensgemeinschaft aus.

Es war ein Gedanke von bewunderungswürdiger Kühnheit, mit jenem Theben, das, einer selbstständigen Kriegführung ganz ungewohnt, sogar der eigenen Landschaft unsicher war, in die Schranken zu treten gegen das mächtige straffgeordnete Sparta. Epameinondas aber hatte seine Vaterstadt darauf vorbereitet durch sittliche und politische Hebung der Bürgerschaft. Im Sinne der vornehmen Weltanschauung des Pythagoras hatte er aus den hochherzigsten Jünglingen jene „heilige Schaar" gebildet, welche Pelopidas führte und welche gewissermaßen das Stammvolk eines neuen Theben sein sollte, eine Stiftung, in die kein Adelsvorrecht Eintritt gewährte, in der dagegen das Soldatische mit ethischen und politischen Gesichtspunkten verschmolzen ward. — An diesem Vorbilde erhebt sich der Staat. Die Bürgerschaft wird durch hingebende Uebung stark in den Waffen, und binnen kurzer Frist (von 379—362) schwingt Theben durch eigene Kraftentwickelung sich zum Mittelpunkte einer Eidgenossenschaft empor, welche das gefürchtete Sparta demüthigt, ihm die Hälfte seines Landbesitzes entreißt, neue Städte und Staaten im Peloponnes hervorruft, Thessalien zur Heeresfolge zwingt, Byzanz und Rhodos zu einem Seebunde vereinigt und mit dem Auslande als Vorort von Hellas verhandelt.

Es ist dem Epameinondas nicht leicht geworden, das thebanische Volk für die Aufnahme des gewaltigen Kampfes zu gewinnen, denn dies Volk hatte nicht umsonst den Ruf einer gewissen Beschränktheit und Bigotterie. Er bekämpfte den Aberglauben mit seinen eigenen Waffen. Als die Keule des thebanischen Herakles und der Speer der Athene aus ihren Heiligthümern verschwunden sein sollten, beschwichtigte Epameinondas die Angst der Menge mit der Erklärung, jene Götter selbst seien für sie ausgezogen in den Kampf; und als beim Aufbruch des Heeres der Wind ein Fahnenband abriß und auf die Gräber entführte, so daß es allen Kriegsleuten grauste, schlug er den Eindruck

mit den Worten Hektors nieder: „Ein Wahrzeichen nur gilt — das Vaterland zu retten!“

Da die Thebaner der letzten Aufforderung, die boiotischen Städte frei zu geben, nicht entsprachen, so ertheilten die spartanischen Ephoren dem Könige Kleombrotos Befehl, mit einem Korps, das, den Friedensbestimmungen zuwider, noch in Phokis stand, gegen Theben zu marschiren. Kleombrotos verfügte über die zwei ersten Lochen von 4 Moren; die zweiten Lochen derselben Moren wurden ihm nachgesandt, so daß seine lakedaimonische Streitmacht auf etwa 4000 Mann stieg. Hierzu kamen noch 8000 Bundesgenossen zu Fuß und 1000 Reiter.

Statt wie erwartet von Nordwest rückte Kleombrotos nach Wegnahme des Hafens bei Kreusis von Südwesten her in die boiotische Landschaft ein und zog den Abhang des Kithäron entlang in die offene, etwa ¼ Stunde breite Thalebene von Leuktra. Auf dem leise ansteigenden nördlichen Rande dieser Ebene befand sich das Lager der Thebaner. Ihm gegenüber am Südrande schlug Kleombrotos das seine auf und umgab es mit einem Graben.

Die Thebaner dürften kaum mehr als 6000 Mann gezählt haben: 4500 Hopliten, 1500 Leichtbewaffnete und 500 Reiter. Sie waren nur halb so stark wie die Gegner, und es ist begreiflich, daß die Stimmen der Boiotarchen, so hießen die thebanischen Strategen, getheilt waren, ob man die Schlacht annehmen solle oder nicht. Durch Stichentscheid im Kriegsrath wurde jedoch beschlossen, Stand zu halten, und Epameinondas mit dem Oberbefehl betraut.

Die neuen Elemente der Taktik, welche Xenophon während der Anabasis entwickelt, hatten bisher noch zu keinem neuen System der Schlachtentaktik geführt. Die höhere Beweglichkeit der Truppen hatte wohl hie und da ein besseres Ausnützen der Umstände begünstigt; aber prinzipielle Aenderungen in der Grundanordnung der Massen waren nicht eingetreten. Bei Leuktra that Epameinondas diesen Schritt. Er theilte das Heer in einen Offensiv- und einen Defensiv-Flügel, von denen der letztere sich nur beobachtend verhalten und gewissermaßen als Reserve dienen sollte; während der Offensivflügel, quantitativ und qualitativ stärker als jener, den Feind zuerst und mit möglichst gesteigerter Stoßkraft an dessen stärkster Stelle anpacken sollte. — Die stärkste Stelle der bisherigen griechischen Heere war aber immer der rechte Flügel; denn mit diesem suchte man ja hergebrachtermaßen den linken Flügel des Gegners zu umfassen. Aus diesem Grunde mußte der Offensivflügel des Epameinondas sein eigener linker sein; um ihm aber die nöthige Stoßkraft zu verleihen, gab er ihm die von Xenophon erfundene Kolonnenform des Orsios lochos.

Nur den rechten Flügel stellte er also in der gewohnten linearen Hopliten-phalanx auf, den rechten formirte er in einer Epagoge, welche 50 Mann Tiefe hatte (wahrscheinlich 6 Staffeln, 5 zu 8 Mann und eine zu 10 Mann Rotten-tiefe). Die letzte dieser Staffeln bildete die heilige Schaar des Pelopidas. Den linken Flügel der Kolonne deckte die Reiterei.

Die unzuverlässigen Thespier, zu deren Stadtgebiet das leuktrische Feld gehörte, entließ Epameinondas vor der Schlacht in die Heimath, damit sie nicht durch Lauheit oder Verrath die Sache gefährdeten. Aber sie wurden von den Peltasten der Phokier zurückgewiesen.

Kleombrotos rangirte sein Heer am Abhange des Hügels, auf dem das Lager stand, die Enomotien auf 3 Rotten, die Tiefe zu 12 Gliedern. Den rechten Flügel nahmen die Spartaner, den linken die Bundesgenossen ein: rechts und links des Fußvolks war die Reiterei angeordnet. Nach vollzogener Aufstellung rückte der König vom Abhang in die Ebene vor. Die Reiterei des rechten Flügels scheint dabei dem Fußvolk vorausgeeilt und geradeaus geblieben zu sein, während die Hopliten sich rechts zogen. So kam die spartanische Kavallerie, statt den Flügel der Phalanx zu decken, vor die Front derselben zu stehn. Epameinondas benutzte diesen Moment sofort und ließ die Reiterei seines linken Flügels attackiren, während er selbst unmittelbar mit seiner Angriffskolonne folgte.

Die boiotische Reiterei, viel gewandter als die lakedaimonische, warf diese beim ersten Anprall und zwar wahrscheinlich auf den linken Flügel der lakedaimonischen Moren, also ungefähr auf die Mitte des ganzen Heeres. Dadurch wurde natürlich diese Mitte am Vorrücken gehindert, während beide Flügel frei blieben. Der rechte überflügelte die Angriffskolonne der Thebäer; der linke, aus den Bundesgenossen gebildete, sah den rechten flachen Hoplitenflügel der Thebäer in seiner zurückgezogenen Haltung und fühlte sich durch diese zu beschleunigtem Vorgehen aufgefordert. Auf diese Weise entstand vermuthlich die halbmondförmige Stellung, welche Diodor den Lakedaimoniern zuschreibt.

Die linke Flanke der boiotischen Angriffskolonne war ursprünglich durch die Reiterei gedeckt gewesen; durch ihr Vorgehen gegen die lakonische Kavallerie hatte jene Deckung aufgehört, und in der That schwenkte Kleombrotos, diesen Umstand benutzend, gegen die linke Flanke der Kolonne ein. Da brach Pelopidas an der Spitze der heiligen Schaar von der Queue her links heraus und bedrohte die rechte Flanke und den Rücken der Lakedaimonier. Ueberrascht durch ein so ganz unerhörtes Manöver, wollte Kleombrotos seinen rechten Flügel wieder zurücknehmen; dabei riß jedoch Unordnung ein, und eben in diesem gefährlichen Augenblick warf sich Epameinondas auf die Front der Spartaner. Diese wurden aufgehalten Pelopidas griff sie von Flanke und

Rücken her an, und es entbrannte ein hartnäckiges Gefecht Mann gegen Mann. Die Lakedaimonier fochten anfangs mit altbewährter Tapferkeit; aber als die angesehensten Spartiaten und unter diesen der König selbst gefallen waren, wandten sie sich zur Flucht. In diese wurde der linke, nur aus Bundesgenossen bestehende Flügel sogleich mit fortgerissen. Im Lager sammelte sich das geschlagene Heer.

Die Angaben über die **Verluste** gehen sehr auseinander. Uebereinstimmend schätzen Xenophon und Pausanias den Verlust der Lakedaimonier auf 1000 Todte, wobei 700 Spartiaten. Diodor aber giebt ihren Gesammtverlust auf 4000 Mann an. — Auf boiotischer Seite fielen Diodor zufolge 300, nach Pausanias nur 47, was denn doch sehr unwahrscheinlich ist.

Die taktische Formation, welche Epameinondas hier bei Leuktra zum erstenmale angewendet hatte, ist nun die berühmte, vielgenannte **schiefe Schlachtordnung** (λοξήφαλαγς), deren Kriterium wesentlich in der Unterscheidung von Offensiv- und Defensivflügel liegt und in der Anordnung des ersteren in tiefer, oder, wie die Griechen sagen, aufrechter Form, bei Beibehaltung der flachen Stellung für den Defensivflügel. Der letztere wird in der Schlacht, wie man es heute nennen würde, „versagt;" während der erstere auf den Durchbruch berechnet, unter allen Umständen vorwärts soll und deshalb auch in seiner linken Flanke zu schützen ist — sei es durch Reiterei und Leichtbewaffnete, sei es aus der Tiefe her durch vorzuziehende Theile der Kolonne selbst. „Die Ansicht von der schiefen Schlachtordnung als entstünde sie durch eine Schwenkung der ganzen Heerlinie um die äußerste Spitze des Defensivflügels, so daß nun die beiden Heere auf dem Offensivflügel unter einem spitzen Winkel zusammenträfen, die Phantasie von der Schwungkraft, welche die Kolonne durch die Schwenkung erhalten soll — alle diese Dinge haben weder Grund noch Boden." Sie sind aber lange Zeit Axiome der Kriegskunst gewesen, zumal im 17. und 18. Jahrhundert und stammen besonders von Folard her. „Man war eben damals", wie Rüstow sehr bezeichnend sagt, „dermaßen in die Lineartaktik verrannt, daß man das einfache System des Epameinondas, seine Gefechtskolonne, gar nicht begreifen konnte und daher allerhand Abenteuerlichkeiten hinter ihr suchte. Nimmt man an, daß die griechischen Taktiker zur Zeit des Epameinondas nur halb so verrannt gewesen in die alte Taktik der Linear-Phalangen, so gewinnt man eine Vorstellung davon, wie bedeutungsvoll und groß der Fortschritt des Epameinondas war."

Als die Trauerkunde von der Schlacht bei Leuktra nach Sparta gelangte, wurden dort gerade die Gymnopädien gefeiert. Um in den Augen der vielen Fremden, welche dem Turnfest beiwohnten, die Würde des Staates zu wahren,

hielten die Ephoren mit der Botschaft zurück. Erst Abends nach Abschluß der Spiele sandten sie die Namen der Gefallenen in die einzelnen Häuser, jede laute Klage verbietend. — Schnell wurde eine neue Bewaffnung angeordnet, die alle Bürger bis zum 60. Jahre, sogar mit Einschluß der Beamten umfaßte. An die Bundesgenossen erging ein Aufgebot, dem diese, welche noch nichts von der Niederlage wußten, schnell und gehorsam entsprachen.

Das lakonische Heer bei Leuktra, wie es sich in sein Lager zurückgezogen hatte, übertraf auch nach der Niederlage noch das der Thebäer an Zahl, und es fehlte nicht an Stimmen, welche für Erneuerung der Schlacht eintraten. Indessen die Verstimmung der im Heer befindlichen Bundesgenossen ließ doch davon abstehen. — Auch die Thebäer wünschten den Kampf zu erneuern, doch in Gemeinschaft mit ihren bisherigen Verbündeten, den Athenern und Thessalern, um der Vernichtung des lakonischen Heeres sicher zu sein. Aber die Athener empfingen die Siegesnachricht mit sichtbarem Neide, und der Tagos der Thessaler, Jason, der mächtige Tyrann von Pherä, eilte zwar mit einem Heerhaufen herbei; doch statt, wie die Thebäer gehofft, mit ihnen vereint die Peloponnesier anzugreifen, trat er als Vermittler und Schiedsrichter auf. Unter solchen Umständen wurde eine Uebereinkunft geschlossen, zufolge derer die Lakedaimonier ungehindert heimkehren durften. Ihre Polemarchen waren aber so besorgt vor Verrath, daß sie es vorzogen, sich in einen Nachtmarsche durchzuschleichen. Für dies Verhalten und für die Flucht in der Schlacht hätten die Lakedaimonier nach der alten Gesetzesstrenge als Feldflüchtige mit Ehrlosigkeit und lebenslanger Beraubung des Waffenrechts bestraft werden müssen; aber König Agesilaos, sonst ein so strenger Hüter des Herkommens, that den Ausspruch: „das Gesetz solle für heute ruhen, von morgen an aber wieder in Kraft treten." — In Megara vereinigte sich das geschlagene Heer mit dem allgemeinen Aufgebote, welches Archidamos heranführte, und dieser ging mit der vereinigten Macht nach Lakedaimon zurück.

In der That hatten die Spartaner alle Ursache, die noch vorhandenen Kräfte zu schonen; denn die Kunde von Leuktra wirkte wie ein Blitzstrahl auf die Bundesgenossen im Peloponnes und auf die gutsgehörige Landbevölkerung Lakoniens. Wenn sich unter den Heiloten und Messeniern unheimliche Gährung kundgab, so wurden in Elis, Mantineia und anderen Städten des Peloponnes die unterdrückten Volksherrschaften wiederhergestellt; ja in Argos stand das rasende Volk in Masse wider die Edlen auf und erschlug ihrer 1200 mit Knitteln.

Während so der Peloponnes in gräuelhaften Parteikämpfen nach einer neuen Staatsordnung rang, gewann der boiotische Bundesstaat unter Thebens

Leitung immer mehr Festigkeit. Viele Völkerschaften schlossen Verträge mit ihm und versprachen Heeresfolge.

Einen gefährlichen Rivalen aber hatten die Thebäer in Jason von Pherä. Seine großen Reichthümer gestatteten ihm, ein persönliches Söldnergefolge von 6000 Mann zu halten, und seit er Tagos von Thessalien war, gebot er über 8000 Reiter und 20,000 Hopliten. Ein Feind Spartas so lange es mächtig war, richtete er sich nach dem leuktrischen Siege gegen Theben. Er hatte die Absicht, an der Spitze seines Heeres in Phokis einzubrechen und den Tempelschatz in Delphi an sich zu bringen; aber seine Tage waren gezählt. Bei einer Heerschau wurde er ermordet und Theben war von einer großen Sorge befreit.

Sparta dagegen entstand eine neue drohende Gegenmacht in den kräftigen und streitbaren Bewohnern des arkadischen Alpenlandes, die bisher in ihren kleinen Bauerschaften und Thalgemeinden vereinzelt das einförmigste Hirtenleben geführt und nur durch die Sitte des Reislaufens, die bei ihnen wie bei den Schweizern von Alters her bestand, einigen Zusammenhang mit dem übrigen Hellas gehabt hatten. Jetzt, nach der Schlacht von Leuktra, schien der Augenblick gekommen, um durch Gründung einer Eidgenossenschaft zu einer sich selbst bestimmenden Macht zu werden. Man traf Vorbereitungen zur Begründung eines arkadischen Gesammtstaates und gründete an der lakonisch-messenischen Grenze die gemeinsame Hauptstadt Megalopolis, welche man mit Ringmauern befestigte. Hier tagte die Landesgemeinde der Zehntausend als Vertreter in der arkadischen Eidgenossenschaft, und eine stehende Schaar besoldeter Krieger oder Eliten (Eparitoi) verschaffte ihren Beschlüssen Nachdruck und stand im Kriege der Landwehr zur Seite.

Es lag in der Natur der Dinge, daß Theben das Emporkommen dieses neuen Staates unterstützte. Sobald die Spartaner Miene machten, gegen Arkadien vorzugehen, erschienen die Boiotarchen, an ihrer Spitze Epameinondas und Pelopidas, mit einem Heere von 15,000 Hopliten in Mantineia. Das spartanische Heer zog sich zurück, und da es um die Zeit der Wintersonnenwende war und die Amtszeit der Boiotarchen ablief, so riethen viele Thebaner zur Rückkehr. Epameinondas und Pelopidas aber beschlossen auf ihre eigene Verantwortung einen Zug nach Lakonien. Die anderen Boiotarchen traten zurück; denn auf unberechtigter Weiterführung des Feldherrnamtes stand die Todesstrafe.

Mit 70,000 Mann Hopliten und Leichtbewaffneten, weche durch den Zuzug der Arkader, Eleer und Argeier zusammengekommen waren, rückte Epameinondas in das Gebiet Lakedaimons ein. Der Anmarsch geschah in 4 Kolonnen. Der arkadischen Heeressäule gegenüber opferte sich der Spartaner

Ischolaos, der den Paß von Jon hütete, wie ein zweiter Leonidas; doch die Vereinigung der vier Heersäulen bei Sellasia gelang; Epameinondas zog auf dem östlichen Ufer des Eurotas südwärts. In dieser Gefahr rettete Agesilaos die Vaterstadt. Mit hoher Besonnenheit und Umsicht traf er die Anstalten zur Vertheidigung des mauerlosen Sparta, indem er die kampfbegierige junge Bürgerschaft dort festhielt und die Heiloten unter Zusicherung bürgerlicher Rechte zu den Waffen rief. Seine Vorkehrungen zur Abwehr erschienen so zweckmäßig, daß Epameinondas vorzog, die Eurotasbrücke nicht zu forciren. Er ging bei Amyklä über den angeschwollenen Strom, gab aber nach einigen tastenden Versuchen den Angriff auf Sparta auf und zog in die Thalebene des Pamisos, um einen lange gehegten großen Plan in Ausführung zu bringen: die Herstellung Messeniens.

Schon vor dem Einmarsch in den Peloponnes hatte Epameinondas Boten nach Sizilien, Italien und Lybien gesandt, um die versprengten Reste des des verfolgten Messenervolkes zur Rückkehr in das Land ihrer Väter aufzufordern und nun erhoben sich auf seinen Ruf die geknechteten Bewohner Messeniens selbst und erbauten unter seinem Schutze am Fuße der alten Bergfeste Ithome, um welche einst so heiß gestritten worden, die neue Stadt Messene. Der Bau stieg wunderbar schnell empor; schaarenweise strömten die Vertriebenen herbei, und in überraschender Weise gelang wirklich eine vollkommene Herstellung des alten dorischen Staates. — Solche Erfolge der Thebäer weckten die Eifersucht Athens und es sandte den Iphikrates mit einem Söldnerheere auf den Isthmos, um dem heimkehrenden Epameinondas, der sehr bedeutende Theile seines Heeres zum Schutz der neuen Staaten Arkadien und Messene im Peloponnes zurücklassen mußte, den Weg zu verlegen. Aber der große Thebaner wußte den berühmten Söldnerführer, der keine namhafte Kampflust zeigte, durch täuschende Bewegungen zu umgehen und gewann ungefährdet die Heimat.

Hier wurde er zwar wegen eigenmächtiger Anmaßung des Heeresbefehls auf den Tod angeklagt, und er erkannte die gesetzliche Berechtigung der Klage an. Auf seine Bitte aber, ihm auf den Grabstein die Worte zu setzen: er habe nur deshalb das Gebot übertreten und sich das Todesurtheil zugezogen, weil er in Lakonien eingefallen sei und Messenien hergestellt habe, wurde die Klage ohne Weiteres niedergeschlagen.

Hätten sich die drei mächtigsten Staaten zu einer Theilung der Oberherrlichkeit in Griechenland einigen können, so daß Theben an die Spitze der nördlichen Landschaften getreten wäre, Sparta im Peloponnes die Führung behauptet und Athen über die Seestaaten geboten hätte, so würde Griechenland vielleicht zu einem friedlichen Zusammenleben auf föderativer Grundlage gelangt sein. Zu solcher Ausgleichung fehlten jedoch guter Wille und Vertrauen, und

die Erfolge Thebens waren überdies zu jung, um diesen Staat schon als vollkommen ebenbürtig erscheinen zu lassen. So sehr man auch die Tapferkeit, Ordnung und Mannszucht der thebäischen Truppen bewunderte, so vermochte sich doch in den Augen der Hellenen dieser neu erworbene Ruhm noch keineswegs mit der alten Waffenehre Spartas zu messen, zumal dies seine Stadt so rühmlich vertheidigt hatte. Die kriegerische Tüchtigkeit war aber der einzige Vorzug, den die Thebaner für sich geltend machen konnten; in allen übrigen Dingen: Handel, Industrie, Seefahrt, Kunst und Wissenschaft, waren sie eben das, was man in Griechenland mit sprichwörtlichem Spotte „Boiotier" nannte. — In Folge dessen verbündeten sich Athen und Sparta gegen Theben, beschlossen die Vereinigung ihrer Streitkräfte und verabredeten, daß der Oberbefehl über dieselben von fünf zu fünf Tagen wechseln sollte. Der klügere Vorschlag: Sparta möge zu Land, Athen zur See befehligen, fiel durch, weil in diesem Falle die Athener die Periöken und Heiloten der lakonischen Flotte, die Spartaner dagegen die attische Bürgerwehr dauernd befehligt haben würden, wozu man sich nicht entschließen konnte.

Die Staaten des nördlichen Peloponnes traten diesem Bündniß bei; Arkadien und Messenien sahen sich auf's Aeußerste bedroht, und so brach Epameinondas zum zweitenmale mit einem Heere von 8000 Hopliten nach der Halbinsel auf. Obgleich die Verbündeten Verschanzungen auf dem Isthmos angelegt und mit 20,000 Mann besetzt hatten, gelang es ihm dennoch, durchzubrechen, Verbindung mit Arkadien und Messenien herzustellen und beider Staaten Existenz zu sichern. Gegen den Heimgekehrten regte sich jedoch der Neid so entschieden, daß man ihn bei der Boiotarchenwahl umging und ihn nur zum Aufseher der Straßen und Kanäle ernannte, eine sehr bescheidene Stellung, in der sich Epameinondas indessen ebenso bewährt haben soll wie als Feldherr.

Während dieser Zeit war Pelopidas mit Schlichtung und Ordnung schwieriger und verwickelter Verhältnisse in Thessalien und Makedonien beschäftigt und zuletzt von dem thessalischen Tyrannen in enge Haft nach Pherä gebracht. Die Thebaner sandten zu seiner Befreiung ein Heer aus, in welches Epameinondas als gemeiner Kriegsmann eintrat. In Folge der Unfähigkeit der Boiotarchen wurde dies Heer im Gebirge eingeschlossen und in große Noth gebracht. Da übertrugen die Truppen dem Epameinondas den Oberbefehl, und dieser rettete sie nicht nur aus ihrer peinlichen Lage, sondern trieb auch den thessalischen Fürsten so in die Enge, daß er in die Herausgabe des Pelopidas willigte.

Leider wirkten die Erfolge des Epameinondas sehr ungünstig auf den Charakter der thebanischen Volksgemeinde, die bald denselben Uebermuth ent-

faltete, welcher Athen und Sparta so verderblich geworden war. Sie trug wesentlich Schuld daran, daß die Bemühungen ihres großen Feldherrn um einen dauerhaften Frieden scheiterten. Im Peloponnes brachen die wüstesten Kämpfe aus; Arkadien zerfiel in eine spartanische und eine boiotische Partei; selbst während der olympischen Spiele kam es zu einem Treffen, und bei der Weiterführung des Kampfes gegen Thessalien fiel der edle Pelopidas.

Jetzt sah Epameinondas ein, daß nur in der unbedingten Vorherrschaft eines Staates noch Heil zu finden sei für Hellas und er beschloß, Theben diese Hegemonie zu verschaffen. Seinem Scharfblick entging nicht, daß dies nur möglich sei, wenn den Athenern die Meeresherrschaft entrissen würde, und darum bewog er seine Landsleute zum Bau einer Flotte. Nicht als ob er die starke Landwehr an das verführerische Seeleben gewöhnen und dadurch den Heerbann der Hopliten entkräften wollte; die auf Sitte, Erziehung und Herkommen beruhende Kriegsweise sollte die vorherrschende bleiben; aber zur Begründung der Führerschaft in Hellas war die Flotte unumgänglich nothwendig. Die Anlegung von Werften und die Erbauung und Ausrüstung von 100 Trieren wurde beschlossen. Er selbst übernahm die Führung der Flotte und brachte durch sein Erscheinen die Inseln Chios und Rhodos sowie das wichtige Byzanz zum Abfall von Athen.

Neue Unruhen in Arkadien nöthigten indessen Epameinondas bald, abermals in den Peloponnes zu ziehn; denn die Sicherung der dort geschaffenen neuen Staaten stand ihm mit Recht in erster Reihe. Wenn Messene einträchtig und stark wurde, so war Sparta seines maßgebenden Einflusses auf den Peloponnes beraubt; und konsequenter als irgend einer der früheren Feldherrn, Perikles ausgenommen, hielt Epameinondas an dem einmal eingeschlagenen politischen Wege fest und achtete jeden Sieg nur für einen halben, dem nicht eine politische Maßregel folgte, die dauernden Nutzen aus dem Erfolge der Waffen zog. Das ist des Epameinondas volle Größe, daß er den Krieg als Mittel der Politik betrachtete.

Im Frühjahr 362 zog das Heer der Thebaner über Nemea ohne Hindernisse nach Tegea, während die Gegenpartei ihre Streitkäfte in Mantineia sammelte. Als Epameinondas vernahm, daß Agesilaos mit der lakedaimonischen Kriegsmacht den Weg zum allgemeinen Sammelplatze seiner Parteigenossen eingeschlagen habe, faßte er den Entschluß, mit einem raschen Nachtmarsch auf Sparta loszugehn und das leere Nest fortzunehmen. Durch einen Ueberläufer wurde Agesilaos von dem Plane unterrichtet; er beauftragte seinen Sohn Archimedos, die Stadt auf's Schleunigste in Vertheidigungszustand zu setzen und folgte seinem Eilboten mit der Reiterei. So fanden die Thebaner als sie sich, fast gleichzeitig mit Agesilaos dem Eurotas näherten, die Stadt Sparta

gut bewacht und geschützt. Zwar gelang es, bis zum Marktplatz vorzudringen; aber die Einnahme der höher gelegenen Stadttheile stieß auf den hartnäckigsten Widerstand. Niedergerissene Häuser und Verrammelungen sperrten die Zugänge; die spartanische Bürgerschaft that Wunder der Tapferkeit und bewies, wie Xenophon sagt, daß verzweifelnden Menschen Niemand leicht Stand hält. Epameinondas aber hatte keine Zeit zu verlieren; er mußte gewärtig sein, daß die starke bei Mantineia gesammelte Armee entweder in Eilmärschen den Isthmos überschreite und Theben bedrohe, oder zum Entsatz heranrücke und ihn unter ungünstigen Umständen zur Schlacht nöthige. Aus diesen Gründen stand er von weiteren Angriffen ab und wandte sich gegen Mantineia, den Sammelplatz des Feindes. Durch Wachtfeuer und einen Streifzug die Spartaner täuschend, führte er auf beschwerlichem Nachtmarsch das Heer nach Tegea zurück. Hier gönnte er dem ermüdeten Fußvolk kurze Rast; da er jedoch die Nachricht erhielt, daß Mantineia vom Gegner geräumt sei, weil dieser zum Entsatze Spartas aufgebrochen sei, sandte er einen Theil der Reiterei gleich weiter vor nach Mantineia. — Allein auch hier erfuhren die Thebaner die Ungunst des Schicksals. Eben näherten sich ihre Reitergeschwader der Stadt, als von der andern Seite attische Kavallerie in dieselbe einrückte. Durch die Bitten der um ihre Habe besorgten Bürger bewegt, ging diese Truppe den Thebäern entgegen und schlug sie, wenn auch mit großem Verluste, zurück. In diesem Reitergefechte blieb Gryllos, des Xenophon Sohn.

Bald nach der Niederlage jener Reiter zog Epameinondas mit dem Fußvolk heran, und nahm die Geschlagenen auf. Seine Truppen waren durch die vergeblichen Eilmärsche und Mühseligkeiten keineswegs entmuthigt, sondern folgten freudig ihrem Führer. Namentlich zeigte sich diese Stimmung bei denjenigen Arkadern, die auf böotischer Seite fochten. Es ist ein glänzendes Zeugniß für die Feldherrngröße des Epameinondas, daß sie, durch seine Persönlichkeit gewonnen, selbst Thebaner sein wollten und das böotische Wappenzeichen, die Herakleskeule, auf ihre Schilder setzten. Das ganze Heer des Epameinondas bereitete sich auf die bevorstehende Schlacht wie zu einem Feste vor.

Die Peloponnesier, welche des Feindes Abmarsch von Sparta früh erfahren und wieder Kehrt gemacht hatten, trafen fast gleichzeitig ein und ordneten sich, 20,000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter, zur Schlacht. Die Thebäer waren um die Hälfte stärker als jene und so erwartete man bestimmt ihren Angriff. Doch Epameinondas täuschte den Feind. Durch eine Linksbewegung in die Berge von Tegea entfernte er sich von ihm und traf Anstalten als wolle er ein Lager beziehn. Die Peloponnesier meinten nun, daß für heut keine Schlacht mehr zu erwarten stünde; sie lösten ihre Ordnung auf und die

Reiter zäumten ab. — Das eben hatte Epameinondas gewollt; sofort rückte er wieder vor und zwar zum Angriff.

Eilig und mühsam ordneten sich die Peloponnesier auf's neue. Den rechten Flügel der Hoplitenlinie hatten die Mantineier; dann folgten links die übrigen Arkader, die Lakedämonier, Eleer, Achäer und die anderen Bundesgenossen. Den linken Flügel nahmen 6000 Athener ein. — Die Reiterei des rechten Flügels ward seltsamerweise sechs Mann hoch ohne Intervallen in einer kompakten Masse aufgestellt; es waren wohl vorzugsweise Lakedämonier, welche hoffen mochten, in solcher Verfassung den ihnen überlegenen böotischen Reitern besser widerstehen zu können. Die attische Kavallerie hielt, siegesfroh und vermuthlich anders rangirt, auf dem linken Flügel. Hinter ihr befand sich im zweiten Treffen die Reiterei der Eleer. Auf den äußersten Flügeln stand leichtes Fußvolk in geringer Stärke.

In der Hoplitenphalanx des Epameinondas hatten die Thebäer den linken Flügel, und zwar in tiefer Angriffskolonne. An sie schlossen sich rechts die Kontingente derjenigen Arkader, welche zur böotischen Partei hielten, die Euböer, Lokrer, Thessaler und auf dem rechten Flügel die Argeier. Alle diese Abtheilungen waren deployirt und hatten Befehl, sich wie bei Leuktra nur defensiv zu verhalten. Die Flanken der Hopliten waren rechts wie links durch tiefe Reiterkolonnen gedeckt, denen Haufen leichten Fußvolks, Peltasten und Hamippen (Roßschnelle) beigegeben waren. Auf seinem rechten Flügel hatte Epameinondas dreimal so viel leichte Infanterie als der Feind. Um diesen aber noch entschiedener an einer Unterstützung seines rechten Flügels, dem der Hauptstoß galt, zu hindern, bedrohte er ihn durch eine Flankenstellung von Euböern und Söldnern, welche auf dem äußersten rechten Flügel an den Hügelabhängen Stellung nahmen, die das Schlachtfeld begrenzten.

Zuerst begann die böotische Reiterei des rechten Flügels mit der attischen zu scharmuziren und warf diese endlich, unterstützt von den Hamippen und Peltasten zurück, ohne jedoch zu verfolgen; denn der rechte Flügel sollte ja grundsätzlich zurückgehalten werden. Aber als die Böoter sich anschickten, auf ihren Platz in der Schlachtordnung zurückzukehren, bemerkten sie, daß die athenischen Hopliten Miene machten, sich zur Unterstützung des rechten Flügels zu wenden, auf den eben der entscheidende Angriff des Epameinondas beginnen mochte. Sogleich griffen die Böoter-Reiter die attischen Hopliten an und brachten sie in's Gedränge, aus dem sie jedoch das Eingreifen der eleischen Reiterei, die den Böotern in den Rücken fiel, bald wieder befreite. Dadurch stellte sich der linke Flügel der Peloponnesier wieder ziemlich her.

Inzwischen aber waren auf dem andern Flügel die Dinge entschieden. Hier hatte Epameinondas zuerst einen Hauptangriff mit seiner großen Reiter-

kolonne gemacht und sich dann unmittelbar hinter demselben mit der Hoplitenepagoge auf die Phalanx der Lakedämonier geworfen. Das beste Fußvolk von Hellas stand hier im Kampf, und es läßt sich denken, daß dieser heiß ward. Die Spieße zerbrachen; man griff zu den Schwertern. Endlich begannen die Lakedämonier zu weichen; der Sieg der Thebäer war entschieden.*) — Da traf den Epameinondas ein Wurfspieß und er wurde zu Tode verwundet aus dem Getümmel getragen. Damit gingen alle Erfolge wieder verloren. Eine Zeit lang blieben die Thebaner zwar noch im Vorgehn; aber als sich die Nachricht vom Geschick des Feldherrn verbreitet, fühlt das Heer sich rathlos; die Verfolgung stockt; die Feinde sammeln sich und den Athenern gelingt es sogar, den euböischen Leichtbewaffneten und den Söldnern des äußersten rechten Flügels ein glückliches Gefecht zu liefern.

Auf dem Hügel, auf den man den Epameinondas getragen, erwachte der Schwerverwundete noch einmal zu vollem Bewußtsein und freute sich, als ihm sein Schild, der ihm im Handgemenge entsunken war, von treuen Gefährten gebracht wurde. Er vernahm noch die Botschaft des Sieges und war im Begriffe, seinen Hauptleuten Iolaides und Diophantos Verhaltungsbefehle zu ertheilen, wie sie den Sieg zu benutzen hätten. Doch als auch diese als gefallen gemeldet wurden, gab er den Rath, den er seiner Vaterstadt als letzten Ausspruch zurückließ, Frieden zu schließen. Freilich erkannte er damit noch an, daß das von ihm angestrebte politische Ziel nicht erreicht sei, nicht mehr erreicht werden könne. Aber auch dieses Gefühl störte die erhabene Ruhe seiner Seele nicht; und als die Umstehenden klagten, daß er kinderlos dahinscheide, soll er erwidert haben: „Ich hinterlasse euch zwei unsterbliche Töchter, die Schlachten von Leuktra und Mantineia!“ Dann sprach er: „Es ist Zeit zu sterben“, zog die Speerspitze aus der Brust und verschied.**) In mehr als zweitausend Jahren sind nur noch zwei Helden mit einem gleich herrlichen Ausgang beseeligt worden: Gustav Adolf, der Sieger von Breitenfeld und Lützen und Nelson der Sieger bei Abukir und Trafalgar.***)

Wetteifernd stritten sich Städte und Bürger um die Ehre, das Todesgeschoß entsendet zu haben, das den Epameinondas gefällt; aber so groß war doch selbst noch im Tode die Bedeutung des Mannes, daß bald darauf alle griechischen Staaten seinem Rath folgend, auf Grund der bestehenden Verhältnisse Frieden schlossen.

Das System der Schlachtentaktik, wie es Epameinondas entwickelt

*) Rüstow u. Köchly.

**) Curtius.

***) v. Raumer: Vorlesungen über die alte Geschichte. II.

und bei Leuktra und Mantineia zur Darstellung gebracht hatte, diese berühmte „schiefe Schlachtordung", welche so oft als ein Arkanum des Sieges gepriesen worden ist, war die vollendete Ausgestaltung der im griechischen Kriegswesen von je an gelegenen Keime. — Die Stärke der Weiterentwickelung der Phalanx durch Epameinondas liegt eben darin, daß sie so ganz im Sinne und im Wesen des eigentlichen Elementes der Phalanx erfolgt, d. h. im Sinne des Stoßes. Denn der Stoß ist es, der gesteigert wird erstens durch die örtliche Zusammenfassung der Kolonnenlinie zur wirklichen Kolonne und zweitens durch die Verwandlung des frontalen in den targentialen Angriff. Alle Hellenenschlachten bis auf Epameinondas waren mit wenigen Ausnahmen Flügelschlachten gewesen und die seinen waren es erst recht. Aber während man vor ihm denjenigen Flügel angegriffen hatte, der für den schwächeren galt, so entschied sich Epameinondas für den Angriff auf den stärkeren Flügel des Gegners und um noch stärker zu sein als dieser, wird der Ehrenplatz seiner Schlachtordnung der linke Flügel; hier stellt er seine besten Truppen auf und hier wendet er die Kolonnenformation an, um des Durchbruchs sicher zu sein. — Die Phalanx, ursprünglich mehr auf das Abstoßen als auf das Zustoßen berechnet, wird durch die Thebaner auf die Höhe der Offensivkraft gehoben.

In der Formation also wie in Verwendung der Waffen zieht Epameinondas die Summe dessen, was, langsam gereift, zuletzt durch Xenophon und Iphikrates Gestalt gewonnen hatte. Aber Einen Schritt läßt auch er noch übrig: die Verbindung der Waffen ist auch bei ihm nicht organisch. — Noch steht Reiterei wesentlich gegen Reiterei; das Schwergewicht der Schlacht liegt, auch hinsichtlich der Offensive, noch durchaus auf den Hopliten; das taktische System des Epameinondas ist möglich auch ohne Kavallerie und ohne Leichtbewaffnete. Die verschiedene Formation der beiden Flügel spricht sich in der Verschiedenheit der Gruppirung des schweren Fußvolks aus, nicht etwa in einer nach den Waffen verschiedenartigen Zusammensetzung. — Der Schritt, welcher noch zu thun blieb, bestand darin, die beiden Flügel nicht nur verschieden zu formiren, sondern verschieden zu organisiren, d. h. ihren Kern aus verschiedenen Waffengattungen zusammenzusetzen.

Jugendarbeiten von Adam Kraft.

Aus der großen Zahl der Nürnberger Bildhauer (Steinmetzen) des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, welche (mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. die Meister der Statuen am schönen Brunnen) nur mehr oder weniger geschickte Handwerker waren, tritt Adam Kraft als ein hochbegabter, schöpferisch thätiger Künstler bedeutend hervor und bildet den krönenden Abschluß einer langen künstlerischen Entwickelung. Kraft gehört noch zu den mittelalterlichen, schulmäßig durchgebildeten Steinmetzen, welche strenge an den überlieferten gothischen Formen fest halten. Bald nach seinem, im Jahre 1507 erfolgten Tode treten dann, obgleich die alte Tradition gerade in Nürnberg noch lange Zeit fort wirkte, die aus Italien eingeführten Formen der Renaissance immer mehr hervor und beherrschen bald das ganze Gebiet der künstlerischen Thätigkeit.

Adam Kraft muß, wie aus seinem bekannten Portrait am Fuße des Sakramenthäuschens in der Lorenzkirche sich ergiebt, um das Jahr 1455 geboren sein. Seine älteste*) beglaubigte und datirte Arbeit ist aber erst das Schreyersche Grabmal an der Sebalduskirche vom Jahre 1492. Kraft war damals also schon etwa 37 Jahre alt. Rechnen wir nun 25 Jahre für die Zeit seiner Kindheit und seiner Lehre ab, so bleiben noch ungefähr 12 Jahre (1480—92) übrig, während deren Kraft selbstständig gearbeitet haben muß, aus welcher Zeit Arbeiten von ihm bis jetzt aber mit Bestimmtheit nicht nachgewiesen werden können.

Aus den bekannten Arbeiten des Meisters, in welchen Architektur und Skulptur mit gleicher Meisterschaft und oft in so enger Verbindung mit einander, daß das Eine von dem Andern nicht zu trennen ist, behandelt sind, ergiebt sich, daß er, aus der Hütte der gewöhnlichen Steinmetzen hervorgegangen, die Baukunst handwerksmäßig erlernt, daß er dann, wohl wesentlich durch eigene Kraft, von einem einfachen Steinmetzgesellen, von der Architektur, durch die Ornamentik, zu figürlichen Darstellungen übergehend, zu einem Bildhauer sich ausgebildet und allmählig zu jener Höhe sich emporgearbeitet hat, welche er in seiner besten Zeit einnahm. Er begnügte

*) Die Ketzelschen „Stationen“ auf dem Wege nach St. Johannis, welche nach Will's allgemein als richtig angenommener Angabe, im Jahre 1490 aufgestellt sein sollen, können ihrem Styl und ihrer künstlerischen Vollendung nach, nicht so frühe Arbeiten Kraft's sein, sondern können erst später entstanden sein. Eine andere Angabe, nach welcher sie erst im Jahre 1508 (als Kraft schon todt war) vollendet wurden, verdient daher mehr Glauben.

sich nicht mit dem in der Hütte Erlernten, das er mit vollstem Verständniß und völlig frei und selbstständig behandelte, sondern er war einer der wenigen, besonders begabten Naturen, denen es gegeben war die vorhandenen, überlieferten Formen, selbstständig weiter auszubilden, zu entwickeln und wirklich Neues zu schaffen.

Kraft's früheste Arbeiten haben wir daher auf den Gebieten der Baukunst und der Bau-Ornamentik zu suchen. Doch ist es schwer, dieselben mit Sicherheit zu erkennen, da er sie entweder gar nicht oder doch nur mit seinem, (uns unbekannten) Steinmetzzeichen bezeichnet hat und bestimmte Nachrichten über seine betreffenden Arbeiten nicht vorliegen.

Nach einer urkundlichen Nachricht soll Adam Kraft „eine steinerne Stiege und andere Arbeit" in dem Hause des Peter im Hof (Tucherstraße 20) gefertigt haben. Was die „andere Arbeit" gewesen, wissen wir nicht, können es aber vermuthen. Die durchbrochene Brüstung mit vielen Wappen, darunter ausgezeichnet besonders dasjenige der Familie Holzschuher, welcher die Frau des Peter im Hof angehörte, (abgebildet in dem Werke von Wanderer über Adam Kraft) ist ganz in der Art der beglaubigten Arbeiten Kraft's, besonders jener von dem Sakramentshäuschen. Es liegt daher sehr nahe, anzunehmen, daß diese Ballustrade und die aus den herauswachsenden Säulen mit ihren in ganz ungewöhnlicher Weise angebrachten, phantastischen Bestien von der Hand dieses Meisters sind. Ganz ähnlich und daher wohl ebenfalls von Kraft ist die Brüstung in dem Hofe des Hauses Adlerstraße 21, in welchem sich ein vortrefflich komponirtes Relief (Abbildung bei Wanderer) die Anbetung des soeben geborenen Christuskindes durch Joseph, Maria und einige Engel darstellend und zwei reich ornamentirte Wappen (ebenfalls bei Wanderer abgebildet) sich befinden. Von Kraft ist ferner wohl auch das Nürnberger Wappen (Abbildung in Wolf, Nürnbergs Gedenkbuch) an der Façade der in den Jahren 1494—95 von Hans Behaim erbauten Kaiserstallung, das kleine Relief (Abbildung bei Wanderer) Josua und Kaleb tragen die Riesentraube, an der Façade des Hauses Bindergasse 20, ein Schmuck, welcher mit Rücksicht auf den Namen des Hausbesitzers Moritz Weinmann (starb vor 1496) gewählt worden ist und das 0,65 M. hohe, 0,51 M. breite Relief mit einer Darstellung der thronenden Madonna über dem Portal des v. Forsterchen Hauses Hauptmarkt 11 (abgebildet in Wolfs Gedenkbuch), sowie das kleine Relief zwei Engel halten einen Kranz innerhalb dessen das Monogramm Christi angebracht ist über der Thür und vier Schlußsteine mit den Zeichen der Evangelisten in einem gewölbten Gange im ersten Stock des Hauses Winklerstraße 5. — Alle diese Arbeiten sind freilich nicht durch äußere Kennzeichen beglaubigt, aber sie sind in der Art und Weise des Meisters behandelt.

Außerdem gab es, so viel wir wissen, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Nürnberg keinen andern Meister, welcher im Stande gewesen wäre, dergleichen zu machen.

Das Hochrelief St. Georg den Drachen tödtend (Abbildung bei Wanderer) an der Façade des (später) Paumgärtnerschen Hauses, Theresienstraße 23, ist durch Neudörfer als eine Arbeit Kraft's beglaubigt. Auch berichtet Neudörfer, daß Kraft an den Häusern des Andreas im Hof bei St. Lorenz (jetzt Königstraße 24 u. 25) „alle Zierrat und Bildwerk, d. h. alle Ornamente im Innern und Aeußern dieser Häuser mit gebranntem Leimen" d. h. in Terrakotta, ausgeführt habe; jedoch ist davon leider nichts mehr erhalten. Nur eine kleine $1/2$ M. hohe Figur aus Sandstein mit den Wappen der im Hof und Muffel, welche früher den Treppenpfosten im erstbezeichneten Hause schmückte, ist (im Besitz des Herrn E. Felix in Leipzig) noch erhalten.

Zu den Jugendarbeiten Kraft's rechnet M. M. Mayer (Nürnberger Kunst-, Geschicht- und Alterthumsfreund Nr. 3) auch ein etwa 3 M. hohes Sakramentshäuschen mit einem Relief, das Abendmahl Christi darstellend, ehemals in der Augustinerkirche zu Nürnberg (welche in den Jahren 1484 und 85 einen Erweiterungsbau erfuhr), welches im Jahre 1816 beim Abbruch dieser Kirche zerschlagen und mit dem übrigen Schutt in den Stadtgraben am Zeughause geworfen wurde. Mit welchem Rechte M. M. Mayer dasselbe dem Kraft zuschreibt, können wir jetzt nicht beurtheilen, da es eben nicht mehr vorhanden ist, der von Mayer publizirte Kupferstich G. C. Wilders nur klein ist und nicht zuverlässig erscheint und eine alte Nachricht darüber nicht vorhanden ist.

Endlich gehört zu den älteren Arbeiten Krafts auch das traditionell ihm zugeschriebene, figurenreiche Relief (abgebildet in Rettberg Nürnbergs Kunstleben Seite 82) mit einer Darstellung des Jüngsten Gerichts — es ist vielleicht der „Salvator vor der Ehethür" Neudörfers — über der Schauthür der Sebalduskirche, wie eine Inschrift angiebt, eine Stiftung des seiner Zeit in hohen Ehren stehenden, gelehrten Arztes und Archäologen Dr. Hartmann Schedel, zum Gedächtniß seines im Jahre 1485 verstorbenen Verwandten Dr. Hermann Schedel. Die Darstellung ist die typische. Oben in Mitten der zwölf Apostel sitzt Christus, als Richter auf dem Regenbogen, die Füße auf den Erdball gestützt; unter ihm knieen Martha und Johannes als Fürbitter für die armen Seelen, welche etwas niedriger aus den Gräbern auferstehen und theils links an der Paradieses-Pforte, von einem Engel, theils rechts, von einem aus dem Höllenrachen kommenden Teufel in Empfang genommen werden. Ganz unten in der Mitte ist eine Tafel mit der erwähnten lateinischen Inschrift angebracht. Links von derselben kniet in betender Stellung der Stifter, rechts davon ist sein

Wappen (ein Mohrenkopf mit einem goldenen Ohrringe) angebracht. Ueber der ganzen, oben bogenförmig abgeschlossenen Darstellung schweben vier Engel. Dieses Relief trägt im Allgemeinen einen anderen Charakter als die meisten anderen Arbeiten Krafts, weshalb seine Aechtheit vielfach angezweifelt worden ist. Doch ist bei Beurtheilung desselben in Betracht zu ziehen, daß der Künstler, durch die Wünsche des Bestellers gebunden, wenig Freiheit hatte, sich strenge an die überlieferte Art der Darstellung halten und dieselbe innerhalb eines beschränkten, für eine gegebene Stelle bestimmten Raumes ausführen mußte. Schon der kleine Maßstab der Figuren bedingte eine andere Art der Ausführung als größere Figuren. Ueberdies ist dieses Relief im Jahre 1565 „erneuert" worden. Trotzdem finden sich daran mancherlei Eigenthümlichkeiten, welche die Arbeit Krafts erkennen lassen. Uebrigens ist es mit größter Sorgfalt in einem feinkörnigen harten Stein ausgeführt und auch gut erhalten.

Nachdem Adam Kraft durch diese und ähnliche Arbeiten als tüchtiger Bildhauer sich bewährt hatte, erhielt er dann auch größere Aufträge, zunächst zur Anfertigung eines großen Reliefs, Grabmal der Familien Schreyer und Landauer, welches er innerhalb 19 Monate fertig stellte und daran schloß sich dann eine lange Reihe anderer Arbeiten, Grabmäler, Sakramentshäuschen, die Ketzelschen Stationen 2c., welche bekannt sind und welche Prof. Wanderer in seinem oben erwähntem Werke in charakteristischer Weise abgebildet und sachgemäß beschrieben hat.

R. Bergau.

Die deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Es ist eine beachtenswerthe Thatsache, daß seit einigen Jahren die Auswanderung nach der nordamerikanischen Union wesentlich abgenommen hat. So belief sich z. B. nach wohlverbürgten Angaben die Gesammteinwanderung nach der Union im Jahre 1876 auf 157,440 Seelen. Obschon dies eine ganz stattliche Vermehrung der Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist, so beweist doch eine Vergleichung mit den Einwanderungen früherer Jahre ein gewaltiges Sinken der Immigration; auch ist allem Anscheine nach wenig oder keine Aussicht auf eine Steigen derselben vorhanden.

Aus Deutschland gingen nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1876 31,323 Personen, aus Oesterreich 6,047, aus der Schweiz 1,572, aus Frankreich 9,723, aus Rußland 6,787. Die Einwanderer aus Rußland

sind beinahe ohne Ausnahme deutsche Mennoniten, welche sich zum größten Theile im Nordosten der Union niederlassen und dort leidlich prosperiren. Die Einwanderer aus der Schweiz sind ebenfalls durchschnittlich deutsch, die aus Frankreich kann man zu zwei Dritteln als deutsch ansehen, während wohl die größere Hälfte der österreichischen Einwanderer slavische Tschechen sind. Diese tschechische Emigration scheint ganz den Platz der immer geringer werdenden irländischen Einwanderung einnehmen zu wollen; die Auswanderung aus dem eigentlichen England hat aber seit Jahren die aus Irland überholt.

Alle diese Verhältnisse in Anschlag gebracht, kann man also mit ziemlicher Sicherheit sagen, es seien in runder Summe 48,000 Deutsche im Jahre 1876 nach den Vereinigten Staaten gewandert, so daß, wie dies in der letzten Zeit die Regel war, das deutsche Element ein knappes Drittel der gesammten Einwanderung in die Vereinigten Staaten ausmachte.

Nach dem offiziellen Bericht des Herrn Julius Hoffmann, des Geschäftsführers der „Deutschen Gesellschaft" in New-York, landeten während des Zeitraums vom 1. Januar bis 31. Oktober 1877 allein im Hafen von New-York 17,346 Deutsche aus Deutschland; in derselben Zeit des Jahres 1876 landeten dort aber 20,656 Deutsche, sodaß die deutsche Einwanderung in den ersten zehn Monaten des letztverflossenen Jahres (1877) gegen 1876 um 3,310 Köpfe abgenommen hatte. Die Rückwanderung war in den beiden letzten Jahren sehr stark. Für England ergeben die Zahlen sogar eine Rückwanderung, die der vorangegangenen Auswanderung nahezu gleichkommt; bei den Deutschen aber war die Zahl der Zurückkehrenden jedenfalls viel geringer, als die Zahl der Kommenden.

Nicht ohne Interesse ist die Thatsache, daß sich die Heimat der aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten Auswandernden im Laufe der Zeit wesentlich geändert hat. Während in früheren Jahren statistisch nachweisbar Südwestdeutschland bei weitem die meisten Auswanderer stellte, gehen von dort jetzt verhältnißmäßig nur wenige über den Ozean. Mitteldeutschland lieferte nie viele Auswanderer, und thut es auch jetzt nicht; die große Masse der deutschen Emigration kommt aus dem Norden Deutschlands. So entsandte nach dem oben erwähnten Berichte des Herrn Julius Hoffmann während des Oktobermonats im Jahre 1877 Deutschland 1,814 wirkliche Einwanderer nach dem Hafen von New-York, von diesen 1,814 Einwanderern kamen auf Baden 92, auf Baiern 120, auf Elsaß 25, auf Hessen-Darmstadt 39; auf beide Mecklenburg 41, auf Oldenburg 9, auf Preußen 1,322, auf Sachsen 47 und auf Württemberg 118.

Das Jahr 1854 weist die stärkste aller Einwanderungen nach der nordamerikanischen Union auf; im Hafen von New-York allein landeten in dem

genannten Jahre 319,233 Emigranten, darunter befanden sich 30,578 Engländer, 82,302 Irländer und 176,986 Deutsche. Wahrscheinlich ist es doch wohl mehr als bloßer Zufall, wenn das Jahr 1854 so viele Deutsche ihr Vaterland verlassen ließ. In beiden Jahren, 1854 und 1877, wüthete zwar ein blutiger orientalischer Krieg, aber 1854 gab es noch kein geeinigtes und starkes Deutschland, das seine Söhne im In- und Auslande sicherstellen und im Rathe der Nationen seine Stimme in entscheidender Weise abgeben konnte.

In der jüngsten Zeit regt sich übrigens wiederum ein starker Nativismus in den Vereinigten Staaten, und zwar vorzugsweise gegen das eingewanderte deutsche Element. Dieser Nativismus offenbart sich namentlich in einer heftigen Agitation gegen den Unterricht in der deutschen Sprache in den öffentlichen Schulen der Union. Es giebt indessen auch rühmliche Ausnahmen unter den Amerikanern. Zu diesen gehört, wie wir aus dem „Wächter am Erie“, einem deutsch-amerikanischen Blatte sehen, auch der als Tourist und Dichter wohlbekannte Bayard Taylor. Herr Taylor ließ sich kürzlich in der beregten Angelegenheit einem Berichterstatter des genannten Blattes gegenüber u. A. also vernehmen: „Die Einführung fremder Sprachen in den Studienplan der öffentlichen Schulen der Vereinigten Staaten empfiehlt sich aus verschiedenen Gründen. Jeder gebildete Mensch sollte außer seiner Muttersprache noch eine fremde Sprache lernen, um durch den Vergleich beider Sprachen die erstere gründlich kennen zu lernen. Erst wenn man einen Vergleich als Maßstab besitzt, kann man den Bau und das Wesen der eigenen Sprache richtig erkennen, was ohne jenen nie geschehen wird. In der jetzigen Zeit und in einem Lande, wie die nordamerikanische Union, in der alle Nationen der zivilisirten Welt vertreten sind, ist es beinahe eine Nothwendigkeit, wenigstens eine Sprache neben der Muttersprache zu kennen, ganz abgesehen davon, daß Sprachkenntnisse für die durch die leichten Kommunikationsmittel häufig gewordenen Reisen in's Ausland vom größten Werthe sind. Wenn die Gegner des Unterrichts fremder Sprachen den Einwurf machen, derselbe beeinträchtige das Studium anderer, nothwendigerer Unterrichtsgegenstände, so befinden sie sich in einem argen Irrthum; im Gegentheil der erwähnte Unterricht befördert andere Lehrgegenstände, wie die Erfahrung lehrt, bedeutend, indem der durch das Sprachstudium geschärfte Geist der Kinder auch die anderen Disziplinen leichter erfassen und in sich aufnehmen kann. Aus diesen Gründen ist, meiner Ansicht nach, der Unterricht in fremden Sprachen, namentlich in der deutschen Sprache, anzuempfehlen und sollte derselbe in den öffentlichen Schulen Amerikas wenigstens in so weit eingeführt werden, als solchen Schülern, die es wünschen, Gelegenheit geboten wird, sich die Kenntniß fremder Sprachen anzueignen.“

Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß Bayard Taylor selbst

vollkommen Herr der deutschen Sprache ist und viele deutsche Gedichte, u. A. auch Goethe's „Faust", ins Englische übertragen hat.

Rud. Doehn.

Vom deutschen Reichstage und preußischen Landtage.

Berlin, 10. Februar.

Unter einer merkwürdigeren Konstellation, als der gegenwärtigen, hätte die Volksvertretung des deutschen Reiches nicht zusammentreten können. Seit Jahren haben sich die kritischsten Fragen äußerer und innerer Politik nicht in einem Maße gehäuft, wie in diesem Augenblick. Die orientalische Verwickelung auf's Aeußerste zugespitzt, das Konklave die Wahl vorbereitend, von der es abhängen wird, ob zwischen dem modernen Staate und der römisch katholischen Kirche wieder friedlichere Beziehungen Platz greifen, oder ein Kampf auf Leben und Tod geführt werden soll; im Innern die Ungewißheit noch immer nicht gehoben, ob der erste Beamte des Reichs das von ihm geschaffene Werk weiter führen oder ob er wirklich muthlos die Arme sinken lassen wird; die Probleme einer lebensfähigen Organisation der Zentralverwaltung des Reichs, eines den thatsächlichen Verhältnissen besser entsprechenden Zusammenwirkens zwischen der Leitung der hauptsächlichsten Verwaltungszweige im Reich und in Preußen noch mitten im Fluß, die endgültige Entscheidung über sie noch ganz unberechenbar; die große Frage einer durchgreifenden Steuerreform, ohne welche die stets steigenden finanziellen Bedürfnisse des Reichs, wie der Einzelstaaten eine dauernde Befriedigung nicht finden können, noch nicht einmal klar und deutlich gestellt, geschweige denn reif zur Lösung; daneben der Prinzipienstreit über die Wirthschaftspolitik, unterstützt einerseits durch das fortdauernde Darniederliegen des Verkehrs, andererseits durch das einstweilige Scheitern der Handelsvertragsverhandlungen mit Oesterreich, mit ungebrochener Heftigkeit fortgesetzt — das ist die Lage, unter welcher der deutsche Reichstag diesmal seine Thätigkeit beginnt. Die Thronrede, trocken und geschäftsmäßig, wie wir es im Reiche längst gewohnt sind, hat in das verhängnißschwere Dunkel der Situation wenig Licht gebracht. Was sie über die orientalischen Wirren sagt, klingt mehr wie ein frommer Wunsch, als wie eine auf feste Thatsachen begründete Ueberzeugung. Erfreulich ist die erneute Bekräftigung der Vermittelungs- und Friedenspolitik, welche die Regierung des deutschen Reichs inmitten aller Komplikationen der letzten Jahre unentwegt befolgt hat;

Neues erfahren wir indeß damit nicht und vor Allem mangelt jede Gewähr, daß der Erfolg, welchen diese Thätigkeit bisher gehabt hat, auch während der nunmehr hereingebrochenen gefährlichsten Krise der gleiche bleiben wird. Die Thronrede hat sich in dieser Beziehung mit bloßen Hoffnungen begnügen müssen. Wir fürchten, auch der Reichskanzler wird, wenn er sich zur Beantwortung der von den liberalen und konservativen Fraktionen eingebrachten Interpellation über die Lage der Orientdinge bereit finden läßt, nicht viel mehr verrathen können. Daß der Reichstag die auswärtige Lage in einem so bedeutsamen Augenblicke nicht mit absolutem Schweigen übergehen durfte, verstand sich von selbst. Durch die unverweilte Verständigung sämmtlicher reichstreuen Parteien wurde zudem die Wiederholung des unerquicklichen Schauspiels vermieden, daß der Reichskanzler, wie wir es so oft gesehen, die Darstellung seiner auswärtigen Politik in der Form einer Vertheidigung gegen die Angriffe eines grundsätzlichen Gegners hätte vorbringen müssen. Im Uebrigen wird die Verhandlung über die Interpellation praktisch kaum auf etwas Anderes hinauskommen, als auf ein neues Vertrauensvotum zu der Führung unserer auswärtigen Angelegenheiten durch den Fürsten Bismarck.

Ueber das künftige Schicksal unserer Handelsbeziehungen zu Oesterreich und damit unserer Handelspolitik überhaupt giebt die Thronrede ebenfalls keinen positiven Aufschluß.

Bemerkenswerth ist aber, daß sie die Wiederaufnahme von Verhandlungen mit Oesterreich ziemlich sicher in Aussicht stellt, ja sogar die Hoffnung auf das Zustandekommen eines neuen Vertragsverhältnisses vor dem 1. Juli d. J. nicht unterdrückt. Ueber den Gang der früheren, Anfang Dezember v. J. gescheiterten Verhandlungen und den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit soll eine Denkschrift den Reichstag aufklären. Außerdem wird die schutzzöllnerische Agitation schon dafür sorgen, daß die Zollpolitik bald genug zur Debatte kommt.

Daß die Thronrede in der innern Krise kein entscheidendes Wort sprechen werde, war Jedem im Voraus klar. Sind doch gerade für diejenige Vorlage, welche die ersehnte Lösung anzubahnen bestimmt ist, die schwarzen und die heitern Loose im Schooße des Bundesraths noch tief verborgen! Es scheint auch nicht, daß die Entscheidung sich sehr rasch vollziehen werde. Die baierische Regierung will sich ja, wie Herr von Lutz seinen neugierigen Ultramontanen versichert, über „Ziel und Zweck" der Stellvertretungsvorlage erst nähere Aufklärung verschaffen. An sich klingt dies freilich etwas wunderlich. Der nächstliegende Zweck, nämlich überhaupt eine Möglichkeit der Stellvertretung des Reichskanzlers mit dem Rechte zur Gegenzeichnung zu schaffen, liegt ja sonnenklar auf der Hand. Im Uebrigen verhehlt man sich auf keiner Seite, daß

eine also eingerichtete Stellvertretung in ihren weiteren Konsequenzen zur Herausbildung verantwortlicher Reichsminister führen kann. Welches wohlverstandene Interesse die Regierungen der Einzelstaaten aber haben könnten, eine derartige Entwickelung zu verhindern, ist nicht ersichtlich. Man erzählt sogar, daß einzelne nichtpreußische Mitglieder des Bundesraths von Anfang an den Gedanken erwogen hätten, an die Stelle der in dem Entwurfe des Reichskanzlers vorgeschlagenen rein fakultativen Einrichtung eine obligatorische und dauernde Institution zu setzen. Um so besser! Unter den Anhängern des konstitutionellen Systems würden sie darin sicherlich keine Widersacher finden. Wie dem aber auch sei, jedenfalls wird irgend eine Form, welche die „volle Stellvertretung" des Reichskanzlers ermöglicht, gefunden werden müssen. Wollten die Mittelstaaten, oder wer sonst alle darauf hin gerichteten Vorschläge zum Scheitern bringen, so würde das einfach dem Reichskörper die Lebensadern unterbinden heißen.

Was in den außerpreußischen Staaten Mißtrauen erregt hat, ist offenbar der vielbesprochene Plan, die Leitung der wichtigsten Verwaltungszweige im Reich und diejenige der entsprechenden Departements in Preußen in denselben Personen zu kozentriren. Die Wortführer des Partikularismus sind sofort bei der Hand gewesen, dies als eine neue Verpreußungsteufelei zu denunziren. Eine wirklich unbefangene Erwägung muß jede derartige Gespensterseherei als unbegründet erkennen. Zwischen der Verwaltung des Reichs und derjenigen des Einzelstaats, welcher mehr als die Hälfte des Reichs umfaßt, alle größeren Reibungen zu verhüten, ist eine ebenso selbstverständliche wie bedeutungsvolle Aufgabe der inneren deutschen Politik. Daß der angegebene Weg der einfachste und sicherste zur Lösung dieser Aufgabe sein würde, wird niemand bestreiten. Man kennt die Klagen, mit welchen Fürst Bismarck sich in gewohnter Offenherzigkeit wiederholt über die Schwierigkeiten beschwert hat, welche ihm in dieser oder jener Reichsmaßregel gerade seitens einiger preußischer Ministerien entgegengesetzt worden seien. Derartiges würde natürlich nicht mehr zu befürchten stehen, sobald die Chefs der hervorragendsten Reichsämter identisch mit den betreffenden preußischen Ministern wären. Damit ist zugleich angedeutet, daß es sich nicht sowohl um eine Vermehrung des preußischen Einflusses auf das Reich, als vielmehr umgekehrt um eine Vermehrung des Reichseinflusses auf Preußen handelt. Es liegt dies ja auch ganz klar in den durch die Reichsverfassung gegebenen Verhältnissen. Die für die Reichsverwaltung maßgebenden Grundsätze werden verfassungsmäßig durch den Bundesrath bestimmt. Im Bundesrathe aber würde Preußen auch nach der Einführung der Personalunion von preußischen und Reichsämtern nicht mehr vermögen als bisher. Daraus folgt, daß auch die Grundsätze der Reichsverwaltung in Zukunft jedenfalls nicht

„preußischer" sein würden, als sie es heute sind. Wohl aber könnte, wie gesagt, das Umgekehrte in Preußen der Fall sein. Uebrigens steht diese ganze Frage im Augenblick noch durchaus in zweiter Linie und kann jedenfalls für die Entschließungen der Bundesregierungen über die Stellvertretungsvorlage in keiner Weise als ausschlaggebender Grund benutzt werden.

Unter den sonstigen Aufgaben, welche die Thronrede dem Reichstage stellt, nehmen die Steuervorschläge, voran die Erhöhung der Tabakssteuer, den ersten Rang ein. Ueber die Nothwendigkeit einer Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reichs herrscht bei keiner Partei ein Zweifel. Eine andere Frage aber ist, ob man einzelne, darauf gerichtete Maßregeln gut heißen soll, ohne daß zuvor ein umfassender Steuerreformplan festgestellt wäre. Außerdem läßt sich diese Angelegenheit unmöglich abgesondert von der Frage der ganzen Reichsorganisation behandeln. Vielmehr wird die glückliche Lösung der letzteren, wenigstens in ihren prinzipiellen Grundlagen als Vorbedingung der Steuerreform angesehen werden müssen. So geht denn der Reichstag einer nach allen Seiten hin noch sehr dunkeln Zukunft entgegen; gewiß ist nur, daß die begonnene Session für die ganze weitere Entwickelung des Reiches einen bedeutsamen Markstein bilden wird. Ob im guten oder im bösen Sinne, wird die nächste Zeit erkennen lassen.

Der Landtag hat in den letzten Wochen noch sein Möglichstes gethan, um die Session nicht fruchtlos zu Ende gehen zu lassen. Das Gesetz zur Feststellung der Sitze und Bezirke der Oberlandes- und Landgerichte, sowie dasjenige wegen Unterbringung verwahrloster Kinder sind glücklich eingeheimst. Dagegen drohte die wichtigste Aufgabe, das Ausführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetze, nach all der vom Abgeordnetenhause auf dasselbe verwendeten Arbeit an dem Widerstreben des Justizministers, der sich hinter angebliche Arbeitsunlust des Herrenhauses verschanzte, zu scheitern. Der sehr energisch von allen Parteien des Abgeordnetenhauses kund gegebene Unwille über einen derartigen Ausgang, brachte es jedoch dahin, daß die Regierung von der beabsichtigten Schließung des Landtags Abstand nahm, und nunmehr der betreffende Entwurf zur vollständigen Durchberathung kommen wird. Das Abgeordnetenhaus ist, nachdem es die drei Lesungen absolvirt hat, stillschweigend vertagt worden, bis das Herrenhaus seinerseits sich über das Gesetz schlüssig gemacht haben wird. Die Hoffnung, daß das Resultat ein günstiges sein werde, ist nicht unbegründet. An grundsätzlichen Differenzpunkten, welche zwischen dem Abgeordnetenhause und der Regierung noch verblieben sind, dürften nur zwei zu nennen sein, einmal die Frage, ob die Sitze und Bezirke der Amtsgerichte durch den Justizminister oder durch Gesetz festgestellt werden sollen, sodann die Forderung der Regierung, daß für die Revisionen in Landes-

straffachen das Oberlandesgericht zu Berlin für die ganze Monarchie zuständig erklärt werde. Das Abgeordnetenhaus hält dafür, daß es angemessener sei, die Einheit der Rechtssprechung, welche die Regierung als Grund für ihre Forderung ins Feld führte, auf die Weise zu wahren, daß auch die Revisionen in Landesstraffachen dem Reichsgerichte übertragen würden, und hat eine dem entsprechende Resolution angenommen. Es bleibt nun zunächst abzuwarten, wie sich das Herrenhaus zu diesen Streitfragen stellen wird. χ. ϱ.

Ein antisozialdemokratisches Unternehmen.

Unter die erfreulichen Fortschritte der Gegenwart gehört, daß sich im größeren Publikum allmählig die Einsicht Bahn bricht, daß eine „Arbeiterfrage" überhaupt existirt, und der Einzelne, gehöre er auch weder einem Regierungskollegium an, noch einem gesetzgebenden Körper, noch einer Universität, seine Zeit keineswegs vergeudet, wenn er den sozialen Fragen näher zu treten sucht, daß dies vielmehr, er sei Kaufmann, Industrieller, Techniker, oder was sonst, so recht „zu seinem Geschäfte gehört." Bisher, und zwar schon seit etwa zwei Jahrzehnten, haben das blos die Arbeiter gethan, diese aber stets unter Anleitung von Sozialdemagogen und deren Presse, welche alles Bestehende und Geschehende nur zu agitatorischen Zwecken künstlich beleuchtet und entstellt mittelst ihrer Zauberlaterne vorzeigen. Natürlich bleiben die so erzeugten Anschauungen und Maximen nicht auf die Arbeiter beschränkt, sondern tragen vielfache Begriffsverwirrungen auch in höhere Bildungsklassen. Denn nirgends fehlt es ja an Menschen, die mit ihrer Lebenslage unzufrieden sind, die darum offenes Ohr haben für Klagen und Anklagen, nicht minder Empfänglichkeit für politische und soziale Quacksalbereien und Universalheilmittel.

Nachdem man nun aber gesehen, daß jeder Arbeiter sobald er nur einigermaßen sozialistisch gedrillt ist, nichts eifriger zu thun hat, als unter seinen Genossen die Werbetrommel zu rühren, und in jedem Meinungsaustausch das letzte Wort behält, fängt man doch an, aufmerksam zu werden und auf Mittel zu denken, wie diesem verderblichen Treiben Schranken zu setzen seien. Vor Allem handelt es sich darum, auszumitteln, was von Seiten der Gesellschaft geschehen kann zur Befriedigung der Arbeitnehmer, die Grenzlinie zu finden

zwischen erfüllbaren und übertriebenen, phantastischen Ansprüchen, zwischen dem berechtigtem Streben nach einer dem allgemeinen Zeitbedürfniß entsprechenden Lebenslage und künstlich geschürter Unzufriedenheit und Habgier. Diese große Aufgabe, der Kern der sozialen Frage, kann nicht von einzelnen Berufsklassen, nicht von einzelnen Nationen gelöst werden, sondern liegt der ganzen Kulturwelt ob, der Gesetzgebung und Verwaltung, der Wissenschaft und Praxis. Namentlich jene weiten Bevölkerungsschichten, welche zwischen der Handarbeit und dem Konsumenten vermitteln, sind berufen, die Kluft ausfüllen zu helfen, welche sich durch die moderne Großindustrie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer aufgethan hat; hier gilt es, das Interesse für soziale Dinge zu wecken und gesunde wirthschaftliche Anschauungen zu verbreiten.

Schon vor zwei Jahren wurde, von ähnlichen Betrachtungen ausgehend, in diesen Blättern (Grenzboten 1876. April. S. 95—104: „die Sozialdemokratie und die deutsche Presse") die Begründung einer „Zeitungskorrespondenz" befürwortet und motivirt. Mit um so mehr Genugthuung dürfen wir daher jetzt das Zustandekommen und Gedeihen eines derartigen Unternehmens begrüßen, nämlich der vom „Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen" in Berlin herausgegebenen „Sozial-Korrespondenz", redigirt von Professor Viktor Böhmert und A. von Studnitz in Dresden.

Die „Sozial-Korrespondenz" besteht seit April 1877 in einer Ausgabe als Manuskript für Redaktionen und einer anderen, 8 Tage später erscheinenden „allgemeinen Ausgabe."

Dem Zwecke entsprechend, sind die einzelnen Artikel kurz gefaßt, aber klar, volksthümlich und lebendig geschrieben. Wie man gesehen, haben sie in der mittleren und kleinen Presse ungemein viel Aufnahme gefunden, ein Zeichen, daß hier ein Bedürfniß getroffen wurde. Möge das gemeinnützige Unternehmen sowohl den Herren Kollegen wie dem Publikum bestens empfohlen sein.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 9.

Ausgegeben am 21. Februar 1878.

Inhalt:

	Seite
Die Papstwahlen der Vergangenheit. I. Dr. R. Schoener	321
Neuere theologische Literatur. Prof. H. Jacoby	336
Das Lehrlingswesen der Zunftzeit. Hans Warnow	339
Vom deutschen Reichstage. χ. ϱ.	346
Ein Stück europäischen Sklaventhums. L.	349
Lessing's Hamburgische Dramaturgie. Christian Muff	353
Literatur. Polle, Pan, ein Liederbuch für Gymnasien	355
Zwei ungedruckte Goethebriefe	359

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Soeben erschien:

Leben

des

Generals Carl von Clausewitz

und der

Frau Marie von Clausewitz

geb. Gräfin von Brühl.

Mit

Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken

von

Carl Schwartz.

Mit 2 Portraits.

2 Bde. 70 Bogen gr. 8° sehr eleg. ausgest. Preis Mk. 20.

Unter diesem Titel erscheint soeben ein biographisches Werk in zwei Bänden, welches de[r be]rühmten Militärschriftsteller zum ersten Male ausführlich darstellt in seinem Lebensgange, seiner geis[tigen] Entwickelung, seinem Charakter, seinem Verhältnisse zu hervorragenden Zeitgenossen, kurz in [der] ganzen reich begabten und hoch gesinnten Persönlichkeit. Zugleich enthält diese Biographie des Gen[erals] ein treues Lebensbild der Frau von Clausewitz, seiner ihm durch geistige Begabung und Bild[ung,] Seelenadel und patriotische Gesinnung ebenbürtigen Gemahlin, welche bekanntlich nach des Gen[erals] Tode die erste Ausgabe seiner Werke mit Hülfe mehrerer dazu berufener Offiziere veranstaltete. [Der] Verfasser der Biographie, Der Ober-Schulrath und Gymnasial-Director a. D. Dr. Karl Schwartz [in] Wiesbaden ist durch das Vertrauen der nächsten Angehörigen des Generals und der Frau von Clausew[itz] in Stand gesetzt worden, aus dem im Familienbesitze befindlichen handschriftlichen Nachlaß beider [zu] schöpfen, auch diejenigen Schriftstücke, welche er dazu geeignet fand, dem Werke einzufügen. Die [reich]ste und ergiebigste Quelle für die Lebensgeschichte der beiden edlen Persönlichkeiten eröffneten [dem] Biographen ihre Briefe, in denen sich nicht allein Geist und Herz der Briefsteller aussprechen, sond[ern] auch ein Bild ihrer Zeit abspiegelt.

Die zahlreichen und höchst werthvollen Briefe, dieser wichtige Bestandtheil des handsch[rift]lichen Nachlasses des Generals und seiner Gemahlin, in fünf Hauptgruppen, erscheinen hier zusam[men]gestellt. Die erste umfaßt den Briefwechsel zwischen Carl v. Clausewitz und der Gräfin Marie v. Br[ühl,] seiner damaligen Braut, während der Jahre 1800 und 1809 (99 Briefe); die zweite Clausewitzs B[riefe] an seine Frau (25) aus Schlesien und Rußland vom 2. April 1812 (aus Liegnitz) bis zum 30. [De]zember 1812 (aus Tauroggen); die dritte Clausewitzs Briefe an seine Frau (53) vom 26. Ja[nuar] 1813 bis zum 19. April 1814 (Alost in Belgien); die vierte Clausewitzs Briefe an seine Frau (19) [vom] 14. Mai 1815 (Bastogne im Luxemburgischen) bis zum 5. August 1815 (Le Mans) und die [letzte] Gruppe Clausewitzs Briefe an seine Frau (43) aus Posen vom 10. März bis zum 21. September [18..]

Diese Briefe, so viele für die Zeitgeschichte wichtige Mittheilungen enthaltend, erscheinen [...] in der Biographie in treuer Uebereinstimmung mit den Originalen. Außerdem bringen [die] beiden Bände des Werkes 13 bisher noch nicht veröffentlichte Aufsätze Clausewitzs, dar[unter] den ungedruckten Inhalt des „Manuscriptes von 1806“ mit den meisterhaften Schilderungen politi[scher] und militärischer Persönlichkeiten, welche Höpfner, ein Schüler Clausewitzs bekanntlich für [seine] classische Geschichte des Krieges von 1806 und 1807 benutzt hat. Namentlich die Charakteristik [des] Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, welche seitdem jenes Manuscript Clausewitzs be[kannt] gemacht hat, ist gleichfalls vollständig in dem neuen biographischen Werke enthalten. Auch von [Frau] von Clausewitz veröffentlicht dasselbe Aufzeichnungen über ihr Jugendleben, Erinnerungen ꝛc.

So wird diese Biographie gewiß nicht allein in militärischen Kreisen, sondern auch über [diese] hinaus mit lebhaftem Interesse begrüßt werden. Die Portraits des Generals und der Frau [von] v. Clausewitz schmücken das in gediegener Ausstattung erschienene Werk.

Berlin. **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.**
Harrwitz & Goßmann.

Die Papstwahlen der Vergangenheit.

Von Dr. R. Schoener in Rom.

I.

Bei den eigenthümlichen Verhältnissen der katholischen Kirche und der ganz neuen Lage, in welcher das Papstthum gegenüber der italienischen Regierung in Rom sich befindet, ist es nicht mehr als natürlich, daß die bevorstehende Papstwahl in hohem Grade das öffentliche Interesse erregt. Besonders Deutschland und Italien, deren Beziehungen zum heiligen Stuhle während der Regierungszeit Pius IX. sich in einer Weise geändert haben, welche dem Ausgange des entbrannten Kampfes mit großer Spannung entgegensehen läßt, müssen sich mit der eingehenden Erwägung dieser Wahl beschäftigen, welche von entscheidendem Einflusse auf den „Kulturkampf" sein muß. Die Fragen, welche Pläne und Beschlüsse betreffs der Wahl des neuen Papstes vielleicht schon jetzt im Schooße der römischen Kurie gefaßt worden seien, welche Haltung die italienische Regierung dem Wahlvorgange und die andern Staaten ihrem Resultate gegenüber einnehmen werden, welche Einspruchs- und Anerkennungsbefugnisse eventuell den Regierungen zustehen, an welche Normen die wählenden Kardinäle gebunden seien, wo und wie das Konklave unter den ganz veränderten gouvernementalen Bedingungen Roms stattfinden werde — alles dies ist Gegenstand berechtigten Interesses und eingehender Diskussion geworden.*) Verschiedene neue Publikationen in Italien wie in Deutschland und England, haben offenbar durch jenes Interesse ihre Anregung empfangen und ihrerseits zu seiner Erhöhung beigetragen. Es sei nur erinnert an das Buch des Engländers Trollop über die „päpstlichen Konklave", das von Cartwright

*) Das Gegenwärtige ist kurz vor dem inzwischen eingetretenen Tode Pio Nono's geschrieben worden.

über denselben Gegenstand, eine anonyme deutsche Schrift „Ein Wort über die Papstwahl, Berlin 1872“, „Ueber die Rechte der Regierungen beim Konklave, München 1872“, und Minghetti's „Der Staat und die Kirche.“ — Dazu ist neuerdings eine Schrift des italienischen Abgeordneten Bonghi, früheren Unterrichtsministers, gekommen, welche, wie schon ihr Titel „Pius IX. und der künftige Papst“, zeigt, sich geradezu mit Betrachtungen über die muthmaßliche Person des Nachfolgers Pio Nono's beschäftigt. Es ist selbstverständlich, daß dabei nur von Hypothesen und Vermuthungen die Rede sein kann und daß, wenn Bonghi sieben Kardinäle als die am meisten Aussicht auf die Tiara besitzenden nennt, er nicht nur außer Stande ist, unter diesen Einen als den Hauptprätendenten zu bezeichnen, sondern auch nicht einmal behaupten darf, daß die Wahl mit Sicherheit auf einen der Sieben fallen wird. Diese Konjekturen also haben einen sehr problematischen Werth und werden durch die historischen Ausführungen der Schrift noch geschwächt, indem diese Zeugniß davon ablegen, daß häufig die Wahlresultate der Konklave alle vorherigen Vermuthungen und Berechnungen getäuscht haben. — Mit Uebergehung des konjekturalen Theiles wollen wir im Folgenden einen Auszug aus den von Bonghi zur Stütze seiner Vermuthungen angeführten Thatsachen geben, welche, ohne auf historische Vollständigkeit Anspruch zu machen*), Vieles enthalten, was Interesse zu erregen und geeignet sein wird, einige weit verbreitete Irrthümer über den Vorgang der Papstwahl zu beseitigen.

Um gleich die Hauptresultate der Untersuchungen voranzustellen, so ergeben dieselben, daß beim Tode Pio Nono's die Cardinäle durchaus nicht verpflichtet seien, sich bei der Neuwahl streng an die Formen der früheren Konklave zu halten, sondern, sei es durch Verordnung des lebenden Papstes sei es durch eigenen Beschluß, Aenderungen eintreten lassen dürfen; (? d. Red.) ferner, daß das Veto und andere Rechte von Regierungen gegenüber dem Konklave von sehr unbestimmtem Ursprung und schwankendem Gebrauche sind, und endlich, daß ein (begränztes) Veto höchstens drei Staaten, nämlich Oesterreich, Frankreich und Spanien, zusteht.

Der Beweis für alle drei Punkte erhellt aus der Geschichte der Papstwahlen. — Eine vollständige und aktenmäßige Darstellung derselben wird erst möglich sein, wenn die jetzt noch hermetisch verschlossenen vatikanischen Archive dereinst geöffnet sein und ihre reichen Schätze an's Licht geliefert haben wer-

**) Diese Ausführungen machen auch nicht allenthalben auf historische Unanfechtbarkeit und noch weniger auf juristische (und zwar weder auf kirchenrechtliche noch auf völkerrechtliche) Unbestrittenheit Anspruch. Wir geben daher dieses Resumé lediglich als die Meinung eines hervorragenden italienischen Staatsmannes und Gelehrten. D. Red.

den. Was Bonghi anführt, ist höchst fragmentarisch, indessen hinreichend, (? d. Red.) um die erwähnten drei Behauptungen zu begründen.

Die gegenwärtig geltenden Papstwahlen beruhen auf keinem unveränderlichen, den Papst und die Kardinäle bindenden Gesetz. Sie sind vielmehr eine Stufe in einer langen Reihe von Entwickelungsstadien, welche vielfache Aenderungen in ihnen herbeigeführt haben, und sind aus diesem Grunde auch weiteren durch die Umstände geforderten Veränderungen unterworfen. Geändert haben sich im Laufe der Zeit die Bedingungen, welche an den zu Wählenden gestellt wurden; geändert hat sich mehrfach die Zusammensetzung des Wahlkörpers, der Einfluß von Nichtwählern auf die Wahl, die Frist, der Ort, die Form des Wahlaktes. Unangetastete und darum unantastbare Giltigkeit haben nur die Grundprinzipien behalten, nämlich daß der Papst erwählt werden muß, daß er nicht vor dem Tode des regierenden Papstes erwählt werden darf, daß eine in den vorgeschriebenen Formen erfolgte Wahl als vom heiligen Geiste inspirirt durch nichts rückgängig gemacht werden kann, und daß die päpstliche Würde eine lebenslängliche, keiner höheren Autorität unterworfene ist. Während also dem Papste unzweifelhaft das Recht zusteht, neue Verordnungen über Zeit und Ort des Konklave, über das Wahlverfahren und die Zeremonien zu geben und selbst seinen Nachfolger in Vorschlag zu bringen, so würde jeder Erlaß ungiltig sein, durch welchen ein Nachfolger ernannt oder irgend einem der Wählenden die Ausübung seines Wahlrechtes untersagt würde.

In den ersten Jahrhunderten des Christenthums wurde der römische Bischof durch Klerus und Volk von Rom erwählt. Die christliche Gemeinde erwarb durch direkte Vererbung das Recht der republikanischen römischen Volksgemeinde (? d. Red.); an Stelle der Magistratur stand die Hierarchie. Der Klerus, vertreten durch die Primates Cleri, Priores Ecclesiae oder Cardinales, gleichbedeutende Titel der oberen Diakonen und Presbyter, hatte das Recht des Vorschlages; die Gemeinde bestätigte oder verwarf durch Zuruf den Vorgeschlagenen. Dieser Wahlmodus war nur brauchbar, solange Klerus und Gemeinde sehr einträchtig waren. Schon im Jahre 217 machte sich ein starker Zwiespalt bemerkbar, und es wurde Calistus dem Ersten der erste Gegenpapst, Hippolitus, entgegengestellt. — Daß auch Klerus und Volk von Rom das Wahlrecht nicht für sich allein beanspruchten, geht aus der Wahl des Cornelius a. 250 hervor, an welcher nach Cyprians Bericht in erster Linie die zahlreich in Rom anwesenden fremden Bischöfe Theil nahmen. Ein solches Zusammenwirken der Bischöfe, des römischen Klerus und des Volkes war während der ersten vier Jahrhunderte Regel. So natürlich dies war, so lag doch in der großen Zahl und der verschiedenen Natur der Wählenden eine Gefahr für die Einstimmigkeit der Wahl, und in der That waren Zwistigkeiten innerhalb dersel-

ben die Ursache zu dem ersten Eingriff des Laienelementes in die Papstwahl. Ein Gesetz des Kaisers Honorius bestimmte, daß im Falle der Aufstellung zweier Kandidaten von Seiten des Klerus Keiner von Beiden gewählt, sondern zu einer neuen Wahl geschritten werden solle. Noch weiter ging Odoaker, welcher verordnete, daß kein Papst ohne Genehmigung des Kaisers gewählt werden solle, eine Verordnung, welche allerdings schon vom Papst Symmachus auf dem römischen Konzil des Jahres 502, als von nichtgeistlicher Autorität ausgegangen, für ungiltig erklärt wurde. Derselbe Papst erließ ferner eine Bestimmung, welche als die erste der zahlreichen päpstlichen Verordnungen betreffs der Wahl zu betrachten ist, nämlich die, daß im Falle der Nichteinstimmigkeit der Geistlichen — des ordo ecclesiasticus — die Majorität entscheiden solle, und er untersagte außerdem die Verabredungen über den Nachfolger bei Lebzeiten des Papstes. Die letztere Verordnung ist wichtig, weil sie unverändert in Kraft geblieben ist, die erstere, weil sie das hohe Alter der päpstlichen Befugniß (? d. Red.) zu neuen Wahlbestimmungen beweist.

Die Unzufriedenheit des Klerus mit diesen Verordnungen und die heftigen darüber entbrennenden Streitigkeiten innerhalb desselben waren Ursache zu einer neuen Einmischung der weltlichen Autorität. Theodorich ließ durch einen von ihm gesandten Bischof eine Untersuchung anstellen und ernannte 526 selbstständig einen Papst und zwar Felix V. Die anderen gothischen Fürsten hielten das Recht zur Betheiligung an der Papstwahl aufrecht, und ebenso Justinian und seine Nachfolger, welche die Bestätigung des Erwählten in Anspruch nahmen und sich dafür eine Abgabe zahlen ließen. Das Verfahren in dieser Periode war folgendes: Nach dem Tode des römischen Bischofs gaben die drei Vikare des apostolischen Stuhles, der Archipresbyter, der Archidiakonus und der Obmann der Notare dem kaiserlichen Exarchen in Ravenna davon Anzeige. Nach drei Tagen schritt man zur Neuwahl, an welcher sämmtliche Würdenträger der Kirche, der ganze Klerus, die Aristokratie, die Garnison und das gesammte Volk Theil nahmen „a parvo usque ad magnum.“ Wählbar war ein Presbyter oder Diakonus der römischen Kirche. Nach geschehener Wahl wurde ein Dokument darüber aufgesetzt, von Geistlichen und Laien, so Viele wollten, unterschrieben und dies im Archiv des Lateran niedergelegt. Mittels einer besonderen Gesandtschaft wurden die Höfe von Ravenna und von Konstantinopel benachrichtigt und die Bestätigung erbeten. Erfolgte diese, so schritt man zur Weihe des Gewählten. Er wurde aus der Sakristei der Peterskirche zur Konfession des Apostels geführt, wo er das Glaubensbekenntniß ablegte. Nachdem die Eingangsworte der Messe gelesen waren, führten die Bischöfe von Albano und von Porto ihn vor denjenigen von Ostia, welcher sich auf einem erhöhten Sitze befand, und sprachen je ein Gebet über ihn, während die Dia-

konen ein offenes Evangelienbuch über sein Haupt hielten. Hierauf schritt der Bischof von Ostia zur Konsekration. Der Geweihte empfing das Pallium aus den Händen des Archidiakonus, stieg auf den Thron, sprach das „Pax vobiscum“ über alle Priester und vollzog, während das Gloria in excelsis Deo angestimmt wurde, die Messe. — Es sind die bereits scharf ausgeprägten Grundzüge des später immer glänzenderen und ausgedehnteren Rituals.

Der beherrschende Einfluß der oströmischen Kaiser, der im Falle der Nichtbestätigung eine neue Wahl nothwendig machte, dauerte nur bis auf Konstantinus Pogonatus, welcher 678 auf den Tribut, 684 auf das Bestätigungsrecht verzichtete, so daß die Wahl Johanns V. 685 wieder eine ganz freie war.

Die durch bürgerliche Unruhen möglich gewordene gewaltsame Einsetzung eines Laienpapstes im Jahre 757 veranlaßte die Verordnung Stephan's III., daß kein Laie oder Kleriker das Pontifikat erlangen dürfe, wenn er nicht vorher in regelrechter Weise Kardinaldiakonus- oder Presbyter geworden sei. Es folgt daraus die interessante Thatsache, daß, wie es auch geschehen ist, selbst ein Laie oder ein Mitglied der niederen Orden zum Papste gewählt werden kann, vorausgesetzt nur, daß er vor der Konsekrirung zum Bischof gemacht wird.

Ob Karl der Große wirklich von Hadrian I. auf einem lateranischen Konzil das Recht erhalten hat, den Papst zu ernennen, steht dahin. Thatsache ist, daß die karolingischen Kaiser zum Theil Rechte auf die Besetzung des Heiligen Stuhles geltend machten, zum Theil nicht. Mit der Ernennung des Formosus 891 wurde zum ersten Male der Grundsatz verletzt, daß nur ein Presbyter oder Diakonus der römischen Kirche Papst werden könne; doch blieb eine heftige Opposition und Verfolgung dieserhalb nicht aus. Stephan VI. ließ den Leichnam des Formosus ausgraben und mißhandeln.

Das Bestätigungsrecht verblieb auch den nachkarolingischen Kaisern, ohne daß diese jedoch es regelmäßig geltend machen konnten oder wollten. Johann IX. hatte 898 auf einem römischen Konzil dekretirt, daß die Wahl in einer Versammlung der Bischöfe und des ganzen Klerus in Gegenwart des Senates und Volkes stattfinden und die Konsekration in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten erfolgen solle, die muthmaßlich auch schon bei der Wahl gegenwärtig waren. Es ist bemerkenswerth, daß hierbei nicht mehr von einer Betheiligung, sondern nur von einer Assistenz des Volkes die Rede ist.

Die inneren und äußeren Bedrängnisse des deutschen Reiches im zehnten Jahrhundert und die Wirren in Italien brachten es mit sich, daß die Papstwahl wiederholt ohne die regelmäßigen Formen vor sich ging, ohne daß sie deshalb eine Ungiltigkeitserklärung erfahren hätte. Die Umstände zeigten sich mächtiger als die menschlichen Satzungen und man mußte wohl oder übel

ihrer Gewalt weichen. Wer Rom in seiner Gewalt hatte, besetzte den Thron Petri und die schamloseste Intriguenwirthschaft schaltete mit der höchsten kirchlichen Würde. Die verwegene und verführerische Römerin Theodora machte ihren Geliebten Johann X. zum Papst und ihre nicht minder schöne und schlaue Tochter Marozzia, Gemahlin des Markgrafen Alberich, setzte ihren und des Papstes Sergius III. Sohn als Johann XI. auf den Heiligen Stuhl. Eine usurpatorische Selbsternennung war die des neunzehnjährigen Johann XII. (955—963), dessen schamlose und verbrecherische Aufführung selbst die zeitgenössischen Römer empörte und mit die Ursache wurde, daß die kaiserlichen Hoheitsrechte sich wieder einmal entschieden geltend machten. Der starke Kaiser Otto I. ließ dem nichtswürdigen Kirchenoberhaupte den Prozeß machen und setzte ihn wie auch den von den Römern gewählten Gegenpapst ab. Der von Otto, nun „Römischem Kaiser", ernannte Papst Leo VIII., welcher päpstlicher Oberarchivar und Laie war, erkannte in Uebereinstimmung mit dem Klerus und dem Volke dem Kaiser und seinen Nachfolgern das Recht zur Ernennung und Einsetzung des Papstes zu, ein Beschluß, den die Römer durch eine Empörung bald wieder umzustoßen suchten und der durch die Nichtanerkennung Leo's VIII. von Seiten der Kirche ungiltig gemacht werden sollte. Dennoch ernannte Otto, als 964 Leo VIII. starb, in demselben Jahre nach Abführung des von den Römern gewählten Gegenpapstes Benedikt V. abermals ein Kirchenoberhaupt in Johann XIII., der indeß „ab omni plebe Romana" mitgewählt wurde. Bei der Wahl Benedikts VI. 972 ist wiederum nur von einer Zustimmung des Kaisers die Rede.

In den Wirren der nächsten Zeit war die Papstwahl wieder eine reine Machtfrage. Bald sind es die Parteien des Crescentius und der Grafen von Tusculum, bald die Kaiser, Otto II. und Otto III., welche der Kirche ein Oberhaupt geben. 1024 erkaufte Johann XIX., ein Laie und Graf von Toscanello, um Geld die päpstliche Würde und behauptete sie bis zu seinem Tode 1033, worauf dessen Bruder Alberich seinen zehnjährigen Sohn als Benedikt IX. auf den Stuhl Petri setzte. Unter Verbrechen, Lastern und wechselnden Schicksalen behauptete ihn dieser elf Jahre lang und verkaufte ihn dann an Gregor VI. um tausend Pfund Silber. Bald reute ihn der Handel und er suchte seine Macht zu behalten, und da kurz vorher die Römer einen Gegenpapst in Silvester III. gewählt hatten und auch Gregor nicht zurücktreten wollte, so gab es drei Päpste in der Christenheit. Wieder war es der deutsche Kaiser, der dem Aergerniß ein Ende machen mußte und es nur konnte, indem er ein Machtwort sprach. Heinrich III. ließ auf der Synode von Sutri 1046 alle drei Päpste absetzen und ernannte nach einander vier ehrenwerthere und tüchtigere, alle von deutscher Herkunft. Das Recht der Römer zur Theilnahme

an der Wahl wurde von ihm nicht unbeachtet gelassen, und Leo IX. erklärte geradezu, daß er die Würde erst annehmen werde, wenn Klerus und Volk einmüthig und feierlich sich für ihn erklärt haben. Den letzten der Vier hatte Heinrich auf den Rath eines Mannes gewählt, welcher vielleicht schon damals, als er im Auftrage Roms den Kaiser um Ernennung des Kirchenfürsten bat, in seinem stolzen Haupte den Plan trug, welcher nicht nur die Kirche von jeder weltlichen Autorität frei machen, sondern auch den römischen Bischof über den Kaiser erhöhen und dem Papstthum zum Gipfel der Macht verhelfen sollte. Der Mönch Hildebrand, nachmals Gregor der Siebente, führte die Gesandtschaft, welche von Heinrich die Ernennung Viktor's II. erlangte, und ebenso diejenige, welche von der Kaiserin Agnes die Bestätigung der von Klerus und Volk vorgenommenen Wahl Stephan's VI. einholte. — Ebenderselbe hatte nicht geringen Antheil an der Erhebung des Nachfolgers Nikolaus II., vor welchem der von einer Adelspartei mit Unterstützung des Volkes eingesetzte Benedikt X. weichen mußte.

Kaiser Heinrich III. war im Jahre 1056 gestorben. Papst Nikolaus II., von Hildebrand berathen, bestieg den päpstlichen Thron drei Jahre später, als Heinrich IV., der Erbe der deutschen und römischen Kaiserkrone, ein neunjähriger Knabe war. In dieser Zeit ist der kolossalste Umschwung, der möglich war, in dem Verhältniß zwischen dem Staat und der Kirche, dem Kaiserthum und dem Papstthum eingetreten. Kaiser Heinrich III., stark durch seine Persönlichkeit und die Einheit des Reiches, hatte Päpste ab- und eingesetzt, und die Prälaten hatten ihn darum gebeten, „wie die Knechte ihren Herrn." Heinrich IV., schwach durch falsche Erziehung und Leitung und durch Zwist im Innern des Reiches, ist vom Papste abgesetzt werden, und der Name Canossa ist zum Symbol für die tiefste Demüthigung der weltlichen vor der geistlichen Macht geworden. Man wundere sich nicht über den plötzlichen und gewaltsamen Umschwung. Die Rechtsfrage zwischen Kaiser und Papst war, wie man gesehen, im Grunde immer eine Machtfrage gewesen. Wenn jetzt ein Mann wie Hildebrand einem Jüngling wie Heinrich IV. gegenüberstand, so konnte nicht zweifelhaft sein, zu wessen Gunsten die Lösung der Frage ausschlagen mußte.

Hildebrand, tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die geistliche Gewalt hoch erhaben sei über der weltlichen, war entschlossen diesem Verhältniß Ausdruck zu geben. Das Erste mußte sein, daß die Wahl des Kirchenoberhauptes von jedem weltlichen Einfluß frei gemacht werde. Die Zeitverhältnisse waren die günstigsten und noch ehe drei Jahre nach dem Tode Heinrichs III. verflossen waren, schon im ersten Jahre des Papstthums Nikolaus' II., geschah der erste und entscheidende Schritt dazu, weshalb diese Epoche zugleich als die wichtigste

in der Geschichte der Papstwahl zu betrachten ist. Um die kaiserliche Einmischung in die Wahl zu schwächen und allmälig zu beseitigen, wurde die letztere den Händen des römischen Volkes und Klerus entzogen und eine Bestimmung getroffen, welche das kaiserliche Recht wesentlich umwandelte.

Der Ausdruck dieser Aenderung ist das auf dem Lateranensischen Konzil des Jahres 1059 berathene Statut Nikolaus' II. Dasselbe bestimmte, daß die höhere Geistlichkeit einen Vorrang bei der Papstwahl haben solle. Es sollten zuerst die Kardinalbischöfe sich über den zu Wählenden einigen, demnächst sich mit den Kardinalpriestern und Diakonen in's Einvernehmen setzen und erst dann die Zustimmung des übrigen Klerus und des Volkes einholen. Es war der erste Schritt zur Beschränkung der Wahlausübung auf ein begrenztes Kollegium. Der Einholung der kaiserlichen Bestätigung wurde in dem Statute zwar auch gedacht, aber in einer Weise, welche das Wesen des kaiserlichen Rechtes aufs Bedeutendste alterirte. Es hieß nämlich, die neuen Bestimmungen seien getroffen „unbeschadet der Achtung und Verehrung, die wir unserm geliebten Sohne Heinrich schulden, der gegenwärtig König ist und der hoffentlich mit Gottes Hilfe Kaiser werden wird, wie gleichermaßen auch seinen Nachfolgern, welche persönlich dieses Recht vom Apostolischen Stuhle erworben haben können." — Damit ist nichts Geringeres gesagt, als daß das Bestätigungsrecht, welches seit den Zeiten der gothischen und byzantinischen Herrscher als ein Ausfluß der kaiserlichen Gewalt gegolten hatte, jetzt als eine Verleihung von Seiten des heiligen Stuhles betrachtet und von jedem Kaiser besonders erworben werden müsse. Hatten die Kaiser, wenn sie stark waren, das Bestätigungs- in ein Ernennungsrecht verwandelt, so verwandelten jetzt die starken Päpste jenes Recht in eine von ihnen abhängende Indulgenz, die später nach ihrem Belieben auch aufhören und einem Bestätigungsrechte gegenüber den weltlichen Herrschern Platz machen konnte. — Ueberdies bestimmte Nikolaus, daß die Wahl in Rom stattfinden solle, daß jedoch in Hinderungsfällen auch in einer andern Stadt und von einer kleineren Zahl von Wählern aus Kardinälen, Klerikern und Laien bestehend, der Papst gewählt werden dürfe.

Dieses Dekret, so sehr es den kaiserlichen Rechten zuwider war, blieb in Geltung. Des Nikolaus Nachfolger Alexander II. wurde geweiht, ohne daß die kaiserliche Bestätigung eingeholt ward, und die zur Mitra des Papstes hinzugefügte Doppelkrone verkündete, daß der Nachfolger Petri ein höheres und direkt von Gott stammendes Imperium habe. Hildebrand selbst, der 1073 als Gregor VII. den Stuhl des Apostels bestieg, ließ seine Weihe erst nach der kaiserlichen Bestätigung vollziehen; aber dieser Akt ist von verschwindender Bedeutung gegenüber der Erniedrigung, in welche der gewaltige Mann die weltliche Macht hineingedrängt hat. Nachdem er in dem Kampfe mit Hein-

rich IV. so glänzend gesiegt hatte, hielten seine Nachfolger ohne große Mühe das Statut des Nikolaus aufrecht; ja die kaiserliche Bestätigung scheint fast ein Jahrhundert lang von keinem Papste eingeholt worden zu sein. Wenigstens ist keine Spur davon seit Viktor III. (1086) bis auf Alexander III. (1159) vorhanden.

Hand in Hand mit dieser Stärkung der Wahlfreiheit ging in der gleichen Periode die wachsende Sicherheit und Autorität der Papstwahl durch ihre Einschränkung auf ein angesehenes Kollegium und die allmälige Zurückdrängung des niederen Klerus und des Volkes von der Theilnahme. Je geschlossener der Wahlkörper, je gleichmäßiger dessen Elemente, je größer demzufolge die Einigkeit innerhalb desselben war, desto größeres Gewicht hatten seine Beschlüsse und desto schwieriger war eine Einsprache sowohl von Seiten des in Parteien gespaltenen Volkes, als der Fürsten. Die Kardinalpriester waren selbst Fürsten, Kirchenfürsten; ihr Kollegium ward als ein souveränes betrachtet, und das Volk nicht minder als sie selbst gewöhnten sich daran, ihren Beschluß als un- umstößlich und an sich giltig zu betrachten.

Gerade in einer verhängnißvollen Zeit jedoch zeigte sich, daß gegen zwiespältige Wahlen, welche das zwölfte Jahrhundert reich an Gegenpäpsten machten, noch immer keine Garantie gegeben war. Als Friedrich Barbarossa wieder mit Wucht das kaiserliche Schwert gegen das ungehorsame Italien und den anmaßenden Stuhl Petri schwang, mußte Alexander III. sehen, daß ein Theil der Kardinäle ihn nicht anerkannte, sondern den Führer der kaiserlichen Partei in Rom — als Viktor IV. — zum Papste wählte, der von der Synode zu Pavia 1160 und vom Kaiser anerkannt wurde. Nach dem für Alexander siegreichen Ausgange des langen Kampfes mit Friedrich, der in Venedig ihm den Steigbügel hielt, beschloß der Papst eine neue Wahlreform. Auf dem lateranensischen Konzil des Jahres 1179 erließ er ein neues Statut, welches der Wahl des Kirchenoberhauptes, weil sie keiner höhern Instanz unterworfen sei, größtmögliche Sicherheit und Autorität geben sollte. Statt der einfachen sollte eine Zweidrittelmajorität erforderlich sein. Der so Gewählte solle eo ipso als anerkannter Papst betrachtet werden. Gegen denjenigen, welcher ohne diese Bedingung sich der Tiara bemächtige, schleuderte Alexander den Bann und die schwersten Sentenzen. Er solle der geistlichen Würden verlustig, der kirchlichen Gnaden beraubt sein, das Sakrament des Altars soll ihm, außer im Falle des Todes, versagt werden und er solle das Loos des Dathan und Abiron erleiden, welche die Erde lebendig verschlang. — Weder der Theilnahme der Laien noch der Unterscheidung der kirchlichen Grade und Orden geschieht Erwähnung. Ohne daß die betreffenden früheren Bestimmungen ausdrücklich aufgehoben

werden, fallen sie allmälig in Vergessenheit, ein neues Zeichen des niemals ganz fest determinirten Wahlmodus.

Die Bestimmungen Alexanders III. bewährten sich in den kampferfüllten nächsten zwei Jahrhunderten. Nur waren die Wahlen oft schwierig und langdauernd und daher ausgedehnte Interregna nicht selten. Das Konklave nach dem Tode Cölestin's IV. 1241 dauerte über zwanzig Monate, das 1269 beginnende über zwei Jahre. Das letztere fand in Viterbo statt, und das Verlangen und die Ungeduld des Volkes, einen Oberhirten zu erhalten, wuchs derartig, daß endlich der Podesta kurzweg das Dach des Konklavepalastes abdecken ließ, um die Kirchenfürsten zu schnellerer Einigung zu nöthigen. In der That kam, wie der Kardinal Johann von Porto sagte, der heilige Geist, der anders nicht hatte eintreten können, neben Sonne und Regen alsbald durch die Oeffnung herein, und sein Werk war die Ernennung Gregors X. 1271, der nicht durch direkte Votirung, sondern durch Kompromiß erwählt wurde und nicht selbst Kardinal war.

Dieser Papst gab ein neues, offenbar durch die letzte Erfahrung nahe gelegtes Statut über die Wahl, welches durch eine außerordentliche Verschärfung der Formen wichtig und durch seine eigenthümlichen Bestimmungen interressant ist.

Um zu verhindern, daß eine so lange Verzögerung der Wahl durch Uneinigkeit der Cardinäle wiederkehre, erfand er die Klausur des Konklave, und machte diese zu einer so harten, daß bei Jedem der Theilnehmer der Wunsch einer baldigen Beendigung unausbleiblich sein mußte. Noch Nikolaus II. hatte die Wahl des Ortes für das Konklave, falls es nicht in Rom stattfinden konnte, ganz freigestellt. Gregor X. bestimmte, daß es in der Stadt, in welcher der Papst mit seiner Kurie zuletzt residirt habe und gestorben sei, und wenn beides nicht an gleichem Orte geschehen sei in der letzteren, oder, falls diese unter dem Interdikt stehe, in der nächst benachbarten vor sich gehen solle. Zehn Tage mußte auf die Ankunft der auswärtigen Kardinäle gewartet, am elften zur Einschließung der Versammelten geschritten werden. Dieselbe geschah in dem vom Papste bewohnten Palaste, und zwar in einem einzigen Zimmer. Jeder Kardinal durfte einen, im Nothfalle zwei Geistliche oder Laien zur Dienstleistung bei sich haben. In dem Zimmer durfte keine Scheidewand aufgerichtet sein, welche den Einen vom Andern trennte; Niemand durfte ein- oder ausgehen, keine Briefe oder Meldungen angenommen werden. Durch eine Oeffnung in der Wand wurde die Nahrung gereicht. Diese konnte während der ersten drei Tage nach Belieben gewählt werden. Während der nächsten fünf war sie auf eine einzige Speise zu Mittag und eine zu Abend beschränkt. Verliefen auch diese, ohne daß es zur Wahl kam,

so wurden die uneinigen Kirchenfürsten auf Brod, Wein und Wasser gesetzt, bis sie ihre Aufgabe erfüllt hatten. In der ganzen Zeit durften sie sich mit nichts Anderem beschäftigen, noch auch etwas von der Hinterlassenschaft des Papstes oder seinen Einkünften, die inzwischen in der Hand des Kämmerers waren, anrühren. War ein Kardinal nicht rechtzeitig in das Konklave eingetreten oder durch Krankheit zum Verlassen desselben genöthigt worden, so hatte er keinen Antheil an der Wahl.

Man erstaunt über die Härte dieser Bestimmungen, durch welche die obersten Kirchenfürsten zur Ausübung ihres höchsten Rechtes fast wie Gefangene durch harte Behandlung gezwungen werden sollten, um so mehr, als ein solcher materieller Zwang in schneidendem Kontraste mit der Voraussetzung steht, daß die Wahl durch direkte Einwirkung des Heiligen Geistes zu Stande kommt, der sich doch schwerlich durch Vorenthaltung von Fisch und Fleisch wird nöthigen lassen auf die Kardinäle herabzusteigen. Noch erstaunlicher aber ist das Mittel, welches Gregor anwendete, um sich der Beobachtungen seiner Bestimmungen zu versichern. Dem Gehorsam der Kardinäle, die nach dem Tode des Papstes ihre eigenen Herren waren, mißtrauend, nahm er die weltliche Gewalt in Anspruch, um den Gehorsam der Kirchenfürsten zu erzwingen. Er verordnete deshalb, daß die Herren und Behörden der Stadt, in welcher das Konklave stattfinde, für die genaue und unveränderte Vollziehung der neuen Wahlordnung verantwortlich seien und deren Beobachtung sofort nach dem Tode des Papstes vor versammeltem Klerus und Volk beschwören sollten. Ueber die, welche es unterlassen würden, verhängte er die Exkommunikation ipso facto, die dauernde Ehrlosigkeit, den Verlust und immerwährenden Ausschluß von allen Ehren, Aemtern und Würden und jedem Kirchenlehen, während die betreffende Stadt das Interdikt treffen sollte. Eigenthümliches Walten der geschichtlichen Entwickelung! Gerade damals, als nach den heftigsten, Jahrhunderte langen Kämpfen die Wahl des Kirchenoberhauptes vom Einflusse der höchsten weltlichen Gewalt, des Kaisers, ganz frei gemacht war, mußte ein unbedeutender Laie, ein Burgherr, Rektor oder Podesta eines kleinen Städtchens bestellt werden, um eventuell durch gewaltsame Einschließung der Kirchenfürsten die Ernennung eines Herrn der Christenheit zu erzwingen.

Den Kardinälen stellte Gregor in einem Erlaß noch einmal dringend die hohe Bedeutung ihrer Wahlpflicht und die Nothwendigkeit einer beschleunigten Einigung vor Augen. Damit sie jedoch nicht aus Scheu vor den Unannehmlichkeiten des Konklave das alte wichtige Verbot der vorgängigen Verabredung überträten, erklärte er ausdrücklich jede vor dem Tode des Papstes getroffene Bestimmung über die Person des Nachfolgers für null und nichtig, untersagte ihre Aufrechthaltung und erklärte es für ein Gott wohlgefälliges Werk, wenn

solche Verabredungen, selbst wenn sie beschworen wären, nicht beobachtet würden. Zugleich ordnete er an, daß während der Zeit des Konklave in der ganzen Christenheit Gebete für eine baldige Erleuchtung der Kardinäle veranstaltet würden. — Von einer Aufhebung der früheren Bestimmungen war wiederum nicht die Rede. Sie erfuhren nur eine Erweiterung durch Einführung der Klausur und durch die Regel, daß die anwesenden Kardinäle das vollberechtigte Kollegium bildeten.

Der Feuereifer Gregors des Zehnten war nicht ganz wirkungslos, wenn auch alle seine Bemühungen und die schweren, für die Uebertretung angedrohten Strafen nicht verhindern konnten, daß sein Statut übertreten und geändert wurde. Denn wer konnte die folgenden Päpste, die ebenso unumschränkt waren wie er, verhindern, neue Bestimmungen zu treffen?

Anfangs hatten die äußeren Zwangsmaßregeln den Erfolg, daß die Kardinäle trotz ihrer Unzufriedenheit mit dem peinvollen und gesundheitsschädlichen Verfahren die Absicht Gregors erfüllten. Sein Nachfolger Innocenz V. wurde binnen zehn Tagen, dessen Nachfolger Hadrian V. binnen siebzehn Tagen gewählt. Der Letztere jedoch, schon krank in das im Juli (1276) stattfindende Konklave eingetreten, hatte von der Hitze so gelitten, daß er schon nach vierzig Tagen starb. Er hatte ein Dekret abgefaßt, welches das Gregorianische Statut aufheben sollte, konnte es aber nicht mehr veröffentlichen. Die Kardinäle wurden an der beabsichtigten Publikation durch das Volk von Viterbo gehindert, welches die seinen Behörden durch Gregor zugetheilte Aufgabe mit solcher Strenge aufrecht hielt, daß nach siebzehn Tagen Johann XXI. gewählt ward. Gerade wegen des rigorosen Auftretens der Viterbesen schaffte dieser das Gregorianische Statut rundweg ab, und da er starb ohne eine andere Bestimmung zu treffen, so behielten nach seinem Tode die Kardinäle wiederum volle Freiheit. Die Folge war, daß die beiden nächsten Vakanzen des Heiligen Stuhles mehr als sechs Monate dauerten, worauf für die beiden folgenden Konklave — 1285 und 1288 — die Kardinäle sich wieder freiwillig der Klausur unterwarfen, um gegen sich selbst Zwang auszuüben. In der letzten, die in die heiße Jahreszeit fiel, starb eine größere Zahl von ihnen, weshalb der nächste Papst — Cölestin V. — ohne Klausur und erst nach siebenundzwanzig Monaten gewählt wurde. Dieser erneuerte das Statut Gregors X., was bewirkte, daß das nächste Konklave nur elf Tage dauerte. Will man diese Thatsachen nicht als einen Beweis von der Unterwerfung des Heiligen Geistes unter den Fastenzwang ansehen, so müssen sie doch als ein Zeugniß der kräftigen Wirksamkeit des viel genannten Statuts anerkannt werden. Dasselbe wurde abermals bestätigt von Clemens V., welcher es in einem Punkte noch genauer präzisirte. Außer daß er nämlich die von den Kardinälen geltend gemachte

Ansicht, daß sie das Statut ändern dürften, verwarf, gab er eine genaue Bestimmung über den Umfang der Befugnisse des Kardinalskollegiums während der Sedisvakanz. Danach sollten die Kardinäle nicht befugt sein, in Sachen, welche zur päpstlichen Gewalt und Jurisdiktion gehörten, Entscheidungen zu treffen, ausgenommen die Ernennung des Kämmerers und des Groß-Pönitentiars, falls diese während des Konklave mit Tode abgingen. Im Falle daß der Papst nicht in der Stadt stürbe, wo seine Kurie sich befände, sollte doch in der letzteren das Konklave stattfinden. Wenn die Kardinäle sich aus dem Wahlraume entfernten, so sollten die durch das Gregorianische Statut bevollmächtigten Staatsbehörden sie zum Wiedereintritt und zur Erfüllung ihrer Pflicht nöthigen. Endlich sollte kein Kardinal aus irgendeinem Grunde je seines Wahlrechtes verlustig werden können, selbst nicht, wenn er von Suspension, Exkommunikation und Interdikt betroffen sei.

Die letzte Bestimmung war die schwerwiegendste. Sie gab der Papstwahl die letzte und höchste Garantie, indem sie dieselbe gegen die sonst unbeschränkte Macht des Papstes selbst sicherte. In dem Konklave, aus welchem Klemens V. hervorgegangen war, hatten die Kardinäle Jacob und Peter Kolonna nicht Theil genommen, weil der jähzornige und tyrannische Bonifacius VIII. ihnen ihre Würden und Rechte abgesprochen hatte. Klemens wollte verhindern, daß ein so gefährliches Recht zum zweiten Male angewendet werde, und seine Bestimmung ist unverändert in Geltung geblieben. Unter Hadrian VI. wurde der Kardinal Soderini, der wiederholten Verschwörung schuldig, zum zweiten Male des Wahlrechts und der Wählbarkeit beraubt und noch auf dem Todtenbette forderte der Papst die Kardinäle auf und dekretirte, daß man den in der Engelsburg gefangen Sitzenden nicht befreie. Dessenungeachtet wurde er freigelassen und nahm an der Wahl Clemens' VII. Theil. — Der nichtswürdige und verhaßte Kardinal Coscia wurde wegen zahlloser Verbrechen durch Clemens XII. seiner Würde beraubt, und dieser erklärte jede Wahl, an welcher jener Theil nehmen würde, für ungiltig. Dieses Dekret mäßigte der Papst selbst, in der Erkenntniß zu weit gegangen zu sein, dahin, daß der Kardinal vor Abbüßung seiner Strafe nicht gewählt werden und daß seine Stimme nicht diejenige sein dürfe, welche die Zweidrittelmajorität erreichen mache. In der That nahm Coscia am Konklave von 1740 Theil. — Auch Pius VI. und Pius IX. haben ähnliche Dekrete gegen Kardinäle, der letztere gegen d'Andrea, erlassen; doch sind die Betroffenen theils zu früh gestorben, theils wieder rehabilitirt worden.

Trotz der gewichtigsten Bürgschaften, durch welche die Bestimmungen über die Wahl des Kirchenoberhauptes zu den unumstößlichsten Gesetzen gemacht zu sein schienen, waren dieselben ohne eine wirkliche und dauernde Garantie, denn

ihre Garantie lag nur in dem Willen der Kardinäle, welcher nicht unveränderlich war und in der reellen Macht, welche zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht wechseln konnte. Der Papst konnte beliebige Verordnungen erlassen; denn er war unbeschränkt. Die Kardinäle konnten sie beobachten oder nicht; denn nach seinem Tode waren sie unbeschränkt. Die Fürstenmacht konnte Beiden entgegentreten, wenn sie Macht genug besaß, sie zu beschränken.

Clemens V. selbst war es, der, nachdem der Glanz des Papstthums unter Bonifacius VIII. auf den Gipfel gestiegen war, den schmählichen Fall erfahren mußte. Seine Verlegung der Residenz nach Avignon (1305) brachte den Heiligen Stuhl unter den drückenden Einfluß der französischen Könige. Die Sedisvakanz nach seinem Tode (1314) dauerte über zwei Jahre. Haß, Zwietracht und Präpotenz des französischen Theils der Kardinäle brachten es soweit, daß das Kollegium sich weigerte, zusammenzutreten und sich erst durch das Versprechen Philipps von Valois, daß sie frei aus- und eingehen sollten, dazu bestimmen ließ. Philipp hielt sein Wort nicht, und die in Lyon versammelten Wähler mußten sich die Klausur gefallen lassen, bis sie nach vierzig Tagen den Kardinal Jakob von Porto, wiederum einen Franzosen (als Johann XXII.), gewählt hatten.

Durch Clemens VI. wurden die Formen der Klausur in der Weise gemildert, wie sie noch heute in Geltung sind. — Im Konklave von 1352 trafen die Kardinäle zum ersten Male eine Verabredung, durch welche dem künftigen Papst Vorschriften über die Wahl der Kardinäle, die Besetzung hoher Posten u. s. w. gemacht wurden, und Jeder verpflichtete sich eidlich im Falle seiner Wahl diesen Vorschriften nachzukommen. Innocenz VI. wurde gewählt, und seine erste That war die Annullirung jenes Abkommens.

Gregor XI. versuchte, obwohl er selbst seine Verlegung der Residenz nach Rom rückgängig machen wollte, den Einfluß Frankreichs zu beseitigen und erließ deshalb eine neue Verordnung über die Papstwahl. Er gab den Kardinälen Vollmacht, das Konklave so schnell es ihnen gutdünkte und in jeder beliebigen Stadt abzuhalten, änderte das Verfahren bei dem Wahlakt und bestimmte, daß die einfache statt der Zweidrittel-Majorität genügen solle. So wurde es zwar möglich, daß aus einem Kollegium, in welchem neben dreizehn Franzosen nur vier Italiener saßen, ein italienischer Papst — Urban VI. 1378 — hervorging; aber zugleich wurde dies Ursache der verhängnißvollen Kirchenspaltung, indem zwölf Kardinäle der französischen Partei nebst einigen Italienern aus Rom entwichen, die Wahl Urban's, der seinen Sitz in Rom behielt, für ungiltig erklärten und in Anagni den Bischof Robert von Genf als Clemens VII. ernannten, der nach Avignon ging. Der entsetzliche und

verderbliche Hader zwischen beiden Päpsten, die sich gegenseitig verfluchten, wurde zwischen ihren Nachfolgern fortgesetzt, da beide sich mit einem Kardinalskollegium umgeben hatten. — Bei der Wahl Gregors XII. (1406) wird zum ersten Male der Abstimmung durch Wahlzettel Erwähnung gethan, während die früheren Verordnungen über den Votirungsmodus schweigen.

Das Aergerniß der sich befehdenden Doppelpäpste trieb zu einer Lösung, durch welche zum ersten und einzigen Male die Wahl des Kirchenoberhauptes aus den Händen des Kardinalkollegiums genommen wurde. Das Konzil zu Konstanz erklärte sich als über dem Papste stehend, setzte drei Päpste ab und ernannte mittels einer Kommission, die aus den anwesenden Kardinälen und dreißig Theologen bestand, einen neuen in Martin V.

Im Konklave von 1458 erscheint ein Wahlverfahren, welches außer dem Skrutinium eine andere Art von Votirung kennt und zugleich den Beweis liefert, daß entgegen der Verordnung Gregor's XI. eine Zweidrittel-Majorität erfordert wurde. Beim Skrutinium des dritten Tages hatte der Kardinal Philipp von Bologna fünf Stimmen, der Kardinal Aeneas Piccolomini von Siena ebensoviel, keiner der anderen Kardinäle mehr als drei. Am folgenden Tage erhielt Piccolomini neun Stimmen. Auf die Ankündigung folgte ein langes Stillschweigen; denn die Zahl der votirenden Kardinäle war achtzehn. Endlich erhob sich Roderich Borgia und sagte: „Ich trete dem Kardinal von Siena bei.“ Eine neue lange Pause folgte. Zwei Kardinäle, welche Piccolomini entgegen waren, erhoben sich, um den Saal zu verlassen. Sie kehrten zurück, als sie sahen, daß Niemand folgte. Der Kardinal Jakob von S. Anastasia rief: „Auch ich trete dem Kardinal von Siena bei.“ Piccolomini hatte somit elf von achtzehn Stimmen, und es fehlte ihm nur eine einzige. Prospero Colonna machte Anstalt aufzustehen. Er wurde am Kleide zurückgehalten; dennoch erhob er er sich und rief mit lauter Stimme: „Auch ich trete dem Kardinal von Siena bei und mache ihn zum Papst!“ — worauf Alle sich erhoben und vor dem Erwählten das Knie beugten.

Von 1455 bis 1846, also vier Jahrhunderte lang, sind die Nachfolger Petri in Rom gewählt worden. Die einzige Ausnahme war die Wahl Pius VII., welche 1800 in Venedig stattfand. Auch vor 1455 sind die meisten Konklave in Rom abgehalten worden, ohne daß dies, wie die angeführten Bestimmungen zeigen, Vorschrift gewesen wäre. Während vor 1455 irgend eine Kirche oder ein Kloster für das Konklave in Rom gewählt wurde, diente von 1455 bis 1823 dazu der Vatikan, von da ab bis zum letzten Konklave 1846 der Quirinalpalast. Der letztere ist jetzt Residenz des italienischen Königs, so daß das bevorstehende Konklave, wenn es nicht außerhalb Roms verlegt wird, wieder im Vatikan wird stattfinden müssen. Siebenundachtzig

Mal in sieben Jahrhunderten, d. h. seit die Wahl auf das Kardinalskollegium beschränkt ist (1179), ist das Kirchenoberhaupt auf solche Weise gewählt worden.

Neuere theologische Literatur.

1. Das Leben des heiligen Johannes. Eine Festgabe von C. Niese, Pfarrer in Bahrendorf. Leipzig, 1878. Verlag von Joh. Ambr. Barth.

2. Unser Glaube. Ein Wegweiser auf religiösem Gebiet für denkende Christen und eine Gabe zur Confirmation von Dr. R. Schramm. Leipzig, 1878. Verlag von Joh. Ambr. Barth.

3. Die Schlagworte der heutigen protestantischen Kirchenparteien. Zur Orientirung für kirchlich gesinnte, zum Dienst der Kirche mit berufene Laienkreise von einem alten, erfahrenen Geistlichen. Leipzig, 1877. Verlag von Joh. Ambr. Barth.

4. Die innere Mission und die Zeichen der Zeit. Vortrag von Dir. Dr. Hase, Militär-Oberpfarrer des 1. Armee-Korps, gehalten am 25. Okt. 1877 auf dem Kongreß für innere Mission zu Königsberg i. Pr. und herausgegeben vom ostpreußischen Provinzialverein für innere Mission. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1877.

1. Die Schrift Niese's enthält eine chronologisch geordnete Zusammenfassung der in den neutestamentlichen Schriften, der Ueberlieferung und der Legende berichteten Thatsachen aus dem Leben des Apostels Johannes in einer das Gemüth ansprechenden Darstellung. Eine Charakteristik desselben, welche den Ansprüchen wissenschaftlicher Bildung an historische Darstellung genügen könnte, fehlt; aber ein Leserkreis, der an einer in warmem Tone verfaßten Erzählung der auf das Leben des Johannes bezüglichen Begebenheiten sich erbauen will, und der auch an einem ungelenken Periodenbau, wie er in den ersten Abschnitten des Buchs häufig vorkommt, keinen Anstoß nimmt, kann in demselben Befriedigung finden. Von diesem Standpunkt der Beurtheilung aus können wir es auch nur billigen, daß der Verfasser aller kritischen Fragen sich entschlagen hat, zumal wir kaum voraussetzen können, daß er für dieselben eine ausreichende Befähigung besitzt. Denn der Grundsatz, den er S. 1 aufstellt: „Es können historisch sehr wenig beglaubigte Begebenheiten dennach geschichtlich ganz wahre und dagegen historisch vollkommen beglaubigte dennoch geschichtlich ganz unwahre Begebenheiten sein" zerstört die Grundlagen jeder kritischen Untersuchung. Schärfe der Auffassung scheint überhaupt dem Ver-

fasser nicht in hohem Maße eigen zu sein; einen sehr befremdlichen Eindruck macht die Berechnung der Jahre des Aufenthalts des Apostels in Ephesus. Es wird uns aus der alexandrinischen Chronik berichtet, daß Johannes neun Jahre in Ephesus geblieben sei, dann fünfzehn Jahre in der Verbannung auf Patmos zugebracht und, nach Ephesus zurückgekehrt, daselbst noch sechs und zwanzig Jahre gelebt habe, und dann fährt der Verfasser fort: „Darnach würde er, den Aufenthalt auf Patmos mit eingeschlossen, volle fünfzig Jahre seines Lebens in Ephesus verweilt und gewirkt haben.“ (S. 55). Eine etwas naive Auffassung! — Unerwähnt können wir auch nicht eine Flüchtigkeit lassen, die dem Verfasser nicht hätte widerfahren dürfen. S. 77 steht „Diocletian“ statt „Domitian.“

Wir wollen der Niese'schen Schrift keineswegs allen Werth absprechen, aber daß ihr die Bemerkung vorangestellt ist: „Uebersetzungsrecht vorbehalten“ erregt Erwartungen, hinter denen sie weit zurückbleibt.

Die Ausstattung ist eine glänzende und gereicht Verlag und Druckerei zur Ehre.

2. Die kirchliche und theologische Richtung der Gegenwart, welche durch die Bestrebungen des Protestantenvereins charakterisirt wird, ist keineswegs eine in sich einige, wenn es sich um die Frage handelt, welches die religiöse Position sei, die sie einnehme. Geschlossen im Kampf gegen die konservativen Fraktionen innerhalb der evangelischen Kirche, geht sie auseinander, auch in fundamentalen Lehrstücken, sobald sie den Inhalt des christlichen Glaubens bestimmen soll. Abgesehen von geringeren Unterschieden, können wir drei wesentlich entgegengesetzte Gruppen in dieser Partei wahrnehmen; eine spekulative, die pantheistische Elemente in sich aufgenommen hat; eine andre, welche theils an Schleiermacher, theils an Kant anknüpft; eine dritte endlich, welche den früheren Rationalismus, wie er am Ende des vorigen und im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts in Deutschland herrschte, wiederherzustellen sucht, selbstverständlich unter einigen Modifikationen. Zu dieser dritten Gruppe gehört der Verfasser unseres Buches. Und wer den von ihm gewählten Standpunkt theilt, wird in seiner Arbeit Befriedigung finden können. Das Buch ist sehr glatt geschrieben, geschmackvoll gewählte Zitate aus Dichtern, Theologen und Philosophen, Naturforschern und Geschichtschreibern sind in die Darstellung verflochten, und Wärme der Empfindung durchdringt sie und theilt sich unwillkürlich dem Leser mit. Wenn das Werk den Referenten schließlich doch nicht befriedigt hat, so liegt das eben an der theologischen Stellung des Verfassers. Der alte Rationalismus hat die Macht verlieren müssen, über die er einst verfügte, weil er den tieferen Bedürfnissen des christlichen Bewußtseins nicht zu genügen vermochte. Er hat in der neuen Gewandung keine neuen

Kräfte gewonnen und er wird daher dasselbe Geschick erfahren müssen, dem sein älterer Bruder erlegen ist. Ein Christus, der nur dem Grade, aber nicht der Art nach sich von uns unterscheidet; der nur durch Lehre und Beispiel, aber nicht unmittelbar persönlich auf die Seinen aller Orte und Zeiten zu wirken vermag*), der ist gewiß aller Pietät würdig, aber eine Kirche kann er nicht tragen und das Heilsverlangen der Seele kann er nicht stillen. Und ein Glaube, der auf das Hineinragen der Kräfte einer höheren Welt in die diesseitige in einem solchen Maße Verzicht leistet, daß er, wie Herr Schramm thut, die Auferstehung Christi nicht einmal einer Erörterung zu unterziehen für nöthig erachtet, darf nicht darauf rechnen, daß ihm das Erbe der Zukunft beschieden sei. — Der Titel des Buchs veranlaßt uns noch zu zwei Bemerkungen. Der Verfasser bezeichnet dasselbe als für „denkende Christen" geschrieben. Was ist damit gemeint? Soll es heißen, der Verfasser wende sich an die Gebildeten, warum verzichtet er dann auf diesen allgemein üblichen Begriff, um ihn durch einen weniger bestimmten zu ersetzen? Oder will er andeuten, um sein Buch zu verstehen, sei eine namhafte Anstrengung des Denkens nöthig? Das ist durchaus nicht der Fall; die Ansprüche, die es in dieser Hinsicht erhebt, sind sehr gering. Oder will er zu verstehen geben, denkende Christen seien nur in seiner Partei vorhanden, und die Fackel des Denkens erlösche, sowie konservative Christen sie zu ergreifen wagen? Einer solchen Anmaßung wollen wir den Verfasser nicht zeihen. Oder sollen wir endlich in der Bezeichnung ein Höflichkeits-Kompliment für die Leser oder wohl gar eine Reklame für das Buch sehen? Der Verfasser ist zu fein gebildet, um ihm dieses oder jenes zuzutrauen. Es bleibt uns durchaus unklar, welche Vorstellungen und Absichten bei dieser Bezeichnung maßgebend gewesen sind. Erheblicher ist die Ausstellung, die wir in Bezug auf einen andern Bestandtheil des Titels zu machen haben. Der Verfasser nennt sein Buch „eine Gabe zur Konfirmation." Wir haben natürlich dagegen nichts einzuwenden, wenn ein rationalistischer Geistlicher seinen Konfirmanden eine Schrift darbietet, in welcher er seine Auffassung der christlichen Wahrheit entwickelt. Aber daß er es Aeltern zumuthet, am Tage der Konfirmation ihren Kindern ein Buch zu überreichen, durch welches eine Kritik des kirchlichen Dogmas und der evangelischen Geschichte sich überall hindurchzieht; eine Kritik, über deren Werth oder Unwerth diese Kinder zu urtheilen durchaus unfähig sind, das können wir nur eine pädagogische Taktlosigkeit nennen. Und wir sind sicher, in diesem

*) Doch geben wir gerne zu, daß der Verfasser hier und da versucht hat, dieser beiden unveräußerlichen Grundlagen einer von dem christlichen Bewußtsein geforderten und biblisch begründeten Christus-Anschauung sich zu bemächtigen, leider hat er aber die darauf hinführenden Gedanken nicht zum befriedigenden Abschluß gebracht.

Urtheil auch viele Aeltern, die sonst den Standpunkt des Verfassers theilen, auf unserer Seite zu haben. Hätte letzterer sich darauf beschränkt, seine Positionen darzulegen, so würde das Unzureichende seiner theologischen Richtung nicht minder zu Tage getreten sein, aber die Wärme und die Entschiedenheit, mit der er für jene Positionen eintritt, mit der er gegen Materialismus und Pantheismus kämpft, würden sein Buch doch geeignet gemacht haben, die Grundlagen des Glaubens in jungen Gemüthern zu befestigen. Durch die Polemik und Kritik aber, die er eingeflochten hat, ist das Buch unfähig geworden, als Gabe zur Konfirmation empfohlen zu werden.

3. Die Brochüre des „alten, erfahrenen Geistlichen" ist eine Flugschrift welche die Laienkreise, besonders die Mitglieder von Gemeindevertretungen und Synoden, für die Bestrebungen des Protestantenvereins gewinnen will. Neben einigen Wahrheiten enthält sie viel Irriges, weil dem Verfasser die Tiefe und Schärfe des Blicks fehlt, ohne welche eine gerechte Würdigung der kirchlichen Parteien der Gegenwart nicht möglich ist. Er bleibt überall auf der Oberfläche stehen, erhebt sich nirgends über das Gewöhnliche und wiederholt nur was unzählige Male von seinen Parteigenossen gesagt ist. Der Reiz der Neuheit fehlt der Schrift nach Inhalt und Form, so daß die Bemerkung: „Uebersetzungsrecht vorbehalten" auch hier sehr auffällig erscheint. Der Styl läßt viel zu wünschen übrig. Auch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß, wenn der Verfasser noch ferner literarisch thätig sein will, er sich befleißigen möge, die Namen der Männer, die er erwähnt, richtig zu schreiben.

4. Der Vortrag Hase's ist eine geistvolle und zutreffende Charakteristik der Aufgaben der inneren Mission; der geschichtlichen Bedingungen, unter denen sie entstanden ist; ihrer inneren Nothwendigkeit; ihrer Aussichten und Ziele. Denen, welch sich von diesem Gebiet christlicher Lebensthätigkeit bisher fern gehalten oder ihm mißtrauisch gegenüber gestanden haben, können wir diese Schrift ganz besonders empfehlen. Sie ist sehr geeignet, für weitere Kreise Verständniß und Werthschätzung der innern Mission zu vermitteln.

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Das Lehrlingswesen der Zunftzeit.

Wenn im Nachstehenden versucht wird, ein Bild von der Entwickelung des Lehrlingswesens auf der Basis der Gewerbegesetzgebung des 17. und 18. Jahrhunderts zu entwerfen, so macht diese Arbeit keinen Anspruch auf Voll-

ständigkeit und Allseitigkeit. Sie soll nur die leitenden Momente darlegen, Einzelerscheinungen nur insoweit berücksichtigen, als sie zur Illustration des Ganzen dienen können.

Betrachten wir zunächst die Eigenschaften, welche ein in die Lehre aufzunehmender Knabe besitzen mußte. Hierhin gehörten in erster Linie jene allgemeinen Bestimmungen, welche die Grundlage der Handwerksehre bildeten, nämlich der Nachweis der ehelichen und ehrlichen Geburt. Bei einer Institution, in der, wenigstens zur Zeit ihrer mittelalterlichen Blüthe, die Idee des Berufes im Gegensatze zu dem Prinzipe des Geschäftsgewinnes im Gewerbe der Gegenwart seine Verkörperung fand, lag es eben sehr nahe, alle nur irgendwie anrüchigen Elemente von dem Handwerkerstande auszuschließen. Als unehlich geboren galten damals die Söhne niederer städtischer Beamten, ferner die Kinder von Badern, Müllern, Schäfern und, wie sich von selbst versteht, von Scharfrichtern. Freilich räumten dieses schreckliche Vorurtheil spätere Reichsgesetze und Spezíallandesdekrete hinweg, aber trotz alledem konnten dennoch im Anfange unseres Jahrhunderts weder Findel-, noch außer der Ehe geborene Kinder ein zünftiges Gewerbe erlernen. Wie weit übrigens die Handwerksehre in dem Zeitabschnitte, der unserer Betrachtung unterliegt, auf die Spitze getrieben wurde, mag ein Beispiel aus dem 17. Jahrhundert zeigen.

Ein Schuhmachermeister in Eisenberg, Namens Adler, hatte im Jahre 1699 einen hübschen, anstelligen Knaben, Georg Senfflingen, zum Lehrlinge angenommen, die Zunft untersagte jedoch dem betreffenden Meister die Ausbildung des Senfflingen, weil dessen Großvater einst den Posten eines Gerichtsdieners bekleidet hatte. Der zurechtgewiesene Meister mußte sich nothgedrungen dem Beschlusse seines Amtes fügen, es kam darüber zu Streitigkeiten und schließlich zu einem Prozesse, den der Fürst Christian dahin entschied, daß dem Schuhmacheramte aufgegeben wurde, „den Meister Adler zuvörderst bei Strafe von 10 Thaler, oder nach Befinden eines Mehrern, dahin zu halten, daß er Georg Senfflingen gehörig aufdingen lasse und das Handwerk ihm versprochenermaßen tüchtig und gebührend lehren solle." —

Hatte nun der Knabe mittelst einer eigenen Urkunde, des sogenannten Geburtsbriefes dargethan, daß ihm und seiner Familie nichts Ehrenrühriges anklebe, so mußte er sich, bevor er in's Handwerk aufgenommen wurde, zur Prüfung seiner Fähigkeiten einer Probezeit unterziehen, die je nach den verschiedenen Gewerben auf 2—4 Wochen festgesetzt war. Nach dem günstigen Verlaufe dieser Probezeit begann erst die eigentliche Lehrzeit. Ein Lehrkontrakt im modernen Sinne des Wortes scheint nicht üblich gewesen zu sein; desselben bedurfte man auch um so weniger, da der formelle Akt der Aufnahme vor geöffneter Lade in Gegenwart der Zunftältesten, des Lehrherrn, der übrigen

Mitmeister und des Lehrlings, sowie das Einschreiben des Letzteren in das Lehrjungenregister vollkommen dem Abschlusse eines rechtsverbindlichen Vertrages entsprach. Das Aufdingegeld, welches hierbei fast in allen Gewerken erhoben wurde, erreichte nach und nach eine so beträchtliche Höhe, daß, veranlaßt durch die vielfachen Beschwerden, die Regierungen sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts genöthigt sahen, „Verordnungen, betreffend die Herabminderung der unziemlichen Kosten, so durchs Aufdingen und die dabei stattfindenden großen Zehrungen entständen, wodurch mancher taugliche, geschickte Knabe vom Handwerk abgehalten würde" zu erlassen.

Nicht zu verwechseln mit diesen Einschreibegebühren ist das Lehrgeld. Dasselbe richtete sich gewöhnlich nach der Dauer der Lehrzeit und letztere war wieder davon abhängig, ob der Lehrling ein Meisterssohn oder ein Fremder war. Dem Meister stand die Befugniß zu, seinen eigenen Sohn an ein- und demselben Tage ein- und ausschreiben zu lassen. In der Regel währte die Lehrzeit 3—4 Jahre, doch scheint nach den auf uns gekommenen Gesetzen zu urtheilen, die Lehrperiode von den Meistern nicht selten über die Gebühr ausgedehnt worden zu sein. So durfte z. B. nach der „Landes- und Polizeiordnung für Ober- und Niederbayern" vom Jahre 1616, Lib. IV., Tit. 1, Art. 4 kein Meister einen armen Knaben auf doppelte Lehrzeit ohne Geld annehmen, sondern der Knabe mußte die in den Zunftstatuten vorgeschriebene Zeit lernen und hierauf nach erfolgtem Freisprechen noch so lange bei seinem Lehrmeister als Geselle arbeiten, bis er seinen Verbindlichkeiten nachgekommen war.

Mit dem Beginne der Lehrzeit trat der Lehrling zu seinem Meister in ein patriarchalisches Dienstverhältniß. Er wohnte und aß im Hause des Meisters, dem er zum unbedingten Gehorsam verpflichtet war und der die väterliche Gewalt über den ihm zur Ausbildung anvertrauten jungen Menschen in vollem Umfange ausübte. Hierauf nimmt die eben erwähnte bayr. Landesordnung Rücksicht, indem sie bestimmt, daß „die Meister die Lehrjungen in gebührender Zucht halten, ihnen den Trutz, Muthwillen und andere Ungebühr nicht gestatten sollen; sonderlich aber in der Religion und guten Sitten, soviel immer möglich, unterweisen, an denen Feiertagen zur Besuchung des Gottesdienstes halten u. s. w."

Ueber den Kontraktbruch enthalten die verschiedenen Zunftrollen sehr ausführliche Bestimmungen. Man unterschied hierbei, ob der Lehrling muthwillig aus der Lehre entlaufen sei oder der Lehrherr seinen Schutzbefohlenen durch harte Behandlung zum Verlassen der Lehre gleichsam gezwungen habe. Den ersten Fall ahndete das Handwerkerrecht sehr strenge. Kein Meister durfte den Kontraktbrüchigen zur Fortsetzung der Lehre annehmen, bevor sich der Knabe nicht mit seinem früheren Meister vollständig auseinandergesetzt hatte.

Wollte er nicht zu seinem früheren Meister zurückkehren und beim Handwerk verbleiben, so mußte er auf's Neue Einschreibegebühren und Lehrgeld zahlen, sowie seine Lehrzeit von vorne wieder anfangen. Bei einem zweiten Kontraktbruche verscherzte er die Aufnahme ins Handwerk für immer. Weit milder urtheilte die Zunftgesetzgebung, wenn die Schuld auf der Seite des Meisters lag. Dann durfte der Knabe seine Lehrzeit bei einem andern Meister vollenden und sein früherer Lehrherr konnte keinen Anspruch auf den noch etwa ausstehenden Theil des Lehrgeldes erheben. War dasselbe schon ganz entrichtet, so hatte die Behörde z. B. nach der Kübler- (Küfer) Ordnung Württembergs vom Jahre 1606 die richterliche Entscheidung zu fällen.

Bei denjenigen Gewerben, in welchen, wie z. B. bei den Maurern und Zimmerern, die Entrichtung eines Lehrgeldes nicht üblich war, erhob der Meister von dem Vater oder dem Vormunde des Lehrlings eine Kaution, die erst nach beendigter Lehrzeit zur Auszahlung gelangte und deren die Bürgen verlustig gingen, sobald der Lehrling sich Veruntreuungen von Materialien zu Schulden kommen ließ oder muthwillig aus der Lehre lief.

Wie man sieht, beschäftigten sich die Zunftstatuten bis in die kleinsten Details hinein mit dem Lehrlingswesen; aber unterwirft man alle diese Vorschriften einer näheren Untersuchung, so wird man finden, daß dieselben weniger zum Schutze des Lehrlings dienten, als vielmehr im selbstsüchtigen Interesse der Meistercorporationen erlassen waren. Der Lehrling sah sich ziemlich rechtlos in die Hände seines Lehrherrn gegeben. Diesem war die Arbeitskraft des jungen Menschen für einige Jahre zur Verfügung gestellt mit der Bedingung, daß er seinem Zögling die ihm zum Betriebe seines Gewerbes nöthige Kenntniß beibringe. Aber erfüllte der Meister diese Pflicht, erkannte er die tiefere moralische Verantwortlichkeit seines Lehramts? Die Antwort hierauf lautet in den meisten Fällen Nein! Wohl schrieben die Zunftordnungen dem Meister seine Pflichten gegen den Lehrling sehr genau vor. Laut der württemberger Schneiderordnung von 1685 sollte der Meister „den Jungen zuvörderst erstlich zur Verrichtung des Gebets, wie auch zum fleißigen Kirchengehen anhalten und nächst diesem zur Erlernung des Handwerkes und nicht zum täglichen Hauspossseln und Geschäft, als Holz-, Wasser- und Kindertragen u. dgl. gebrauchen; ihn mit nothdürftiger Speis und Trank und ordentlicher Liegenschaft versehen, nicht aber ihn mit grausamen Schlägen und Stößen, wie es öfters ganz unchristlicher Weise zu gehen pflege, traktiren; jedoch bleibe dem Meister eine erträgliche Züchtigung unverwehret." Nur schade, daß diese Gesetzesstelle gleich ähnlichen in der hessischen Konstitution von 1693 und der brandenburger Polizeiordnung von 1688 enhaltenen Bestimmungen gewöhnlich nicht befolgt wurden. Den größten Theil seiner Lehrzeit verbrachte der junge

Handwerksbeflissene, wie notorisch feststeht, nicht in der Werkstatt mit Berufsarbeiten, sondern im Dienste der Frau Meisterin in der Küche, der Kinderstube, auf dem Felde. Ueberdies suchte der Meister ihn von den feineren Handwerksarbeiten geflissentlich fern zu halten; denn einmal trieb ihn der Vortheil, den Lehrling nur zu groben Handarbeiten zu benutzen, dann aber auch fürchtete er, daß er mit der Einweihung in die Kunstgriffe des Handwerks, in die Auswahl der Materialien u. s. w. den jungen Menschen dereinst zu einem gefährlichen Konkurrenten heranziehen könnte. Dabei war, wie sich aus der obigen Gesetzesstelle ergiebt, die Behandlung des Lehrlings in der Regel eine inhumane. Meister und Meisterin, erwachsenen Kindern und Gesellen, Allen diente er zum Ableiter ihrer schlechten Laune, zum Gegenstande der Belustigung und des Spottes; kurz, die ganze Lehrlingserziehung des 17. und 18. Jahrhunderts scheint vornehmlich auf die Ausbildung des Charakters im Ertragen und Dulden von Ungerechtigkeiten und Rohheiten angelegt gewesen zu sein.

Daß bei einer solchen Stellung der Lehrling ein Pfuscher in seinem Berufe oder im günstigsten Falle, nur ein mittelmäßiger Arbeiter wurde, liegt auf der Hand und bedarf keiner Erklärung. In der That enthält der ganze Apparat des Gesellenmachens und Freisprechens, der nach beendigter Lehrzeit bei dem Uebertritte des Lehrlings in den Gesellenstand zur Anwendung kam, neben einer Fülle von sinnlosem Zeremoniell und grobem Unfug nicht eine einzige praktische Einrichtung, die zur Prüfung des Lehrlings auf seine Fachkenntnisse gedient hätte. Die Anfertigung eines Gesellenstücks geschah erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, als die technische Verkümmerung des Handwerks einen erschreckend hohen Grad erreicht hatte und man die Unzulänglichkeit der bisherigen ungesunden Verhältnisse erkannte. Und diese Schöpfung der Gesellenprüfung geschah nicht etwa aus eigner Initiative der Interessenten, des Gewerbestandes, sondern verdankt lediglich ihr Entstehen landesherrlichen Erlassen.

Es erübrigt nun noch, unter den zahlreichen wider die Zunftmißbräuche erlassenen Reichsverfügungen eines Gesetzes zu gedenken, das neben einer allgemeinen Hebung der Zünfte speziell die Reform des Lehrlingswesens anstrebte. Es ist dies der Reichsbeschluß vom 16. Aug. 1731 oder, wie er gewöhnlich genannt wird, die „Reichszunftordnung.“ Dieselbe schärfte die bereits in den Reichspolizeiordnungen von 1548 und 1577 verfügte Bestimmung über die Zulassung aller Stände zum Handwerke auf's Neue ein. Nur dem Frohner und Scharfrichter sprach das bezügliche Gesetz die Ehrlichkeit ab und bestimmte, daß die Kinder desselben erst in zweiter Generation, wenn sie inzwischen einen ehrlichen Lebensberuf erwählt und in demselben mit ihrer Familie 30 Jahre hindurch thätig gewesen wären, wieder für handwerksfähig sollten erachtet werden. — Weiterhin trat die Reichszunftordnung den zahl-

losen im Laufe der Zeiten entstandenen Auswüchsen beim Gesellenmachen, dem sog. Hobeln, Schleifen, Hänseln u. s. w., entgegen und erklärte diese Mißbräuche ein- für allemal aufgehoben. Alsdann unterzog sie die übermäßig hohen Ein- und Ausschreibegebühren einer gründlichen Revision und verfügte, daß die Aufdinge-, Lehr- und Lossprechgelder aller Orten von den Obrigkeiten festgesetzt und zur allgemeinen Kenntnißnahme publizirt werden sollten. Die wichtigste Maßregel jedoch, welche das in Rede stehende Gesetz in Betreff des Lehrlingswesens anordnete, war die Bestimmung über die Lehrbriefe. Bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts hatte im Namen der Meisterkorporation der derzeitige Obermeister den Lehrbrief ausgestellt, welcher zur Beglaubigung vom Obermeister, zwei Beisitzmeistern und dem Lehrherrn unterzeichnet werden mußte. Da man aber häufig bei Abfassung dieses für die Zukunft des jungen Handwerkers so wichtigen Dokuments sehr willkürlich verfuhr, so ereignete es sich nicht selten, daß die Innung der einen Stadt den von der Bruderinnung der andern Stadt ausgefertigten Lehrbrief anfocht und denselben nicht für rechtskräftig anerkennen wollte. In Folge dessen wurde es im 17. Jahrhundert ziemlich allgemein, daß nicht die Innung, sondern die Obrigkeit auf Antrag des Handwerks den Lehrbrief ausstellte. Hierauf Bezug nehmend, bestimmte nun die Reichszunftordnung, daß bei sämmtlichen Handwerken und Zünften ein jeder Lehrling, der aufgedungen würde, seinen Geburtsbrief in die Meisterlade, d. i. das Archiv der Meister-Korporation niederzulegen habe. Bei seinem Uebertritte in den Gesellenstand solle er gleichfalls den erhaltenen Original-Lehrbrief der Meisterlade so lange zur Aufbewahrung überantworten, bis er sich an einem Orte niederlassen und Meister werden wolle, welches Vorhaben von der dortigen Behörde und der Zunft zu bestätigen sei. Trete der junge Geselle seine Wanderschaft an, so solle er zu seiner Legitimation die Abschrift seiner in der Lade befindlichen Papiere und außerdem noch ein Arbeitszeugniß, die sog. Kundschaft, erhalten. Das Formular zu der Letzteren lautete folgendermaßen:

„Wir Geschworene, Vor- und andere Meister des Handwerks N. N. in der Stadt N., bescheinigen hiermit, daß gegenwärtiger Geselle, Namens N. N., von . . gebürtig, . . Jahre alt, von Statur . ., von Haaren . ., ist, bei uns allhier . . Jahre und . . Wochen in Arbeit gestanden und sich solcher Zeit über treu, fleißig, still, friedsam und ehrlich, wie jeglichem Handwerksburschen geziemt, verhalten hat, welches wir also attestiren, und deßhalb unsere sämmtlichen Mitmeister diesen Gesellen nach Handwerksgebrauch überall zu fordern, geziemend ersuchen wollen.

N. N., den 2c. (L. S.) N. N., Obermeister.

(L. S.) N. N., Meister,

wo obiger Gesell in Diensten gestanden.“

Wir haben es hier mit einer Einrichtung zu thun, die lebhaft an die von gewisser Seite geforderte Wiedereinführung der Arbeitsbücher erinnert. Wie man heutzutage über die Zügellosigkeit der arbeitenden Klassen, über die Unlust zur Arbeit, über den häufigen Bruch des Arbeitsvertrages klagt und von einer Revision der Gewerbeordnung Abhülfe gegen alle diese Uebelstände erwartet, so versuchte man auch vor nunmehr fast 150 Jahren auf ähnlichem Wege eine Regeneration des durch und durch korrumpirten Gesellenstandes herbeizuführen und durch von oben herab in Szene gesetzte Maßnahmen jenen zünftlerischen Strickes, jenen Gesellenaufständen, an denen das verflossene Jahrhundert so reich ist, ein Paroli zu biegen. Ich lasse dahingestellt, ob die in unsern Tagen geplante Wiedereinführung der Zeugnisse und Arbeitsbücher, sowie die kriminelle Bestrafung des Kontraktbruches unserer krank daniederliegen Industrie irgendwie Genesung schaffen wird*); die Mißstände im Gewerbeleben der Zunftzeit vermochten weder Reichszunftordnung, noch landesherrliche Spezialerlasse abzustellen. Selbst die am Schlusse des Reichsdekrets vom 16. Aug. 1731 ausgesprochene Drohung bei Nichtbeachtung des Gesetzes „alle Zünfte insgesammt und überhaupt völlig aufzuheben und abzuschaffen" erwies sich als wirkungslos. Die Reichszunftordnung stieß eben überall auf heftigen Widerstand. Auf der einen Seite opponirte der gesammte Handwerkerstand sehr energisch dagegen, weil das Gesetz ihm alle statutarischen Rechte raubte, auf der andern Seite ließen es die Fürsten und insbesondere die reichsfreien Städte an dem rechten Eifer zur Durchführung des Reichsbeschlusses fehlen, ja mehrere publizirten denselben nicht einmal, und nur Brandenburg machte eine rühmliche Ausnahme, indem die Behörden ihn dort streng zur Ausführung brachten. So wurde auch das Lehrlingswesen der Zunftzeit, durch dieses sorgsam ausgearbeitete Gesetz, das zum ersten Male dem zünftigen Gewerbewesen eine einheitliche, für ganz Deutschland gültige Ordnung gab, wenig berührt; es blieb, was es gewesen war: eine Schranke auf dem dornenvollen Wege der Zulassung zum Meisterrecht.

Hans Warnow.

*) Darum handelt es sich bei der Frage nicht. D. Red.

Vom deutschen Reichstage.

Berlin, 17. Februar.

Große Rührigkeit läßt sich der zweiten Woche der Reichtagssession nicht nachrühmen. Weder die Rechtsanwaltsordnung noch das Budget vermochten die allgemeine Aufmerksamkeit voll und ganz auf sich zu ziehen. Die großen Fragen, auf welche alles Sinnen und Trachten dermalen fast ausschließlich gerichtet ist — Orient, Reichsorganisation, Steuerreform — gelangen ja erst später auf die Tagesordnung. Immerhin sind es Gegenstände von tiefgreifendster Bedeutung, mit denen man sich zu beschäftigen hatte. Was die Anwaltsordnung betrifft, so hatte bekanntlich die Justizkommission des Reichstages seiner Zeit dem Gerichtsverfassungsgesetze einen entsprechenden Abschnitt eingefügt, auf den man jedoch gegenüber der bündigen Zusage der Regierungen, daß die Materie noch vor dem Inkrafttreten der Justizreform durch ein besonderes Gesetz geregelt werden solle, verzichtete. Man darf an dem jetzt von den Regierungen vorgelegten Gesetzentwurfe anerkennen, daß er mit den Vorschlägen der erwähnten Kommission jedenfalls weit mehr übereinstimmt, als die pessimistischen Widersacher des Kompromisses über die Justizgesetzgebung vor Jahr und Tag prophezeiten. Eine wirklich prinzipielle Bekämpfung hat denn auch die Vorlage in der ersten Berathung nicht erfahren, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß es an erheblichen Ausstellungen gemangelt hätte. Die vielumstrittenen Fragen der Freigebung und der Lokalisirung der Rechtsanwaltschaft standen in der Debatte naturgemäß im Vordergrunde. Für vollständige Freigebung plaidirte nur der Führer des Zentrums, Herr Windthorst. Aber auch von anderer Seite erfuhr das in der Vorlage adoptirte System lebhafte Angriffe. Der Regierungsentwurf bestimmt, daß, wer die Fähigkeit zum Richteramt in einem Bundesstaat erlangt hat, in jedem Bundesstaate zur Rechtsanwaltschaft zugelassen werden kann. Ueber den Antrag auf Zulassung soll die Landesjustizverwaltung entscheiden, vor der Entscheidung jedoch der Vorstand der Anwaltskammer gutachtlich gehört werden. Die hier der Landesjustizverwaltung eingeräumte diskretionäre Befugniß wird freilich beschränkt durch die weitere Bestimmung, daß, wer die zum Richteramte befähigende Prüfung bestanden hat, bei den Gerichten des Bundesstaates in welchem die Prüfung bestanden ist, zur Rechtsanwaltschaft zugelassen werden muß, sofern er diese Zulassung binnen einem Jahre nach bestandener Prüfung beantragt. Dieses Recht soll jedoch nicht allein erlöschen, wenn der Antragsteller im Staatsdienst angestellt worden ist, sondern die Zulassung soll auch, solange

bei einem oder bei mehreren Gerichten die zugelassenen Rechtsanwälte zur ordnungsmäßigen Erledigung der Anwaltsprozesse nicht ausreichen, bei anderen Gerichten desselben Bundesstaats versagt werden können. Von fast allen Rednern wurde der eine oder der andere Punkt dieser Bestimmungen scharf kritisirt. Namentlich fand man die einjährige Frist, innerhalb welcher die Anmeldung erfolgen muß, zu kurz bemessen. Ebenso hielt man für ungerechtfertigt, daß mit der Anstellung im Staatsdienste das Recht auf Zulassung zur Rechtsanwaltschaft verwirkt sein soll; mit gutem Fug wurde hervorgehoben, daß die Rechtsanwaltschaft unter Umständen die Bedeutung eines werthvollen Refugiums aus dem Staatsdienste haben könne. Auch gegen die Versagung der Zulassung wegen Mangels an Rechtsanwälten bei anderen Gerichten wurden beachtenswerthe Bedenken geltend gemacht. Allgemeine Verurtheilung fand die Bestimmung, nach welcher die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft beim Reichsgericht durch den Reichskanzler nach freiem Ermessen erfolgen soll. — Trotz aller dieser Ausstellungen darf indeß angenommen werden, daß eine Verständigung über das Gesetz nicht allzuschwer sein wird. Einstweilen ist dasselbe einer Kommission überwiesen, welche ihr Möglichstes zur Ausgleichung der Differenzen thun wird.

Die allgemeine Debatte über den Reichshaushaltsetat, gewöhnlich ganz vorzugsweise geeignet, der betreffenden Sitzung den Stempel einer grande journée aufzudrücken, wurde diesmal in einer halben Sitzung absolvirt. — Beweis genug, wie sehr das Budget augenblicklich hinter anderen Dingen zurücktritt. An sich schien der Etatsentwurf freilich gerade diesmal Betrachtungen umfassendster Art und von prinzipiellster Tragweite zu rechtfertigen. Die Forderung einer Herabminderung der Matrikularbeiträge war in den letzten Jahren lauter und lauter geworden. Statt dessen würden dieselben nach dem diesmaligen Voranschlage abermals um 28 Millionen, nämlich von 81 auf 109 Millionen gesteigert werden müssen. Die Regierungen bringen nun, um diese Eventualität zu vermeiden, mehrere neue Steuern nebst einer Erhöhung der Tabakssteuer um nahezu 30 Millionen Mark in Vorschlag, und sie bezeichnen diesen Vorschlag als den Anfang der allgemein als unumgänglich nothwendig empfundenen Steuerreform. Dem Anscheine nach hätte also die diesmalige Budgetdebatte, da die neuen Steuern, wie gesagt, bereits zur Deckung des angeblichen Defizits von 1878/79 in Aussicht genommen waren, zugleich die große Frage der Steuerreform in ihrem ganzen Umfange erörtern müssen.

Allein, es war doch zweierlei zu erwägen: einmal, ob die vorliegenden Steuerprojekte wirklich als rationelle Grundlage einer Steuerreform betrachtet werden können, oder ob sie sich nicht vielmehr als eine bloße Steuer e r h ö h u n g

charakterisiren; sodann, ob sie im letzteren Falle zur Balancirung des vorliegenden Budgets wirklich unumgänglich sind.

Die Forderungen, denen ein Steuerreformprojekt unter dem Gesichtspunkte der Reichspolitik zu genügen hat, sind, ganz allgemein gefaßt: Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reiches und dem entsprechende Entlastung der Einzelstaaten. Die Matrikularbeiträge müssen, wenn nicht ganz beseitigt, so doch auf einen verhältnißmäßig geringfügigen Maximalbetrag reduzirt, die eigenen Einnahmen des Reiches aber dermaßen fundirt werden, daß dasselbe eventuell noch Ueberschüsse an die Einzelstaaten abgeben kann. Wo die Quelle für die Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reiches zu suchen ist, darüber herrscht in der öffentlichen Meinung heutzutage so ziemlich Uebereinstimmung, nämlich auf dem Gebiete der indirekten Besteuerung. Ueber die Punkte, an welchen hier der Hebel am zweckmäßigsten anzusetzen ist, zerbricht man sich seit Jahren den Kopf. Heute wird indeß kaum jemand noch ernstlich bestreiten wollen, daß das einzige Objekt, welches für die Steuerkasse in wahrhaft großartigem Maßstabe ertragsfähiger gemacht werden kann, der Tabak ist. Ebenso sehr wird aber Jeder anerkennen müssen, daß der jetzt vorliegende Gesetzentwurf betreffend die Besteuerung des Tabaks in keiner Weise als eine diesem Zwecke entsprechende Maßregel betrachtet werden kann. Nach dem Regierungsanschlage sollen durch denselben die Einnahmen aus dem Tabak um 30 Millionen erhöht werden. Mit den nothdürftig zusammengebrachten Stempelsteuerprojekten beläuft sich die in Aussicht genommene Vermehrung der Reichseinnahmen im Ganzen auf 43 Millionen M., das heißt, es würden dadurch die Matrikularbeiträge nach der eigenen Berechnung der Regierungen im besten Falle auf die Höhe, welche sie im Jahre 1876 hatten, herabgemindert werden. Von einer Entlastung der Einzelstaaten in dem Umfange, wie sie ein wirklicher Steuerreformplan in Aussicht nehmen müßte, kann hier also gar nicht die Rede sein. Anders läge die Sache, wenn der Ertrag der Tabaksteuer auf der Basis des jetzt vorliegenden Entwurfs in Zukunft beliebig erhöht werden könnte. Aber die Regierungsmotive gestehen selbst, daß dies nicht möglich sein würde, daß man vielmehr zu diesem Zwecke entweder zu dem amerikanischen Besteuerungssystem oder zum Monopole werde greifen müssen. Damit beantwortet sich die oben gestellte Frage von selbst dahin, daß die gegenwärtigen Steuervorlagen nicht die Grundlage einer wirklichen Steuer*reform*, sondern lediglich einer Steuer*vermehrung* darstellen.

Die Entscheidung der weiteren Frage, ob eine solche Vermehrung durch die dermalige Finanzlage unausweichlich bedingt sei, hängt einerseits davon ab, ob die Etatsansätze, auf Grund welcher jenes Defizit von 28 Millionen berechnet wird, unanfechtbar sind, andererseits davon, ob eventuell die Deckung dieses Defizits im Wege der Matrikularbeiträge schlechterdings nicht angeht.

In ersterer Beziehung haben die Abgeordneten Rickert und Richter treffend auf den Grundirrthum in den Regierungsaufstellungen aufmerksam gemacht, als ob die durch die Ausgestaltung der inneren Organisation des Reiches bedingten Mehrausgaben sowohl, wie die durch die wirthschaftliche Kalamität bedingte geringere Ertragsfähigkeit der Zölle und Verbrauchssteuern auf dauernden Ursachen beruhten. Dies Argument richtig gewürdigt, dürfte sich in den Etatsansätzen manche Korrektur vornehmen lassen. Außerdem haben die genannten Redner schon eine ganze Reihe möglicher Ersparnisse angedeutet, und die Budgetkommission wird ihnen in dieser Richtung mit gewohnter Spürkraft folgen. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie wieder diesen oder jenen vergessenen Vermögensposten ans Licht ziehen und zur Verminderung des Ausgabenetats nutzbar machen wird. So ist die Aussicht nicht unbegründet, daß das sogenannte Defizit, wenn auch nicht ganz beseitigt, doch wenigstens beträchtlich reduzirt wird. Auch im schlimmsten Falle aber ist kein Grund einzusehen, weshalb die Matrikularbeiträge über ihren gegenwärtigen Betrag hinaus durchaus nicht mehr gesteigert werden dürften. Selbst wenn der Mehrbedarf in der vollen Höhe des Etatsvoranschlages bestehen bliebe, würden die Matrikularbeiträge doch das Niveau nicht überschreiten, auf welchem sie zu Zeiten des Norddeutschen Bundes bereits standen. Und gewiß ist es doch rathsamer, den Apparat der Matrikularbeiträge, trotz seiner Mangelhaftigkeit, unter dem Vorbehalt seiner vollständigen Beseitigung respective seiner gründlichen Verbesserung noch einmal anzuspannen, statt sich auf Neuerungen einzulassen, welche selbst eine Reform nicht sind, wohl aber einer solchen in bedenklicher Weise präjudiciren können.

Nach alledem begreift sich, warum man bei der ersten Berathung des Budgets von einer Erörterung der Steuervorlagen Abstand nahm. Dieselben gelangen gesondert, und nunmehr ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der Steuerreform, zur Verhandlung. Der Gedankengang, in welchem sich die Budgetdebatte bewegte, ist in dem, was wir über die Bemerkungen von Rickert und Richter gesagt, im Wesentlichen angedeutet. Die Schwäche der Vertheidigung, welche vom Bundesrathstische aus versucht wurde, zeigt, daß man sich über das Schicksal der Steuervorlagen keine Illusionen macht. *x. e.*

Ein Stück europäischen Sklaventhums.

Ich hätte diesen Artikel auch überschreiben können: „Der moderne Schacher mit Manuskripten“; damit habe ich gesagt, um was es sich handelt, und will,

ohne nach geistreichen Einleitungsgedanken zu haschen, auf die Sache selbst eingehen.

Die Erzeugnisse unserer Tagesliteratur sind ihrer größeren Masse nach zur Waare, zur Waare im allertraurigsten Sinn des Wortes herabgesunken. Wer daran etwa noch zweifelt, der werfe einen Blick in irgend eine Nummer des „Zeitungs-Kurier, Organ für Zeitungsverleger, Redaktionen, Verlagsbuchhändler, Schriftsteller und dramatische Autoren". Wir sind weit entfernt, die Haltung und Leitung dieses Blattes, das mit 1877 seinen ersten Jahrgang abgeschlossen hat, irgendwie bemängeln zu wollen. Eine gewisse Biederkeit Schriftstellern und Buchhändlern gegenüber ist darin unverkennbar. Aber das Dasein eines solchen Blattes, das vom 1. Jan. 1878 an in bedeutend vergrößertem Format erscheint, ist ein betrübendes Zeichen, welcher Barbarei unser Kulturleben in seinen feinsten Ausläufern entgegengeht. Denn den Kern dieses Blattes bildet, von einigen recht lesenswerthen Artikeln abgesehen, der Manuskripten-Markt, euphemistisch „Novitätenliste für den Zeitungs-Verlag" genannt. Wie in der Gemüsehalle sind hier die neuesten Erzeugnisse unserer „Autoren" — womöglich gleich Dutzendweise zusammengebunden, wie die Zwiebeln —, unter viel versprechenden Titeln, zuweilen mit zweckmäßigen Andeutungen versehen (wie z. B., daß der „Pauckbruder" „für Universitätsstädte" passen dürfte), in fast unübersehbarer Reihe ausgestellt. Muß da nicht einem richtigen Zeitungsverleger das Herz im Leibe lachen? Wenn er zugreifen will, erhält er „umgehend Zusendung der Manuskripte zur Prüfung unter Angabe des bezüglichen Honorars". Binnen 14 Tagen muß er sich entscheiden, ob er das Manuskript abdrucken will, eventuell es zurücksenden. — Noch trauriger aber wird's, wenn wir den Annoncentheil des Zeitungs-Kuriers aufschlagen. Hier bietet nicht etwa blos Dr. John Robin sein Gehöröl gegen Schwerhörigkeit, Taubheit, Sausen und Brausen ꝛc. und ein Herr Schlörke seine verbesserte Erbswurst, sondern auch das „Literarische Centralbureau, Berlin N. W.", das der Zeitungs-Kurier herausgiebt, bietet „das neueste Opus eines gefeierten Klassikers, 25—30 Feuilletons", „zum Abdruck in Zeitungen" an, macht bekannt, daß „eine zur Hälfte erschienene geistvolle Originalnovelle schon jetzt für den weiteren Abdruck durch uns zu beziehen" ist. — So etwas ist möglich beim Volk der Denker und Dichter! Man wird sich gewöhnen müssen, uns „das Volk der Dichter und Trachter" zu nennen. Was wird denn die Folge dieses Schachers, dieses Trödelmarktes sein? Wir wollen, um ganz gerecht zu verfahren, zuerst ein paar heilsame Folgen erwägen, von denen die Einrichtung möglicherweise begleitet sein könnte. Der Schriftsteller scheint gegen die Ausbeutung durch gewissenlose, gegen die unverdiente Ignorirung seitens gleichgiltiger Zeitungsverleger einiger-

maßen geschützt zu sein. Er kommt vielleicht ein paar Jahre früher zu einem „Namen“, der, um mit dem Zeitungs-Kurier zu reden, „Alles gilt“; er kommt ein paar Jahre früher — sagen wir's gerade heraus, zu seinem Geld, wenn er sich entschließt, seine Geistesprodukte in der angedeuteten Weise auf den Markt zu werfen. Allein ein literarischer Charakter wird sich nur im Strom des literarischen Lebens selbst, nicht im stillen Hafen des Manuskript-Marktes bilden. — Dem Schriftsteller ist vielleicht der Verdruß erspart, seine halbvergilbten Manuskripte von säumigen Redaktionen zurückzufordern, oder sie unstät und flüchtig von einem Redaktionsbureau zum andern wandern zu lassen. Aber was hier auf der einen Seite an äußerlichem Vortheil gewonnen ist, das ist auf der andern Seite unwiderbringlich verloren, indem eben durch die Vermittlung des „Vermittlungsorgans“ die persönliche Fühlung zwischen Schriftsteller und Zeitungsverleger, das persönliche gegenseitige Vertrauen, das unseres Erachtens die Lebensluft einer gesunden Journalistik ist, abgestumpft und schließlich ertödtet wird. — Vielleicht — und das wäre in der That kein geringes Verdienst — wird durch das Vermittlungsorgan manches Geistesprodukt, dem man von vornherein keine andere Bezeichnung geben kann als die: „vor Druck zu bewahren“ — in der Stille abgewürgt, ehe es gespensterhaft von Redaktion zu Redaktion wandert, ehe die Welt durch seine Veröffentlichung behelligt wird. Wenn wir aber auf dem Manuskriptemarkt Artikel angeboten finden, welche die Etquette tragen: „Eine Tingel-Tangel-Gesellschaft,“ „Der Don-Juan-Klub,“ „Die Brautnacht“ und hart daneben „eine Nebenbuhlerin,“ so wird wenigstens der Zweifel erlaubt sein, ob nicht die obenangedeutete Hoffnung eine trügerische ist. — Also was wird bei der ganzen Einrichtung herauskommen? Herabwürdigung schriftstellerischer Produkte zur gemeinen Dutzendwaare, zur Fabrikwaare, Förderung der „Mache“, unter der unsere Tagesliteratur schon bisher genug gelitten hat, Ueberwuchern der Mittelmäßigkeit, Schriftstellerei um des Gelderwerbs und abermals um des Gelderwerbs willen! „Heutzutage, wo die Schriftstellerei keine Lieblingsbeschäftigung in müßigen Stunden, sondern ein Erwerbszweig ist, muß vor allen Dingen“ u. s. w. — mit diesen Worten beginnt ein „die Leidensgeschichte der Manuskripte“ betitelter, im übrigen recht lesenswerther Aufsatz des „Zeitungs-Kuriers“. — Doch halt, daß wir nicht ungerecht sind, wenn wir sagen, die Mittelmäßigkeit werde durch das Vermittlungsorgan groß gezogen! Wir sind ja oben einem „gefeierten Klassiker“ begegnet. Es ist Carl Gutzkow, und — die Fata, die seinem neuesten Opus begegegnet sind, seitdem das „Bureau“ beauftragt war, dasselbe „zum Abdruck in Zeitungen zu vergeben“, sind interessant genug. In einer süddeutschen Stadt erscheinen zwei Tagesblätter, die einander im großen Ganzen

so ähnlich sind, wie ein Ei dem andern; nennen wir sie der Einfachheit wegen, Namen thun ja nichts zur Sache, — „das Neue Tagblatt“ und „die Neue Zeitung“. Das „Neue Tagblatt“ kündigt seinen Lesern am Schluß des vorigen Jahres an, es werde im nächsten Quartal den Gutzkow'schen Roman „Offiziersehre“ zum Abdruck bringen, der übrigens, was das „Neue Tagblatt“ nicht sagte, bereits in ein paar andern norddeutschen Blättern zu erscheinen angefangen hatte. Statt dessen erscheint am 30. Januar d. J. der Anfang einer andern Erzählung von Otto Müller, welche längst solid gebunden, in jeder Buchhandlung zu haben ist, und die Redaktion des „Neuen Tagblatts“ erklärt dazu: „Wir werden für die „Offiziersehre“ von Carl Gutzkow, deren Reproduktionsrecht wir erworben hatten, unsere Leser durch andere Werke berühmter deutscher Autoren vollauf zu entschädigen suchen.“ Nun erscheint am 8. Februar in der „Neuen Zeitung“ eine Erklärung von Carl Gutzkow selbst, die darauf hinausläuft, das „Neue Tagblatt“ habe zwar die Absicht gehabt, die „Offiziersehre“ abzudrucken, habe aber keine Zahlung für dieselbe geleistet, weil das „Neue Tagblatt“ nur in einfachen Bürgerfamilien gelesen werde. Die Verantwortung für den Ausdruck „erworben“ überlasse er jener Agentur in Berlin, — wir kennen dieselbe! Ein paar Tage darauf erscheint in der „Neuen Zeitung“ die Erklärung, sie werde die Gutzkow'sche „Offiziersehre“ zum Abdruck bringen, sobald Auerbach's „Landolin von Reutershöfen“, der beiläufig bemerkt, ebenfalls in einem halben Dutzend von Blättern zugleich das Licht der Welt erblickt hat, beendigt sei. Und siehe da, noch ehe Landolin beendigt ist, beginnt am 16. Februar in der Neuen Zeitung wirklich die Gutzkow'sche „Offiziersehre.“ Und das neue Tageblatt“ wird wohl auf die Gutzkowsche Berichtigung hin eine etwas verschnupfte Erklärung abgeben? Bewahre! In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht. An demselben 16. Februar beginnt das neue Tageblatt, noch ehe die Heldin der Müller'schen Erzählung glücklich ins Jenseits befördert ist, frischweg den Abdruck der „Offiziersehre“, da „im Kreise unserer Leser Stimmen laut geworden sind, die Offiziersehre ebenfalls kennen zu lernen.“ Weder das neue Tageblatt noch die Neue Zeitung haben die obligate Vogelscheuche „Nachdruck verboten!“ vergessen; da aber das Neue Tageblatt mehr Raum im Feuilleton hat, als die „Neue Zeitung“, so ist es der Kollegin im Abdruck-Wettrennen bereits um eine Nasenlänge voraus, und wer das Glück hat, auf beide Blätter abonnirt zu sein, hat zugleich den Vortheil, die Druckfehler des einen Blattes nach dem andern berichtigen zu können. Wenn nicht die „Neue Zeitung“ nochmals einen Trumpf ausspielt, so wird die Leserin des Neuen Tageblatts etliche Wochen früher erfahren, ob „sie sich kriegen“, als die Leserin der Neuen Zeitung. — Wir hätten es selbstverständlich nicht für der Mühe werth gehalten, diesen tragikomischen Handel

aktenmäßig zu skizziren, wenn nicht sein Verlauf so äußerst lehrreich dafür wäre, wie weit man es mit der „Vergebung von Manuskripten an ein Vermittlungsorgan" bringen kann. —

Um mit einem positiven Vorschlag zu schließen, möchten wir das literarische Zentralbureau ersuchen, ein Preisausschreiben für einen Roman „Literatenehre" zu erlassen und den preisgekrönten Roman an recht viele deutsche Zeitungen zu „vergeben." L.

Lessing's Hamburgische Dramaturgie.

Für die oberste Klasse höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert von Dr. Friedrich Schröter und Dr. Richard Thiele. Halle, Waisenhaus, 1877.

Lessing's Dramaturgie gehört zu jenen Büchern, die viel gelobt und wenig gelesen werden. Man spricht von ihrem hohen Werth, man rühmt ihren heilsamen Einfluß, aber man kennt, man versteht sie nicht.

Es ist das eine beklagenswerthe Erscheinung, für die man aber das Publikum nicht allein verantwortlich machen darf. Das Verständniß der Dramaturgie bietet nicht wenige und nicht unerhebliche Schwierigkeiten, die gehoben werden müssen, soll die Beschäftigung mit ihr, was dringend zu wünschen ist, eine allgemeinere werden. So hat man es denn mit Freuden zu begrüßen, daß kurz nach einander von zwei Seiten her der energische Versuch gemacht worden ist, jenem Uebelstande abzuhelfen. 1876 hat Cosack, 1877 haben Schröter und Thiele in Gemeinschaft das Meisterwerk Lessings kommentirt. Cosack hat außer einer kurzen literar-historischen Einleitung nur den Kommentar gegeben und darin unleugbar viel Treffliches geboten; Schröter und Thiele haben den Text beibehalten, ihn Schritt für Schritt erläutert und in einer nicht weniger als 136 Seiten umfassenden Einleitung alle in Betracht kommenden Fragen auf das eingehendste besprochen. Ihrem Werke muß man den Preis zuerkennen, und so wollen wir einen Augenblick dabei verweilen.

Die Einleitung behandelt in zwei Abschnitten die äußere Geschichte des Hamburger Unternehmens und den Inhalt der Dramaturgie. In beiden Abschnitten wird weit ausgeholt, wird mit der größten Umsicht und Gewissenhaftigkeit verfahren; jede Zeile, jedes Wort zeugt von den gründlichen Studien, welche die Verfasser gemacht haben. Ich wünschte nur, sie hätten es zu größerer

Selbständigkeit der Auffassung gebracht und blieben nicht in fortwährender fast peinlicher Abhängigkeit von ihren Quellen. Dadurch, daß sie immer wieder auf die einschlägigen Schriften verweisen und, was noch schlimmer ist, ganze Sätze und Partieen aus ihnen aufnehmen und durch Striche als fremde kennzeichnen, erhält ihre Abhandlung ein gar zu buntscheckiges Aussehn. Sie hätten überhaupt etwas mehr über der Sache stehen sollen, als es wirklich der Fall ist. Bei besonders schwierigen Punkten, wie z. B. da, wo es sich um das Verhältniß des Dramas zur Geschichte und um die Wirkung der Tragödie handelt (p. CXI und CXIX), begnügen sie sich mit einem objektiven Referat und erklären ausdrücklich, (so p. LX, CXI Anm. CXIX), sie wollten nur den Inhalt darstellen nicht aber darüber reflektiren, dies müsse dramatischen Werken über Lessings dramaturgische Thätigkeit vorbehalten beiben. Nicht doch. Wer einen Kommentar zu einem Werke schreibt, hat dasselbe nach allen Seiten hin zu beurtheilen, hat sich über seinen relativen und seinen absoluten Werth zu äußern, hat auch seine Mängel rückhaltlos aufzudecken. Das fühlen auch die Verfasser selbst; im Kommentar S. 430, 438 ff. und sonst machen sie den Versuch zu kritisiren, freilich wieder mehr mit fremden als mit eigenen Worten; warum aber thaten sie es nicht da, wo es am nöthigsten war, in der zusammenhängenden Betrachtung?

Auch an der Behandlung des Textes und an der Art der Anmerkuugen finde ich einiges auszusetzen. Die Verfasser legen zwar den Lachmann-Maltzahn'schen Text zu Grunde, ändern aber die alte Orthographie und die nach ihrer Ansicht höchst eigenartige und zu üppige Interpunktion Lessings, und zwar aus dem Grunde, weil die Ausgabe auch für Schüler berechnet sei. Die Thatsache ist befremdlich, der Grund ist es noch mehr. An welche Schüler haben sie denn gedacht? Doch wohl an Primaner, denn nur diesen wird man die Dramaturgie in die Hände geben. Und die sollten Alterthümliches und Eigenartiges in Schreibweise und Zeichensetzung nicht würdigen, nicht ohne Schaden lesen können? Ich verstehe das nicht. Auch ist es längst bekannt, welch wichtige Rolle gerade die Interpunktion bei Lessing spielt. David Strauß hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, Blümner ist sich seiner vortrefflichen Laokoonausgabe dessen wohl bewußt gewesen, und erst jüngst hat Emil Grosse in einer Besprechung des Blümner'schen Buches (Wissenschaftl. Monatsblätter 1877 Nr. 7) den wichtigen Punkt feinsinnig erörtert. Lessings Interpunktion ist eben lessingisch, d. h. gedankenvoll, charakteristisch, man rühre sie also nicht an, wenn man nicht Gefahr laufen will, dem Texte zu nahe zu treten.

Ein ähnliches Zugeständniß, nicht an die Schule, sondern an eine zu niedere Bildungsstufe des Publikums, zeigt sich bisweilen auch in dem Charakter der Anmerkungen. Mußte denn gesagt werden, wer Homer, wer Shake-

speare war? Bedurften solche Ausdrücke wie Abstrahiren, Chikaniren, Statisten, Fabel, Tautologie, Argument, Anachronismus und viele andere der Art wirklich einer Erklärung? Doch es ist schwer, in solchen Dingen die richtige Grenze einzuhalten, und wenn man sich für eins von beiden, für das Zuviel oder das Zuwenig zu entscheiden hat, so wird man das erstere vorziehen.

Die Mängel, die ich soeben berührt habe, stammen, so viel ich sehe, alle aus derselben Quelle. Die Verfasser hätten den bestimmenden Zusatz auf dem Titelblatte: „für die oberste Stufe höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten“ weglassen, und, wie sich das bei einem Buche der Art von selbst versteht, für die wirklich Gebildeten aller Stände schreiben sollen, sie hätten dann gar nicht umhin gekonnt, in kritischer und exegetischer Hinsicht höheren Anforderungen zu genügen. Blümners Laokoonausgabe hätte ihnen trotz oder vielmehr wegen ihrer „erweiterten Ziele“ zum Muster dienen sollen.

Von diesen Ausstellungen abgesehen, kann ich das Werk im großen und ganzen mit gutem Gewissen empfehlen. Es liegt eine allseitige, eindringende, ja fast erschöpfende Erklärung der Dramaturgie vor. Die Belesenheit der Verfasser ist erstaunlich, ihr Urtheil maßvoll, ihre Anschauung edel und von hoher Bewunderung Lessings getragen. Wir mögen aufschlagen wo wir wollen, die Verfasser lassen uns nirgend im Stich; auch das scheinbar Kleinste und Unbedeutendste ist klar gelegt, sicherlich oft nur mit dem größten Aufwande von Mühe und Arbeit, und Räthsel sind hier gedeutet, an deren Lösung man bereits verzweifelte. So ist das Buch ganz danach angethan, ein tieferes Studium Lessings anzuregen und zu fördern, und es können Laien wie Männer von Fach, Schauspieler wie Schüler reiche Belehrung daraus schöpfen. *)

Christian Muff.

Literatur.

Pan. — Ein lustiges Liederbuch für Gymnasiasten mit den Singweisen zusammengestellt von Dr. Friedrich Polle. Dresden, G. Schönfeld's Verlag.

Zu einer Zeit, in welcher der Operettenton der Offenbachiaden und das Couplet seine pikante Ueberlegenheit auf Kosten des unverdorbenen Volkstons

*) Vgl. auch die Besprechung von J. J. Müller in der Berliner „Zeitschrift für Gymnasialwesen“. Bd. 31, S. 442. Das Cosack'sche Buch ist nach der ersten Abtheilung von Schröter erschienen, es steht aber ehrlich 1876 darauf, während das andre Buch vorausdatirt ist. D. Red.

bei unsern Primanern und Sekundanern geltend zu machen im Begriff steht, ist vorstehend genanntes Büchlein eine doppelt willkommene Erscheinung. Es ist nur zu verwundern, daß nicht schon früher ernstere Schritte gethan worden sind, namentlich von Pädagogen, in der langen Kette der Erziehungstechnik dieses mangelnde Glied zu ergänzen und damit die Gefahren für die gute Sitte unserer Jugend zu bannen. Denn die Versuche, die von Niese, Hille, Curth u. A. gemacht worden sind, genügen, ganz abgesehen von den formalen, namentlich textualen Mängeln, mit denen die gegenwärtige literarische Arbeit an dem Liede behaftet ist, auch in materialer Beziehung nicht, um das Bedürfniß und die Ansprüche zu befriedigen, welche die sommerlichen Turn- und Ausfahrten, gemeinsame Spaziergänge, ja auch gesellige Vereinigungen an die kehlenfrische, liederlustige Jugend stellen. Bisher war die Tradition, und meistens eine höchst einseitige und beschränkte Tradition, die Lehrmeisterin, deren Joch auf der einen oder andern Schule lag, und höchstens zum Liede: „Nur immer langsam voran" lieferte der eine oder andre Pfiffikus in Prima oder Sekunda schätzens- und nachsingenswerthe Beiträge. Wo dieser sinnerfreuende Gott eine Stätte und Pflege findet, da wird's mit der Macht der Tradition und allem Griesgram zweifellos vorüber sein. — Da haben wir auf 204 Oktavseiten 275 fast ausschließlich lustige Lieder, unter ihnen wahre Blüthen echten Humors und lachenden Blödsinns*). Wanderlieder, denen der leichte Anflug des Ernstes den sie verrathen, recht gut zu Gesichte steht, leiten die Sammlung ein**), und das Schlußlied von Hans Leo Haßler, die herrliche Weise auf Maria, geht zum guten Schlusse in seiner Endstrophe: „Gott woll's vor Leid bewahren durch sein göttliche Macht." gleichfalls in ernsten Akkorden. Aber zwischen diesem Beschlusse des „Antiken und Altdeutschen" (pg. 189—204), welchem Pindars erste pythische Ode („*Χρυσέα φόρμιγξ, Ἀπόλλωνος καὶ ἰοπλοκάμων σύνδικον Μοισᾶν κτέανον*") in Originaltext und -Melodie, Dionysioshymnus auf Kalliopa und Latos Sohn („*Ἄειδε, μοῦσά μοι φίλη, μολπῆς δέμῆς κατάρχον.*"), der sophokleische Chor auf das roßprangende, epheuwuchernde Kolonos und altdeutsche Lieder vom 14.—16. Jahrhundert angehören, und dem „frohen Wandersmann" Mendelssohn's, welche Fülle frischester und doch harmlosester Ungebundenheit! Von der Straße, vom Felde, aus der Werkstatt, aus allen Schichten des singenden Volkes, von der Schulbank und aus den bestäubten Wälzern der Bibliothek sind die frohen Weisen gesammelt, die lustigen Wandervögel eingefangen und hinter die wohlgefügten Gitter des Notensystems zu Nutz und Frommen von männiglich auf dauernde Zeiten festgesetzt. Dem

---

*) Allerdings auch solche höchsten Blödsinns. D. Red.

**) Fast ganz fehlt das patriotische Lied. D. Red.

Verfasser stand eine reiche Fülle alter Erinnerungen zu Gebote, in Kontribution gesetzte Freunde haben mitgeholfen, und so machen eine große Anzahl im Volksmunde vagabondirender Lieder (67 Nummern), hier zum ersten Male gedruckt, das anspruchslose Büchlein zu einer editio princeps, welche auch nach der Textseite hin nicht ohne wissenschaftlichen Werth ist; denn hier ist „mit philologischer Akribie und ästhetischem Verständniß nach pädagogischen Prinzipien .... und doch ohne philiströse Pedanterie gearbeitet", wie ein andrer deutschelnder Rezensent, übrigens sachlich mit vollem Rechte bemerkt. In dieser Beziehung ist mir nur der Schlußvers des Liedes Nro. 150 aufgefallen, welcher nach der lokalen Tradition Naumburgs, Pforta's u. s. w. also lautet: „Und zu Ehren des Mirakul Ist alljährlich ein Spektakul. Kennt Ihr nicht das Kirschenfest, Wo man's Geld in Zelten läßt? Freiheit und Viktoria!" — Ich brauche nur die Ueberschriften der einzelnen Abtheilungen zu nennen: Wanderlieder (9 Nummern), Marschlieder (27 Nummern), Ringellieder und Ringelreime (8 Nrn.), Zählgeschichten (10 Nrn.), Lieder mit Geberdenspiel oder sonstigem Beiwerk (22 Nrn.), Tanzlieder und Jodler (37 Nrn.), Kanons (17 Nrn.), Heitere Laune in allerlei Gestalt (127 Nrn.) und Antikes und Altdeutsches (18 Nrn.; welch' letztere Abtheilung übrigens besser dem lustigen Liederbuche als Anhang beigegeben worden wäre), um die Behauptung zu begründen, daß das Büchlein im wesentlichen auch den Vorzug der Vollständigkeit verdient. Das „lustige Liederbuch" wäre überflüssig, wenn es ein Commersbuch sein wollte; aber das will es nicht sein; es fehlt deshalb alles spezifisch Studentische, und in dieser Beziehung ist in keiner Weise vorgegriffen worden. Und das ist recht so; denn hier kann auch der ausgelassenste Primaner seinen Uebermuth im Sange austoben; die Schranken sind weit genug gesteckt; auch die Trinklieder z. B. fehlen nicht, alle nach Form und Inhalt durchaus unanstößig; so sind auch die Liebeslieder (Nr. 184—192) die einzigen, welche in einer derartigen Sammlung entbehrlich gewesen wären, soweit sie nicht in den Spezialbeziehungen der einzelnen Verse anderen Zwecken dienen.

Die „Schnurren" muß man singen, nicht lesen; es sind einige köstliche Perlen darunter; rhythmisch allen voran und, wenn nach der untergedruckten Anweisung ausgeführt, von durchschlagender Wirkung die köstliche Schnurre Nr. 58 in chinesischem Ton. — Und wer für Nr. 50: „Ei was bin ich für ein lustiger Bub", eine gewandte Zunge hat, der kann des Erfolgs sicher sein. In dem gesungenen „Schöps am Meere" Nr. 131 findet man gewiß die Perle, welche der Verfasser in dieser Blüthe hochgespannten Blödsinns zu besitzen meint, während der „Stiefelknecht zu Moskau" auch ohne die Inanspruchnahme der Stimmritze ein genußreiches Bild bietet.

Scheffel bewahrt sich indessen, so gut sein Ton auch in diesem Liedchen

getroffen ist, in der nummerreichen Abtheilung der „heiteren Laune in allerlei Gestalt“ die unbestrittene Meisterschaft: Da haben wir das Heringslied, den „letzten Ichthyosaurus“ und die Guanotragödie. Die „Historie von der Hyperbel und Assymptote“ schließt sich diesen würdig an:

„Der Zauber winkt — die Feder tunkt,
Fährt über die weißen Poren
Und wunderbar im Scheitelpunkt
Ward die Hyperbel geboren ꝛc.“

und welche Tiefe weiser Erfahrung spricht nicht das radikale Lied vom Vater Zeus aus, der sich vom Vulkan die Stirne spalten läßt. Nr. 228: „Welch ein Götterleben, hoch am Reck zu schweben“ nach der Melodie des bekannten Sehnsuchtswalzers ist ein würdiger Nachbar zu der unter der folgenden Nummer gedruckten Polyglotte, die in 26 Versionen den simplen deutschen Reim

„In des Waldes tiefsten Gründen
Ist ein großer Bär zu finden.“

sicherlich zum Repertoirstück des singenden jungen Deutschland machen wird. Der internationale Ton, den die erwähnte Polyglotte in so glücklicher Verbindung des klassisch-philologischen mit dem poetischen Element angeschlagen, wird fortgesetzt nicht nur in der „antiken“ Abtheilung, sondern auch in einer Anzahl amerikanischer, englischer und schottischer Lieder, unter denen sich einige recht niedliche, namentlich der Ringelreim: „Ten little niggers“ finden. — Ich bin nicht der Ansicht, daß aus der Aufnahme dieser westlichen Lieder dem Liederbuche ein Vorwurf gemacht werden könne. Einige Rezensenten haben eine Uebersetzung dieser musikalischen Spielereien verlangt: anerkannte, gelungene Uebersetzungen giebt es für diese kleinen Allotria nicht, und ein einziger Mißgriff in der höchst schwierigen Wiedergabe ihrer eigenthümlichen Komik nähme ihnen ihren ganzen originalen Reiz, vielleicht die Berechtigung ihres Platzes und ihrer Aufnahme in die Sammlung. Das Englische dringt in immer weitere Schichten des Bildung suchenden Volkes, in maßgebenden Kreisen denkt man bereits an eine Beschränkung des altklassischen Bildungsmaterials und an eine energischere Geltendmachung der neueren Sprachen. Durchschlagend aber dürfte für das Recht der Aufnahme dieser Lieder sein, daß das Büchlein durchaus nicht ausschließlich für Gymnasiasten bestimmt ist, sondern auch für „Schüler höherer Lehranstalten“ und „Studentenkreise“, wie S. X. besagt. Darum glaube ich auch den Hauptmangel der Sammlung gleich vorn auf dem ersten Blatte zu finden: ich meine nicht die ansprechende Titelvignette des Professors H. Bürkner, die ebenso anmuthet als Ludwig Richters einfach kräftige Striche in seinem verwandten: „Der Herr Professor hält heut kein Kollegium,“ sondern die Ausschließlichkeit des Titels: ein Liederbuch für Gymnasiasten. Warum nicht ein Liederbuch für höhere Schulen?

Dr — n. B — e.

Die Bibel und ihre Autorität für den Glauben der christlichen Gemeinde. Ein Vortrag von Dr. Wilhelm Mangold, Professor der ev. Theologie an der Universität Bonn. Berlin 1878. Dobberke und Schleiermacher. 8. S. 25.

Wir können den Anschauungen dieses Vortrags im Wesentlichen zustimmen und halten ihn für geeignet, die Autorität der heiligen Schrift für diejenigen wiederherzustellen und zu befestigen, in welchen dieselbe erschüttert ist. Nur ein Zwiefaches haben wir auszusetzen. Der bei weitem größte Theil der Schrift beschäftigt sich damit, die Unhaltbarkeit der altkirchlichen Inspirationslehre darzulegen, dagegen ist die Ersatz bietende Theorie des Verfassers nur mit wenigen Strichen angedeutet, und in Folge dessen entsteht in dem Leser nicht das befriedigende Gleichgewicht der Stimmung, nach dem er gerade auf religiösem Gebiet so sehr verlangt. Sodann haben wir einen Gedankengang vermißt, der durch die Prinzipien des Verfassers durchaus nicht ausgeschlossen ist, und der zu voller Würdigung der heiligen Schrift nicht entbehrt werden kann. Es ist nicht bloß die Zeit der Entstehung, auch nicht bloß der Inhalt der heiligen Schrift, die ihren Werth bedingen: es ist auch das Maß der Erleuchtung durch den heiligen Geist, dessen die Kirche inne geworden ist, und das sich ihren Gliedern allezeit bezeugt, welches ihr die Autorität verleiht, in deren Besitz sie sich befindet. So viele literarische Denkmale jener Zeiten, denen die einzelnen biblischen Bücher entstammen, sind theils verloren gegangen, theils haben sie ein jenen gleiches Ansehen nicht erringen können. Daß die in der Bibel gesammelten Schriften kanonisch geworden sind, ist nur als eine Folge davon zu bezeichnen, daß ihre Verfasser ein höheres Maß göttlicher Erleuchtung besaßen als die Urheber jener übrigen literarischen Erzeugnisse. Diesen Gedankengang, der dem Ideenkreise des Verfassers gewiß nicht fremd ist, hätten wir gern wenigstens angedeutet gesehen.

K. i. Pr. H. J.

Zwei ungedruckte Goethebriefe.*)

Mitgetheilt von E. A. H. Burckhardt.

Goethe an Schnauß**)

Vielleicht fänden Ew. Hochwohlgeboren es in diesem Augenblicke nicht ungütig, wenn wir bei Serenissimo unsers Abwesenden, guten Meyers gedächten,

*) Orig. im Geh. Haupt und Staats-Archiv zu Weimar. Abth. Staatsdienerangelegenheiten.

**) Nach dem Original. Christ. Friedrich Schnauß war Geh. Rath. Dieser verfuhr

demselben den Charackter als Professor erbäten und ihn in dem neuen Adreß-kalender unter die Lehrer an der Zeichenschule, nach Professor Kestner*) setzten. Sie sind mit mir einig, daß er in mehr als Einem Betracht diesen öffentlichen Aveu verdient. Ich wünsche zu hören, daß Sie sich recht wohl befinden.

Ew. Hochwohlgeboren
W. d. 20. Nov. 1795. gehorsamster
Goethe.

Goethe an den Kammerherrn v. Wollzogen.**)

Nicht Ew. Hochwohlgeboren zu bestechen, sondern unsern Danck für die Gefälligkeit, die Sie uns bei theatralischen Bedürfnissen so oft zu erzeigen geneigt sind anzudeuten, bin ich so frei Ihnen die freie Entree ins Theater, wozu es keines Billets bedarf und womit freye Entree auf die Redoute verbunden ist, hiermit anzubieten. Mit dem Ersuchen, daß Sie ja fein oft davon Gebrauch machen und mir eine freundschaftliche Gewogenheit kontinuiren mögen.

Ew. Hochwohlgeboren
W. d. 26. Oktober 1800. ganz gehorsamster
Goethe.

---

im Sinne Goethes, in dem er am 21. Nov. in einer „unterthänigsten Anfrage", um Verleihung dieses Professor-Titels für Meyer bat, der bei seiner Abreise nach Italien um Verleihung dieses Charakters bereits nachgesucht hatte. Schnauß hob als Verdienst Meyers hervor, daß er den Direktor der Zeichenschule, Georg Melchior Kraus, während dessen viermonatlichen Aufenthaltes in Italien vertreten und diese Stelle mit Sorgfalt, Fleiß und Genauigkeit versehen habe. Dem Gesuch wurde entsprochen.

*) Joh. Friedr. Kästner, der zugleich Professor am Gymnasium war.

**) Wilh. Ernst Friedr. Freiherr v. Wollzogen, war auch Kammerrath.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 10.

Ausgegeben am 28. Februar 1878.

Inhalt:

Seite
Die deutsche Litteratur während des achtjährigen Friedens 1748—1756. (Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.) I. Julian Schmidt. 361
Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. VIII. Die Herrschaft des Söldnerthums. Max Jähns. 379
Die Papstwahlen der Vergangenheit. II. Dr. R. Schoener. . 385
Vom deutschen Reichstage. *x. e.* 391
Literatur. J. Naumann, Goethe's Götz von Berlichingen. — Franz Reber, Die Ruinen Roms. — Ludwig Nohl, Mozarts Briefe. — C. A. v. Schraishuon, Das königliche Hoftheater in Stuttgart. 394

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

..n abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Rudolf Reichenau.

Aus unsern vier Wänden. — Erste Gesammtausgab

Im Verlage von **F. W. Grunow** in Leipzig ist erschienen:

Aus unsern vier Wänden

von

Rudolf Reichenau.

Erste Gesammtausgabe.

Inhalt:

Bilder aus dem Kinderleben. — Knaben und Mädchen. — Auswärts und Dah — Liebesgeschichten. — Am eigenen Herde. — Die Alten.

Ein starker Band von 40 Bogen. Preis: broch 6 Mk., sehr elegant geb. 8 Mk.

In dieser Gesammtausgabe sind die einzelnen Theile nicht nur äusserlich bunden. Bei nochmaliger sorgfältiger Durchsicht, wie für manches neu Eingesch war vornehmlich der einheitliche Totaleindruck massgebend. So stellt sich in nunmehr abgeschlossenen Cyclus ein Rundbild des Lebens dar, von der Kindheit bis zum höchsten Alter: zunächst im engsten Kreise der Familie, mit immer weiteren Blicken, bis ein letzter Rückblick auf die Familienges auch die Geschichte des Landes, wie die allgemeine nationale Entwickelung in Gesichtskreis von „unseren vier Wänden“ zieht. Durchgehend vor Allen ist humoristisch gemüthvolle Stimmung, die bereits den ersten Bildern der Kin zahlreiche Freunde erwarb und um so mehr dem vollendeten Werke Symp sichern dürfte überall, wo der Sinn für deutsches Familienleben noch nicht erlos

Die deutsche Litteratur während des achtjährigen Friedens 1748–1756.

(Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.)

Von Julian Schmidt.

I.

Januar 1748 wurden in den „Bremer Beiträgen" die drei ersten Gesänge des „Messias" veröffentlicht.

24. April trat der Kongreß zu Aachen zusammen, der 18. Okt. dem achtjährigen europäisch-amerikanischen Kriegszustand ein Ende machte. Friedrich, der kriegerische Held, lebte anscheinend in zufriedener Muße in seinem neubegründeten Sanssouci.

Diese beiden Daten wollen etwas sagen.

Der Ueberschuß an Empfindungen, der sich in dem abgeschwächten Zeitalter weicher mitleidsvoller Humanität aufgespeichert hatte, kam in Klopstock's Dichtungen zum Durchbruch; der achtjährige Friede, der darauf folgte, gab den wohlwollenden Leuten, die durch keinen Kriegslärm mehr gestört und in Anspruch genommen wurden, Muße genug, dies Empfindungsleben in sich zu verarbeiten, einen Kultus daraus zu machen. Gegen das Ende dieser Jahre gesellte sich Winkelmann zu Klopstock, und rief einen neuen Sturm der Begeisterung hervor. Beide lehnten sich an die Antike, beide wurden die Begründer des deutschen Idealismus.

Deutschland hatte schon länger als ein halbes Jahrhundert in christlichen Empfindungen geschwelgt. Die Pietisten hatten sich bemüht, unabhängig von den symbolischen Büchern christlich zu empfinden und die Stimmungen ihres Innern zu beobachten; sie hatten von der Bestimmtheit der Dogmen abstrahirt, um sich ganz rein dem Strom ihrer frommen Gefühle zu überlassen. Die

Bestimmtheit des Glaubens war immer mehr zersetzt, aber das Bedürfniß des überquellenden Gefühls war geblieben.

Nun wurde die Abstraktion weiter getrieben, und die Empfindung an sich, ganz abgesehn von ihrem Gegenstand, heilig gesprochen. Das Eigenste der innern Welt sollte der echte Lebensgehalt der Dichtung werden.

Der Pietismus hatte die Seele zu einem interessanten Gegenstand gemacht, aber das Sündenbewußtsein und die Thräne hatten zuletzt einen ganz konventionellen Verlauf genommen; dieser Bodensatz einer starken historischen Bewegung hatte zur Bildung des gesammten Volks kein Verhältniß mehr. Dagegen dehnte sich, hauptsächlich durch die Frauen, die Virtuosität der Empfindung weit über den Kreis des eigentlichen Pietismus hin aus; man gab sich ihr nicht mehr unbefangen hin, man reflektirte darüber: man freute sich herzlich, wenn man ein recht bedeutendes Gefühl in sich entdeckte, und hatte das Bedürfniß, sich darüber auszusprechen. Das Briefpapier, welches vorher nur gelehrten Untersuchungen gedient, wurde nun mit der Geschichte von Freuden- und Schmerzensthränen angefüllt, die man an sich erlebt hatte oder erlebt haben wollte. Der Ausdruck war noch unbeholfen, aber diesen Mangel ersetzte man durch Ausführlichkeit.

Die Stimmung des Pietismus verflüchtigte sich und drang miasmatisch in andre Bildungsformen ein. Es kommen die „schönen Seelen“, die mit dem Glauben nicht anfangen, sondern nach dem Glauben sich sehnen, und in dieser Sehnsucht den Stempel einer vornehmen, begnadigten Natur in sich tragen. Wer die Kraft des Gefühls bis zur Vision zu steigern wußte, hieß früher Wiedergeborner: jetzt erscheint er als Seher, er schafft sich seine Religion.

Bisher hatte die Religion von der Poesie nur das Kirchenlied gelten lassen: nun wird von beiden Seiten eine innigere Verbindung gesucht, die Religion soll den Inhalt, die Poesie die Form geben. Infolge dessen modificirt die Religion ihren Inhalt nach poetischen, die Poesie ihre Form nach religiösen Bedürfnissen. —

Alle bisherigen Kunstlehrer sahen in der künstlerischen Thätigkeit ein eigentliches Machen: wie man bei dem Bildhauer zunächst nur den Meißel beobachtete, so erwartete man vom Dichter das bewußte, zweckvolle Behandeln der Sprache.

Der entscheidende Satz der neuen Aesthetik lautete: um große Empfindungen, große Leidenschaften darzustellen, muß der Dichter große Empfindungen, große Leidenschaften *haben*. „*Der Dichter schildert nur dann das Leiden wirksam, wenn er selbst gelitten hat.*“ Nur ein heiliges Gemüth bringt heilige Dichtungen hervor. Was früher die Pietisten vom Priester verlangten, wurde jetzt dem Dichter geboten: der wahre Dichter muß inspirirt

sein; kraft des Genius, den er in seiner unsterblichen Seele wie eine fremde höhere Kraft empfindet, soll er schaffen. Echte Poesie muß aus dem Innersten des Herzens hervorgehn. Sie ist nicht ein Geschäft für Mußestunden, sie soll das Herz ganz in Anspruch nehmen und ausfüllen: sie soll die Ideale des Lebens versinnlichen.

Der Dichter des „Messias“ Klopstock (24 J.) Sohn eines Advokaten in Quedlinburg, studirte gemeinsam mit seinem Vetter Schmidt aus Langensalza seit zwei Jahren in Leipzig, nachdem er sich in Schulpforta eine gründliche Schulbildung angeeignet. Er war in den Kreis der Schriftsteller aufgenommen, von dem die „Bremer Beiträge“ herausgegeben wurden: Gärtner, Cramer, Schlegel, Rabener, Gellert, Ebert u. s. w. In diesem Kreise wurde das Gefühl der Freundschaft sehr lebhaft kultivirt, das man damals überhaupt sehr ideal aufzufassen anfing: der Hallische Kreis, Gleim, Lange, Kleist u. s. w.; ferner Winkelmann, und nicht weniger die Franzosen: Rousseau, Diderot u. s. w. standen darin mit jenen Schriftstellern auf gleichem Boden.

Klopstock suchte dem Idealismus sofort einen kräftigen Schwung zu geben, und ihn zur Religion in Beziehung zu setzen. Dazu mußte er sich erst künstlich stimmen, und nicht selten schlägt ihm die Stimme über. Eins seiner ersten Gedichte war eine Ode zur Verherrlichung seiner Freunde. Freilich gewinnen sie darin nicht viel Physiognomie, was überhaupt nicht des Dichters Stärke war; nur von dem berauschten Ebert, der dithyrambisch seinen Hagedorn feiert, sieht man etwas mehr: „gieb mir den Becher, den vollen!“ ruft ihm der Dichter zu, „daß ich froh sei wie du!“ Auch nach einer Freundin, die ihn einst lieben wird, sieht er sich um; sie zu nennen, sucht er nach einem Namen unter den berühmten Heroinen der Liebesdichter, z. B. Laura, Daphnis; er bleibt endlich bei Fanny stehn. „Du fehlst mir; bang und weinend irr' ich und suche Dich!“ Dem Dichter ist, „wenn ihm das Glück, was es so selten thut, eine denkende Freundin giebt, jede Zähre von ihr, die ihr sein Lied entlockt, künftiger Zähren Verkünderin.“ Die Thräne wird in das Heiligthum der Poesie aufgenommen, die pietistischen Stimmungen suchen einen klassischen Tonfall.

In einer Elegie an Ebert schildert Klopstock die Empfindung, die ihn ergreift, wenn er sich vorstellt, alle seine Freunde sterben vor ihm, zuletzt auch Ebert, und er stehe allein. „Weggehn muß ich und weinen! vielleicht daß die lindernde Thräne meinen Gram mir verweint.“ Aber je lebhafter er sich die Sache ausmalt, je schwerer wird ihm um's Herz. „Finstrer Gedanke, laß ab, in die Seele zu donnern! wie die Ewigkeit ernst, furchtbar wie das Gericht! Die verstummende Seele faßt dich, Gedanke nicht mehr.“ — So

weiß er, wie Jaques im Ardenerwald, aus allen Dingen Melancholie zu saugen, „wie ein Wiesel aus einem Hühnerei.“ Uebrigens ist die Prophezeiung merkwürdiger Weise wirklich eingetroffen.

Eigentlich stimmten die Freunde nicht recht zu ihm: sie schätzten sein Talent sehr hoch, aber er kam ihnen zu überschwänglich vor.

Klopstock war eine volle, mächtige Natur; mit einem brennenden Ehrgeiz verband sich ein zäher Wille. Da er sich zur Dichtkunst entschloß, griff er sofort zum höchsten Kranz. „Voll Durstes war die heiße Seele des Jünglings nach Unsterblichkeit! Ich wacht' und ich träumte von der kühnen Fahrt auf der Zukunft Ocean.“

So viele große Dichtungen sah er der Vergessenheit verfallen: „bis zur Schwermuth wurd' ich ernst, vertiefte mich in den Zweck, in des Helden Würd', in den Grundton, den Verhalt, den Gang; strebte, geführt von der Seelenkunde, zu ergründen, was des Gedichts Schönheit sei?“

Aber welcher Held? — Plötzlich ging es ihm auf: „Ihn, den als Christ ich liebte, sah ich mit einem schnellen begeisterten Blick als Dichter, und empfand, es liebe mit Innigkeit auch der Dichter den Göttlichen! ... Ich dacht' nur ihn, vergaß selbst der gedürsteten Unsterblichkeit ...“ — Das ist nicht genau: die Idee der dichterischen Unsterblichkeit stand immer im Vordergrund.

Seit einem Jahrzehnd hatte Bodmer als das Wunderbarste, d. h. den höchsten Gegenstand der Dichtung, im Gegensatz zu Boileau das christliche Wunder bezeichnet. Er hatte den Milton wirklich durchgesetzt; er kannte auch die „göttliche Komödie“ und die religiösen Gedichte des deutschen Mittelalters; sich selbst wählte er zum Gegenstand die Sündfluth.

Die Zeit war, wenigstens in Deutschland, für ein christliches Epos nicht besonders günstig. Die Orthodoxie hatte sich aus dem Kreis der Gebildeten in die Dorfpfarren zurückgezogen; das „vernünftige“ Christenthum hatte sich in der „Theodicée“ völlig ausgegeben, die Mystik war jedem guten Bürger ein Gräuel; der Pietismus seufzte still für sich hin. Der Himmel hatte durch den protestantischen Bildersturm seine Mythologie bis auf die letzten Spuren eingebüßt, er war gestalt- und farblos geworden; nur mit Begriffen suchte man ihn zu bevölkern.

Dem suchte nun Bodmer durch die Wahl seines Themas zu entgehen. Die Zeit der Sündfluth ließ jeder Erfindung freien Spielraum. Riesen und Dämonen; Heidenpriester des Sonnengotts; Luftschiffe, höllische Geister; greuliche Sitten, zu welchen das damalige Frankreich Modell saß; die Erde durch den Dunstkreis eines Kometen überschwemmt; schauerliche Szenen der Verwüstung u. s. w., schließlich der Friedensbogen über der Arche. An epischem

Stoff fehlt es durchaus nicht, der „Noah“ ist an Abenteuerlichkeit so reich wie Lohenstein's „Arminius“; das Christenthum spielt darin keine bedeutende Rolle.

Schon bei seinem Abgang aus Schulpforta sprach Klopstock in einer lateinischen Abschiedsrede das poetische Glaubensbekenntniß seines Lebens aus. Die würdigste Form der Poesie ist die epische. Homer und Virgil haben darin Großes geleistet, aber es fehlte ihnen die wahre Religion. So hoch wie die Offenbarung über der Vernunft, so hoch steht das religiöse Epos über dem weltlichen. Leider hat sich in Deutschland die Dichtung mit gemeinen Possen abgegeben: wer als Dichter die Verherrlichung Gottes sich vorsetzt, wird auch dem Vaterland den Kranz des Ruhmes flechten, der ihm gebührt.

Gleich nach seinem Eintritt in die Universität begann er, am Messias zu arbeiten: erst in gehobener Prosa, wie Bodmer's Milton; allmälig ging ihm der Hexameter auf. Lateinisch hatte er sich in Schulpforta darin schon vielfach versucht.

In einer seiner ersten Oden nennt er sich einen Lehrling der Griechen: eigentlich meinte er die Lateiner.

„Wie Hebe kühn und jugendlich ungestüm, wie mit dem goldenen Köcher Latona's Sohn, unsterblich sing' ich meine Freunde feiernd in mächtigen Dithyramben. Willst Du zu Strophen werden, Lied? oder ununterwürfig, Pindar's Gesängen gleich, gleich Zeus' erhabnem trunknen Sohne frei aus der schaffenden Seele taumeln?“ — Er begnügt sich indeß mit einem horazischen Maaß.

Nach seinem eignen Bekenntniß wurde Klopstock durch den Horaz bis in die feinsten Wendungen seines Dichtens bestimmt, er stand darin mit Ramler auf gleichem Boden. Nach Horaz kam Virgil: er lernte von ihm „die Erhebung der Sprache, ihren gewählteren Schall, ihren bewegteren, edleren Gang.“

Wiederholt hatten die älteren Kunstlehrer aus allen Schulen, Gottsched, Bodmer, Meier, um die Sprache dem Gängelband des Alexandriners zu entwöhnen, damit sie frei die Glieder regen lerne, die Nachahmung der antiken Verse empfohlen; es waren auch mannigfache Versuche angestellt, aber immer nur im kleinen Stil, ohne wahren Sinn für den Tonfall, für den Wohllaut, der in der deutschen Sprache steckt. Den ersten größeren Versuch hatte Kleist, nach dem Vorgang von Uz, im „Frühling“ gemacht; aber er hatte dem Hexameter durch die Vorschlagsylbe seinen männlichen Charakter genommen.

Hier nun war Klopstock an seinem Platz. Er hatte nicht blos das entschiedene Bedürfniß, für die Dichtung die Stimmlage zu erhöhen, sondern

zugleich das feinste musikalisch gebildete Ohr für den sinnlichen Gehalt der Sprache und dessen Schönheit: vielleicht kein andrer deutscher Dichter kam ihm darin gleich. Freilich hat er mitunter fehlgegriffen; seine ersten Hexameter klingen ganz unglaublich; was er für die Veredlung der Sprache gethan, erkennt man am besten aus der Folge seiner Verbesserungen.

Bei dem ernsthaften Versuch, die antiken Versmaße nachzubilden, entdeckte man in der deutschen Sprache eine Fülle und Kraft, von der man früher keine Ahnung gehabt. So wurde auch die Sprache ein Organ, gegen das Gemeine anzukämpfen: mit Staunen sah man, zu welcher langathmigen Energie sie sich aufraffen könne. Die ausgedehnte, rhythmisch vollendete schwungvolle Periode ist Klopstocks Werk: eine stolze, gehaltene Beredsamkeit gab der Sprache das Selbstgefühl wieder, das im Stammeln, Seufzen und Fluchen der Pietisten und Lohensteinianer nicht minder verkümmert war, als in den wässrigen Reimereien der Gottschedischen Zeit. Klopstock war eigentlich nur der Täufer: durch ihn wurde die Sprache befähigt, dem künftigen Dichter von Gottes Gnaden als edles Organ willig zu sein.

Nicht geringe Schwierigkeiten bot ferner der Stoff: die Passion — der Ausschnitt aus dem Evangelium vom Oelberg bis zur Himmelfahrt — widerstrebt schon an sich der epischen Behandlung, da der Held nicht handelt, sondern nur leidet; sein Handeln, d. h. sein Lehren, fällt außerhalb dieses Rahmens. Schlimmer wird die Sache noch dadurch, daß zwar nicht nach dem Wortlaut der Schrift, aber nach der orthodoxen Auslegung den Held nur darum leidet, weil er leiden will; sein Leiden ist also nur uneigentlich.

Die Aufgabe des Dichters war nun, dadurch einige Bewegung in die Begebenheit zu bringen, daß er die wirklich Handelnden, d. h. die Verfolger, in ihren Motiven zeigte. Dazu kommt es erst im vierten Gesang, wo im Synedrium über Jesus Rath gehalten wird. Die Reden von Caiphas und Philo sind in ihrer leidenschaftlichen Art vortrefflich, wenn man erwägt, daß Deutschland damals noch keine Parlamentsredner hatte; aber Klopstock verdirbt es dadurch, daß er es verschmäht, ihre positiven Motive aufzusuchen, daß er sie als reine Heuchler und Bösewichter, d. h. als absolut uninteressante Menschen schildert. Das geht über die Bibel hinaus: hat doch Paulus selbst den Herrn verfolgt, ehe er ihn kannte!

Völlig lahm ist der Gang in den ersten Gesängen: das Stillleben auf dem Oelberg, die Charakteristik der Jünger, nicht durch irgend ein Handeln, sondern durch Recensionen ihrer Schutzengel, die sehr aufmerksam ihre Physiognomie beobachten.

Der schlimmste Fehler ist, daß wir nicht den Menschensohn sehn, dessen Leiden eine sympathische Seite in uns selbst erregt, sondern den verkappten

allmächtigen Gott, der nur zum Schein leidet. Dadurch werden alle Verhältnisse, in denen wir ihm begegnen, verschroben, unnatürlich und unfähig, Mitleid zu erregen.

Wenn Maria ausruft: „Wenn sein gnädiges Antlitz auf seine Mutter noch einmal würdigt herabzulächeln, so will ich zitternd es wagen, zu seinen göttlichen Füßen — es hat ja begnadigt Magdalena zu seinen Füßen geweint! — da will ich es wagen, zitternd mich niederzuwerfen" u. s. w.: — so empfindet man das als eine Beeinträchtigung der Mutterwürde. Mutter bleibt Mutter! einerlei, wie sie das Kind empfangen hat. Um wieviel menschlicher ist die Madonna der katholischen Kirche! Die Verletzung des Naturgesetzes rächt sich auch ästhetisch.

Noch schlimmer wird es, wenn das Leiden des Gottmenschen geschildert werden soll. Der Allmächtige, der mit seinem Wink Legionen von Engeln gebietet, kann nicht jammernd ausrufen: „ist es möglich, so gehe dieser Kelch vorüber." Er sieht die zahllose Dienerschaft, seines Winks gewärtig, und doch ruft er aus: „mein Gott, warum hast du mich verlassen!" — Ist das wohl denkbar? In der Dogmatik kann man dem grübelnden Verstand allerlei aufbürden, aber die Sinne trügen nicht, und keiner Lyrik wird es gelingen der Anschauung hölzernes Eisen weiszumachen. — Wie können wir Theilnahme und Mitleid einem Helden schenken, der nur zum Schein leidet! Nur mit äußerster Mühe kann er seine Allmacht verstecken. Als man ihn fängt „mit göttlicher Ruh', als wenn er dem Wurm zu sterben, oder dem kommenden Meer, vor ihm zu schweigen geböte, sprach er zur Schaar: Ich bin's! — Sie ergriff des Sohnes Allmacht, und sie sanken betäubt von seiner Stimme darnieder." — Und bei seinem Verhör: „alle Hoheit, sogar die Hoheit des sterblichen Weisen legte er ab, und war nur ruhig, als säh' er den Abfall einer Quelle vor sich und dächte nur sanfte Gedanke nach erhabnern an Gott, die Augenblicke zu ruhen. Wenige leise Züge nur behielt er von seinem göttlichen Ernst: doch konnte sie kein Engel haben; allein auch nur ein Engel vermochte dieser Göttlichkeit Mienen und ihren Geist zu bemerken." — Was ist das alles für eine Komödie! — Wenn in die kleinste Bewegung etwas Bedeutendes gelegt werden soll, so macht auch die größte keinen Eindruck mehr.

Da auf Erden nicht viel vorgeht, so hat der Dichter den Haupttheil seiner Geschichte in den Himmel und die Hölle verlegt. Die Thatsache des Opfers ist nur die Erfüllung eines großen Plans der Gottheit; dieser Plan ist der Mittelpunkt des Gedichts, er soll in seinem ganzen mystischen Gehalt empfunden werden. Da dieser Plan der Erlösung dem gewöhnlichen Verstand nicht zugänglich ist, so konnte hier der dichterische Seher das religiöse Gefühl wirklich bereichern.

Leider ist dieser göttliche Rathschluß ebensowenig episch darzustellen, wie der Vorgang auf Erden, denn er steht von Ewigkeit fest, hat also keine Geschichte. Noch schlimmer aber ist, daß der Dichter von seinem wirklichen mystischen Gehalt nicht mehr weiß als der gewöhnliche Verstand: er blickt andachtsvoll zu ihm empor, aber er sieht ihn nicht.

Nach Anrufung der heiligen Muse wagt sich der Dichter sofort in die tiefste Tiefe; er läßt die Dreifaltigkeit sich über ihre eigne Unergründlichkeit unterhalten. „Jetzo erhuben sich neue, geheimnißvolle Gespräche zwischen ihm und dem Ewigen, Schicksal enthüllenden Inhalts, heilig und furchtbar und hehr, voll nie gehoffter Entscheidung, selbst Unsterblichen dunkel.“ — Als der eben geschaffene Erzengel Eloa Gott sieht, „sagte er dem Ewigen alle Gedanken, die er hatte, die neuen erhabnen Empfindungen alle, die das große Herz ihm durchwallten.“ — Abbadonna, der reuige Abtrünnige in der Hölle, empfindet als schwerste Strafe, dem tiefen Gedanken der Erlösung nicht völlig nachdenken zu können: — „kann ich mich himmlischer Dinge noch erinnern, so hab' ich von diesem Geheimniß einst was Dunkles im Himmel gehört. In tiefer nächtlicher Ferne seh ich neue Gedanken voll wunderbarer Entdeckung, aber in Labyrinthe verwirrt, sich gegen mich nähern . . .“

Dem Dichter geht es darin nicht besser als Abbedonna.

Ein andermal sieht Christus zu dem Vater empor. „Wer ist der Geschaffne, der zu empfinden vermag, mit welcher Wonne der Gottheit, welcher Liebe sie schauten! — Nur wovon der Vater und Sohn, nicht wie sie es sprechen, kannst du, Sionitin! erzählen. Denn dieses zu denken, hat die Seele kein Bild; es zu sagen, nicht Worte die Sprache.“

Daß darin für das Gedicht ein erheblicher Mangel liegt, empfindet der Dichter sehr wohl; er entschuldigt sich gleich zu Anfang wegen der Kühnheit seines Unternehmens, und erinnert von Zeit zu Zeit den Leser an diese Entschuldigung. „Immer weiter komm' ich auf meinem furchtbaren Wege . . Auf beiden Seiten ist Abgrund! Da zur linken: ich soll nicht zu kühn den Göttlichen singen! hier zur rechten: ich soll ihn mit feierlicher Würdigkeit singen! Und ich bin Staub! O du, deß Blut auf Golgatha strömte, dessen Allgegenwart mich von allen Seiten umringt hat, du erforschest meine Gedanken! Du siehest es alles, was ich denke, vorher, du Naher! ja selber kein Wort ist mir auf der Zunge, das du nicht wüßtest. Mein Gott, mein Versöhner: leite mich, und wenn ich strauchle, vergieb mir's!“

Solch Gebet kommt dem Christen zu gut, aber nicht dem Dichter. Wenn wir nichts von den großen Gedanken, die Christus oder Eloa gegen Gott aussprechen, erfahren, so haben wir eben nichts gewonnen. Dante, Milton, Jakob

Böhme, Calderon u. s. w. nehmen keinen Anstand, diesen Gedanken Ausdruck zu geben; sie wußten eben mehr; sie verarbeiteten eine reich ausgebildete Scholastik, eine sinnige, phantasievolle Mystik, eine im Volkesbewußtsein fertige Mythologie, oder wenigstens einen mächtigen Glauben. Ihnen war der christliche Himmel ebenso wahrhaft und lebendig, als dem Homer der Olymp.

Von dem allen fand der deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts nichts vor, er sollte alles selbst erfinden, und dazu reicht der Beistand des heiligen Geistes nicht aus: so brachte er es nur zur Empfindung, die nach einem Empfindungsstoff sich sehnt und über diese Sehnsucht andächtig staunt.

Stark an Empfindungskraft, hatte Klopstock weder seine Phantasie noch sein Denkvermögen irgendwie bedeutend ausgebildet: er war von aller Mystik ebenso fern als von aller Scholastik; er war ebensowenig ein Schauer als ein Grübler.

Endlich war seine gestaltenbildende Kraft sehr gering. Wenn er das göttliche Wesen in Erscheinung, die Mystik in Mythologie umsetzen, die unkörperliche Ideenwelt sinnlich zeigen wollte, so waren seine Erfindungen ganz banal, seine Bilder blaß bis zur Unkenntlichkeit. Seiner Mystik fehlte die Basis des Gedankens, seiner Mythologie Farbe und Gestalt.

Gleich in den ersten Gesängen wird der Erzengel Eloa beschrieben. „Vor Allen, die Gott schuf, ist er groß. Sein umschauender Blick ist schöner als Frühlingsmorgen, lieblicher als die Gestirne, da sie vor dem Antlitz des Schöpfers jugendlich schön vorbei flohn. Gott erschuf ihn zuerst. Aus einer Morgenröthe schuf er ihm einen ätherischen Leib. Ein Himmel voll Wolken floß um ihn, da er ward. Gott hub ihn mit offenen Armen aus den Wolken und sagt' ihm segnend: da bin ich, Erschaffner! Und auf einmal sahe vor sich Eloa den Schöpfer, schaut' in Entzückungen an, und stand, und schaute begeistert wieder an, und sank, verloren in Gottes Anblick . . ." — Alles nur Empfindung, kein Bild!

Die übrigen Seraphim haben nicht mehr Physiognomie; abgesehen von ihren verhimmelnden Blicken könnte man sie mit Grazien oder Amouretten verwechseln. Am schattenhaftesten kommen die Schutzengel heraus, bloße Doppelgänger, die sich damit begnügen, die Züge ihrer Schützlinge zu prüfen. Wenn vollends die Seelen neugeborner oder gar ungeborner Kinder auftreten, empfindet man kaum noch einen Hauch der Existenz. Der einzige individuell hervortretende Engel, der abgefallene reuige Abbedonna, thut nichts als weinen.

In der Hölle wird es etwas lebhafter: hier kam Milton sehr zu Hülfe, obgleich Klopstock doch nicht wagt, die Teufel als nur verdunkelte Halbgötter zu idealisiren! sie sind nichts als greuliche Lästerer. Aber zu lästern verstehn sie gut. „Hilf mir! ich flehe dich an! ich bete, wenn du es forderst,

Ungeheuer, dich an! verworfener, schwarzer Verbrecher, hilf mir! ich leide die Pein des ewigen rächenden Todes! Vormals konnt' ich mit heißem, grimmigem Hasse dich hassen, jetzt vermag ich's nicht mehr! ich will dir fluchen und kann nicht."

Aber auch diese Flüche werden zuletzt sehr eintönig. Wie farbenreich sieht dagegen Dante's Hölle aus! wie lebensvoll selbst die Turnierspiele in der Unterwelt bei Milton! Die Kühnheit des Britten, seine Teufel mit Kanonen gegen die himmlische Heerschaar vorgehn zu lassen, wäre dem spiritualistischen Deutschen gemein vorgekommen: bei ihm wird der Kampf mit erhabenen oder verruchten Blicken, ganz unkörperlich geführt. Wir hören die Teufel wohl toben und lärmen, aber in ihre Motive, also in ihren Charakter, werden wir ebenso wenig eingeweiht, als in die Motive des dreieinigen Gottes.

Als Epos betrachtet, im Sinn des Homer, ist der „Messias" von geringem Werth; als mystisches Religionsgedicht, im Sinn der „göttlichen Komödie" von nicht größerem: worin liegt also sein Gehalt?

Man höre, zum Posaunenklang, die Stimme des Erzengels, als der entscheidende Akt herankommt: „Feiert! Es flamm' Anbetung der große, der Sabbat des Bundes, von den Sonnen zum Thron des Richters! Die Stund' ist gekommen! Feiert! Die Stunde der Nacht ist gekommen, sie führen das Opfer!

Man hört wirklich den Posaunenklang. Die wahre Bedeutung des Messias ist eine musikalische. Klopstock war keine plastische, aber eine eminent musikalische Natur. Er sprach seine Begeisterung für die Musik wiederholt in seinen Liedern aus, er war überzeugt, daß im Himmel das ganze Leben als Musik sich gestalten werde; er suchte das Erhabene, dessen Drang seine Seele füllte, als Laut zu ergießen.

„Es erreicht die Farbe dich nicht, des Marmors feilbare Last, Göttin Sprache! dich nicht . . . Dem Erfinder, welcher durch dich des Hörers Seele bewegt, that die Schöpfung sich auf! . . Was er sagt, entschwebt mit der Menschenstimme Gewalt, mit ihrem höchsten Reiz, wenn sie Gesang hinströmt, und inniger so in die Seele sich ergießt."

Hier nun hatte der religiöse Dichter ein großes, ein gewaltiges Vorbild. In dem sittlichen Leben hatte der Pietismus mehr Verwirrung als Heil gestiftet, der Tonkunst hatte er neue Schwingen gegeben. Was die erste Hälfte des 18. Jahrunderts sonst herangebracht, ist von geringem Belang: in den Tonschöpfungen Sebastian Bach's athmet eine Welt, deren unermeßliche Tiefe noch heute nicht erschöpft ist. Er würde wie ein Wunder erscheinen, wenn nicht Händel neben ihm stünde.

Beide waren 63 Jahre alt, bereits halb erblindet. Händel hatte ein glänzendes, abenteuerliches Leben geführt; er stand jetzt seit langer Zeit an der Spitze eines großen musikalischen Instituts in London. Bach's Existenz

war eine schlicht bürgerliche; er lebte als Kantor an der Thomasschule in Leipzig in sehr bescheidenen Verhältnissen; die Mittel, durch die er seine ungeheure Welt in Erscheinung umsetzen sollte, waren kärglich bis zum Unglaublichen. Er galt als guter Organist und fleißiger Kompositeur: „er schrieb" soll ein späterer Küster erzählt haben, „wöchentlich eine Motette; freilich war es auch danach!" Nur selten machte er eine kleine Reise. Er hatte neun Töchter und elf Söhne, sämmtlich Musiker; sein sittliches Leben war das einfachste, das man sich vorstellen kann.

Beide hatten sich zum religiösen Oratorium gewandt. Bach's „Matthäuspassion" wurde zuerst 1729 aufgeführt, Händel's „Messias" 1741; später folgte Graun (34 J.) in Berlin mit dem „Tod Jesu." Händel war von der Oper ausgegangen, Bach vom Kirchenlied. Er brauchte sich den Glauben aus künstlerischen Zwecken nicht erst anzueignen, er lebte fest in seiner Kirche, er theilte mit Luther die Glaubenswelt wie die Tonwelt. Aber er war durch seine Kunst, in der er ausschließlich lebte, in alle Höhen und Tiefen der Mystik eingedrungen; was kein Sterblicher aussprechen kann, athmete in den Fugen seines polyphonen Gesangs und durchdrang mit unwiderstehlicher Gewalt die Seele. Er verfügte über den Stab des Genius, der wirklich Wunder thut.

Dieser Wunderwelt der Töne blieb Klopstock bei seinem zweijährigen Aufenthalt in Leipzig nicht fern; er bekennt einmal ausdrücklich, Bach sei oft sein Vorbild bei Erfindung neuer Maße gewesen. Er lernte später auch Händel kennen und verehrte ihn. Nachklänge finden sich genug in seinen späteren Oden.

„O, es weiß der nicht, was es ist, sich verlieren in Wonne, wer die Religion, begleitet von der geweihten Musik und von des Psalms heiligem Flug, nicht gefühlt hat, sanft nicht gebebt, wenn die Schaaren in dem Tempel feiernd sangen! und, ward dies Meer still, Chöre vom Himmel herab! — Täusche mich lang, seliger Traum! Ach ich höre Christengesang!... Mit des Herzens Einfalt vereint sich die Einfalt des Gesangs, und mehr Hoheit als alle Welt hat, hebt sie gen Himmel empor. Wonnegefühl hebt sie empor, und es fließen Thränen ins Lied ... Oben beginnt jetzo der Psalm, den die Chöre singen, Musik, als ob kunstlos aus der Seele schnell sie ströme ... Kraftvoll und tief dringt sie ins Herz! sie verachtet alles, was uns bis zur Thräne nicht erhebt, was nicht füllet den Geist mit Schauer oder mit himmlischem Ernst. Himmlischer Ernst tönet herab mit des Festes hohem Gesang. Prophezeiung und Erfüllung wechseln Chöre mit Chören. Gnade singen sie dann und Gericht."

Was ist das anders, als eine geistvolle Beschreibung der polyphonen Kunstwerke von Sebastian Bach!

„Ach von des Sohns Liebe beseelt, von der Heerschaar Sions entflammt, wie erheben sie ihr Loblied! Eine Stimme beginnet leise, eine der Harfen mit ihr."

„Fanget bebend an, athmet kaum leisen Laut! Denn es ist Christus' Lob, was zu singen ihr wagt! Die Ewigkeit durchströmt's, tönt von Aeon fort zu Aeon!"

„Aber es tönt mächtiger bald in dem Chor fort; Chöre sind nun in dem Strom schon des Gesangs! Die Posaune donnerte schon, schallt, daß der Tempel ihm bebt! — Länger nun nicht, länger nicht mehr! Die Gemeinde sinket dahin, auf ihr Antlitz zum Altar, hell vom Kelche des Bundes! Eilt, eilt! strömt in der Chöre Triumph!"

Aus dieser Einwirkung des Oratoriums auf die epische Form versteht man auch die Disposition des ganzen Gedichts, die von Anfang an feststand. Die biblische Erzählung ist nur wie ein Recitativ und wird nebenbei abgemacht; die Hauptsache, von Anfang bis zu Ende, sind die rhytmisch vollendeten Chöre, in denen das christliche Gefühl sich austönen sollte; die letzten fünf Gesänge bestehen nur aus Chören. Der Messias ist ein Wettkampf mit dem Oratorium; das reine Wort sollte, gleich dem Ton, die höchste Stufe sein, auf welcher die Empfindung emporsteigt.

„Zwo der Künste vereinigten sich einst, die Musik und die Dichtkunst, und so schöpferisch war der beiden Unsterblichen Eintracht, daß sie mit dauernder Gluth mich durchströmten, daß auch Seher der Hörende wurde" (Bach) ... „Wenn so hoch das Gedicht sich erhebt, daß der Gesang ihm kaum zu folgen vermag" (Klopstock), alsdann entzündet ein heiliger Streit sich; es wird Vollendung errungen, die nur selten den friedlichen glückte."

Das schwebte ihm vor: ersetzen sollte die Sprache den Ton in der Darstellung des namenlos Erhabenen. Es war zuletzt eine Chimäre, aber aus der Verirrung ist für die Sprache ein großer Gewinn hervorgegangen, wie aus der Alchymie die Chemie.

Die Religion, so ernst er sie nahm, war für Klopstock nur ein Mittel, ein edler Wein gleichsam, der das kostbare Gefäß des Erhabenen und Idealen würdig füllen sollte. Die Liebe betrachtete er im Grund nicht anders. Es ist höchst auffallend, daß der Dichter, welcher den Idealismus der Liebe bei uns recht eigentlich hervorgebracht, welcher den Werther vorbereitet hat, von einer im Ganzen so wenig reichen Gefühlswelt ausging: er stimmte seine Seele, um die richtige Tonlage für das Erhabene zu finden; er stimmte sie nach dem Muster älterer englischer Dichter, und zwar zeitig und mit großer Energie. Er stimmte sie, gleich Young, Rowe u. A. in Moll, er gab ihr einen melancholischen Klang, er tränkte sie mit Todesgedanken.

„Dir nur, liebendes Herz, euch, meine vertraulichsten Thränen, sing' ich traurig allein dies wehmüthige Lied.“ „Ach warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter, gabst du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz? und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe, dauernd Verlangen, und ach, keine Geliebte dazu!.... Oft um Mitternacht wehklagt die bebende Lippe, daß, die ich liebe, du mir immer unsichtbar noch bist!.... Ach wie schlägt mir mein Herz! wie zittern mir durch die Gebeine Freud' und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich dahin!“ — Und nun stellt er sich in einer Vision das Mädchen vor, wie es wahrscheinlich sein wird. „Eilet, Winde, mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube, schauert hin durch den Wald, rauscht und verkündet mich ihr. Mir gab die Natur Empfindung zur Tugend; aber mächtiger war, die sie zur Liebe mir gab. Ach wie will ich dich lieben! Das sagt uns kein Dichter, und selbst wir im Geschwätz trunkner Beredsamkeit nicht. Kaum, daß noch die unsterbliche selbst, die fühlende Seele ganz die volle Gewalt dieser Empfindungen faßt.“

Ein andermal sieht er Salem, den Engel der Liebe und seinen Schutzgeist: „Ewigblühende Rosen umkränzten sein fließendes Haupthaar, himmlische Rosen, von Thränen erzogen, die bei dem Wiedersehn einander Liebende weinten.“ Dieser Engel beschreibt sein schönes Geschäft, unbekannte Liebenden für einander zu erziehn, aus ihren heiligen Thränen und Seufzern Visionen zu gestalten: „Sie fühlt noch nicht für ihn, kennt nicht den zärtlichen Kummer seiner Seele, den thränenden Blick nicht des wachenden Auges durch die mitternächtigen Stunden, seines Herzens Beklommenheit nicht, worüber er selbst staunt.“ — Durch heilige Träume führt er sie zusammen: „dann erstaun' ich über die hohen Wesen, die Gott schuf, als er Seelen schuf zu der Liebe.“ Aber den Thränen des Dichters kann er vorläufig nicht helfen: „Warum wendest du dich? ach warum fliehst du mein Auge? Warum muß ich trauernd dir nachsehen?“ — Aber die Thräne selbst ist sein Trost: ihm gab ein Gott, zu weinen, was er leidet: „Singet, Söhne des Lichts, meiner Empfindungen unaussprechliche süße Lust! singt sie, ich weine sie nur: ja die Unsterblichkeit wein' ich froh von der Liebe durch!“

Dieser Stimmung mußte sich bald ein wirklicher Gegenstand bieten. Schon von Leipzig aus hatte Klopstock seiner siebzehnjährigen Cousine Marie Schmidt, der Schwester seines besten Freundes, von seinen Oden zugeschickt. April 1748 kam er als Hofmeister nach Langensalza, wo sie wohnte, lernte sie kennen, und fand in ihr sofort die gesuchte „Fanny“. Sie war ein sehr schönes Mädchen, unbefangen, heiter, ohne alle Spur von Sentimentalität. Der Anbeter mußte ihr wunderlich vorkommen mit seinen verhimmelnden Liebes-Oden.

Dem Dichter hat Gott viel edle Begierden gegeben: „ein drängend Heer! Doch eine ward herrlicher vor allen andern; eine ward Königin der andern alle, deines Bildes letzter und edelster Zug: die Liebe!“ — Wenn die Stunden der Weihe über ihn kommen, zieht er sich in die Einsamkeit zurück; nur sein Schmidt darf ihn stören: „doch daß du nur vom Weltgerichte oder von deiner erhabenen Schwester dich unterredest!“

„O Gott! gieb mir, die du mir gleich erschufst; gieb sie dem bebenden bangen Herzen! dem süßen Schauer, der ihr entgegenwallt! gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft in meiner Kindheit dir zu dem Himmel hob! — Das Lied vom Mittler trunken in ihrem Arm von reiner Wollust sing' ich erhabner dann den Guten, welche gleich uns lieben, Christen wie wir sind, wie wir empfinden!“

Er schildert ihr seinen Tod und seine Auferstehung. „Dann will ich voll froher Thränen jenes Lebens neben dir stehen und dich umarmen! Dann, o Unsterblichkeit, gehörst du ganz uns! — Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß indeß, die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft. Ihr andern seid der schwermuthsvollen Liebe geweiht, seid umwölkt und dunkel.“

„Wenn ich vor dir so werde gestorben sein, o meine Fanny! und du auch sterben willst: wie wirst du deines todten Freundes dich in der ernsten Stund' erinnern? Wie wirst von ihm du denken, der so ganz dich liebte? wie von den traurigen trostlos durchweinten Mitternächten? von jener Wehmuth, wenn nun der Jüngling oft, dir kaum bemerket, zitternd dein Auge bat, und schweigend, nicht zu stolz, dir vorhielt, daß die Natur ihn für dich geschaffen.“

„Ich sang den Menschen menschlich den Ewigen, den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt mein großer Lohn mir, eine goldene heilige Schale von Christenthränen. O traurig schöne Zeit! .... Mehr als mein Blick sagt, hat dich mein Herz geliebt! mehr als es seufzet, hat dich mein Herz geliebt! .... Mein Leben sollte hier noch nicht himmlisch sein, drum liebte die mich, die ich so liebte, nicht..... O schöne Seele, die ich mit diesem Ernst so innig liebte! .... Wenn hingeworfen vor dem Unendlichen und tief anbetend ich an des Thrones Fuß die Arme weit ausbreite, für dich hier unempfundene Gebete stammele: dann müß' ein süßer Schauer jenes Lebens über dich kommen und dir die Seele ganz überströmen; über dich müssest du erstaunend stehn, und lächelnd gen Himmel schauen!“

Diese Art anbetender Liebe, welche das ganze Sein des Menschen ausfüllt, ist nicht spezifisch deutsch. Das Bild der Liebe geht uns Deutschen mehr in der Weise unsers Martin Luther auf: wir denken sie uns gern am bürgerlichen Familientisch, unter Kindern, zum Weihnachtsbaum, als Sonntagsstimmung, die wesentlich zum Gehalt der Werkeltage gehört.

Der kategorische Imperativ der Liebe gehört mehr den Romanen an. In den spanischen Novellen hat beim Eintritt eines Liebesunglücks der Liebende durchaus nicht nöthig, nach dem Dolch zu greifen: er fällt hin und ist auf der Stelle todt, der Schmerz hat ihn getödtet. Das wird ganz einfach erzählt, es wird also vorausgesetzt, das Publikum werde sich wohl dafür interessiren, aber nicht weiter besonders wundern. In Paris war ein Jahrzehend vor Klopstock die Paradoxie in „Manon Lescaut" auf die Spitze getrieben.

Der alte Pietismus schloß von der echt christlichen Ehe streng alles Leidenschaftliche, alles Persönliche aus, denn so etwas war Auflehnung gegen die Bestimmung Gottes. Wenn man nicht, wie in Herrnhut, gradezu das Loos entscheiden ließ, so wurde die Braut darauf hin geprüft, ob sie den künftigen Gatten in seinem gottseligen Werk genügend unterstützen könne. Eine unglückliche Liebe wurde so wenig gestattet, als eine leidenschaftliche.

Das Neue bei Klopstock ist, daß die Liebe an sich und namentlich die unglückliche Liebe als ein eminent sittliches Motiv aufgefaßt und mit Feierlichkeit behandelt wird; als etwas, was den Menschen verkläre, ihm einen Heiligenschein gebe, ihn über die Gemeinheit des Lebens hoch hinausführe: kurz, als ein religiöser Akt.

Klopstocks Liebesgedichte fanden einen gewaltigen Wiederhall in der Jugend, und er sorgte durch Briefe dafür, das Gefühl der schmerzhaften Entbehrung als etwas Hochwichtiges seinen Anhängern einzuprägen. Wunderlich genug klingen diese Briefe: jedenfalls waren sie etwas Neues im geistigen Leben Deutschlands. Klopstock beobachtet, was während seines Unglücks in seinem Innern vorgeht, grade so gründlich, wie die Pietisten den eintretenden Bußkampf beobachteten, oder den Moment, wo die Gnade sie ergriff.

„Meinen Sie", schreibt Klopstock an Cramer, der Abschriften der Lieder wünscht, „meine Oden seien so wenig aus dem Herzen geschrieben, daß es in meinem Vermögen steht, sie ohne die heftigsten Empfindungen so oft abzuschreiben? Meine Schmerzen waren bisweilen so finster, daß ich behutsam mit mir selbst umgehen mußte, sie nicht zu vermehren."

Längere Zeit wurde die Arbeit am Messias nur den nächsten Freunden mitgetheilt, endlich gelangten einige Fragmente an Bodmer.

„Von einem jungen Menschen in Leipzig", schreibt dieser an Gleim, „hat man mir etwas Ungemeines gezeigt: das zweite Buch eines epischen Gedichts vom Messias. Aus diesem Stück zu urtheilen, ruht Milton's Geist auf dem Dichter; es ist ein Charakter darin, der Satans Charakter zu übersteigen droht. Welches Prodigium, daß im Land der Gottsched's ein Gedicht von Teufelsgespenstern und Miltonschen Hexenmährchen geschrieben wird!"

Bodmer konnte wohl zufrieden sein: es war eine Wahrheit geworden,

was er so lange verkündet, und die neue Dichtung mit ihrer gefühlseligen Stimmung stimmte viel besser zu den pietistischen Neigungen der Zeit, als die harte, oft eckige Zeichnung des „Verlornen Paradieses.“

Bodmer theilte die frohe Botschaft sofort den Freunden mit. „Die Menschheit wird in einer Würde vorgestellt werden, welche den Rath der Erschaffung rechtfertigt und den Leser vor das Angesicht Gottes führt. Die Stunden sind schon vorhanden, in welchem alle diese Dinge in Erfüllung kommen sollen. Die große Seele, die sie vor das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leibe bekleidet. Ich könnte Ihnen den Namen melden, der jetzt noch so dunkel und so schwer auszusprechen ist, und noch in die späteste Nachwelt erschallen soll.“

„Eine Schrift von feinem Geschmack verursacht einem wohlgearteten Gemüth ein so empfindliches Vergnügen, daß alle Funken von aufglimmendem Neid darunter erlöschen..... Daher habe ich Jünglinge zu Freunden. Die Muse ist ein Mädchen von unsterblicher Jugend und schickt sich für Jünglinge.“

Das war der entscheidende Gegensatz Bodmer's gegen Gottsched: sein Begriff vom Poeten war ihm wirklicher Glaube, und darum verdiente er, daß durch einen Dichter, dessen Ruhm den seinigen weit überstrahlte, das Verdienst seiner kritischen Bemühungen dem folgenden Geschlecht deutlich gemacht wurde.

„Sie haben doch schon den Messias in den Neuen Beiträgen gelesen?“ schreibt Ewald von Kleist 10. Juni 1748 an Gleim. „Ich bin ganz entzückt darüber, Milton's Geist hat sich über den Verfasser ausgegossen; solche Poesie und Hoheit des Geistes war ich mir von keinem Deutschen vermuthen!“

10. Aug. dankt Klopstock dem Schweizer Kritiker in einem lateinischen Brief für sein Lob, und für den Einfluß, den er auf ihn geübt. „Ich war ein junger Mensch, als mir Ihre kritischen Schriften in die Hand fielen. Ich verschlang sie, und wenn mir zur Rechten Homer und Virgil lag, hatte ich jene zur Linken, um sie immer nachschlagen zu können. Und als Milton mir in die Hände fiel, loderte das Feuer, das Homer in mir entzündet, zur Flamme auf, und hob meine Seele, um den Himmel zu besingen.“

„Doch Sie können noch Größeres für mich thun. Der Messias ist kaum angefangen, und es fehlt mir an Muße. Und da ich von sehr gebrechlichem Körper bin, und mein Leben nicht hoch bringen werde, so ist meine Hoffnung, den Messias vollenden zu können, sehr klein!“ Er bittet ihn, sich um ein Jahrgehalt zu verwenden.

„Und nun führe ich Sie noch in das innere Heiligthum meiner Angelegenheiten. Ich liebe das heiligste Mädchen. Sie hat sich noch nie gegen mich

erklärt, und wird sich auch schwerlich gegen mich erklären können, weil unser Stand sehr verschieden ist. Aber ohne sie kann ich durchaus nicht glücklich sein. Ich beschwöre Sie bei dem Schatten Milton's: machen Sie mich glücklich, mein Bodmer! wenn es Ihnen möglich ist."

„Klopstock", schreibt Bodmer 11. Sept. 1748 an Gleim, „ist verurtheilt, ein mancipium domesticum zu sein; alles Glück, dem er entgegen sehen darf, besteht in einem Predigerdienst auf dem Lande. In England wäre sein Glück gemacht: entweder hätte ihn ein reiches Frauenzimmer aus bloßer Hochachtung für seine Poesie geehelicht, oder der Messias hätte ihm etliche tausend Pfund Sterling zugeworfen . . . Ich habe von ihm eine Ode auf ein Frauenzimmer gesehen, welche der Messias selbst ohne Uebelstand hätte schreiben können, wenn er verliebt gewesen wäre. Klopstocks Poesie hat keine Vorgänger gehabt, es wären denn Milton, die Propheten und Pindar . . . Doch fürchte ich, daß der Messias in der Krippe liegen bleibe, wenn sein Poet nicht in glücklichere Umstände gesetzt wird."

„Die Schmerzen der Liebe", schreibt Klopstock 8. Okt. 1748 an seine Freunde Cramer und Schlegel, „sind jetzt zu einer Höhe gestiegen, daß es mir vorkommt, als wenn ich sie ruhiger ertrage, weil sie durch ihre Größe meiner würdig geworden sind. Wie freudig und heilig ist eine Seele, die leidet und groß bleibt .. Das ist etwas recht Verwundersames und Ehrwürdiges, eine Seele, die die Schmerzen einer so zärtlichen Liebe liebt. O mein Gott, was hat sie da für Gedanken! — Ich habe noch keine Hoffnung, durch diese Liebe glücklich zu sein. Aber in manchen Stunden, wenn ich recht süß träume, bezeugt mir mein Herz, daß ich geliebt werde. Meine göttliche Daphne versteht die kleinsten Wendungen meines Herzens, auch da, wenn sie kaum zu Stimmen werden. Mich däucht, da ich einmal an ihrer Hand weinte, habe ich sie zittern sehn . . . Ich fühle einen unwiderstehlichen Hang meines Herzens, dies göttliche Mädchen ewig zu lieben, wenn sie mich auch nicht wieder liebt. Und entweder ein unaussprechliches Glück, oder eine immerwährende Wehmuth wird mein ganzes Leben beschäftigen.

Auch darin suchte ihm Bodmer zu Hülfe zu kommen. 5. Okt. schickte er ihm den folgenden Brief, um ihn Fanny zu übergeben. „Ich kenne Sie nicht weiter, als daß ich weiß, daß der Poet des Messias Sie zur Vertrauten und Richterin seines Werkes gemacht hat. Das ist genug, mir einen untrüglichen Begriff von Ihren Tugenden zu machen. Die geringste Sache kann mir nicht gleichgültig sein, welche den Messias angeht; wie sollte mir gleichgültig sein, was für eine Person der Dichter zu seiner irdischen Muse bei dem Werk der Erlösung gewählt hat. Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine herrliche Rolle das Schicksal,

Mademoiselle, Ihnen zugedacht hat. Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld und Liebe beseelen; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken erfüllen, jedes Glück zu verachten, das nur irdisch ist. Das ist das himmlische Vorrecht der Tugend, daß sie die Herzen der Jünglinge durch süße Blicke zu erhabenen Unternehmungen geschickter macht. Dadurch bekommen Sie an dem Werk der Erlösung Antheil. Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen. Ganze Nationen, die göttliche Gedanken und Empfindungen darin lernen werden, welche sie mit dem Mittler vereinigen und zu dem versöhnten Gott erheben, werden Ihnen dann nicht das Gedicht allein, sondern die Seligkeit mit danken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben. Welche Last von Glückseligkeit ist daran gelegen, daß der Poet das große Vorhaben vollende! Wie ostbar ist sein Leben Welten, die noch nicht geboren sind! Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde, so würde es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn etwa Satan seine finstere Entschließung gelungen wäre, den Messias zu tödten und die Erlösung des Menschengeschlechts zu hintertreiben."

So schrieb nicht ein unbärtiger Knabe, sondern ein Mann von 50 Jahren. Uns kommt der Brief lächerlich vor: für jene Zeit war er die Ankündigung einer neuen Kulturperiode.

Der Liebende dachte über den Erfolg jenes Gefühlsausbruchs kühler als sein Vertrauter.

„Klopstock", schreibt Bodmer, „ist ein sonderbarer Liebhaber: er hat nicht das Herz gehabt, meinen Brief an seine Geliebte derselben zuzustellen. Er schreibt Oden an sie, die ein Seraph einem Seraph schreiben dürfte: hernach hat er das Herz nicht, sie ihr zu übergeben." — „Würde dieser göttliche Poet nicht durch seine göttliche Geliebte daheim behalten, so wollte ich ihn in mein Haus nehmen, daß er seinen Messias bei mir in der stillsten Ruhe vollendete."

Auch nach anderen Seiten suchte Klopstock anzuknüpfen. Durch Giseke, der nach Hamburg abging, 29. Sept., schickte er an Hagedorn seine Oden: „sag' ihm, daß ich ihn liebe wie du." Er hoffte von ihm eine Empfehlung an den Hof von St. James; dasselbe hoffte er von Haller. Von beiden Seiten war die Aufnahme kühl, namentlich Hagedorn wußte mit der neuen Dichtungsart nichts anzufangen.

„Uns", schreibt Haller in den Gött.-Gel.-Anz., ist diese neue Art von deutschen Versen gar nicht anstößig, obgleich Andre sein mögen, denen die vielen Daktylen hüpfend und die Spondeen holpricht vorkommen. Wir lassen uns dadurch gar nicht hindern, eine ungemein nachdrückliche poetische und er-

habene Kraft in den Ausdrücken zu finden, die wir in unsrer Sprache noch selten so Miltonisch gefunden haben."

Die Anerkennung war kühl; sie drückte ziemlich richtig das Urtheil der wissenschaftlich Gebildeten aus. Haller (43 J.) genoß damals ein fast unbeschränktes Ansehen, als Gelehrter, als Dichter, als Kritiker; er war die einzige europäische Berühmtheit, die Deutschland damals besaß: vom Kaiser geadelt, brittischer Staatsrath, Mitglied der Akademie von Paris, Bologne, Florenz u, s. w.

Haller hatte seine Marianne herzlich geliebt; er liebte auch jetzt seine dritte Frau: aber diese seraphische Fanny-Liebe war nichts für ihn. Auch seine Religion war andrer Art: das beständige entzückte Anschauen Gottes, das Streben, in seine Tiefe verständnißvoll herabzusteigen, kam ihm vermessen vor; er zitterte nur vor der rächenden Gottheit, vor welcher er sich unwürdig fühlte.

Dagegen verkündete Bodmer in den „Neuen kritischen Briefen" gläubig die „Annäherung eines goldnen Zeitalters der deutschen Poesie." — „Sie thun ein sehr gutes Werk", schreibt ihm Sulzer aus Berlin 8. Jan. 1749, daß Sie sich des Messias so eifrig annehmen. Es kommt mir um so nöthiger vor, den Verfasser aufzumuntern, da die Herausgeber der Bremer Beiträge nicht ungern sähen, wenn er stehn bliebe; er habe etwas unternommen, das über seine Kräfte gehe. Es reut sie schon halb und halb, den Anfang gedruckt zu haben."

Ganz überschwänglich trat Bodmers Freund, Pastor Heß, für den Messias ein. In Halle sprach sich Prof. Meier (30 J.) für Klopstock aus; nicht gerade eingehend, aber er machte es den Gottschedianern unmöglich, die neue Erscheinung todtzuschweigen. Sie fielen auch bald darüber her: das Werk eines Bodmerianers war ihnen von vornherein verdächtig.

Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens.

Von Max Jähns.

VIII.

13. Die Herrschaft des Söldnerthums.

Epameinondas hatte durch seine idealen sozial-militärischen Bestrebungen einen neuen Aufschwung der kriegerischen Kraft des Bürgeraufgebots für Theben herbeigeführt, und diesem war es nicht zum wenigsten zu danken, wenn

die politische Machtentwickelung des boiotischen Bundesstaates so schnell und glorreich zur Geltung kam: denn in den meisten anderen Staaten hatte inzwischen das Söldnerwesen in immer wachsendem Umfange zugenommen und die alte volksthümliche Bewaffnung mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt.

Wie schon früher waren Achaia, besonders aber Arkadien und Kreta die Hauptbezugsquellen für Söldlinge; noch reichlicher strömten den Condottieren jedoch jene Heimathlosen zu, welche Parteikämpfe ihres eigenen Heerdes beraubt. In dieser Beziehung hatte sich das Elend in Hellas beständig gesteigert. Isokrates behauptete von seiner Zeit, daß es damals mehr Verbannte und Flüchtlinge aus einer einzigen Stadt gegeben habe, als früher aus dem ganzen Peloponnes. „Keiner bedauert es“, so sagt er, „daß Viele, vom Hunger gezwungen, für Feinde gegen Freunde fechtend, sterben; aber über das Unglück, welches die Dichter ersinnen, werden Thränen vergossen.“ Wie schnell übrigens die Zahl der Landsknechte seit dem Ende des peloponnesischen Krieges bis zu den Tagen des Isokrates, also in kaum sechzig Jahren, zugenommen, lehrt seine Behauptung, daß noch zur Zeit des jüngeren Kurusch Diejenigen, welche in den Städten werben ließen, mehr Geld auf die Geschenke verwenden mußten, die den Werbern zu geben waren, als auf den Sold für die Mannschaft, während zu seiner Zeit sogleich ganze Schaaren von Miethlingen sich willig antrügen. *)

Die Art, wie die Söldnerheere für einen Feldzug aufgebracht wurden, läßt sich am besten aus der „Anabasis“ des Xenophon erkennen, zumal wenn man die „Kriegslisten“ Polyains als Ergänzung heranzieht. Sie hat große Aehnlichkeit mit der Werbung der Landsknechte in der Renaissancezeit. Um ein Heer errichten zu können, bedurfte man erstlich eines Feldherrn, dessen Name von gutem Klange war und zweitens vielen Geldes. Geübte Kriegsmänner übernahmen es, je einen Haufen von 100 Mann zusammen zu bringen, den sie Lochos nannten, und zwar unter der Bedingung, denselben nachher als Lochage zu führen. So gab der jüngere Kurusch dem spartanischen Flüchtling Klearch und dem Boiotier Proxeros Auftrag und Geld, Werbungen zu veranstalten. Jene erlangten dadurch zugleich den Anspruch auf die obersten Befehlshaberstellen und sandten nun wieder Offiziere ihrer Wahl aus, um die einzelnen Lochen anzuwerben. Der eine warb Hopliten, der andere Peltasten, der dritte Bogenschützen und Schleuderer. Zuweilen traten ihnen Unterhauptleute, Lieutenants, zur Seite, und der Feldherr, auf dessen militärischen Kredit hin sie warben, übernahm als Strategos, als Oberster, den Gesammtbefehl

*) Göll, a. a. O.

Die Lochen der Söldner entsprachen also an Größe nur ungefähr den spartanischen Pentekostyen, an taktischer Selbständigkeit aber häufig wirklichen Lochen. Dieser Unterschied entsprang der mit dem Werbesysteme stets verbundenen Neigung, möglichst viel Offiziersstellen zu haben, möglichst viel Menschen für die Aufstellung einer solchen Truppe durch Aussicht auf Geld und Rang zu interessiren. — Später als das Angebot von Söldnern die Nachfrage übertraf, änderte sich das allerdings; die Haufen wuchsen, ohne daß die Zahl der Offiziere zunahm.*)

Mit Vorliebe scheinen die dienstsuchenden Söldner auf der lakonischen Halbinsel Tänaron (Kap Matapan) einstweiligen Aufenthalt genommen zu haben, so daß sich hier ein vollständiger Rekrutenmarkt bildete. Der aus Asien flüchtende Harpalos setzte dort seine 8000 Miethsoldaten ab, und sein Gefährte Thibron schickte später, als er Kyrene belagerte, einige Freunde als Werber nach Tänaron, denen es gelang, dort 2500 Mann zusammenzubringen. — Zuweilen schlichen sich, wie Xenophon erzählt, bei der Werbung Sklaven mit ein; ja später wurden Einzelne von den Hauptleuten fortgejagt, weil sie sich als Barbaren erwiesen. Dem Lochagen Ephistenes rühmt Xenophon nach, daß er nur schöne Leute angeworben habe. — Groß war der Zudrang zu den Befehlshaberstellen, und es war schwierig, die Tüchtigsten herauszufinden. Von Iphikrates wird erzählt, daß er zu diesem Zwecke gleich anfangs einen panischen Schrecken verbreiten ließ und dann beobachtete, wer das Hasenpanier ergriff und wer nicht.**)

Meist bestand die Masse der unter einem Strategen vereinten Lochen, also eine Strategie, ein Regiment, aus Leuten Eines Stammes; in dieser Beziehung wirkte der landsmannschaftliche Geist der Hellenen fort, und die persönlichen Verbindungen der einzelnen Werbeherrn unterstützten sein Walten. Aber schon aus diesem Grunde mußte die Stärke der Regimenter sehr verschieden sein. So erscheinen z. B. die 13,000 Griechen, welche dem jüngeren Kurusch zuzogen, in 9 Regimenter formirt, deren Stärke von 500 bis 4000 Mann wechselt. Fünf dieser Strategien bestanden lediglich aus Hopliten; 4 waren mit Peltasten, Bogenschützen und Gymneten versetzt. Jeder Söldner entschloß sich, welchem Führer er folgen wollte; und auf dem Zuge nach Asien trat nach der Ermordung der eigentlichen Strategen die Wahl der Führer in so volle unmittelbare Geltung, wie es freilich sonst nirgends der Fall war.***)

Es gehörte viel Klugheit, Energie und auch ein imponirendes Aeußere

*) Rüstow und Köchly a. a. O.
**) Göll a. a. O.
***) Rüstow und Köchly a. a. O.

dazu, um als Feldherr diese zügellosen Söldnerschaaren zu beherrschen. Außer Iphikrates soll namentlich Jason von Pherai diese Kunst in hohem Maße besessen haben. Zuweilen nahm wohl auch der Strateg den Stock in die Hand; doch wenn er zuschlug, so mußte er gewärtig sein, sich später, wie Xenophon selbst, der Menge gegenüber zu verantworten — ein Zug, der bei den Schweizerknechten des ausgehenden Mittelalters gleichfalls vorkommt. Der rohe spartanische Heerführer Mnasippos wagte es freilich sogar, seine Hauptleute zu schlagen, die ihm vorgehalten hatten, wie schwierig es sei, die Leute im Gehorsam zu erhalten, wenn sie den schuldigen Sold nicht empfingen.*)

Der **Sold** bestand, wie schon erwähnt, in Löhnung und Verpflegungsgeld, meist zu gleichen Theilen. Gewöhnlich kam man über einen Monatssold überein, und dieser betrug nach heutigem Geldwerth 50 bis 60 Mark. Dafür aber hatte der Soldat auch seine Ausrüstung zu besorgen, und das war bei den hohen Metallpreisen jener Zeit keine Kleinigkeit. Um die Kosten einer Hoplitenrüstung zu erschwingen, mußte der Soldat schon mehr als eine Jahreslöhnung auslegen, oder er mußte die gelieferte Rüstung durch mehrjährigen Soldabzug abdienen.

Die Lochagen erhielten doppelten, die Strategen vierfachen Sold; doch gab es auch unter den Gemeinen Doppelsöldner. — Der Reiter bekam meist dreifachen Sold.

Ein **Handgeld** bei der Anwerbung wird zwar nicht erwähnt; es scheint jedoch, als habe die Vorausbezahlung eines Soldtheiles im Sinne eines Handgeldes stattgefunden. So sagt der Söldnerhauptmann in dem (dem Menander entlehnten) Miles gloriosus des Plautus:

„Mich dünkt, nun sei die Stunde da zum Markt zu gehen,
Daß den Rekruten, die ich gestern einrollirt,
Ich die bedungene Löhnung, nun auszahlen kann.
König Seleukos dringt in mich mit Freundlichkeit,
Daß ich Rekruten ihm bedingen und gewinnen soll."

Die längere Dauer der Feldzüge und die Söldnerwirthschaft komplizirten den **Verwaltungsmechanismus**. So erscheinen in der späteren Zeit Athens besondere Kriegszahlmeister, Kassirer und Schreiber der Feldherrn.**) — Um die Verproviantirung zu bewerkstelligen, bildeten sich, wo Heere standen oder erwartet wurden, große Märkte, auf denen sich die Soldaten versorgten. Lastvieh führte den Mundvorrath auf dem Marsche nach; Marketender und Handwerksleute folgten den Truppen aus Spekulation. — Durch den Umstand, daß der Soldat sich die Lebensmittel selbst kaufen mußte, erlitt er

*) **Göll**, a. a. O.
) **Rüstow u. **Köchly**.

oftmals arge Einbuße. Das Heer des Kurusch z. B. fand in Lydien so hohe Getreidepreise, daß der Mann täglich siebenmal mehr für Brod ausgeben mußte, als er Ersatz dafür bekam, während ihm in Athen zur selben Zeit seine Portion kaum 5 Pfennige gekostet hätte. — Die Armee-Verwaltung bildete sich übrigens bald zu großer Gewandtheit und Geschicklichkeit durch. Leider war der ihr innewohnende Geist, trotz aller Vorsichtsmaßregeln und Controlen im Rechnungswesen, schlecht. Und obwol für jeden Obolos drei und vier Wächter, für jede Zahl ebensoviel Nachrechner angestellt waren, so wurde doch von oben bis unten unverschämt gestohlen. — Die Strategen und Lochagen ließen sich Sold für sogenannte „Blinde" zahlen, die Musterherren, welche Soll- und Istbestand der Truppen vergleichen sollten, wurden bestochen, und ein undurchdringlich feines Gewebe von List, Frechheit und Ehrlosigkeit überspann das einst so edle, idealgestaltete Kriegswesen der Hellenen.*)

Die Söldnerführer aller Zeiten sind gute Finanzmänner und in der Plusmacherei meist größer gewesen als in der Kriegskunst. Dies gilt auch von den griechischen Söldnerobersten, und das ist begreiflich genug; denn die Beschaffung des Soldes machte ihnen oftmals nicht geringere Schwierigkeiten als den Condottieren des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Erfinderisch in Geldverlegenheit zeigte sich der attische Feldherr Thimotheos, indem er nicht nur seinen Siegelabdruck als Münze ausgab, um ihn später wieder einzulösen, sondern auch Silberdrachmen schlagen ließ, die zu drei Vierteln aus Kupfer bestanden. Besonders aber war Iphikrates in dieser Hinsicht berühmt. Als Niemand in Athen wußte, worauf man etwa noch eine neue Steuer legen könne, schlug er eine solche vor für obere Stockwerke, die über die Straße hervorragten und für Hausthüren, die sich nach der Straße zu öffneten. Wenn er seinen Kriegern die Löhnung nicht zu zahlen vermochte, so führte er sie in öde Gegenden, damit sie so wenig wie möglich verzehrten; hatte er aber einmal Ueberfluß an Geld, so brachte er sie in Städte, wo sie ihren Sold recht schnell los wurden, damit sie dann gerne wieder auf neue Unternehmungen eingingen. Einst, da seine Truppen wegen Geldmangel in Aufruhr waren, ließ er Männer als Perser verkleidet, in die Versammlung treten und melden, daß sie vorausgeschickt seien, um die Ankunft eines persischen Soldtransports anzukündigen — worauf die Meuterer auseinandergingen. Es ist das ein Zug, welcher unmittelbar an einen ganz ähnlichen Auftritt erinnert, der i. J. 1525 im kaiserlichen Lager vor Pavia stattfand. Und auch noch nach einer andern Richtung hin erscheint schon Iphikrates als ächter Typus eines Condottiere. Er gründete, da er sich als Schaarenführer bei den „butteressen-

*) Baumann: Studien über die Verpflegung der Kriegsheere.

den" Thrakern umhertrieb, an der Mündung des Hebros ein kleines selbständiges Fürstenthum, ein Verfahren, in dem ihm später unzählige seiner Berufsgenossen nachgefolgt sind.

Die Sucht nach Beute und Gold ließ jetzt alle Rücksichten vergessen. Nicht im geringsten regte sich der einst so mächtige hellenische Nationalstolz, wenn es galt, in den Dienst der sonst so verachteten Barbaren zu treten. Iphikrates zog mit 12,000 Griechen im Dienste Artaxerxes' II. gegen den aegyptischen Rebellen Nektanebos zu Felde; der letzte Perserkönig, Dareios Kodomannos stellte gar 30,000 ausgesuchte griechische Söldner dem Heere Alexanders entgegen. Am vollkommensten jedoch erkennt man, wie tief das Söldnerwesen die hellenischen Sitten umwandelte, wenn man einen spartanischen König, einen Mann von der Bedeutung des Agesilaos, als Condottiere im Dienste der Aegypter erblickt und ihn, den Achtzigjährigen, auf der Rückkehr von solchem Reislauf sterben sieht. „Es schien dem greisen Feldherrn, der für den ersten in Griechenland galt, nicht wohl anzustehen", sagt Plutarch, daß er sich einem Barbaren, einem Rebellen verkaufte." — Aber während so die Hellenen selbst sich zum Landsknechtsdienste bei fremden Völkern drängten, erscheinen auf dem Boden der Heimath barbarische Söldner zum Theil aus den fernsten Ländern. Hatte doch schon in den Kriegen mit Theben der Tyrann von Syrakus den Spartanern keltische und spanische Söldner zu Hilfe gesandt, und von Jahr zu Jahr nahm der Zudrang solcher Elemente zu, die dem griechischen Kulturleben so fremd, dem alten Nationalstolze des Volks so peinlich waren und deren Mitwirkung im Kampfe das Waffenwerk unmerkich, aber unumgänglich in den Augen der Hellenen erniedrigte.

Die Zerrüttung dieser Zustände tritt endlich mit voller Nacktheit in den traurigen Kriegen hervor, die von 358 bis 346 unter unter dem Namen der Bundesgenossenkriege und der heiligen Kriege Hellas zerfleischten, die Macht von Theben brachen, Sparta vollends lähmten und die letzten Kräfte Athens verzehrten. Die Ereignisse kulminirten, als die Phokier, an deren Spitze entschlossene rücksichtslose Männer standen, sich des Tempelschatzes von Delphi bemächtigten und damit große Heere warben, welche das Gebiet der Nachbarn weit und breit verwüsteten. Im Heiligthume des Phöbos Apollon nisteten die Söldnerführer; der miles gloriosus würfelte um jene wundervollen Kunstwerke, welche am Dreifuße der Pythia die Ehrfurcht frommer Jahrhunderte niedergelegt, und goldene Epheukränze, die edle Stämme einst als Weihgeschenk geopfert, flochten nun Soldatendirnen sich in's Haar.

Die Papstwahlen der Vergangenheit.

Von Dr. R. Schoener in Rom.

II.

Bonghi theilt die Geschichte der Konklave in den sechs letzten Jahrhunderten nach den im Kardinalskollegium vorherrschenden auf den Geist der Zeit gegründeten Einflüssen in sechs Perioden ein. Die erste reicht von Gregor X. bis auf Paul II., d. h. von 1271—1471 und ist gekennzeichnet, wie wir gesehen haben, theils durch den Kampf der doppelten Kardinalskollegien gegeneinander und durch unmittelbaren Einfluß eines nicht nichtitalienischen Souveräns, theils durch die Bestrebungen zur Erlangung einer sicheren Wahlform und zur Befreiung der Wahl und des Gewählten von jedem weltlichen Einfluß.

Mit Sixtus IV. 1471 beginnt die zweite Periode. Dieselbe ist charakterisirt durch das Vorwalten politischer Tendenzen sowohl in den Inhabern des Heiligen Stuhles als in den Wahlen, welche insofern auch von partikularen und Familien-Interessen durchkreuzt werden, als die Päpste ihre Anverwandten auf die Fürstenthrone Italiens zu bringen, oder neue für sie zu schaffen suchen, ein Vorgehen, welches den wirksameren päpstlichen Einfluß auf die europäische Politik anbahnte, der bis auf Sixtus dauerte. Neben den alten römischen Familien der Orsini, Colonna, Gaetani glänzen die neueren der Cibo, Rovere, Borgia, Medici, die alle ihre Vertreter im Kardinalskollegium haben. Dort arbeitet und wirkt Jeder auf eigene Faust für seine Familieninteressen, und die Kirchenoberhäupter, welche aus den acht Konklaven dieser Periode hervorgegangen sind, haben zumeist mehr an ihr Geschlecht als an die Kirche gedacht.

Alexander VI., der Kardinal Borgia, der lasterhafte Vater der noch lasterhafteren Sprößlinge Caesar und Lucrezia, hatte den Stuhl Petri durch einen schmachvollen Geldhandel erkauft (1492). — Julius II. nahm daraus Veranlassung 1506 eine Bulle zu erlassen, welche in den heftigsten und verdammendsten Ausdrücken eine ähnliche Ernennung für ungiltig erklärte. Ein durch Simonie befleckter Papst solle, auch wenn er einstimmig gewählt sei, nie anerkannt, als ein Ketzerfürst betrachtet und als aller Ehren und Würdigung beraubt angesehen werden. Weder die Krönung und Anbetung noch die Unterwerfung der Kardinäle und die Dauer der Regierung solle ihn legitimiren. Bischöfe, Klerus und Volk sollten ihm den Gehorsam versagen. — Es war wieder eine gut gemeinte und mit allem möglichen Ernst erlassene Verordnung.

Aber wer garantirte ihre Beobachtung? — Der Kardinal Johann von Medici, der als Leo X. Julius' Nachfolger wurde, begab sich zum Konklave, begleitet von dem jungen reichen gewandten Bankier Filippo Strozzi, und dessen Bruder Lorenzo schrieb, es verstehe sich wohl, weshalb: Der Kardinal trachte nach der Tiara, und Philipps Kredit müsse ihm behülflich sein.

Im Konklave des Jahres 1523 wie auch in den folgenden von 1534 und 1555 u. a. war die Einstimmigkeit eine so vollständige und offenbare; daß die Kardinäle auf das Scrutinium verzichteten und die Wahl durch Akklamation vornahmen. Doch schien dies dem Erwählten nicht immer genügend. und es ist berichtet, daß Clemens VII. und Marcellus II. noch das nachträgliche Scrutinium verlangten, was, da es mittels offener Stimmzettel geschah, in jenen Fällen ohne Zweifel das Resultat nicht geändert hat. — Später wurde die Akklamation mißbräuchlich benutzt, um auf die Minorität einen Druck auszuüben, so bei den Wahlen Gregors XIII. 1472 und Sixtus V. 1585. Der Erstere, Kardinal Boncompagno, ward sechs Stunden nach Beginn des Konklave gewählt, in die Kapelle geführt und ausgerufen. Der Franziskanermönch Montalto wurde ebenfalls in so summarischer Weise — durch „Inspiration" — ernannt. Zwei Kardinäle, der Zustimmung der Mehrzahl sicher; gingen ihm entgegen mit dem Rufe: „Du bist Papst", und alle Anderen beeilten sich das Gleiche zu thun. — In einer späteren Beschreibung des päpstlichen Hofes (von Lunadoro) liest man über dieses Verfahren: „Die dritte Art den Papst zu wählen, ist die durch Inspiration: welche nur angewendet zu werden pflegt, wenn die beiden andern Arten (Scrutinium und Kompromiß) kein Resultat ergeben wollen. In solchem Falle nämlich, wenn die zur Wahl zusammengetretenen Parteien mit alledem die Zweidrittelzahl der Stimmen nicht erreichen können, so heben sie an zu schreien: Sie müßten, von päpstlicher Inspiration getrieben, den Kardinal Soundso zum Papst ernennen — und so treiben sie manchmal kraft des Schreiens andere Kardinäle gegen deren Willen zu der beabsichtigten Ernennung. — Auch eine sonderbare Behandlung des Heiligen Geistes! —

Mit der Wahl Sixtus' V. schließt die dritte von Bonghi angenommene Konklaveperiode. Er nennt diese nur fünfzig Jahre umfassende die wichtigste, weil in ihr die Folgen der protestantischen Reformation auch zu regenerirenden Reformen innerhalb der Papstkirche führten. Eine wichtige auf die Papstwahl sich beziehende und den ernsten Geist der Periode bezeichnende ist eine Festsetzung, welche die Kardinäle während des zweiten Konklave von 1555 trafen und unterschrieben. Sie ging dahin, daß jeder Papst unmittelbar nach seiner Ernennung schwören solle, Keinen zum Kardinal zu machen, der nicht das kanonische Alter besitze, von gutem Lebenswandel und untadeligen Sitten

sei und in allen sein Amt betreffenden Disziplinen hinreichende Kenntnisse habe; ferner die Länder und die Besitzthümer der Kirche nicht zu veräußern, keinem christlichen Fürsten den Krieg zu erklären, mit keinem gegen einen andern ein Bündniß zu schließen, sondern als gemeinsamer Vater aller Gläubigen neutral zu bleiben. — In den acht Konklaven dieser Periode herrschte ein wirklich religiöser und streng kirchlicher Geist, und wenn auch der Einfluß des Heiligen Stuhles auf die europäische Politik dadurch wieder ins Sinken kam, so gewann dafür das innere Leben der Kirche bedeutend an Kraft und Segen.

Von Sixtus V. bis auf Clemens XII. (1585—1730) walteten in den Konklaven wiederum politische und Familien-Tendenzen vor. Aber die ersteren wurden nicht vom Papstthum, sondern von den konsolidirten und mächtig erstarkten europäischen Staaten auf den Schauplatz geführt, und die letzteren gingen mit jenen Hand in Hand, indem die im Kardinalskollegium vertretenen und auf den kleinen Thronen Italiens sitzenden Nepotenfamilien sich von den großen Mächten zur Geltendmachung des Einflusses derselben gebrauchen ließen. Daraus ging nun eine neue Einwirkung der weltlichen Macht auf die Papstwahl hervor, welche den Schlüssel zu der heute aufgetauchten Frage liefern muß, in wie weit den europäischen Mächten gegenüber dem nächsten Konklave ein Einspruchsrecht zusteht. Es ist Bonghi's Verdienst, diese Frage, wenn auch nicht gelöst, so doch auf ihren richtigen Werth zurückgeführt zu haben, indem er gezeigt hat, daß die Regierungen mit ihrem Veto nie ein verbrieftes Recht, sondern stets nur einen durch die Zeitumstände mannigfach modifizirten Akt ihrer Macht ausgeübt haben.

Frankreich, Oesterreich und Spanien waren im siebzehnten Jahrhundert die Hauptmächte Europas, und alle drei hatten durch von ihnen abhängende Fürsten Einfluß in Italien und in Rom. In Rom waren die reichen Nepotenfamilien entstanden, die Borghese, Albani, Aldobrandini, Barberini Chigi, Boncompagni, Rospigliosi. Sie alle und die ersten Familien Italiens die Medici, Este, Farnese hatten ihre Vertreter im Konklave und beherrschten es abwechselnd, bald für eigene Rechnung, bald für die italienischen und auswärtigen Höfe arbeitend. Die politische Macht des Kirchenstaates war gering, nicht größer als die der anderen kleinen Fürstenthümer Italiens. Hingen diese vollständig von Oesterreich, Frankreich und Spanien ab, so mußte es auch der päpstliche Hof und das Konklave, nachdem alle Kardinäle in politische und höfische Beziehungen verwickelt waren. Auf diese Weise entstand ganz allmälig der neue Einfluß der drei genannten Staaten auf die Papstwahl, welcher demnächst als das Recht der Exklusive oder des Veto bezeichnet wurde. Es läßt sich kein bestimmter Zeitpunkt seines Anfanges angeben, es existirt keine Verordnung, kein Vertrag, welcher gerade jenen drei Mächten das Recht

zuertheilt. Sie haben es sich genommen als die stärksten, und höchstens könnte man zur Begründung auf die alte Bedeutung Frankreichs als Land des Römischen Kaisers Karls des Großen und auf die ehemalige Vereinigung Spaniens und Oesterreichs mit dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation hinweisen. Aber mit dem alten Recht der deutsch-römischen Kaiser hat das neue nichts zu thun, und das letztere darf nicht durch jenes begründet werden. Die Geschichte spricht dagegen; denn das Recht der deutschen Kaiser war schon längst, mindestens seit dem Statut Alexanders III. 1179, erloschen. Noch mehr spricht das Wesen des neuen Rechtes dagegen, welches kein erst nach der Wahl eintretendes Bestätigungsrecht ist, wie das alte, sondern sich schon vor der Wahl durch Ausschließung des einen oder andern Kardinals geltend macht.

Ihrer Entstehung gemäß erscheint die Exklusive unter zwei Formen, als indirekte stillschweigende und als formale oder direkte. Jene war natürlich die frühere; sie war nichts anderes als die schon längst vorhandene, aber von den mächtigen Staaten jetzt energischer und regelmäßiger geltend gemachte Einwirkung auf die Wahl durch Gewinnung der Wahlstimmen. Wer im Stande war mehr als ein Drittheil der Stimmen gegen einen bestimmten oder mehrere Kandidaten zu gewinnen, hatte damit dessen Wahl unmöglich gemacht und die (indirekte) Exklusive durchgesetzt. Die Mächte bedienten sich vorzugsweise dieser Art der Exklusive, weil sie am wenigsten Anstoß erregte und die sicherste war. Sie alle, und natürlich nicht blos die drei Hauptmächte, bestrebten sich möglichst viele Kardinäle auf ihre Seite zu ziehen, um im geeigneten Moment ihren Kandidaten durchsetzen oder wenigstens einen nicht genehmen ausschließen zu können. Parteiung, Intrigue und Wühlerei herrschten unter den Kardinälen, für welche von Sieg oder Niederlage viel abhing, und die so gewählten Päpste waren zum großen Theil unbedeutend, weil in dem Widerstreit der Interessen die Schwächlinge allen Parteien am wenigsten gefährlich schienen.

Außer der indirekten Exklusive bedienten sich Frankreich, Spanien und Oesterreich aber auch schon früh des direkten Veto gegen die Wahl eines bestimmten Kardinals. Dasselbe ist in unserm Jahrhundert wiederholt angewendet und von der römischen Kurie als ein Recht anerkannt worden. Im Anfang seiner Entstehung ist das letztere durchaus nicht immer der Fall gewesen, wie aus einigen Wahlen schon zur Zeit Karls V. und Philipps II. deutlich hervorgeht. 1549 wurde Julius III., 1555 Marcellus II. und Paul IV. ohne Rücksicht auf das ausdrückliche Veto des spanischen Königs gewählt. Es wird berichtet, daß Paul IV. selbst, als er noch Kardinal Caraffa war und durch den spanischen Gesandten Mendoza benachrichtigt wurde, daß seine Wahl dem König nicht genehm sei, geantwortet habe: „Wenn Gott will, daß ich Papst

werde, so kann es der Kaiser nicht hindern. Und wenn ich es werden sollte, so werde ich um so mehr Befriedigung haben es trotz des kaiserlichen Veto zu sein, weil das bedeuten wird, daß meine Wahl lediglich das Werk Gottes gewesen ist." — Im Konklave von 1590 wurde lange darüber verhandelt, ob man den Wünschen König Philipps II. Rechnung tragen solle, der soweit ging, die Wahl eines der sieben von ihm genannten Kardinäle zu verlangen. Dem widersetzte sich energisch der Kardinal Montalto, welcher rieth, man solle im Namen der Freiheit und um solche Eingriffe gänzlich abzuweisen, gerade einen der vom Könige ausgeschlossenen Kandidaten, den Kardinal Mondovi, erwählen, was nur deshalb nicht durchging, weil die Spanier gegen ihn wie gegen andere Kandidaten Montalto's eine genügende Stimmenzahl zusammenbrachten. — 1644 war es wieder der König von Spanien, dessen Veto gegen den Kardinal Sacchetti im Konklave heftigen Widerstand fand, obwohl der Beichtvater der Kardinäle seine Meinung dahin ausgesprochen hatte, daß es Gewissenspflicht sei unter so schwierigen Verhältnissen der Kirche einen so mächtigen Fürsten sich geneigt zu erhalten. Der Kardinal Rapaccioli sprach offen und energisch aus, daß ein solches direktes und unbegründetes Veto der Autorität der Kirche zuwider sei und über die Rechte der Fürsten hinausgehe. — Die wiederholte Ausschließung des Kardinals Sacchetti im nächsten Konklave veranlaßte eine neue Remonstration gegen die Ansprüche Spaniens. Es wurde eine Schrift im Konklave verbreitet, die man dem Kardinal Albizzi und dem Advokaten Lini zuschrieb und welche zu beweisen suchte, daß kein weltlicher Fürst ohne schweres Vergehen sich der Wahl irgend eines Kardinals widersetzen dürfe und daß die Kardinäle, wenn sie solchen Ansprüchen nachgäben, eine Todsünde begingen. Sacchetti wurde nicht gewählt, aber nur weil eine genügende Stimmenzahl gegen ihn zusammengebracht, also statt der direkten die indirekte Exklusive wirksam gemacht wurde.

Diese Fälle zeigen, wie es mit dem „Recht" des Veto bestellt gewesen ist. Es gab kein Gesetz und keinen Vertrag, welcher den Regierungen dasselbe garantirte. Es ist auch später keine darauf bezügliche Verordnung erlassen worden. Wenn trotzdem später, namentlich in unserm Jahrhundert, die Exklusive wiederholt angewendet und vom Konklave als ein Recht anerkannt worden ist, so beweist dies nicht, daß das Recht unbegründet ist, sondern daß man auch ohne besondere Bestimmungen es als ein selbstverständliches, in der Nothwendigkeit der Sache liegendes acceptirt hat, und auf diese innere Nothwendigkeit, nicht auf problematische Bullen und Dekrete werden sich auch heute die Regierungen zu stützen haben, wenn sie es für nöthig halten bei der Papstwahl ein Wort mitzureden und nicht Willens oder im Stande sind, durch Gewinnung der Stimmen sich zu sichern.

Auch das Recht des direkten Veto ist immer ein mangelhaftes und oft wirkungsloses gewesen, weil es gewohnheitsmäßig in jedem Konklave nur gegen einen Kandidaten seitens jedes der drei Staaten ausgeübt werden konnte, weshalb z. B. 1676 Frankreich, um alle ihm nicht genehmen Kandidaten exkludiren zu können, zur indirekten Exklusive seine Zuflucht nahm und durch seinen Gesandten in Venedig an den Senat die Forderung stellte, daß die venetianischen Kardinäle mit den französischen zu stimmen beauftragt würden.

Wann das Recht des Veto zuerst ausgeübt worden ist, muß unbestimmt bleiben. Bonghi bestreitet die Behauptung des Verfassers der Brochure „Ueber die Rechte der Regierungen beim Konklave", daß es zuerst in dem Konklave nach Bonifacius VIII. Tode 1303 geschehen sei und führt zur Widerlegung desselben an, daß Philipp der Schöne in dem betreffenden Konklave im Geheimen dahin gearbeitet und es auch durchgesetzt habe, daß die Wahl nach seinem Wunsche ausfiel. Dieser Beweis ist hinfällig, weil er gar nicht ausschließt, daß Philipp die indirekten Machinationen angewendet hat, um damit noch mehr als mit dem nur zur Ausschließung eines Einzigen wirksamen Veto zu erreichen, und in der That war die Wahl eines Franzosen etwas, wozu das bloße Veto nicht ausreichte. — Bestimmte Spuren des direkten Veto aber zeigen sich allerdings erst gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als Oesterreich-Spanien unter Karl V., Frankreich unter Franz I. einen ausgedehnten Einfluß in Italien hatten. Welchen Widerstand es auch damals noch gefunden hat, haben wir schon gesehen, und es läßt sich ohne Weiteres behaupten, daß das Veto von höchst geringer Wirksamkeit im Vergleich mit den indirekten Einflüssen, welche die Regierungen auf das Konklave ausübten, gewesen ist. Die letzteren waren natürlich sehr wechselnd, vielfach verschlungen und unverkennbar und entziehen sich zum Theil jeder Würdigung. Eine genaue Kenntniß derselben als Elemente einer Geschichte der Konklave würde sehr viel Licht nicht blos über die Geschichte des Papstthums, sondern auch über die Beziehungen des Heiligen Stuhles zu den Mächten und über die letzteren selbst verbreiten. Die Machinationen im Konklave müßten wie ein Spiegel alle Tendenzen der Zeit erscheinen lassen: die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, die Richtung der päpstlichen und der weltlichen Politik, die Beziehungen der Kardinäle zu der römischen Aristokratie, den italienischen Fürsten und den Großmächten, die Mittel und Wege der Diplomatie, die Stellung der einflußreichen Kreise zum wahren Wesen der Kirche, die allgemeinen Ansichten über Kirche und Staat, den Kredit des Heiligen Stuhles bei den einzelnen Regierungen und umgekehrt. — Eine Geschichte dieser Art ist jedoch bis heute noch nicht geschrieben.

Vom deutschen Reichstage.

Berlin, 24. Februar.

Ein Woche der merkwürdigsten Kontraste liegt hinter uns. Unmittelbar nach einander war der Reichstag der Spiegel der imposanten Weltstellung Deutschlands und der kläglichen Unzulänglichkeit und Verworrenheit seiner inneren Zustände. Dem entsprechend herrschte am Anfange der Woche die gehobenste Stimmung, um schließlich einem Gefühle Platz zu machen, welches Bamberger drastisch aber wahr als Katzenjammer bezeichnete. Es ist hier nicht der Ort, auf die Erklärung des Reichskanzlers über die orientalische Frage ausführlich zurückzukommen; wohl aber verlohnt sich, auch in diesen Blättern den großartigen Triumph zu konstatiren, welchen die auswärtige Politik des Fürsten Bismarck aufs Neue davongetragen. Wie wir vorhergesagt, hat die Rede des Reichskanzlers unerwartete Aufschlüsse in allen wesentlichen Punkten nicht gebracht; die Grundsätze, nach welchen die orientalische Politik des deutschen Reiches zu führen sei, waren ja vom Fürsten Bismarck bereits am 5. Dezember 1876 so klar und bestimmt entwickelt worden, daß ein Jeder sich die Stellung Deutschlands auch in der gegenwärtigen politischen Situation selbst konstruiren konnte. Das praktische Ergebniß der parlamentarischen Verhandlung über die betreffende Interpellation konnte nur ein neues Vertrauensvotum für diese Politik sein. Und dasselbe ist glänzender ausgefallen, als je ein anderes vorher. Gegenüber der Einmüthigkeit der liberalen und konservativen Parteien, stand die Opposition der vereinigten Ultramontanen, Polen und Sozialdemokraten um so jämmerlicher da. Der Versuch des Herrn Windthorst, mit dem ganzen Apparat seiner gehässigen Unterstellungen und hypothetischen Verläumdungen Unfrieden zwischen Wien und Berlin zu säen, hatte lediglich eine Erklärung Bismarcks über seine persönlichen Beziehungen zu Andrassy zur Folge, welche das gute Verhältniß zwischen den beiden Kabinetten nur noch befestigen kann. So überwältigend war der Eindruck von der Korrektheit und Zweckmäßigkeit der von dem Reichskanzler gehandhabten auswärtigen Politik, daß die gegnerische Presse sich kaum mit schüchternen und schwächlichen Anzweiflungen hervorwagte, während die ungeheure Mehrheit aller Organe der öffentlichen Meinung, darunter sogar ein sonst so schroffes Oppositionsblatt wie die „Frankfurter Zeitung", ihre unumwundene Anerkennung zum Ausdruck brachte. Noch mehr aber: die Preßstimmen der ganzen Welt, auch da, wo man für das neue deutsche Reich das entschiedenste Uebelwollen

im Herzen trägt, haben der Wahrheit die Ehre geben müssen. Wie ganz und gar hat sich doch im Laufe der letzten zwei bis drei Jahre die Anschauung Europa's über die Bismarck'schen Pläne, über die ganze Stellung, welche das neue Deutschland nach seiner wunderbaren Wiedergeburt, nach seinen beispiellosen kriegerischen Erfolgen im Rathe der Völker einzunehmen beanspruche, geändert! Die wenigen Unverbesserlichen, welche auch jetzt noch dem deutschen Reiche das Streben nach einem allbeherrschenden Uebergewicht in Europa insinuiren, brauchen einer ernsten Widerlegung gar nicht erst gewürdigt zu werden: sie verfallen einfach der Lächerlichkeit. Zu welchem Ergebniß die Verhandlungen der bevorstehenden Konferenz nun auch führen mögen, kein Unbefangener wird mehr bestreiten können, daß Deutschland die Erhaltung des allgemeinen Friedens redlich gewollt hat, und dem deutschen Volke ist von Neuem die Gewißheit gegeben, daß sein Blut nicht in einem leichtfertig durch die Eifersüchteleien und die Schachzüge der Diplomaten heraufbeschworenen Kriege eingesetzt werden wird.

Es war nach langer Zeit wieder einmal das Gefühl der ungetrübten Freude an dem neugeschaffenen nationalen Staatswesen, welches den Reichstag am 19. Februar belebte. Die Kehrseite des Bildes trat bei der Debatte über die Steuervorlagen ans Licht. Schon in unserem vorigen Briefe sind die Gesichtspunkte gekennzeichnet, welche für die Haltung des Reichstages gegenüber diesen Vorlagen maßgebend sein mußten. Noch entschiedener, als man vorher erwarten konnte, ist diese Haltung seitens aller Parteien eine ablehnende gewesen. Wie die zweitägige Verhandlung ergab, ist man nicht allein über die Nothwendigkeit einer Steuerreform überhaupt, sondern auch darüber einverstanden, daß dieselbe im Wege der Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reiches und der Entlastung der Einzelstaaten zu bewerkstelligen ist. Fast ebenso einmüthig geht die Meinung des Reichstages dahin, daß diese Vermehrung auf dem Gebiete der indirekten Steuern, und zwar besonders bei der Tabakssteuer gesucht werden muß. Aber das einstimmige Urtheil sämmtlicher Parteien ging dahin, daß die gegenwärtigen Vorlagen eine geeignete Grundlage zu einer Steuer*reform* *nicht* darstellen, daß sie vielmehr auf eine bloße Steuer*vermehrung* hinauslaufen.

Soweit verlief Alles, wie sich ziemlich bestimmt vorhersehen ließ. Das Unvorhergesehene war die Haltung der Regierung. Zuerst versuchten ihre Vertreter, die Tabakssteuervorlage — um diese fast ausschließlich drehte sich die Debatte — gegen die erhobenen Angriffe dadurch zu vertheidigen, daß sie dieselbe als eine geeignete, ja unerläßliche Vorbereitungsmaßregel zu einer Besteuerung des Tabaks in großem Style, sei es im Wege des amerikanischen Systems, sei es im Wege des Monopols, bezeichneten. Dann erklärte Fürst

Bismarck rund heraus, daß er das Tabaksmonopol erstrebe, und nun gestand der Finanzminister Camphausen, nachdem er Tags zuvor dem Hause auf's Eingehendste alle bedenklichen Seiten des Monopols zu erwägen gegeben hatte, daß es mit der gegenwärtigen Vorlage in Wahrheit auf die Vorbereitung des Tabaksmonopols abgesehen sei. Dadurch gewann denn die Sache eine vollkommen andere Gestalt. Der Reichstag würde sich also jetzt im Grunde nicht über die vorgeschlagene Erhöhung der Tabakssteuer schlüssig zu machen haben, sondern über die prinzipielle Frage, ob Monopol oder nicht. Wäre das Schicksal des Gesetzentwurfs nicht bereits vorher besiegelt gewesen, diese Wendung hätte ihm sicher den Todesstoß gegeben. Man kann persönlich die Ueberzeugung hegen, daß der Tabak nur durch die Einführung des Monopols für die Reichskasse im wünschenswerthen Maße nutzbar gemacht werden kann, indeß werden selbst die Freunde des Monopols zugeben müssen, daß diese Frage im gegenwärtigen Augenblicke für die Gesetzgebung noch durchaus nicht spruchreif ist. Am allerwenigsten aber kann der Reichstag zugeben, daß das Monopol so zu sagen eingeschmuggelt wird! Die Verweisung der Steuervorlagen an die Budgetkommission, wie sie mit großer Majorität beschlossen wurde, bedeutet lediglich das anständige Begräbniß derselben!

Wenn nach dieser Seite hin die Steuerdebatte also gewissermaßen zu einem Abschluß geführt hat, so sind nach einer andern Seite hin — und dies ist die wichtigere — ihre Folgen noch unabsehbar. Greller, als es im Laufe dieser Verhandlungen geschehen, konnte die gänzliche Unhaltbarkeit der heutigen Reichsorganisation nicht zur Anschauung gelangen. Es bedurfte gar nicht erst überzeugender Reden, wo die Thatsachen so laut für die Nothwendigkeit der Schaffung eines Reichsfinanzamts unter einem verantwortlichen Leiter sprachen. Wir lassen die persönliche Wendung, welche der preußische Finanzminister in dieser Beziehung der Debatte gab, ganz bei Seite. Die Verhandlungen mögen dadurch an dramatischem Interesse gewonnen haben, eine sachliche Nothwendigkeit zu solchen Auseinandersetzungen lag indeß nicht vor. Es handelt sich um organische Mißstände in den Reichseinrichtungen, welche ohne alle persönliche Rücksichtnahme beseitigt werden müssen. Daß diese Mißstände jetzt so peinlich hervortraten, konnte allerdings nirgends einen erfreulichen Eindruck machen; immerhin aber hat es jedenfalls die Ueberzeugung von der unerläßlichen Nothwendigkeit einer raschen Heilung bestärkt. Und so ist denn hoffentlich die Steuerdebatte für die bevorstehende Berathung der Stellvertretungsvorlage, bei welcher recht eigentlich der Finger in die Wunde zu legen sein wird, nicht ohne Nutzen gewesen.

x. p.

Literatur.

Goethe's Götz von Berlichingen, herausgegeben und erläutert von J. Naumann. Leipzig, B. G. Teubner, 1877.

In dem Bestreben, geeignete Hilfsmittel zur Erklärung der Werke unsrer großen klassischen Schriftsteller zu beschaffen, wird gegenwärtig ein erfreulicher Wetteifer an den Tag gelegt. In neuen Gesammtausgaben ihrer Schriften erscheinen zweckmäßige orientirende Einleitungen zu den einzelnen Werken und gelegentliche erläuternde Noten unterm Text schon beinahe als etwas Selbstverständliches. Aber auch die Erklärung einzelner Werke ist in den letzten Jahren durch bedeutende Leistungen gefördert worden. Wir erinnern nur an die Jung'sche Ausgabe von Schiller's „Briefen über ästhetische Erziehung" (Teubner 1875), an die Blümnersche Ausgabe von Lessing's „Laokoon" (Weidmann, 1876) und an die Cosack'schen „Materialien" zu Lessing's „Hamburgischer Dramaturgie" (Schöningh, 1876). Die vorliegende kommentirte Ausgabe des „Götz von Berlichingen", die wir in der bestimmten Erwartung zur Hand nahmen, auch hier einer Arbeit zu begegnen, die sich den drei genannten würdig anreihen würde, hat leider unsere Hoffnungen getäuscht; sie ist ein ziemlich oberflächliches und leichtfertiges Produkt.

Da bereits eine erläuterte Ausgabe des „Götz" von G. Wustmann (Seemann, 1871) existirt, so erschien es zunächst von Interesse, zu sehen, ob und in wie weit der neue Herausgeber über seinen Vorgänger hinausgegangen sein würde. Die nachfolgenden Bemerkungen werden dies zur Genüge darthun. Die Anmerkungen, die Naumann unter dem Texte giebt, sind, man kann nicht sagen ein Abklatsch des Wustmann'schen Kommentars, im Gegentheil, sie sind, mit Lessing zu reden, die Arbeit eines „Nachahmers, der sich etwas zutrauet." Leider fügt Lessing hinzu, daß ein solcher „selten nachahme, ohne verschönern zu wollen; und wenn ihm dieses Verschönern, nach seiner Meinung, geglückt ist, so ist er Fuchs genug, seine Fußtapfen, die den Weg, welchen er hergekommen, verrathen würden, mit dem Schwanze zuzukehren. Aber eben diese eitle Begierde zu verschönern, und diese Behutsamkeit Original zu scheinen, entdeckt ihn." Dies trifft hier vollständig zu. An zwei oder drei Stellen hat Naumann aus der anderen Ausgabe eine Anmerkung einfach herübergenommen, mit Anführung seiner Quelle. An vielen anderen Stellen aber, wo er dies getrost ebenfalls hätte thun können, giebt er sich alle erdenkliche Mühe, „Original zu scheinen" und seine Fußtapfen „mit dem Schwanze zuzukehren." Bald quält er sich ab, dasselbe wie W. mit anderen Worten zu

sagen, bald setzt er, wenn derselbe Ausdruck im Texte zweimal vorkommt, die Anmerkung, die W. dann selbstverständlich an der ersten Stelle giebt, an die zweite; in anderen Fällen begnügt er sich damit, die W.'sche Anmerkung zu verstümmeln, oder aber, er macht kurzen Prozeß und giebt überhaupt nichts zur Erklärung, und dies gewöhnlich gerade da, wo es am allernothwendigsten wäre. Naheliegenden und zutreffenden Parallelstellen im Kommentar seines Vorgängers geht er geflissentlich aus dem Wege und ersetzt sie durch unpassende. Zu den Worten des Bauern z. B. I, 1: „Wollt er ihm das Bad gesegnet haben" verweist W. auf die Worte Baumgartens im „Tell": „Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad gesegnet" — N. führt statt dessen als Parallelstelle an aus „Wallensteins Lager": „Prost Mahlzeit! Da fällt das Ganze gleich." Zu I, 5 „Es soll ein Tag ausgesetzt werden" vergleicht W. eine Stelle aus einer Voß'schen Idylle: „Denn Johannis hat meine Treuer ausgesetzt zur Hochzeitsfeier", N. dagegen aus „Dichtung und Wahrheit": „Das Einzige halte ich mir aus." Zu den Worten Metzler's V, 1: „Das fühlen sie und werden schwierig" zitirt W. Egmont II, 2: „Das Volk wird höchst schwierig werden", dagegen N. aus der „Jungfrau von Orleans": „Er war ein stolz verdrießlich schwerer Narr" u. s. w. Man sieht: um nicht abschreiben zu müssen, nimmt Naumann lieber seine Zuflucht zu Parallelstellen, die wie die Faust auf's Auge passen. Ein Prinzip, wonach die eine Anmerkung dasteht und die andere nicht, ist nirgends zu entdecken. Das einzige erkennbare Prinzip ist das, mit der anderen Ausgabe womöglich nicht zu kollidiren.

Was der Herausgeber von eigenen Anmerkungen beibringt, ist meistens entweder überflüssig (wie wenn er I, 1 „Glatze" durch „kahler Kopf", „wir müssen fort" durch „wir müssen fortgehen" erklärt, oder wenn er Hallelujah, Castor und Pollux, Vettel, Cupido und ähnliches erläutert) oder zieht nicht zur Sache gehöriges herbei (dies ist namentlich in Worterklärungen der Fall, in denen unter a, b, c alle möglichen Bedeutungen, die das betreffende Wort an dieser Stelle gar nicht hat, aufgezählt werden, so bei Fratz, Bengel, Kundschaft, Terminey, loh ꝛc.) oder endlich es ist geradezu falsch. I, 2 zu dem Klosternamen St. Veit verweist Naumann auf das Ende des ersten Aktes, wo Weislingen sagt: „Ich will Bamberg nicht sehen, und wenn Sankt Veit in Person meiner begehrte." An der zweiten Stelle aber bedeutet St. Veit gar nicht den Heiligen, sondern den Teufel (Vgl. im Claudius'schen Rheinweinlied: „Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen! Wir holen ihn da nicht!") In der Wustmann'schen Ausgabe vermißt man hier eine erklärende Bemerkung. Ganz verkehrt ist I, 3 das Wort Berlichingens erklärt: „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten." II, 1 erkennt Naumann in der verkürzten Form Weisling eine Anspielung auf den Schmetterling dieses Namens — als

ob man die Schmetterlinge mit der Angelruthe finge und diese sich dann gelegentlich „losrissen!" Zu Anfang des 4. Aktes sagt Götz: „Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Kapuziner in einen Sack beschwor." W. hat hierzu die Anmerkung: „Geister von Verstorbenen, die zur Strafe für ein im Leben begangenes Verbrechen nach dem Tode am Orte ihrer That spukten, ließ man durch Priester oder Mönche, gewöhnlich durch Jesuiten, Franziskaner, Kapuziner unter Beschwörungsformeln in Säcke, Büchsen oder Schachteln bannen, „hineinlesen", und dann an einen fernen Ort tragen." N. hat zu derselben Stelle die geradezu irreleitende Bemerkung: „Einen hauptsächlichen Theil der Beschwörungskunst bildet die Beschwörung der Todten (Nekromantie), wodurch man die Seele der Verstorbenen erscheinen lassen zu können glaubte. Im Mittelalter pflanzte sich dieser alte Aberglaube auch unter den Christen fort."

Unter den rein sprachlichen Erklärungen ist einzelnes Brauchbare. Für die Ausdrücke „Schlenzen und Scherwenzen" I, 3 und „haudern und trenteln" V, 1, die W. fälschlich für bloße Onomatopoetika ansieht, bringt N. zum Theil die richtige Ableitung bei. Daneben begegnet aber auch hier wieder viel Verfehltes. Nur ein Beispiel möge hervorgehoben sein. Zu I, 2 „an Kopf" und „in Streit" bemerkt Naumann, es sei hier „in populärer Weise der Artikel ausgelassen." Das Richtige ist aber doch, daß der Artikel mit der Praeposition verschmolzen, folglich „an Kopf" zu verstehen ist „an'n Kopf", wie denn die ältere Sprache wirklich schrieb „ann Kopf." Goethe giebt in solchen Fällen immer nur den einfachen Konsonanten, wie I, 3 „ein Lammsbraten" (was Naumann für Neutrum hält!) statt „ein'n Lammsbraten", I, 1 „verkundschaft" statt „verkundschaft't", V, 1 „daß eine Lust war" statt „daß's eine Lust war" ꝛc. Arge Nachlässigkeiten sind es, wenn der Herausgeber zu ein und demselben Worte an zwei verschiedenen Stellen zwei verschiedene Anmerkungen macht, wie S. 78 und S. 113 zu „bieten", oder wenn er S. 52 schreibt, der Name des „verfluchten schwarzen Italiäners", des Assessors Sapupi sei ein Anagramm des Namens „Sape oder Sapius" (anstatt Pape oder Papius).

Von dem Deutsch, in welchem namentlich längere Anmerkungen des Herausgebers bisweilen abgefaßt sind, mag das Folgende ein paar Proben geben. S. 44 bemerkt er zu den Worten Adelheid's: „Hörner von deinem Weibe": „Der Ausdruck wird von der Jagdgerechtsame hergeleitet, die ein oströmischer Kaiser den Höflingen verlieh, die ihm ihre Frauen überließen und zu deren äußeren Zeichen dieselben Hörner oder Geweihe über ihrer Hausthüre aufstecken durften." S. 41 spricht er von „kastigirten Ausgaben mit Paraphrasen", S. 112 nennt er die Blutwurzel eine „offizinelle" Wurzel, die unter die „adstringirenden" Mittel gehöre. Da thäte es wahrlich noth, daß jemand käme und zu dem Naumann'schen Kommentar abermals einen Kommentar schriebe.

Den Satz über die „Hörner“ kann man dreimal lesen, ehe man ihn versteht.

Die auf den Text folgenden „Erläuterungen“ (S. 127—156), welche in zehn Abschnitten von der Bedeutung und Entstehung des Dramas handeln, den Inhalt von Götzens Selbstbiographie neben den Inhalt des Schauspieles stellen, die Hauptgestalten „charakterisiren“ und endlich auch die Frage streifen, ob Goethes „Götz“ bloß ein dramatisirtes Zeitgemälde sei oder einen tragischen Konflikt enthalte, bewegen sich durchweg an der Oberfläche. Obgleich der Herausgeber S. 133 drei verschiedene Ausgaben der Lebensbeschreibung anführt — überflüssigerweise, denn nur die erste kommt, weil sie dem Dichter vorlag, in Betracht — so kann man darauf schwören, daß er nicht eine einzige derselben in der Hand gehabt hat; die neueste und beste Ausgabe, die von Berlichingen-Rossach, kennt er gar nicht. Die einzige Stelle, die er S. 13 aus der Lebensbeschreibung mittheilt, hat er irgendwo anders nachlässig abgeschrieben und wahrscheinlich gar nicht verstanden. Ebensowenig hat er sich um die sonstige bereits vorhandene Literatur über den „Götz“ gekümmert. Den Hauptkommentar, Düntzers Buch: „Goethes Götz und Egmont“ hat er nicht benutzt; daß H. Dunger und W. Wilmanns die alte Schweizerchronik von Stumpff und die Hutten'schen Dialoge, namentlich den Dialog. „Die Räuber“ als weitere Quellen der Dichtung neben der Lebensbeschreibung nachgewiesen haben, davon hat er ebenfalls keine Ahnung. Das im 6. Abschnitte der „Erläuterungen“ gegebene Argument des Schauspieles, in welchem die einzelnen Akte Szene für Szene nach einander abgehaspelt werden, anstatt daß das Zusammengehörige vereinigt, die Vorfabel aus dem Stücke selbst herausgezogen und vorangestellt und so die Handlung wirklich als Ganzes dargestellt würde, könnte man geradezu als abschreckendes Beispiel dafür anführen, wie ein Argument nicht beschaffen sein darf. Da sich Naumann auch über diesen Punkte augenscheinlich in Unklarheit befindet, so wollen wir ihm bei dieser Gelegenheit den Niemeyer'schen Kommentar zur „Minna von Barnhelm“ angelegentlichst zum Studium empfehlen; dort kann er lernen, wie das Argument zu einem Schauspiele abgefaßt werden muß. Mit der Frage endlich, ob Goethes Götz eine „tragische Schuld“ habe, die er durch seinen Untergang büßt, findet sich Naumann auf eine geradezu lächerliche Weise ab; diese anderthalb Seiten sind wohl das Frivolste im ganzen Buche.

Am Schlusse seiner „Erläuterungen“ giebt der Herausgeber noch 22 „Sentenzen“ aus dem Schauspiel, 45 — sage und schreibe fünfundvierzig! — Themata zu deutschen Aufsätzen, die sämmtlich an die Lektüre des Stückes sich anschließen, und 60 „Fragen über die Lektüre“ (sic) des Stückes. Wir können es uns nicht versagen, auch aus diesen drei Abschnitten einige Proben

mitzutheilen. Unter die „Sentenzen“ aus Goethe's „Götz“ rechnet Naumann folgende bekannte Bibelsprüche: „Der Wein erfreut des Menschen Herz“, „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, deß lebt er noch eins so lange“ und „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!“ *) Aus den Themen heben wir als Kuriosa hervor: „Der Monolog des Götz im Thurme zu Heilbronn in Jamben“, „Die vornehmsten Redefiguren und Tropen in Goethe's „Götz“ nach Arten geordnet und kurz erläutert“, „Die Träume im „Götz von Berlichingen“. Als Beispiele der „Fragen“ endlich nennen wir die Folgenden: Welche zwei Bauern treten zuerst auf? Welchen körperlichen Fehler hatte Selbitz? Was kochte Elisabeth, als Weislingen auf die Burg kam? In welchen Worten liegt eine Apostrophe? In welchen Worten ist eine Hendyadis (sic) zu finden? An welcher Stelle kam ein Anakoluth vor? Man nenne mehrere Oxymora! 2c. 2c.

Der Bearbeiter der vorliegenden Ausgabe ist, wie das Titelblatt angiebt, Direktor der Realschule erster Ordnung in Osterode am Harz. Wenn er als solcher, wie es stark den Anschein hat, faktisch seine Schüler nach Abschluß der Lektüre eines Goethischen Drama's die einzelnen „Redefiguren“ aus dem Schauspiel herausfischen und womöglich gar einen deutschen Aufsatz darüber schreiben läßt, dann kann man nur von ganzem Herzen die Jugend von Osterode bedauern, die durch solch eine geschmacklos pedantische Hand sich das Verständniß für die Geisteswerke unserer großen Dichter aufknöpfen lassen muß.

M. A.

Die Ruinen Roms von Franz Reber. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, T. O. Weigel. 1. Lieferung.

Von Franz Reber's epochemachendem Werke über die „Ruinen Roms und der Campagna“, welches zuerst 1862 erschien, ist gegenwärtig eine Neubearbeitung im Erscheinen begriffen, von der uns die erste Lieferung vorliegt. Es muß als eine besondere Gunst des Schicksals betrachtet werden, wenn Kapitalwerke dieser Art — sei es auch nach vielen Jahren erst — eine 2. Aufl. erleben und der Verfasser in die glückliche Lage versetzt wird, die ganze Fülle der inzwischen neu gewonnenen Resultate in sein Werk verarbeiten zu können. Im vorliegenden Falle hat die Verlagshandlung diesen Moment nicht abgewartet, sondern hat mit anerkennenswerther Generosität, noch ehe die erste Auflage völlig vergriffen war, die Hand zur Herstellung einer neuen Ausgabe geboten. Allerdings mußten die umfänglichen Ausgrabungen und Entdeckungen, die seit dem

---

*) Auch die Worte Georg's (III, 19): „Ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch“, die Naumann unter die Sentenzen aus dem „Götz“ stellt, sind nicht Goethisch, sondern ein morgenländisches Sprüchwort. S. Tischbein's Leben und Briefwechsel S. 118.

ersten Erscheinen dieses Buches in dem Gebiete der römischen Ruinen gemacht worden sind, sowie die bedeutenden Fortschritte der literarischen Forschung den Wunsch nach einer Vervollständigung des Werkes mit jedem Jahre näher legen. Der größte und wichtigste Theil des Palatin ist mittlerweile fast vollständig aufgegraben worden. Die begonnene Planirung des Quirinalis, des Viminalis und des Esquilinus hat der Forschung ein Areal erschlossen, welches einem Fünftel des ganzen Stadtgebietes des antiken Roms nahezu gleichkommt. Endlich hat auch die Bloßlegung des Forum Romanum eine bedeutende Erweiterung erfahren, und auch sonst sind durch energische Maßnahmen von Seiten der italienischen Regierung mancherlei Aufdeckungen vorgenommen worden.

Daß die Ergebnisse aller dieser Forschungen der neuen Ausgabe des Reber'schen Werkes in vollem Umfange zu Gute kommen werden, bedarf nach dem Gesagten keiner Versicherung. Schon die vorliegende erste Lieferung partizipirt an diesen Ergebnissen, wiewohl ihr Inhalt — die Baugeschichte des alten Roms — mit topographischen Fragen sich nur gelegentlich berührt. Die Pläne und Holzschnitte der ersten Auflage sind übrigens gleichfalls, den heutigen Bedürfnissen entsprechend, vermehrt. Den artistischen Hauptschmuck des Buches aber bilden nach wie vor 36 Tondrucke, welche alle bedeutenderen Ruinen des alten Roms in streng architektonischer und doch dabei von malerischem Reiz umkleideter Darstellung zur Anschauung bringen. Sie sind ihrer Zeit nach den eigenen Zeichnungen Reber's in der renommirten lithographischen Anstalt von Loeillot in Berlin hergestellt worden. Angesichts dieser schönen Blätter möchte man es fast bedauern, daß die lithographische Technik, durch andere Vervielfältigungsarten verdrängt, neuerdings seltner zu Aufgaben wie die vorliegende herangezogen wird. Wir können dem schönen Werke, welches den Anforderungen, die die Fachwissenschaft stellt, wie denen gebildeter Laien in gleich eminenter Weise gerecht wird, auch in seiner neuen Gestalt nur die größtmögliche Verbreitung wünschen. ***

Mozarts Briefe. Nach den Originalien herausgegeben von Ludwig Nohl Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1877.

Die reiche und interessante Kollektion der Mozart'schen Briefe, die L. Nohl, der unermüdliche Mozart- und Beethovensammler, bereits 1865 bei Mayr in Salzburg herausgegeben, liegt, nachdem sie inzwischen in den Verlag von Breitkopf und Härtel übergegangen, seit kurzem in einer neuen, vermehrten Auflage vor. Die erste Auflage enthielt 268 Briefe; in der neuen Ausgabe sind drei ausgeschieden, einer richtiger datirt, achtzehn aus den Jahren 1777 bis 1791 neu hinzugefügt worden — zwei davon noch nachträglich im Vor-

wort —, so daß die ganze Sammlung nun 283 Nummern umfaßt. Zu den früher schon veröffentlichten Briefen sind mehrfach neue erklärende Anmerkungen hinzugefügt worden, im Uebrigen, namentlich was die Eintheilung des Materials, das am Ende hinzugefügte Namen- und Sachregister betrifft, ist das Buch das alte geblieben. — Die Verlagshandlung hat die zweite Auflage mit besondrer Liebe ausgestattet. Das der ersten Ausgabe beigegebene Faksimile ist durch ein umfänglicheres — die Nachbildung des Briefes, in welchem Mozart 1778 von Paris aus (dem Abbé Bullinger) den Tod seiner Mutter meldet — ersetzt, außerdem ein anmuthiges Porträt, nach dem 1770 von Batoni in Rom angefertigten Gemälde von Adlard gestochen, dem Buche als Titelbild beigegeben worden, welches uns die freundlichen Züge des vierzehnjährigen Mozart zeigt. Von der Zierschrift, mit der die neue Auflage gedruckt ist, möchten wir die Verlagshandlung bitten, in Zukunft möglichst sparsamen Gebrauch zu machen: sie ist auf die Dauer keine Erquickung für die Augen und wohl mehr für Ueberschriften als für fortlaufenden Text bestimmt.

Im Vorworte kündigt der Herausgeber an, daß er als Seitenstück zu seinem vorm Jahre erschienenen Buche: „Beethoven. Nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen" demnächst auch ein ähnliches Buch über Mozart veröffentlichen werde, worin alle erreichbaren Zeugnisse der Zeitgenossen über Mozart zusammengestellt sein werden. Man darf auch diesem Werke des opferfreudigen Nohl'schen Sammelfleißes mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

Das königliche Hoftheater in Stuttgart von 1811 bis zur neueren Zeit. Nach Erinnerungen von C. A. v. **Schraishuon**. Stuttgart, C. Müller, 1878.

Der Verfasser dieses Schriftchens hat über fünf Jahrzehnte die Entwickelung des Stuttgarter Hoftheaters als enthusiastischer Theaterfreund verfolgt und theilt nun aus persönlicher Erinnerung eine Fülle von Detail mit über Theatergebräuche, Zusammensetzung des Repertoires und zahlreiche mehr oder minder hervorragende künstlerische Kräfte, die während dieser Zeit dauernd oder vorübergehend der Stuttgarter Hofbühne angehört haben — dies alles reichlich durchwoben mit drolligen Theaternekdoten. Die Mittheilungen des Verfassers machen den Eindruck der Zuverlässigkeit, und sein Urtheil giebt sich überall als ein maßvolles und wohlwollendes zu erkennen. Mit der Feder scheint er sich in seinem Leben nicht viel befaßt zu haben; sein Büchlein ist fast auf keiner Seite frei von stilistischen Verstößen, aus denen wir eine ergötzliche Auslese mittheilen könnten, wenn es der Mühe verlohnte. In den Kreisen von Theaterfreunden wird das Schriftchen sicherlich auch außerhalb Stuttgarts dankbare Leser finden.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 11.

Ausgegeben am 7. März 1878.

Inhalt:

Seite

Die deutsche Litteratur während des achtjährigen Friedens 1748—1756. (Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.) II. Julian Schmidt. 401

Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. IX. (Schluß.) Das makedonische Heerkönigthum. Max Jähns. . . . 413

Italienische Novellisten. 1. Ippolito Nievo. 426

Literatur. — Jacob von Falke, Studien zur Kultur und Kunst. — Georgens' Schulen der weiblichen Handarbeit. R. Bergau. 435

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

n abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

HUMORISTEN

Tom Sawyer.
Eine Jugendgeschichte
von
Mark Twain.
1 Band. Preis 6 Mark.

Das vergoldete Zeitalter
von
Mark Twain u. Th. D. Warner.
2 Bände. Preis 12 Mark.

Auswahl
aus
Artemus Ward's Schriften.
2 Bde. Eleg. brosch. Preis 9 Mark.

Die Arglosen auf Reisen.
von
Mark Twain.
1 Band. Preis 6 Mark.

Nevada.
Jim Smiley's
berühmter Springfrosch 2c.
von
Mark Twain.
1 Band. Preis 6 Mark.

Prudence Palfrey
und andere Leute
von
T. B. Aldrich.
1 Band. Preis 6 Mark.

Uebersetzt von
Moritz Busch.

Die
Geschichte eines bösen Bub[...]
und
drei andere schöne Histori[...]
von
T. B. Aldrich.
1. Band. Preis 6 Mark

Fern vom Weltgetümm[...]
von
Max Adeler.
1. Band. Preis 6 Mark

Die neue Pilgerfahrt
(Fortsetzung von „Die Arglosen auf Reisen").
von
Mark Twain.
1 Band. Preis 6 Mark

Amerikanische

Die Argonautengeschichten,
spanische und amerikanische
Sagen, Stadt- und Charakterskizzen
von
Bret Harte.
2 Bände. Preis 9 Mark.

Gabriel Conroy
von
Bret Harte.
2 Bände. Brosch. Preis 10 Mark.

Henry James jun.
Der Amerikaner.
2 Bände. Brosch. Preis 10 M.

Roderick Hudson
von
Henry James jun.
2 Bände. Preis 10 Mark.

Verlag
von
Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Skizzenbuch
von
Mark Twain.
1 Band. Preis 7 Mark 50 Pf.

Ein leidenschaftlicher Erden-pilger
und andere Erzählungen
von
Henry James jun.
1 Band. Preis 7 Mark 50 Pf.

Idyllen aus den Vorberg[...]
von
Bret Harte.
1 Band. Preis 4 Mark [...]

Louisa M. Alcott.
Kleine Männer
oder
Leben in Plumfield
Deutsch von Pauline Sc[...]
Preis pro Band 5 Mark

Louisa M. Alcott.
Kleine Frauen
oder
Meg, Jo, Beth und Am[y]
Deutsch von Pauline Sc[...]
2 Bände. Elegante Ausstattung

NOVELLISTEN.

Digitized by Google

Die deutsche Literatur während des achtjährigen Friedens 1748—1756.

(Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.)

Von Julian Schmidt.

II.

Mit heimlicher Sehnsucht blickte Klopstock nach Berlin, wo er bereits gewichtige Gönner hatte. Er dichtete ein Schlachtlied zu Ehren des schlesischen Siegers: man hoffte, daß nun im Frieden die Zeit für die deutsche Literatur kommen werde. Ganz unbegründet waren diese Hoffnungen nicht; Friedrich war den Franzosen nicht unbedingt ergeben. Eben ließ er durch Maupertius mit Haller unterhandeln: wenn er nach Berlin käme, wurde ihm Titel und Rang nach Belieben freigestellt, und ihm eine überaus hohe Besoldung versprochen, ohne daß er sich zu einer bestimmten Arbeit verpflichten sollte. Allein Haller lehnte ab: vielleicht versprach ihm die Umgebung von Michaelis, Gesner, Mosheim, Pütter u. s. w. größere Förderung für seine höheren Zwecke, als was er in Berlin erwarten durfte.

„Sie kennen", schreibt Sulzer 27. Sept. 1749 an Bodmer, „den H. v. Maupertius und den Geschmack des hiesigen Hofes nicht, wenn Sie meinen, daß der Messias da würde aufgenommen werden; die Sache ist viel zu ernsthaft."

Daneben erhielt Klopstock an Bodmer selbst einen Konkurrenten: er hatte, durch den Messias ermuthigt, seinen lange projektirten „Noah" in schneller Arbeit zum großen Theil vollendet und nach Berlin geschickt, und Sulzer, Sack und Gleim meinten bald, Milton, der Frühling und der Messias seien übertroffen.

Unzweifelhaft hatte der „Noah" mehr epischen Gehalt als der „Messias", aber die Ausführung ist matt, oft ganz prosaisch; das Versmaß mit einer

knabenhaften Ungenirtheit ausgearbeitet. Die Feder flog ihm nur, während Klopstock langsam, mit sorgfältiger Feile vorschritt.

Der gefährlichste Konkurrent für Klopstock in Berlin war Friedrich selbst (37 J.), dessen Ehrgeiz noch immer nach dem poetischen Lorbeer strebte. „Cette étude", schreibt er an Voltaire, „demande un homme tout entier. Les Muses demandent des retraites et une entière égalité d'âme dont je ne peux presque jamais jouir. Je suis un galérien enchaîné sur le vaisseau de l'État." Zudem störte ihn seine unvollkommene Kenntniß der Sprache.

Voltaire verspricht ihm gerne seine Beihülfe: ohne hin sei in den Versen nur noch ein wenig Politur nöthig. Darauf schreibt ihm der König 4. Sept. 1749 erfreut, wenn er ihn gewinne, solle an der Spitze seiner Titel stehn: „Frédéric par la grâce de Dieu, roi de Prusse, possesseur de Voltaire!" — Und doch war er gerade damals wieder erzürnt auf den Philosophen; wenige Tage darauf schreibt er an Algarotti: „c'est bien dommage qu'une âme aussi lâche soit unie à un aussi beau génie. Il a les gentilesses et les malices d'un singe. Cependent je ne ferai semblant de rien, car j'en ai besoin pour l'étude de l'élocution française. On peut apprendre de bonnes choses d'un scélérat."

Der Tod seiner Freundin und Geliebten, der Marquise von Chatelet, der „göttlichen Emilie", 10. Sept. 1749, machte Voltaire frei: das Verhältniß zu dieser geistreichen Frau zeigt doch, eine wie starke Sentimentalität in der Seele dieses Skeptikers verborgen steckte.

„Ein Freund Voltaires, Mr. Arnault ist angekommen", schreibt Sulzer 12. Mai 1750 an Bodmer „und man trägt schon Verse vom König an ihn herum: Venez diviniser nos manans! — Nach und nach fangen unsre hiesigen Gelehrten an schwierig zu werden, daß man sie für halbe Bauern hält, die ein witziger Franzose soll zu Menschen machen."

Endlich, 10. Juli 1750, erscheint Voltaire selbst (55 J.) in Sanssouci: er wird für seine Reise mit 2000 Thlr. entschädigt, erhält den Kammerherrnschlüssel, 20,000 Fr. Gehalt, freie Station, Dienerschaft, Equipage u. s. w.; dafür korrigirt er die Verse seines Gebieters und leistet ihm geistreiche Gesellschaft. 25. August wird ihm zu Ehren ein glänzendes Karoussel gefeiert. Noch ist das Verhältniß äußerst zärtlich. „Je n'ai point la folle présomption", schreibt ihm der König 23. Aug. „de croire que Berlin vaut Paris. Si les richesses et la grandeur font une ville aimable, nous le cédons à Paris. Si le bon goût se trouve dans un endroit du monde, je conviens que c'est à Paris. Mais vous, ne portez-vous pas ce goût partout où vous êtes? Nous avons des organes qui nous suffisent pour vous applaudir, et, en fait de sentiments, nous ne le cédons à aucun pays du monde."

Sehr bald aber zeigte der Franzose seine Unverträglichkeit: seine Intriguen scheuchten selbst Arnault aus Berlin fort; und Klopstock's Berliner Gönner wurden nicht müde, für ihn zu arbeiten. Sulzer (30 J.) war eben in die Akademie aufgenommen: er redigirte mit Ramler 25 J.) die „kritischen Nachrichten", das angesehenste Blatt der Hauptstadt: sie machten eben eine neue unbarmherzig verbesserte Auflage des „Frühlings". Klopstock fragte an, ob es nicht gut wäre, den „Messias" direkt an Voltaire zu schicken?

Auf Bodmer's wiederholte Einladung hatte Klopstock schon vor einem halben Jahre die wunderliche Frage an ihn gerichtet: „wie weit wohnen Mädchen von Ihnen, mit denen ich Umgang haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Weiser sein will. Nur dürfen die Mädchen nichts von meiner Geschichte wissen, sie möchten sonst sehr ohne Ursache zurückhaltend werden."

Im Mai und Juni 1750 ist Klopstock im engsten Verkehr mit Gleim, der sich sehr herzlich ihm anschließt, bald in Halberstadt, bald in Quedlinburg. Der platonische Schwärmer verständigt sich ganz mit dem Sänger leichter Liebe. Vetter Schmidt und Cramer (27 J.) nehmen Theil an diesem Verkehr. Schlegel, Sulzer, Gellert, Lange, Kleist werden eingeladen. „Klopstock", schreibt der Letztere, „muß ein halber Cherub und nichts als Liebe sein; ich bin auf's zärtlichste gerührt, wenn ich ihn mir vorstelle."

Noch immer schwelgte Klopstock in unglücklicher Liebe. „Denken Sie nicht", schreibt er aus Halberstadt 13. Juni an Fanny, „daß ich die ganze Reihe von tödtenden Kaltsinnigkeiten, die ich von Ihnen ganze zwei Jahre erfahren habe, immer von Neuem empfinde? daß mir Ihr Herz ein Labyrinth sein müsse?"

3. Juli Quedlinburg. Er hat einen Brief: „einen Brief von derjenigen, die ich sonst Fanny nannte, sonst, da mein Herz noch um sie zittern, da mein Auge noch weinen und gen Himmel sehen durfte. Wie ist es gekommen, daß ich das alles nicht mehr kann? Mein Herz ist mir schwer, gewaltig schwer, wie eine Last; aber das Zittern, das gewaltige Schlagen kennt es nicht mehr. Ich habe der Sache nachgeforscht, sie scheint mir so zu sein. Auch bei der furchtsamsten, der ehrerbietigsten Liebe ist noch einige Hoffnung, einmal geliebt zu werden. Daher wird das Herz wie mit Strömen von Blut durchgossen, es kann leben und das Auge weinen; die Seele fühlt auf die reinste Art ihre Würdigkeit, und in diesem Enthusiasmus erhebt sie sich und hofft. Das sind eigentlich die Schmerzen der Liebe. Mein jetziger Zustand ist die Verstummung der Liebe. Er würde Ihnen dunkel sein, so gewiß er das Unglück meines Lebens ist, gegen welches meine Seele vergebens ringt.. . Vor einem

Augenblick hatte ich noch den süßen Gedanken, daß vielleicht einmal ein Zeitpunkt in Ihrem Leben kommen würde, da Sie mir einige von den Empfindungen entdecken würden, die Sie bei meinen langen Schmerzen gehabt haben. Jetzt habe ich diese Hoffnung schon wieder aufgegeben. . . O wäre ich nur schon von der Erde entfernt!"

10. Juli ist die Stimmung ein wenig umgeschlagen. Eine Anzahl junger Damen hat sich als seinen Anhang bekannt. „Es ist eine ungemein süße Sache", schreibt er an Fanny, „und ich habe sie recht sehr und recht oft erfahren, wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkost und verehrt wird. Ich habe von Lazarus und Cioli oft vorlesen müssen, mitten in einem Ringe von Mädchen. Man hat mich mit Thränen belohnt. Wie glücklich war ich — und ach, wieviel glücklicher würde ich sein . .!" Gleim liest die Ode an Fanny vor: „ich verbarg mich indeß zwischen Reifröcken und Sonnenschirmen." — Er wird gemalt: da die Frauenzimmer das Bild getroffen fanden, belohnte er sie alle mit einem Kuß. — Es wird überhaupt sehr viel geküßt, doch behaupten die Freunde, daß sich Klopstock ungeschickt dabei benimmt.

Es wurde aber nicht blos geküßt, es wurde auch getrunken, zuweilen bis tief in die Nacht und unter großem Lärm: immer war man mit Rosen bekränzt. Einmal schreibt der Sänger des Messias an Gleim: „wir sind durch ein Dorf gefahren, wo recht weise Leute wohnen. Sie hatten auf ihrem Kirchhof jedes Grab mit Rosen bepflanzt, und da wir bei diesen Rosenstöcken eine Bouteille Wein trinken wollten, brachten sie uns ein so wohlgebildetes Glas, als wenn sie geborene Trinker wären." — Klopstock fühlte sich in diesem Kreis äußerst behaglich.

„Freude, Freude, du Himmelskind! Danksagend küßt er den Zauberstab, von dem, als du damit ihn berührtest, ein heiliger Funke ihm in die Seele sprang!"

In Braunschweig fand Klopstock einen neuen Gönner, den Superintendenten Dr. Jerusalem (40 J.), Abt von Marienthal, einen weltmännisch gebildeten Gebildeten. Im Carolinum, das er leitete, waren Klopstock's alte Leipziger Freunde als Lehrer beschäftigt: Gärtner (38 J.), Zachariä (24 J.), Ebert (27 J.): der Letztere war eben daran, Young's „Nachtgedanken" zu übersetzen.

In Magdeburg stellte ihn Sulzer, der dort eine Braut hatte, dem Berliner Hofprediger Sack (47 J.) vor, der für den Messias begeistert war, und seinem Dichter eine Stelle in Berlin in Aussicht stellte. — Zugleich bietet ihm Graf Bernstorf eine Pension in Kopenhagen an.

Vorläufig entschloß sich Klopstock, der Einladung Bodmer's zu folgen;

gemeinsam mit Sulzer, der eine Erholungsreise in seine Heimath antrat, reiste er 13. Juli nach Zürich ab. Bodmer hatte ihm eine beträchtliche Summe als Reisegeld geschickt.

Bodmer war selig in der Erwartung des „heiligen Jünglings", dessen Ankunft eine Epoche in seinem Leben machen werde. „Komm! offenbare die denkenden Züg' im sichtbaren Körper, daß wir mit unsern Augen das Wunder beglaubigen können, welches für unsere Tage bewahrt war: eine Seel', in dem Kerker des irdischen Stoffs noch gefangen, die des Messias Gedanken zu denken, die göttliche Lieb' in unendlichem Umfang zu fühlen, und in den herrlichsten Tönen zu beleben vermochte!" — „Vor allen Dingen wollen wir ihn einige Tage allein und ohne Nebenbuhler genießen."

Unterwegs, aus Nürnberg, 17. Juli, schreibt Klopstock an Fanny: „Von der Schwester des besten Bruders habe ich gedacht, daß Zeiten kommen werden, da sie es bei der Tugend und sich selbst nicht wird verantworten können, wenn sie mir nicht mit der Aufrichtigkeit, mit der ich ihr immer das Innerste meines Herzens entdeckt habe, sagt, was sie von meiner Liebe zu ihr denkt. Das habe ich zum mindesten um sie verdient. Und Sie, mein liebster Schmidt! bitte ich bei den Thränen, die ich geweint habe, thun Sie, was Sie können, daß Ihre Schwester meine Bitte mir nicht abschlägt."

23. Juli kommen Klopstock und Sulzer in Zürich an. „Ich habe die ganze Nacht in Extase gelegen!" schreibt Bodmer.

Das Entzücken dauerte nicht lange. Dem jungen Dichter wurde der polternde alte Kritiker schnell langweilig. Schon harrten seiner eine Menge junger Verehrer aus den angesehensten Familien; gleich den zweiten Tag hatten sie das stille Haus auf den Kopf gestellt. 30. Juli unternehmen sie eine Fahrt auf dem Züricher See, von der Hirzel an Kleist das folgende Bild entwirft.

„Unser neun Freunde entschlossen uns, Herrn Klopstock durch eine Lustschifffahrt die Schönheit der Gegend am Züricher See und zugleich die Schönheit unsrer Mädchen kennen zu lehren. Jeder von uns verband sich, ein Mädchen auszusuchen, welches die Schönheiten der Natur und des Geistes fühlte. Wir waren in der Auswahl glücklich; die meisten hatten den Frühling mit Ihnen gefühlt; einige kannten den Werth unsers theuersten Klopstock schon aus seinem göttlichen Gedicht.. Klopstock würdigte meine zärtliche Doris an seiner Hand zu führen . . Rahn war so glücklich, Schinzen's Schwester mit sich zu bringen. Sie hatte Reize genug, Klopstock seine erste Liebe wieder rege zu machen . . Schinz kam in Begleit einer lebhaften Schönen, die aus eignem Trieb ihren Geist durch das Lesen der besten Schriftsteller angebaut hat. Ihre sprechenden Blicke fordern dreist unsere Hochachtung, die wir eben-

sogern ungefordert ihren Vorzügen opferten. Sie hat alle die hohen Empfindungen, die Sie, mein Theuerster, in Ihrem göttlichen Gedicht schilderten, mit Ihnen gefühlt, und achtete mich hoch, nur weil Sie mich würdig fanden, in Ihrem Gedicht mich anzureden.“ U. s. w. — „Klopstock rühmte die Schönheiten unsrer Gegenden; doch schien er weniger davon gerührt, als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfblick auszuspähen vorfand. Da lernte ich einsehen, warum Klopstock die meisten Gleichnisse in seinem göttlichen Gedicht aus der Geisterwelt hernimmt. Nie sah ich Jemand die Menschen aufmerksamer betrachten, er ging von einem zum andern, mehr die Mienen zu beobachten als sich zu unterreden.“ Jemand spielt Klavier: „Klopstock belauschte auf den Gesichtern unsrer Mädchen den Eindruck, den die Musik machte; er schien danach bestimmen zu wollen, welche die Zärtlichste wäre . . Klopstock hatte durch seine einnehmenden Sitten und geistvolle Reden die allgemeine Hochachtung der Mädchen gewonnen, und sie wünschten alle aus den Fragmenten zum 4. u. 5. Gesang etwas von ihm zu hören. Er willfahrte und las eine Stelle vor (vom Engel Eloa, der jeden großen Gedanken Gottes mit Donner begleitet), die in unsre Seelen noch nie gewohnte Wehmuth senkte. Die erste Vorlesung machte uns nach einer zweiten begierig; er las uns jetzt die hohe Liebesgeschichte, Lazarus und Cidli, wo er seine eigne Liebe für die göttliche Fanny im Auge gehabt zu haben scheint. Unsre Schönen fanden sich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflößt; sie belohnten unsern göttlichen Dichter dafür mit Blicken voll Liebe. Man wagte nicht über jene himmlische Liebe zu sprechen, bis einer von der Gesellschaft das Stillschweigen mit der gelehrten Anmerkung unterbrach, nirgend hätte er noch die platonische Liebe so prächtig geschildert gesehn! Klopstock verwarf diesen Beifall und versicherte, daß er hier ganz eigentlich die zärtlichste Liebe im Auge gehabt, die ungleich höher wäre als die Platonische Freundschaft; Lazarus liebte seine Cidli ganz und gar! — Wir stimmtem ihm aus vollem Herzen bei und Plato war nicht unser Mann. — Jetzt übte der Wein seine schönste Kraft; die Vertraulichkeit wuchs mit der Fröhlichkeit; schelmische Scherze umgaukelten uns, ein fröhliches Gelächter begleitete sie. Da klangen die Gläser auf Ihre Gesundheit, mein Kleist! und auf Gleim's und Ebert's; bei der Gesundheit der göttlichen Schmidt herrschte tiefe Ehrfurcht; er erwiederte mit einem sanften Ernst, der die Empfindungen seiner großen Seele verrieth: doch ließ er den Ernst diesmal nicht siegen; er sah die frohe Gesellschaft an und trank und scherzte. — Darauf gab er uns ein Fragment, Abbadonna, den redlichsten Teufel, den je die Hölle sah. Voll zärtlichen Mitleidens baten unsere Freundinnen einmüthig den Dichter, jenen Reuevollen doch in seinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu schenken.

Klopstock erzählte, daß schon eine ähnliche Gesellschaft in Magdeburg für die Beseligung dieses Teufels einen förmlichen Synodalbeschluß gefällt habe, unter dem Präsidium des Herrn Hofprediger Sack; doch hätte er sich damals durch keine Unterschrift seine poetische Freiheit rauben wollen und würde es auch heute nicht thun. — Nun folgen lustige Gesänge (darunter Haller's Doris mehrmals wiederholt) Küsse u. s. w. — Mich befiel eine Traurigkeit über das Hinscheiden dieses Tages: ach, rief ich, daß wir so der Ewigkeit zufahren könnten! Klopstock fand diesen Wunsch zu ausschweifend, wünschte sich für einmal nur eine Ewigkeit von vier Tagen, und forderte meine Doris auf, noch einmal Haller's Doris zu singen. — Indessen näherten sich die Lichter der Stadt."

„Dr. Hirzel's Frau", schreibt Klopstock an Schmidt, „jung, mit vielsagenden blauen Augen war die Herrin der Gesellschaft: Sie verstehe es doch, weil sie mir zugefallen war. Ich wurde ihr aber bei Zeiten untreu. Das jüngste Mädchen der Gesellschaft, das schönste unter allen, und das die schwärzesten Augen hatte, Mlle. Schinz, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue. Sobald ich sie das erstemal auf zwanzig Schritt sah, schlug mir das Herz: denn es sah derjenigen gleich, die in ihrem zwölften Jahr zu mir sagte, daß sie ganz mein wäre. Die Geschichte muß ich Ihnen nicht auserzählen. Ich habe dem Mädchen dies alles gesagt und noch viel mehr. Das Mädchen in seiner siebzehnjährigen Unschuld, da es so unvermuthet so viel und ihm so neue Sachen hörte, vor denen es sein schwarzes schönes Auge mit einer so sanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte, und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich solle selbst bedenken, wie hoch derjenige von ihm geschätzt werden müsse, der es zuerst gelehrt, sich würdige Vorstellungen von Gott zu machen! — — Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kind auch sehr viel Küsse gegeben habe, die Erzählung möchte Ihnen sonst zu ernsthaft erscheinen!"

Am nächsten von diesen Freunden trat ihm Rahn, mit dem er ein Unternehmen verabredete, sich sein Brod zu verdienen: sie wollten eine Fabrik für Seidendruck einrichten, die sich über ganz Europa ausbreiten sollte.

„Inzwischen", schreibt Bodmer 5. Sept., „lebte er hier ganz dissipirt. Die jungen Herrn verschafften ihm täglich Gesellschaften, er kam oft des Nachts nicht nach Haus und trank sehr stark. Am vergnügtesten war er, wenn er bei jungen Mädchen gewesen war: seine Lust war, ihnen Mäulchen zu rauben, Handschuhe zu erobern, mit ihnen zu tändeln. Den Herrchen hatte es überaus gefallen, daß unser Homer tränke, lachte, küßte, spränge, Schuhe schlüpfte, wie sie alle! Er hat sich ordentlich bei ernsthaften Männern, zu denen ich

ihn nöthigen mußte, ennuyirt. Keine Neuigkeit über die Staats- und Civilverfassungen von Zürich oder von andern Kantons, keine Neuigkeit, die Alpen von weitem oder in der Nähe zu betrachten. Wenn Sulzer den tubum nach den Schweizerbergen richtete, so war der seine nach den Fenstern der Stadt gerichtet. Kein Verlangen, meine Bücher zu sehn, viel weniger zu lesen. Herr Breitinger ist oft zu ihm gekommen, aber bisher hat er ihm nicht einen Besuch gemacht. Von Egards und Consideration weiß er sehr wenig, und er hat mich nicht selten an seinem Rücken stehen lassen, wenn er Jünglingen seine ganze Aufmerksamkeit gab. — Erst dann ward er gesprächiger, wenn er von einem Mädchenbesuch heimkam oder fröhlich getrunken hatte. Er versteht weder Englisch noch Italienisch. Seine Belesenheit ist schwach und er fürchtet sich schier vor der Gelehrsamkeit als vor der Pedanterie selbst. Seine Imagination ist in der höchsten Stärke. Er hat sein sujet völlig in seiner Gewalt. Er hat den Plan bis in die kleinsten Theile ausgedacht. Alles ist in der besten Proportion angeordnet, das Bessere ist allemal dem Guten vorgezogen. Er arbeitet sehr langsam. In den letzten zwei Jahren hat er nicht mehr als zwei Gesänge geschrieben, und diese sind noch nicht ausgearbeitet. Fünfzig oder sechzig Verse sind Alles, was er bisher am Messias gearbeitet hat. Aber dies Wenige ist vortrefflich, heilig und himmlisch. Er ist gleichsam zwei Personen in einem Leibe. Er denkt nicht daran, was für ein großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade ziemlich im Widerspruch: er ist nicht heilig. Als ich ihm erzählt, daß wir an dem Dichter des Messias einen heiligen, strengen Jüngling erwartet hätten, fragte er: ob wir geglaubt hätten, er äße Heuschrecken und wilden Honig? Gott gebe, daß die Leute nicht glauben, alle die himmlischen Gedanken, die in der Messiade sind, seien nur in seiner Phantasie entstanden. Er ist gewiß ein wunderbares Phänomen von einem Menschen: so groß in seinem Gedicht, so klein in seinem Leben!"

Auch poetisch machte Bodmer seinem Schmerze Luft: „Gläser mit schäumendem Bacchus, ihr habt von meinem Gesichte ihn in die duftende Brustwehr genommen! Machet mir Platz, damit ich das Haupt des Heiligen sehe, welches olympische Strahlen umkränzen! Rauschet nicht, Küsse, damit ich die göttlichen Lieder vernehme, die von des Heilands Erlösungen klingen."

Aus Klopstocks Briefen hatte sich Bodmer freilich ein anderes Bild machen müssen: seine Verwunderung ist wohl zu begreifen, etwas stimmte wirklich nicht. Aber Klopstock selbst hatte kein Arg, er theilte seiner Geliebten ganz unbefangen seine Eroberungen mit, und fand keinen Widerspruch darin, die Eine schwärmerisch zu lieben und mit den Andern zu liebeln. Die neue Art der Liebe wollte eben auch ihre Erfahrungen machen wie früher der Pietismus: der spätere

große Dichter der Liebe, der sich zu Klopstock verhält wie der Menschensohn zum Täufer, hat es nicht anders gemacht.

Eine Entgegnung gewissermaßen auf Bodmers Anklagen ist die Ode, in welcher Klopstock seine Seefahrt besang.

„Schön ist, Mutter Natur! deiner Erfindung Pracht auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt. — Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch, wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft in der Jünglinge Herzen und die Herzen der Mädchen gießt. Ach du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich jede blühende Brust schöner, und bebender, lauter redet der Liebe nun entzauberter Mund durch dich! — Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen, bessre, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt, im sokratischen Becher von der thauenden Ros' umkränzt. — Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton in das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke, ist des Schweißes der Edlen werth! — Aber süßer ist noch, schöner und reizender, in den Armen des Freunds wissen ein Freund zu sein, so das Leben genießen, nicht unwürdig der Ewigkeit!"

10. Sept. giebt er Fanny Rechenschaft von seinem Plan einer Seidendruckerei, für welche selbst nach Spanien hin Verbindungen angeknüpft seien; von seinen Aussichten in Dänemark. — „Aber, gütige Vorsehung! Darf ich dich auch um das Größte bitten, was ich in dieser und jener Welt bitten kann? daß Fanny meine Fanny werde? Darf ich dich um dies himmlische Geschenk anflehn? — Ich kann Ihnen weiter nichts mehr sagen. Denken Sie an meine vielen Thränen, an meine langen Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu sein."

Das Verhältniß zu Bodmer verschlimmerte sich noch durch häßliche Mißverständnisse in Geldsachen; Bodmer zeigte sich kleinlich, Klopstock kalt und hochfahrend.

Von beiden Seiten wurden über die Begebenheit ausführliche Rundschreiben erlassen. Hirzel nahm entschieden für Bodmer Partei, ebenso Sulzer. Sack schreibt 5. Jan. 1751 an Klopstock: „Nie werden die Verfasser des Messias und des Noah dem frömmsten Theil des menschlichen Geschlechts den betrübenden Anstoß, und dem boshaften Unglauben die Freude geben, zu sehen, daß man zwar von der Religion und Tugend sehr froh und einnehmend reden, ja schön denken, und doch sich entzweien könne. Mein Herz blutet, wenn der quälende Gedanke mir einfällt: nun wird der Messias und der Noah nicht mehr erbauen!.. Klopstock muß aus Zürich als Bodmers Freund reisen, oder kein Mensch fühle die Stärcke seiner Gedichte, der Messias werde ein

mittelmäßiges Stück und seine Oden kriechend, und Schmidtin gedenke nicht mehr an ihn!"

Auf alle Fälle räth er ihm, das dänische Anerbieten anzunehmen, da es mit den Aussichten in Berlin vorbei sei.

Klopstock befolgte die Weisung: als er Febr. 1751 aus Zürich abreiste, meldete er dem König von Dänemark in einer Ode seine bevorstehende Ankunft. 6. Mai fand er sich bei Gleim in Quedlinburg ein. Dieser, auch Ramler und Giseke hatten sich seiner angenommen, am entschiedensten Kleist: „ich sehe nicht ein, was Klopstock verbrochen! Er ist ja nicht der Messias selbst, und wer weiß, ob nicht der Messias in Gesellschaft von Mädchen lustig gewesen ist. Die Herrn Schweizer haben fast alle nur eine Frauenzimmer-Tugend, die andern kennen sie nicht."

Einige Zeit darauf hört Klopstock, daß Fanny krank gewesen. „Sollten wohl", schreibt er ihr 14. März, „meine feierlichen Unterredungen mit Ihrem Genius, und die frömmsten Gebete, die wohl jemals gethan worden sind, ein wenig zu Ihrer Besserung beigetragen haben? Vielleicht haben Ihnen diese, nach Ihrem eignen guten Herzen, am meisten geholfen."

Von Quedlinburg ging Klopstock nach Hamburg, wo er sich mit Hagedorn befreundete. Giseke hatte ihm Briefe an eine Mlle. Meta Moller gezeigt, die für den Messias schwärmte. 4. April stellte er sich ihr vor.

„Sein Anblick", schreibt Meta an Giseke, „frappirte mich im eigentlichsten Verstand. Niemals hatte ich einen solchen Schrecken, einen solchen Schauer empfunden. Ich hatte garnicht die Meinung, daß ein ernsthafter Dichter mürrisch aussehn und keine Manieren haben müsse, aber ich stellte mir doch auch nicht vor, daß der Verfasser des Messias so süß aussähe und so bis zur Vollkommenheit schön wäre. Den folgenden Tag hatte ich mich sehr geputzt . . Klopstock, der immer mehr tändelte, tändelte nun endlich Liebe. Er sagte, er hasse die ernsthafte Liebe, wobei nur lauter Seufzer und Schmerzen wären. Eine Frühlingsliebe wäre recht nach seinem Geschmack: nämlich eine, die wenns hoch käme, einen ganzen Frühling dauerte. Ich setzte den Scherz fort . . Einmal mußte ich mich fast über seinen Schoß legen . . Er sah sehr aufmerksam nach meiner tour de gorge, und seufzte. Ich bemerkte es, und wunderte mich, denn ich hatte Klopstock bisher für einen bloßen Geist gehalten. Ich ward aber nicht böse darüber . . Ein Nebenumstand that die sehr gute Wirkung auf Klopstock, daß er herflog und mich mit vielem Feuer küßte . . Er las aus dem Messias, und hielt meine Hand. Unsere Hände wurden immer heißer, und ich fühlte sehr viel, und ich glaube, Klopstock auch."

„Bei diesem Mädchen", schreibt Klopstock an Gleim, „habe ich meine meiste Zeit in Hamburg zugebracht. Sie ist so voller Reize, daß ich mich

bisweilen kaum enthalten konnte, ihr insgeheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerste ist. Ich habe ihr viel von meiner melancholischen Geschichte erzählen müssen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten sehn sollen, wie sie mir zuhörte, wie sie weinte! — — Dies Mädchen litt so viel, und sie war doch diejenige nicht, um derentwillen ich so viel gelitten habe. Was muß sie für ein Herz haben! — Und dann habe ich eine Vergleichung machen wollen, und dann hat sich eine dunkle Nacht vor meine Augen gezogen. Wenn ich den geheimsten Empfindungen meines Herzens hiebei nachforsche, so finde ich zuletzt, daß ich noch unglücklicher bin, als ich vorher war, weil mich dies edle Mädchen durch ihr sanftes Mitleid auf eine so starke Art an meine alte Traurigkeit erinnert hat, daß ich von Neuem in seinem ganzen Umfang fühle, wie unglücklich ich bin!"

Ende April 1751 ging Klopstock nach Kopenhagen, und wurde durch Bernstorf dem König vorgestellt. Zahlreiche liebe Briefe von Meta folgten ihm dahin.

„Was soll ich Ihnen sagen? schreibt Klopstock 1. Aug. an Fanny. „Daß ich immer noch die einsamsten Gänge suche, um an Sie zu denken? daß ich zu diesen Gedanken sogar eine solenne Stunde und einen ebenso heiligen Baum bestimmt habe? (Die Landschaft wird beschrieben.) Hier ist es, wo mir Fanny über den Wipfeln der Bäume in silbernen Abendwolken erscheint. Hier ist es, wo ich meine Lieder auf Fanny singe, und beim Weggehn allezeit drei geküßte und thränenvolle Rosen gegen die Erscheinung ausstreue, als kleine Opfer, die ich nicht Ihnen, denn Sie haben mein Herz, sondern jenen süßen nun verblühten Blumen bringe, die Sie mir einmal freundschaftlich nachschickten . ."

14. Sept. — Fanny hat wieder einmal geschrieben. „Ich wußte es wohl, daß Sie wieder, die Wage in der Hand, mir jedes kleine Lächeln der Freundschaft zuwägen würden; doch freute ich mich." — „Ich will Sie, meine liebste Freundin, in einer Sache um Rath fragen, die nun seit drei Jahren mein ganzes Herz beschäftigt hat, und es mein ganzes übriges Leben thun wird. Weil Ihnen von dieser Geschichte meines Herzens schon etwas bekannt ist, so darf ich mich nur kurz darauf beziehn, daß ich das liebste unter allen Mädchen, Fanny, schon seit dieser Zeit auf eine so ungemeine Art liebe, daß mir aus den Geschichten derer, die geliebt haben, nichts gleiches bekannt ist. Ich kenne diese Geschichten, und habe vor kurzem zwei derselben in sehr genauen Beschreibungen gelesen. Gewiß ich übertreffe sie weit! Petrarcha und Abälard, so konnten sie nicht lieben. Von Rowe habe ich manchmal gedacht, daß er Singer so geliebt hätte: aber wenn Singer eine solche Zeit hart gegen ihn gewesen wäre, würde es ihm, wie mir, unmöglich gewesen sein, nicht mehr zu lieben? würde er auch, wie ich, eine so große Ausnahme von den allgemeinen

Empfindungen der Natur, deren sich der Weise selbst nicht zu schämen hat, gemacht haben?"

„Was soll ich thun, meine liebste Freundin? Da diese Liebe mein Leben so sehr traurig macht! Ich habe wohl hundertmal die Frage an mich selbst gethan. Umsonst hat alle Philosophie mir geantwortet, ich sollte nicht mehr lieben. Mein Herz hat immer, mit seiner eignen Miene voll Hoheit ganz andere Dinge gesagt.

„Noch etwas muß ich Ihnen erzählen. — Ich hatte den Abend lange mit tiefer Traurigkeit nachgedacht. Zuletzt riß ich mich in meiner Angst los und sah gen Himmel. Da begegnete mir dies. Ich sage deswegen, es begegnete mir, weil wirklich die Gedanken, die ich hatte, mir beinahe wie nicht meine Gedanken zu sein schienen. Damit Ihnen dies nichtzu sonderlich vorkomme, so will ich lieber sagen: ich dachte sie mit einer neuen Art von Lebhaftigkeit und Empfindung, die mir vorher unbekannt waren. Nach einer geheimen Frage an die Vorsehung: warum ich so lange, so sehr unglücklich? erschrak ich über meine Frage, und sah vom Himmel nieder. Und da hatt' ich diese Gedanken — Und du fragst so frühzeitig? Thu' einen Blick, so weit ihr ihn thun könnt, ein paar Schritte über's Grab. Deine Bestimmung war: vielen die Menschlichkeit desjenigen, der eurer ganzen Nachahmung und Anbetung werth ist, zu zeigen. Dein Herz mußte hiezu völlig entwickelt werden. Wehmuth und Thränen mußten dies thun und dich völlig ausbilden. Und wenn du zugleich hiebei zeigtest, daß dir tiefe Unterwerfung und Anbetung theurer sei als eine Glückseligkeit, deren Dauer dir so unbekannt war, so ist Lohn für dich da. Sieh hier, und frage nicht weiter. Es ist jenseit dem Grabe viel Seligkeit, und in den ewigen Hütten wohnt die Liebe viel himmlischer, als du sie empfunden hast. Geh und bete an, des Lohnes werth zu sein."

„Wenn ich Ihnen", schreibt der Dichter Okt. 1751 an Gleim, „meinen jetzigen Zustand nennen sollte, ich hätte keinen Namen für ihn. Ich habe bisher oft von Ihr geträumt. Dann weine ich in und nach dem Traume. Aber was sind das für Thränen von einer ganz besonders verstummenden Art! Gar keinen Ruin von Hoffnung mehr und doch Thränen! Ich bin überzeugt, Sie können sich davon keine Vorstellung machen. Fanny ganz verloren, ja ganz! denn sie hat kein Herz wie ich. Ach Gleim! es ist ein entsetzlicher Gedanke. — Manchmal wünsch' ich, daß ich sie niemals gesehn, nie ihren Namen hätte nennen hören; so könnte doch mein Herz durch das große Glück der Liebe glücklich werden; so könnte ich vielleicht eine Andre lieben. Aber das kann ich nun nicht. — Stellen Sie sich einmal ein Herz vor wie meines, das nicht mehr klagen und nicht mehr weinen kann. Wenn ich an meine Thränen zurückdenke, so merke ich wohl, daß doch immer etwas Hoff-

nung unter die Traurigkeit gemischt war, sie hervorbringen zu helfen. — Diese Wolke wird wohl über mein Leben ausgebreitet bleiben, und wenn ich sonst auch noch so glücklich sein könnte."

Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens.

Von Max Jähns.

IX.

(Schluß.)

14. Das makedonische Heerkönigthum.

Auf dem Schlachtfelde von Mantineia war mit dem letzten Athemzuge des siegenden Epameinondas auch die letzte Kraft des alten griechischen Bürgerthums verhaucht. Wohl vermochte der hellenische Geist noch, genialen Impulsen schwungvoll zu gehorchen; aber spontane Thätigkeit und Ausdauer mangelten dem alternden Volke, zumal in kriegerischen Dingen. Das Größte, was ihm zu leisten noch beschieden war, das sollte es im Heergefolge der makedonischen Fürsten thun. — Schon seit längerer Zeit bekundeten griechische Denker, wie Xenophon, ein ahnungsvolles Verständniß für den Gedanken der Monarchie: in den nordischen Hochlanden jenseits des Olympos wuchs diese Monarchie empor. — Wol war Makedonien nur eine lockere Gruppe von Gebirgskantonen; der König indessen galt da noch wie zu heroischer Zeit als Oberfeldherr und Oberpriester, und weil in jenen Landen das nivellirende Leben der Städte mangelte, hatte sich dort ein Rest jener adeligen Kampfgenossenschaften erhalten, welche Homer als Gefolge der Häuptlinge schildert.

Die Volksverwandtschaft zwischen Hellenen und Makedonen ist unzweifelhaft. Beide entsprangen dem altpelaspischen Stamme, der einst die ganze Halbinsel bewohnt; die makedonische Sprache steht den älteren Dialekten der griechischen nahe. Herodot hält Makedonen und Dorer für engverwandt; denn er berichtet, daß das Volk, welches später den Namen „Dorer" geführt habe, aus Thessalien gedrängt, an den Pindos in das Thal des Haliakmon gezogen und dort „Makedonen" genannt worden sei. Auch die einheimische Ueberlieferung zählte das Königsgeschlecht zu den Herakleiden, und dem Marathonkämpfer Aischylos gelten die Makedonen für gleichen Stammes mit der alten Bevölkerung der Lande vom Olympos bis zum Tainaron, mit der im Westen des Pindos.

Vielleicht hatten die makedonischen Herakleiden ebenso wie die peloponnesischen ihre Macht und ihr Recht auf die Unterwerfung der Altheimischen gegründet, indem sie sich auf ihre persönliche Gefolgschaft, ihre Hetairen, stützten. Das makedonische Königthum haftete an dem altherakleidischen Geschlechte; aber die Erbfolge war unsicher, und darin lag eine namhafte Gefahr, eine Quelle unendlichen Zweifels und Haders, doch auch ein mächtiger Ansporn. Von dem, der sie inne hatte, forderte die königliche Gewalt persönliche Leistung und Tüchtigkeit.

Wenig ist überliefert von der Verfassung und Verwaltung Makedoniens. Es scheint, daß zuweilen jüngere Söhne des Königs Sekundogenituren, ja auch wohl Andere eine Art Lehnsfürstenthums unter der Obergewalt des Königs empfingen. Die Masse des Volkes, wenn auch ursprünglich unterworfen, bestand doch nicht wie in Lakedaimon aus Heiloten, sondern aus freien Bauern, die zu allgemeinem Heerbann pflichtig waren. Noch in später Zeit gilt das Heer als versammeltes Volk und wird als solches berufen zu Berathung und Gericht. Deutlich tritt der zahlreiche Adel der Hetairen, der Kriegsgesellen des Königs hervor, wohlhabende, zum Theil reiche Grundbesitzer, welche Güterkomplexe besaßen, wie sie sonst in der hellenischen Welt, wenigstens innerhalb der Thermopylen, nicht mehr vorkamen. Größere Städte gab es in diesem Bauern- und Adelslande nicht; die an der Küste gelegenen Handelsplätze waren durchaus selbständige Gemeinwesen, hellenische Kolonien die zu dem Binnenlande in bewußtem Gegensatze standen.

Zu einer Zeit, da im südlichen Griechenlande die Verfeinerung des Lebens schon einen hohen Grad erreicht hatte, zeichnete sich Makedonien durch die Derbheit seiner alterthümlichen Sitten aus. Wer noch keinen Eber im freien Anlaufe abgefangen, durfte bei Tische nicht liegen, sondern saß; wer noch keinen Feind getödtet, gürtete seine Hüften mit einem Halfterstrick. Während alle anderen griechischen Stämme nach dem Siege Trophäen aufrichteten, war dies bei den Makedonen nicht üblich. Denn es ging die Sage, daß die Trophäen des ersten Sieges, welchen Perdikkas über einheimische Stämme erfochten, durch den Willen der Götter über Nacht von einem Löwen umgerissen worden seien, zum Zeichen, daß man nicht Feinde unterworfen, sondern Freunde gewonnen habe.

Lebhaftere Beziehungen Makedoniens zum Griechenthume hatten zur Zeit der Perserkriege begonnen. Dem Könige Alexandros, welchen Pindar den „Philhellenen" nennt, wurde die Anerkennung, daß er hellenischer Abstammung und zu den Wettspielen in Olympia berechtigt sei. Er wie seine nächsten Nachfolger förderten eifrig die Beziehungen zu Griechenland, und während der peloponnesische Krieg Hellas verwirrte und zerriß, schritt Makedonien unter

Archelaos rasch vorwärts. Dieser König hat durch seine Festungsbauten, durch seine Straßenanlagen, vor allem jedoch durch die solide Ordnung des Reiter- wie des Hoplitendienstes die Grundlage der späteren Macht des Reiches gelegt. Vollendet aber wurde sein Werk, zumal das der Heeresverfassung, durch König Philippos. „Mein Vater", so sagt Alexander d. Gr. bei Arrian zu den unzufriedenen Makedonen, „übernahm euch, als er König wurde, umherziehend, mittellos, die meisten in Felle gekleidet und auf den Bergen Schafe weidend, zu deren Schutz ihr, elend genug, gegen die Illyrer, Thraker und Triballer kämpftet. Er hat euch die Chlamys der Soldaten gegeben; er hat euch in die Ebene hinabgeführt und gelehrt, den benachbarten Barbaren die Spitze zu bieten im Kampf." *)

Philippos hatte als Geißel drei Jünglingsjahre in Theben verlebt und zwar in jener Zeit, da Theben der Mittelpunkt der Zeitgeschichte, der Sitz der Kriegskunst, mit einem Worte die Stadt des Epameinondas war. Er hatte im Hause des Pammenes, eines der bedeutendsten Kriegsmänner Boiotiens gewohnt und war hier durch und durch Hellene geworden. Eine solche Schule hatte kein Fürst des Nordens vor ihm durchgemacht. Im Jahre 366 nach Makedonien zurückgekehrt, beherrschte er seit seines Bruders Perdikkas III. Thronbesteigung ein kleines Theilfürstenthum und übernahm nach dessen Tode (360) an Stelle seines unmündigen Neffen die Regierung in schwierigster Lage. Er entledigte sich mit sicherer Klugheit seiner Feinde und löste sich von den barbarischen Umlanden, indem er in einer blutigen aber entscheidenden Schlacht die Illyrier, die alten Bedränger Makedoniens, zu Boden schlug. In dieser Schlacht zeigte er sich als der würdige Schüler des Epameinondas durch bewußte Anwendung der schiefen Schlachtordnung. — Und nun vollendete Philippos die innere Organisation, indem er Altes und Neues, makedonisches Herkommen und griechische Erfindungen zu verbinden und durch die Heeresverfassung dem ganzen Volke Festigkeit und Haltung zu geben verstand.

Es sind die alten volksthümlichen Elemente, auf denen Philippos seine imponirende Königsmacht erbaut. Und zwar ist das, was er schafft, weder eigentliche Bürgermiliz, noch auch Söldnerthum; es ist vielmehr ein Heerwesen von nahezu modernem, ja man möchte sagen, von preußischem Charakter. — Das Wehrrecht des freien Mannes wurde zugleich als Wehrpflicht aufgefaßt. Jedermann leistete Kriegsdienst, empfing Waffen, Unterhalt und Löhnung vom Könige, und während in dem so gebildeten Volksheere Bürger, Bauern und Hirten überhaupt erst zu einer einheitlichen Nation zusammenwuchsen, wurden die Edelleute persönlich in das Interesse des Königthums

---

*) J. G. Droysen: Geschichte des Hellenismus. I. Gotha 1877.

hineingezogen. Aus einem widersetzlichen Landadel entwickelte Philippos durch weise Wiederbelebung der alten Kampfgefolgschaft einen Schwertadel. Edelgeborene Ehrenwachen zu Roß und zu Fuß, die zugleich als immerwährender Ausschuß und Rahmen des Reichsheers betrachtet wurden, traten als „Hetairoi", als Genossenschaft des Königs, zu diesem in ein Verhältniß ehrfurchtsvoller Kameradschaft, das den Waffendienst um seine Person bald als besonders wünschenswerth erscheinen ließ. — So bildeten sich unter den Augen und in der Zucht des Philippos die Führer des Heeres, und diese Kriegsverfassung gab Makedonien jene ruhige Tüchtigkeit, durch die es ebensowol den erschlafften Bürgermilizen, wie den gesinnungslosen Söldnern von Hellas überlegen war.

Wenn man von der Heeresorganisation im Einzelnen reden will, so ist das nur möglich, insofern zugegeben wird, daß man von den ersten Einrichtungen, wie sie sich bei Alexander d. Gr. vorfinden, zurückschließen darf, auf die Institutionen seines Vaters. Dafür sprechen aber ausdrückliche Zeugnisse und zugleich die höchste Wahrscheinlichkeit. *)

Die Stärke des makedonischen Heeres unter Philippos war wenig über 30,000 M. zu Fuß und 3000 Pferde. **)

Das Fußvolk zerfiel in Phalangiten, Hypaspisten und Schützen.

Die Phalangiten sind Hopliten, welche in Stärke von etwa 24,000 Mann nach einer Dienstliste aus den freien Bürgern und Bauern ausgehoben wurden und während eines bestimmten Zeitraums zum aktiven Dienste verpflichtet blieben. ***) — Für Aushebung und Militärverwaltung war das Land in wahrscheinlich 6 Bezirke eingetheilt, denen die Fußvolks-Abtheilungen des Heerbanns entsprachen. Die hellenischen Koloniestädte der Küste hatte man wohl nicht in diese Bezirke aufgenommen; sie wurden vermuthlich nur ausnahmsweise mit ihrer Mannschaft, dagegen regelmäßig durch Kriegssteuern herangezogen.

Die 6 Fußvolksabtheilungen des Heerbanns, bald Phalanx, bald Taxis genannt, hatten eine mittlere Stärke von je 4000 Mann und erscheinen als landsmannschaftlich zusammengestellte Provinzialregimenter.

Arrian zufolge stand die Phalanx 16 Mann hoch; eine Rotte bezeichnet er als Lochos; 4 Rotten nennt er eine Tetrarchie, 4 Tetrarchien ein Syntagma oder eine Xenagie; 4 Syntagmen, also 1024 Mann, bildeten eine

---

*) Dem Nächstfolgenden liegt die Abhandlung von Rüstow und Köchly in ihrer „Geschichte des griechischen Kriegswesens" zu Grunde. Ergänzend wurde J. G. Droysen's gelehrte Abhandlung über „Alexander d. Gr. Armee" (Hermes XII.) herangezogen.

**) Diodor XVI. 85.

***) Arrian. Anab. I, 24, 2.

Chiliarchie, 4 Chiliarchien eine Phalangarchie oder Taxis. — Fronteintheilung und Rottenzahl einer makedonischen Chiliarchie entsprachen also durchaus denen eines lakedaimonischen Lochos: die Tetrarchie entspricht der Enomotie, das Syntagma der Pentekostys. Die Chiliarchie war das Bataillon des makedonischen Fußvolks wie der Lochos das der Lakedaimonier.

Vier Rotten neben einander, also eine Tetrarchie, marschieren auch auf schmaleren Wegen noch bequem neben einander; die Syntagmenfront von 16 Mann erlaubt noch das Abschwenken aus der Linie in die Marschkolonne und ist noch schmal genug für Kolonnenwege.

Das Syntagma erscheint als administrative und taktische Einheit im Sinne unsrer heutigen Kompagnien, denen ja auch die Stärke von 256 Mann entspricht. Darum hat nach Arrian das Syntagma auch 5 Ueberzählige: einen Fähnrich, einen Schließenden, der wohl Feldwebeldienste that, einen Hornisten, einen Ausrufer und einen Boten.*)

Die Aufstellungstiefe, welche, wie erwähnt, normal 16 Mann war, hat sicherlich nach Umständen auch weniger betragen; denn man wird immer lieber die Tiefe als die Frontlänge der Chiliarchie verkürzt haben. Und so wenig die Rottentiefe als absolut feststehend angenommen werden darf, ebensowenig ist die Anzahl der Chiliarchien innerhalb der Taxis unabänderlich vier. Sie wechselt gelegentlich von 3 bis 6.

Die Ausrüstung der Phalangiten bestand in einem Lederkoller mit Erzbeschlägen, in dem kreisrunden makedonischen Schilde mit der Erzplatte und in Iphikratiden. Vielleicht trugen die vorderen Glieder metallene Schutzwaffen, also den eigentlichen Harnisch und Beinschienen. Wenigstens wird berichtet, daß Alexander solchen Leuten, die geflohen waren, einen Theil der Rüstung nehmen ließ, so daß ihr Rücken unbeschützt blieb. Dies war doch wohl nur bei Plattenharnischen möglich. Das Haupt deckte die Kausia, der nationale breitkrämpige Filzhut. — Die Bewaffnung bildeten das kurze Schwert und die makedonische Sarissa, ein Spieß von 14 bis 16 Fuß Länge.**) — Bei vollkommen aufgeschlossenen Gliedern, so daß von Brust zu Brust kein größerer Abstand als 2 Fuß bleibt, können bei solchen 16füßigen Sarissen die Eisen von 6 Gliedern vor die Front gebracht werden. Die letzten 10 Glieder

---

*) Noch bei dem byzant. Kaiser Leo, dem Taktiker, lebt die Erinnerung an das aus 16 mal 16 Mann bestehende Syntagma, das er „Tagma" nennt.

**) Fuß und Elle (πῆχυς und πούς) werden im Griechischen beide mit π. abgekürzt. Daher wohl die bei vielen Schriftstellern auftretende Nachricht, die Sarissa sei 16 Ellen lang gewesen. Diese Uebertreibung hat Rüstows einschlägliche Untersuchung endgiltig beseitigt. — Uebrigens werde diese langen Stoßwaffen nicht ausschließlich σαρισσα, sondern gelegentlich auch wie die hellenischen Speere δόρατα genannt.

drängten nur vorwärts, indem sie ihre Piken auf die Schultern der Vorderleute legten und so einen Spießwall herstellen, der zugleich die feindlichen Geschosse abfing.

Außer den 6 Taxen der Hopliten gehörten zum regelmäßigen Fußvolk die Hypaspisten. Dieser Name bedeutet „Schildknappe, Leibwächter“, und in der That bildete ein Theil von ihnen das persönliche Geleit, das „Agema“ des Königs. Dies Agema, welches sich aus Freiwilligen zusammensetzte, gab zugleich den Stamm ab für die Gesammtmasse der Hypaspisten, die sich bis auf 6000 Mann belief und vielleicht aus den Kronbauern der großen Domänen ergänzte. Die Hypaspisten stellten gewissermaßen die stehende Hausmacht des Königs dar, und wie militärpolitisch, so erscheinen sie auch ihrer Bewaffnung nach als das am meisten offensive Element des makedonischen Fußvolks. Ebensowohl von den Phalangiten wie von den eigentlich leichten Truppen unterschieden, entsprechen sie offenbar den Peltasten des Iphikrates, nur daß sie statt der Pelte den makedonischen Rundschild trugen; wie sie denn auch das Haupt mit der Kausia bedeckten. Als Trutzwaffe führten sie Schwert und Kurzspieße. — Das Hypaspistenkorps bildete im Kriege die Lagerwache des Königs und wurde in Chiliarchien eingetheilt.

Auf die Elementartaktik der Makedonier, welche im Wesentlichen dieselbe war wie die der Dorer, habe ich schon früher gelegentlich hingeblickt. Die taktische Hauptstärke des Volkes bestand in seiner großen, durch eifrige Uebung entwickelten Marschfähigkeit. Die Truppen Philipps sollen nicht selten Tagesübungsmärsche von 300 Stadien ($7\frac{1}{2}$ d. Meile) mit vollem Gepäck gemacht haben. Außer Phalangiten und Hypaspisten gab es noch ein 2000 Mann starkes Schützenkorps (ψιλοὶ oder γυμνοὶ) das zur Hälfte aus Schleuderern und Bognern, zur Hälfte aus Akontisten, Speerschützen, bestand. Die Bogner waren theils geworbene Mannschaft, vermuthlich Kreter, theils Makedonier der niederen Volksklassen; die Speerschützen stellte dagegen der nördliche Bergstamm der Agrianer, welcher zu den makedonischen Fürsten in ähnlichem Verhältnisse stand, wie die Skiriten zu den Spartanern. Diese Akontisten waren gewiß ganz so wie die ursprünglichen thrakischen Peltasten bewaffnet.

Eine höhere Bedeutung als bei all' den bisher betrachteten führenden Völkern Griechenlands hat bei den Makedoniern die Reiterei.

Zu Anfang der Regierung Philippos' war dieselbe allerdings noch sehr schwach; er hob sie durch Verbindungen mit Thessalien, durch Anlage bedeutender Gestüte und durch die Kräftigung des ritterlichen Gefolgschaftswesens. Zu Ende seiner Regierung verfügte Philippos über 3000 Hippeis, welche aus wahrscheinlich 15 ritterschaftlichen Kreisen 15 Ilai stellten. Eine 16. Ile bildete das königliche Geschwader, das Agema der Ritterschaft, dessen Mitglieder

im Pagendienste um die Person des Königs emporgekommen waren. — Die Stärke einer Ile mag von 180 bis 250 Mann geschwankt haben.

Hinsichtlich ihrer Organisation glich die makedonische Ritterschaft im Wesentlichen der hellenischen Kavallerie. Die unbeschlagenen Pferde trugen eine mit dem Bauchriemen befestigte Satteldecke und eine Kantare, die aus Gebiß, Kopfstück und Zügel bestand und außerdem eine Halfter. Haupt, Brust und Flanken des Rosses waren gepanzert. Den Reiter bedeckt der volle erzene Harnisch mit Halsberge und metallenem Federschurz. Die Panzerung des linken Arms reicht zusammenhangend auch über Schulter und Zügelfaust; die des rechten Arms ist beweglicher und besteht aus einer Art Stulphandschuh für den Unterarm und einem besonderen Achselstück für den Oberarm, welche eine Elbogenkappe verbindet. Hüftstücke und Stulpstiefel vollenden die Rüstung. Als Reiterhelm empfiehlt Xenophon besonders den boiotischen. Sporen kommen vor; Steigbügel fehlen. Ein Schild wird zu Pferde nicht gebraucht; doch tragen ihn die Reiter bei gelegentlichem Dienste zu Fuß. Als Trutzwaffen führen sie das Schwert und die kornelkirschene Stangenlanze (*δόρυ*).

Der Reiter mußte von beiden Seiten aufsitzen können; nur ältere Männer durften sich nach persischer Art auf's Pferd heben lassen. Die Gangarten sind Schritt und Trab, selten, wahrscheinlich nur bei Cavalcaden, Galopp.

Die Tiefe der Reiteraufstellung war verschieden: 4 bis 8 Glieder. Bei der Attacke kannte man das flankirende Vorbrechen eines zweiten Echelons. Schwenkungen und verstellte Rückzüge spielen eine große Rolle, bedingen aber, bei der offenbaren Schwerfälligkeit der Waffe, kurze Fronten und beträchtliche Intervalle zwischen den Abtheilungen, welche meist durch Hamippen (Fußkämpfer) ausgefüllt werden. Die Marschordnung ist so breit als möglich.

Jedem Reiter folgt ein berittener Knecht mit einem Hand- oder Packpferde, und außerdem hat jede Abtheilung eine Anzahl leichter Reiter für den Avantgarden- und Ordonnanzdienst, der in Folge des Mangels an Karten sehr wichtig und schwierig war.

Fast unzertrennlich von der makedonischen Ritterschaft erscheint das Corps der S a r i s s o p h o r e n, welches statt des gewöhnlichen Reiterspeeres, der nicht länger war als der althellenische Hoplitenspieß, die Sarissa des makedonischen Fußvolks von 14 bis 16 Fuß Länge führte. Diese Lanze wurde mit einer Hand in der Mitte gefaßt, um zum Stoße wie zum Pariren zu dienen. Wahrscheinlich ergänzten sich die Sarissophoren aus thrakischen Stämmen; sie bildeten eine sehr gute leichte Kavallerie (*πρόδρομοι*) in etwa 8 Ilai zu 100 bis 150 Pferden.

Das ganze Heer des Philippos bestand also aus:

6 Provinzialregimentern schweren Linienfußvolks zu je 3 oder 4 Chiliarchien,

dem Hypaspistenkorps von wahrscheinlich 6 Chiliarchien,

den Akontisten und Bogenschützen, in Stärke von etwa 2000 Mann,

den 16 Ilai der Ritterschaft von 3000 schweren Pferden und

den 8 Ilai der Sarissophoren in Stärke von etwa 1000 leichten Pferden.

Ob es eine besonders organisirte Bedienung der μηχαναί, der Feldgeschütze, gab, die zur Armee gehörten*), ob für den bedeutenden Train und die große Masse des Gefolges besondere Organisationen vorhanden waren, läßt sich aus den Schriftstellern nicht erkennen.

Die Hauptsache für die Entwickelung des makedonischen Kriegswesens war, daß Philippos nicht blos Gesetze gab und Einrichtungen traf, sondern selbst die Seele des Ganzen blieb und mit überlegener Geisteskraft alle Personen und Verhältnisse beherrschte, das Heer ausbildete und abhärtete, und so einen Staat schuf, der in ihm, dem Heerkönige, seine lebendige Einheit hatte.**) An ausgezeichneten Gehilfen fehlte es dem Philippos nicht. Unter den zahlreichen edlen Geschlechtern, welche seinen Thron umgaben, ragen besonders das des Jollas und das des Philotas hervor. Des Jollas Sohn war Antipatros oder, wie die Makedonen ihn nannten, Antipas, dessen erprobte Treue und nüchterne Klarheit ihn gleichtüchtig machten zum Feldherrn wie zum Staatsmann, und des Philotas Sohn war der edle Parmenion, dessen besonnener Sinn, dessen muthige Sicherheit ihn die schwierigsten militärischen Aufträge mit stetem Glück zu Ende führen ließ. Aber die glänzendste Gestalt in des Königs Umgebung war doch sein eigener Sohn Alexandros, der ritterliche Bezwinger des Bukephalos, der sinnige Schüler des Aristoteles. Ein schönes Bild, daß „der, der die Welt dem Gedanken erobert hat, den Mann erzog, der sie mit dem Schwert erobern sollte!“ ***)

Die Zucht des Heeres war sehr streng, wurden doch i. J. 338 zwei hohe Offiziere kassirt, weil sie sich eine Lautenschlägerin mit ins Lager gebracht. Der Troß wurde möglichst vermindert, den Reitern nur je ein Pferdeknecht gestattet; beim Fußvolke schaffte man die Bagagewagen ab. — Mit Eifer sorgte Philippos auch für die geistige Bildung seines Offizierkorps, indem er den jungen Adel soviel als möglich an den Hof zog, hier den „königlichen Knaben“ Lehrvorträge aller Art halten ließ und dann die reifer Gewordenen als Leibwächter (Somatophylakes) in die Schaaren der Hetairen einreihte,

*) Arrian I, 6. 8.

**) Curtius: Griechische Geschichte.

***) J. G. Droysen, a. a. O.

um nun in der Stufenfolge des Ranges nach Verdienst und Tüchtigkeit emporzusteigen und zu militärischen Kommandos oder zu diplomatischen Gesandtschaften verwendet zu werden. Dies Vorhandensein eines wirklichen Offiziersstandes, der in sich gebildet und gegliedert war, ist einer der bemerkenswerthesten und bedeutungsvollsten Charakterzüge des makedonischen Heerwesens. In solchen Kreisen entwickelten sich Ehrgefühl und Wetteifer zu großer Kraft. Wie deutlich spricht davon jene That des Pausanias, der sich des Vorwurfes, Weibisches zu dulden, damit entledigt, daß er in der Schlacht gegen die Illyrier vor den dringend gefährdeten König tritt und sich in Stücke hauen läßt. — Wahrlich, „ein Heer dieser Art mußte den Söldnerhaufen oder gar dem herkömmlichen Bürgeraufgebot der hellenischen Staaten, ein Volksthum von dieser Derbheit und Frische dem überbildeten in Demokratie und städtischem Leben überreizten oder abgestumpften Griechenthum überlegen sein.“*)

Kaum hatte Philippos sich in seinem Reiche festgesetzt, als ihm der phokische oder „heilige“ Krieg die Gelegenheit gab, nach Hellas überzugreifen. — Die dortigen Verhältnisse waren trostlos. Immer deutlicher zeigte es sich, daß die Zeiten der autonomen Kleinstaaterei, der partiellen Bündnisse vorüber seien, daß Griechenland neuer gesteigerter, panhellenischer Staatsformen bedürfe. — Thessalien befand sich in schwerer innerer Zerrüttung; Theben, das in dem kurzen Rausche der Hegemonie sich zu Uebermuth und Insolenz verwöhnt hatte, war den andern Griechen unausstehlich und mußte seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit dem schweren Kampfe zuwenden, durch den es die Phokier zum Gehorsam zu bringen trachtete. Ueber dem von Athen mühsam errichteten zweiten Seebunde leuchtete kein guter Stern. Mehr als je hatte es mit den Sonderinteressen seiner unzuverlässigen Bündner zu ringen und dabei ließ es, statt gegen die abfälligen Städte und Inseln energisch Krieg zu führen, seine Strategen bei Freund und Feind Geld erpressen und büßte darüber vollends die Herrschaft ein. Nur Samos und wenige andere Plätze rettete es. — Während dieser Wirren und während Sparta ausschließlich damit beschäftigt war, seinen Einfluß im Peloponnes einigermaßen wiederherzustellen, rückte Philippos die Grenzen Makedoniens nach Osten und nach Süden vor. Dann riefen ihn die von den Phokiern schwer bedrohten Thessaler zu Hilfe. Nach hartem Kampfe warf er die wohlgeführte Kriegsmacht der Tempelräuber, und nun stand er am Eingange der Termopylen; er legte makedonische Besatzung nach Pagasai und damit war er des thessalischen Hafens und des Weges nach Euboia Meister.**) Da gingen den Athenern die Augen auf.

*) J. G. Droysen: Geschichte des Hellenismus I.
**) Ebda.

Alle Einsichtigen erkannten die von Norden drohende Gefahr, die einen, um sich einzugestehen, daß Hellas nicht mehr im Stande sei, sie abzuwenden, die anderen, um mit begeisterten Prophetenworten zum Widerstande zu entflammen. — Sehr treffend bemerkte Isokrates: „Wir rühmen uns der Thaten unserer Vorfahren und thun doch das Gegentheil von dem, was jene thaten. Sie trugen kein Bedenken, für das Wohl der Hellenen ihr Vaterland zu verlassen, und schlugen die Barbaren zu Wasser und zu Lande; wir dagegen begehren zwar über alle zu herrschen, wollen aber nicht die Waffen führen. Wir unternehmen zwar wider alle Menschen Krieg, rüsten jedoch nicht uns selbst, sondern Leute ohne Vaterland und Ehre, die, wenn man ihnen irgendwo größeren Sold böte, die Waffen gegen uns kehren würden."*) Darum verlangte der entschiedenste, aber auch leidenschaftlichste und ungerechteste Gegner des Philippos, der attische Redner Demosthenes, bei den Unternehmungen des Königs gegen das von Athen beschützte Olynth, daß man angesichts der Gefahr, welche von Makedonien drohe, nicht blos zuchtlose Söldner aussende, sondern Bürger, auf welche Verlaß sei. Wirklich sollten 2000 Bürger und 300 Reiter aufbrechen; aber diesen war es gar zu unbehaglich, das genußreiche Athen mit dem Feldlager zu vertauschen, und während der hieraus entspringenden Zögerungen fiel Olynthos.

Männer von geringerem lokalpatriotischen Pathos doch von größerem staatsmännischen Scharfblick als Demosthenes hegten die Meinung, daß die aus der sozialen Zerrüttung von Hellas entspringenden Gefahren, zumal diejenigen, welche die Masse der heimathlosen Flüchtlinge und der vagirenden Söldner mit sich brächten, weit schlimmer seien als die der makedonischen Hegemonie. Isokrates schlug dem Philippos vor, an der kleinasiatischen Küste des Hellesponts und des Pontus Städte zu erbauen, um die streifenden Verbannten anzusiedeln. „Wenn wir sie nicht hindern, sich zusammenzurotten, indem wir ihnen Unterhalt verschaffen, so werden sie zu solcher Menge anwachsen, daß sie den Hellenen nicht weniger furchtbar werden als den Barbaren."

Mit den Streitkräften Athens sah es mißlich aus. Wohl lagen in seinen Schiffshäusern mehr als 350 Trieren, noch immer die stattlichste Seemacht Griechenlands. Aber wenn man sie bemannen, wenn man ein Heer in's Feld stellen wollte, so mußte man immer zu jenen Söldnern greifen, die der Schrecken mehr der Freunde als der Feinde waren. Plutarch berichtet, daß beim Heransegeln attischer Flotten jener Zeit die Bundesgenossen Mauern und Häfen bewehrt und Weiber, Kinder, Sklaven und Heerden vom Lande in die Städte geschafft hätten. — Es war ein Irrthum des Demosthenes, wenn

---

*) Vom Frieden. 16. 17.

er hoffte, mit solchen Mitteln oder gar mit der schwatzhaften, unkriegerischen Bürgerschaft Athens große Politik machen zu können. Er mußte wissen, was es bedeute, daß er nicht selbst der Kriegsmann sei, um die von ihm empfohlenen Projekte durchzuführen, daß er vielmehr diese, und mit ihnen die Geschicke Athens, Feldherrn wie dem eigenwilligen Chares, dem wüsten Charidemos anvertrauen mußte, die es nun einmal verstanden, mit Söldnerbanden fertig zu werden und ihnen die nöthige „Zehrung" zu verschaffen.

Inzwischen ging des Philippos Politik sicheren Schrittes voran. Die letzte Krisis des „heiligen Krieges" führte ihn aufs Neue nach Hellas. Theben bat ihn um Beistand, als die Phokier, da der Tempelschatz Delphis zur Neige ging, noch einmal die volle Wuth des Raubkrieges entfachten. Der König erschien und berief den Rath der Amphiktyonen. Die Phokier wurden aus dem heiligen Bunde gestoßen, ihre 22 Städte der Mauern beraubt, die mit den Söldnern Abgezogenen als Tempelräuber verflucht und für vogelfrei erklärt; Philippos aber trat an die Spitze des heiligen Bundes, der durch das, was soeben geschehen war, eine höhere politische Bedeutung gewonnen hatte, als er je bisher besessen.*)

Athen war nicht im Rathe der Amphiktyonen vertreten gewesen; es stand nun offenbar dem Könige gegenüber. Dieser machte sich zunächst den Rücken frei, indem er sich gegen die thrakischen Fürsten wendete und das Land zu beiden Seiten des Hebron unterwarf. Da überfielen attische Strategen die makedonischen Orte an der Propontis und zerstörten sie; die Perser zahlten ihnen Hilfsgelder; Athen verband sich mit den von Philippos bedrohten Städten Perinth und Byzanz. Auch von Rhodos, Kos und Chios kam diesen Städten Unterstützung; die nächstgesessenen Satrapen sandten Truppen nach Thrakien — Philippos mußte die begonnene Belagerung beider Plätze wieder aufheben. Aber nun erschien er (die Athener selbst hatten in unbegreiflicher Verblendung dies herbeigeführt) als Schirmherr der Amphiktyonen in Delphi, um die tempelräuberischen Lokrer von Amphissa zu züchtigen. Damit trat er auf die Schwelle von Attika.

In Athen hatte Demosthenes immer aufs Neue seinen prophetischen Warnruf erhoben. Er hatte in allen Einzelheiten den Plan ausgearbeitet zur Einrichtung eines stehenden Heeres, welches nicht nur aus Söldnern, sondern wesentlich aus Bürgern zusammengesetzt sein sollte. — Wenn man seine Philippiken liest, so erinnert man sich unwillkürlich der Schriften des Machiavelli. Es ist dieselbe Entrüstung über die Versunkenheit der unkriegerisch gewordenen Bürger; es ist dasselbe Feuer, dasselbe Ziel. Die Haltung der Hellenen er-

*) J. G. Droysen, a. a. O.

scheint indessen fast noch schlimmer als die der Italiener des Renaissancezeitalters. Hatte doch der Demos von Athen bei Todesstrafe verboten, auch nur darauf anzutragen, daß die Ueberschüsse des Staatseinkommens für das Kriegswesen angewiesen würden, weil man sie hergebrachtermaßen zu Festen und Belustigungen verwenden wollte. — Staunen muß man, daß unter solchen Umständen die Beredsamkeit des Demosthenes überhaupt eine Erhebung ermöglichte. Und doch war dies der Fall. Theben und Athen reichten sich die Hände; sie entschlossen sich zum Widerstande, und als im Jahre 338 auf dem Gefilde von Chaironeia die Heere aufeinanderstießen, da bestand die überwiegende Mehrzahl der hellenischen Kämpfer wirklich aus den Aufgeboten der Bürgerschaften; nur die Mitte der Schlachtordnung füllten Söldnerschaaren. — Bemerkenswerth ist das Verhalten der makedonischen Fürsten in dieser Schlacht. Der König führte die Ritterschaft der Hetairen, welche den rechten Flügel inne hatte; sein Sohn befehligte auf dem linken Flügel die thessalische Reiterei. Philippos durchbrach die andrängenden Schaaren seiner Gegner nicht; er zog die Phalangen des Fußvolks sogar zurück; Alexandros dagegen ging rücksichtslos vor; der thebanische Flügel erlag seinem Reitersturm. Mann bei Mann, wie sie aufmarschirt gewesen, ward die „heilige Schaar" dahingestreckt. Und nun sank auch der Flügel der Athener zusammen unter dem Stoße der philippischen Sarissen. — Das letzte verspätete Wiederaufraffen der Bürgerkriegskraft von Hellas konnte dem Volke nur noch eins erkämpfen: den ehrenvollen Untergang.

Achtundsechzig Jahre nach der Einnahme Athens durch Lysander, 33 Jahre nach der Schlacht bei Leuktra ging die Unabhängigkeit Griechenlands verloren, ohne daß Sparta auch nur im Geringsten für sie eingetreten wäre. König Archidamas, welcher mit seinen Spartiaten gegen Philippos hätte den Ausschlag geben können, fiel an dem Tage von Chaironeia in weiter Ferne, indem er den Tarentinern gegen die Lukaner beistand. — Ihrer Heeressitte gemäß errichteten die Makedonier auf dem Siegesfelde kein Tropaion; gewiß auch hier in dem Sinne, „daß man nicht Feinde unterworfen, sondern Freunde gewonnen habe."

War an der griechischen Freiheit, die hier zum letztenmale in die Schranken trat, in Wahrheit viel verloren? — Aristoteles erkannte es wohl, daß „das Königthum allein im Stande sei, über den Parteien zu stehen, welche das griechische Staatswesen zerrütteten." Die so oft versuchte Tyrannis habe dies Werk nicht vollbringen können; denn „sie stehe nicht wie das allbegründete Königthum auf eigenem Recht, sondern auf der Gunst des Demos oder auf Gewalt und Unrecht." — Gewiß dachten Viele wie jener attische Mann, der

nach dem Tage von Chaironeia in bittrem Schmerze ausrief: „Verloren wir nicht, so waren wir verloren!“

Zu Korinth wurde Friede geschlossen. Die hellenischen Staaten — mit Ausnahme Spartas — einten sich zu einem neuen Bunde und schlossen in ihrer Gesammtheit mit dem makedonischen Königreiche einen ewigen Bund zu Schutz und Trutz. Kein Hellene sollte gegen den König Kriegsdienst thun oder seinen Feinden hilfreich sein, bei Strafe der Verbannung und des Verlustes an Hab und Gut. — Die Hauptsache aber war die, daß der Krieg gegen die Perser beschlossen ward, „um die von ihnen an den hellenischen Heiligthümern geübten Frevel zu rächen“, und daß König Philippos für diesen Krieg zum Oberfeldhherrn ernannt ward mit unumschränkter Gewalt zu Lande wie zur See.

Seit Jahren hatte er diesen Gedanken erwogen und genährt. Wenn es eine Idee gab, durch welche Hellas vereinigt werden konnte, so war es der Angriff Asiens in Asien selbst; wer den glücklich durchführte, der war der natürliche Hegemon Griechenlands. Wer aber vermochte das, als ein König Philippos! Wohl hatten der Zug der Zehntausend und der Feldzug des Agesilaos die Schwäche des Perserreichs erkennen lassen; wohl fehlte es auch den Hellenen keineswegs an kriegerischer Tüchtigkeit: die vielen Tausende griechischer Söldner an allen Enden der Welt bewiesen das deutlich genug. — Diese Kriegskräfte entzogen sich jedoch einer dauernden Benutzung durch die kleinen Staaten von Hellas, welche nicht im Stande waren, sie längere Zeit zu besolden und im Felde zu halten. Der aber, der das vermochte, durfte sie bei einem Angriff auf Persien unbedingt den Bürgeraufgeboten vorziehn, weil diese sich für Kriege auf fernen Schauplätzen nimmermehr eigneten. Für einen Mann von Philippos Schlage war also die Erlahmung der griechischen Bürgerkriegskraft und die Herrschaft der Söldnerei ein Vortheil, der um so mehr in's Gewicht fiel, als der König nicht von ihr abhängig war, sondern eine eigene vom Söldnerwesen unabhängige Macht besaß. Eine solche war des Philippos nationales Cadre-Heer. Es war das zweitemal, daß eine derartige Erscheinung in der Weltgeschichte auftrat: Die Landschaft Persis hatte sich durch ein ähnliches Heer an die Spitze Asiens geschwungen. Seit es sich selbst ungetreu geworden, führte dies Volksheer indessen nur noch eine Scheinherrschaft. Jetzt trat eine ganz ähnliche Bildung gegen Asien, gegen Persien in die Schranken. — Philippos meinte, daß der Erfolg unzweifelhaft sei. Schon hatte er eine starke Avantgarde unter Attalos nach Kleinasien hinübergesendet, als er i. J. 336 ermordet ward.

Alexandros ist der Erbe seiner Macht und seiner Idee. Wie die Weltgeschichte, so knüpft auch die Geschichte des Kriegswesens an diesen Begriff den Namen

einer neuen Epoche. Wohl wurzelt die alexandrinische Heeresgestaltung in griechischem Boden; aber die makedonische Eigenart und mehr noch die bald eintretende Zuführung asiatischer Elemente unterscheiden die hellenistische Kriegsart doch wesentlich von der hellenischen. Das altgriechische Kriegswesen war begraben, seit die thessalische Ritterschaft über die heilige Schaar der Thebaner, seit die makedonischen Hetairen über die attische Phalanx siegreich dahingestürmt.

Italienische Novellisten.

1. Ippolito Nievo.

Kein andres Volk Europa's ist in seiner jüngsten Geschichte von uns Deutschen mit soviel Sympathie und Wohlwollen begleitet worden, wie das Italienische. Schon in unsrer tiefsten Reaktionszeit, als unsre nationalen Hoffnungen auf Jahrzehnte begraben schienen, richteten sich vornehme Geister unsres Volkes auf an der Größe jenes italienischen Politikers, der wie kein andrer als der Typus des italienischen Volkes im Guten und Bösen, als der Prophet und ideale Gründer des Einheitsstaates der appeninischen Halbinsel betrachtet werden kann. Noch heute ist der Abhandlung Robert von Mohl's über Niccolo Machiavelli, die Mitte der fünfziger Jahre gedruckt wurde, kaum etwas Tieferes, Gründlicheres über denselben Gegenstand an die Seite zu stellen. Fast in denselben Monaten, in denen Italien dann unter Viktor Emanuel, verbündet mit dem mächtigen Frankreich, um seine Selbständigkeit rang, und vorläufig die Unabhängigkeit Norditaliens, die Beseitigung der österreichischen Secundogenituren in Parma, Piacenza und Modena erkämpfte, regte sich in Deutschland nach dem traurigsten Jahrzehnt unsrer Geschichte das nationale Bewußtsein, vor Allem in der leitenden deutschen Großmacht. Kaum ein eigener Held unsres Volkes ist jemals bei uns so freudig gefeiert worden, wie damals Garibaldi und Camillo Cavour.

Die klaren Politiker diesseits und jenseits der Alpen erkannten deutlich die Interessengemeinschaft, die Gemeinsamkeit der Feinde beider Völker. Die Annexion von Nizza und Savoyen an Frankreich, das noli me tangere, das der dritte Napoleon dem italienischen Einheitsdrang an den Grenzen des Kirchenstaates entgegenherrschte, die österreichische Fremdherrschaft über Venedig, ließen schon 1859 die italienischen Patrioten erkennen, daß die protestantische Großmacht des deutschen Nordens für die Weiterentwickelung des italie-

nischen Einheitsgedankens der natürliche Verbündete sei und zudem uneigennütziger, als Frankreich jemals gewesen und werden konnte. Die Ereignisse seit 1866 haben diese Voraussicht bestätigt. Und wenn ein Scherzwort des großen deutschen fortschrittlichen Witzblattes aus jenen Tagen: „Was ist größer, Napoleon's Glück oder Napoleon's Genie? — Garibaldi“ — in den Augen der Jetztlebenden, wie das Meiste, was auf diesem Boden gewachsen, nur eine mäßige politische Einsicht bekundet, so ist es doch charakteristisch für jene Zeit, da auch der ehrsame Philister an der Spree sich beeilte, jene Flüche von seinem schuldlosen Haupte abzuwenden, die jenseits der Alpen auf die Tedeschi gehäuft wurden.

Je näher beide Nationen der Vollendung ihres nationalen Staates gekommen sind, um so inniger ist ihr gemeinsames Streben, die überraschende Aehnlichkeit der nationalen Aufgaben und Erfolge geworden. Unser Sieg bei Sedan hat Italien seine Hauptstadt gegeben. So zu sagen Schulter an Schulter haben wir den Kulturkampf gekämpft. Als bezeichnendstes äußerliches Sinnbild des von beiden Nationen Gewollten und Erreichten darf jene Zusammenkunft des einstigen Königs von Piemont mit dem einstigen Prinz-Regenten von Preußen in Berlin gelten, der Besuch des Kaisers von Deutschland bei dem König von Italien in Mailand; wenn man will ferner auch jener vielbesprochene Kuß, den der deutsche Kronprinz nach dem Tode des Rè galantuomo vor dem versammelten Volke zu Rom auf Mund und Stirn des italienischen Thronerben drückte; und vor Allem die Ovationen, die den Präsidenten des Preußischen und Italienischen Abgeordnetenhauses, jenem in Rom, diesem in Berlin gebracht wurden.

Es erscheint befremdend, daß bei so lebhaften fast durch zwei Jahrzehnte sich gleichbleibenden, ja steigenden Anzeichen politischer Sympathie und Interessengemeinschaft unser Volk bisher so wenig Notiz und Kenntniß genommen hat von der schönen Literatur der Italiener aus derselben Zeit. Aber freilich der Tadel, der in diesen Worten liegen könnte, wird sehr verringert, wenn wir uns über diese italienische Literatur näher zu orientiren in der Lage sind. Der größte Theil derselben rechtfertigt vollkommen die böse Ahnung, welche die große Mehrzahl unsres Volkes abhält, sich eingehender mit denselben zu beschäftigen. Blinde Nachahmung französischer Vorbilder, übertrieben in allen Auswüchsen und im Raffinement der Mache, herrscht bei Weitem vor. Man scheint die Dankbarkeit für das französische Bündniß von 1859 und die blinde Anerkennung für das prestige des Volkes, welches solange behauptete, an der Spitze der Civilisation zu marschiren, auf diese Weise in Italien haben abtragen zu wollen. Neben diesen unselbständigen Geistern Italiens aber giebt es andere, die mit einem Auge rückwärts schauen auf jene mustergiltigen

Vorbilder der eigenen Nation, welche ja überhaupt die epische Prosa, den Roman und die Novelle erst wieder in die Literatur einführten; mit dem andern Auge in die Zukunft, um den Zeitgenossen an wirklich Geschehenem oder dichterisch Erfundenem zu künden, was dem Volke zu seinem Ruhme fehle.

Diese wenigen Auserwählten dem deutschen Volke gleichsam entdeckt, sie in guten Uebersetzungen uns erschlossen und mit eignen Nachrichten über ihr Leben und Wirken nahe geführt zu haben, ist das Verdienst Paul Heyse's, zum Theil aber auch der Grunow'schen Verlagshandlung zu Leipzig. Dichter und Verleger sind bei dem schönen und interessanten Unternehmen, eine Anzahl der vorzüglichsten modernen „italienischen Novellisten" in würdigen deutschen Ausgaben zu bieten, Hand in Hand gegangen. Die bis jetzt erschienenen Bände*) sind von verschiedenen Uebersetzern ins Deutsche übertragen.

Diese einleitenden Bemerkungen schienen wohlberechtigt, bei Einführung eines italienischen Dichters, der wie kein anderer sein ganzes — leider so kurzes — Leben hindurch seinem Vaterlande gedient hat, gleich entschieden und opferfreudig mit dem Schwert, wie mit der Feder, und der dahinging in der vollsten Blüthe und Kraft seiner Jugend, nachdem er die Erfüllung seiner besten nationalen Hoffnungen erlebt hatte und verschont geblieben war vor dem Schmerz, den Grafen Cavour, den Leiter und Träger aller nationalen Gedanken des jungen Italien so rasch dahinsterben zu sehen. Wenige Wochen später folgte der gefeierte Staatsmann dem bescheidenen jungen Patrioten im Tode.

Dieser Dichter ist Ippolito Nievo.

Er ist geboren in Padua am 30. November 1832, ertrunken mit Allen, die der Dampfer Ercole am 4. März 1861 von dem Hafen von Messina nach Neapel bringen sollte. In diesem kurzen Zeitraum von wenig mehr als achtundzwanzig Jahren ist der junge Mann in zwei Feldzügen für die Unabhängigkeit und Einheit seines Vaterlandes bis zum Oberst gestiegen, und hat Werke hinterlassen, welche die lobende Anerkennung der Zeitgenossen fanden, die freudige Beachtung der Nachlebenden auf sich lenken müssen.

Ippolito Nievo stammte aus einem angesehenen Hause. Sein Vater Antonio hatte sich mit einer edlen Venezianerin Adele Marin vermählt. Vier Kinder, drei Söhne, eine Tochter, waren dieser Ehe entsprossen. In Padua

*) Italienische Novellisten, herausgegeben von Paul Heyse. 1. Band. Ein Engelsherz von Ippolito Nievo. Uebersetzt von O. Borchers. — 2. Band. Val d'Olivi von Anton Giulio Barrili. Uebersetzt von Carl Reißner. — 3. und 4. Band. Erinnerungen eines Achtzigjährigen von Ippolito Nievo. Uebersetzt von J. Kurz. — Sämmtlich 1877, Leipzig, F. W. Grunow.

und in Soave, einem anmuthigen Ort im Veronesischen, ist der Dichter aufgewachsen. In Verona besuchte er das Gymnasium. Im Jahr 1848 siedelte die Familie nach Mantua über. Der damals sechzehnjährige Jüngling brannte schon vor Begierde, sich dem venezianischen Aufstand anzuschließen und das große Wort Daniele Manin's wahr zu machen: „Die Menschen sind die Zeiten.“ Mit Mühe gelang es den besorgten Eltern, den Kampfesmuthigen zur Fortsetzung seiner philosophischen Studien und zur Pflege seiner Lieblingsbeschäftigung, poetischer Arbeit, in das stille Pisa zu schicken. Toskana, die reinste Quelle der Sprache und des Stils fesselte die leidenschaftliche patriotische Kampflust des jungen Dichters. Als aber die Oesterreicher auch in Toskana einrückten, war kein Halt mehr für ihn. Ippolito nahm in Livorno mit ungestümer glänzender Tapferkeit an dem kurzen blutigen Kampfe Theil. Als Livorno gefallen war, wollte er nach Rom eilen, um hier mit den letzten Kämpfern für Italiens Unabhängigkeit zu siegen oder zu sterben. Nur mühsam gelang es einem väterlichen Freunde, ihn den Seinigen wieder zuzuführen. Gefahrvoll im höchsten Grade war auch diese Heimkehr. Denn längst stand Ippolito im schwarzen Buche der Tedeschi, sein österreichischer Paß schützte ihn mit nichten vor der trockenen Guilloutine österreichischer Kerker oder dem beliebten summarischen Verfahren des Standrechts. Er lebte daher in stiller Verborgenheit in dem mantuanischen Städchen Revere seinen Studien bis zum Herbst; da erst wagte er nach Mantua zurückzukehren. Und als er hier der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte, sich in den Mazzinistischen Geheimbund aufnehmen zu lassen, bewogen ihn seine von ihm herzlich verehrten Eltern abermals zu verschwinden.

Die unfreiwillige Muße und Abgeschiedenheit, die Nievo sich auf dem Landgut der Familie im Friaul, dem Castello di Colloredo auferlegen mußte, ist wohl entscheidend gewesen, für den hauptsächlichen, sozusagen bürgerlichen Wirkungskreis und Beruf seiner kommenden Jahre. Juristischen Studien hat er wahrscheinlich auch hier obgelegen, denn schon 1855 erlangte er die juristische Doktorwürde. Aber gereift und vertieft hat er hier sicherlich vor Allem seine poetischen Arbeiten. Die Früchte, die er auf diesem Gebiet erntete, sobald er wieder unter Menschen trat, geben davon das beste Zeugniß. Zudem war der Frieden und die Ruhe dieser Verborgenheit so vollkommen, daß alle Welt glaubte, Nievo habe Italien überhaupt verlassen, und er selbst in späteren Jahren, wenn er der stillen Sammlung seiner Kraft bedurfte, um Großes zu schaffen, freiwillig zu dem reizenden weltfernen Familiensitz zurückkehrte. Erst als die Jubeljahre der österreichischen Reaktion vorüber waren, wagte Nievo wieder als Student der Rechte in Padua aufzutauchen. Er führte seine juristischen Studien energisch zu Ende und veröffenlichte gleichzeitig in einem im

venezianischen Gebiete damals vielgelesenen Blatte, dem Alchimisto Friulano, eine Anzahl seiner Gedichte, die mit vielem Beifall aufgenommen wurden und 1852 in sehr kleiner heute verschollener Auflage gesammelt erschienen. Auch ein von Nievo verfaßtes Trauerspiel Galileo wurde in Padua mit nachhaltigem Erfolg gegeben, und ein Lustspiel verschaffte dem Dichter eine ehrenvolle Erwähnung bei einer Turiner Preisbewerbung 1855. Mit der Erlangung der Würde eines Doktors beider Rechte schloß dieses Wirken in Padua ab.

Der dreiundzwanzigjährige Gelehrte wendete sich nach Mailand, vermuthlich um hier als Sachwalter thätig zu werden. Aber zur Zeit fehlen noch bestimmte Nachrichten darüber, ob Nievo wirklich zur praktischen Ausübung des in seinem Fachstudium erwählten Berufes gelangt ist. Seine dichterische und politische Produktion war in den nächsten drei Jahren eine so umfassende, daß es schwer fiele an eine gleichzeitige praktische Geschäftsthätigkeit zu glauben, wenn wir nicht wüßten, daß Nievo seinen ersten Roman von dreihundert Seiten in vierzehn Tagen geschrieben hat. Sicher ist, daß er in jenen Jahren umfassende Verbindungen mit wichtigen Organen der Presse angeknüpft hat — der unglückselige Putsch gegen die österreichische Fremdherrschaft hatte glücklicherweise schon vor Nievo's Ankunft in Mailand stattgefunden, 1853 — und daß er diesen Zeitungen im politischen Theil und im Feuilleton ein sehr werthvoller Mitarbeiter wurde. Gesammelt von seiner reichen — immer mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Arbeit aus jenen Tagen ist nichts. Diese Pflicht der Dankbarkeit ist seinen Landsleuten noch vorbehalten. Erhalten ist nur, was er selbst der Sammlung oder besonderen Ausgabe werth erachtete, seine zwei ersten Romane: Un angelo di bontà (ein Engelsherz) 1856 und Il conte Pecorajo (Graf Schafhirt) 1857. Diese Dichtungen, welche bei ihrem Erscheinen vom jubelnden Beifall der lombardischen Hauptstadt begrüßt wurden, sind indessen heutzutage beinahe schon vergessen, und jenseits der Lombardei und Venetiens haben sie kaum jemals Leser gefunden. Nicht viel besser ist es dem großen posthumen Werke des Dichters, seinem zweibändigen Roman Le confessioni di un ottuogonario (die Bekenntnisse eines Achtzigjährigen) ergangen, den er in den Jahren 1857 und 1858 in der stillen Zurückgezogenheit seines Castello di Colloredo niederschrieb, und an dem Nievo wohl noch länger gefeilt haben würde, wenn nicht der Ausbruch des italienisch-französisch-österreichischen Krieges dem Dichter von neuem das Schwert in die Hand gezwungen hätte.

In Ancona am Lago Maggiore gesellte sich Nievo zu dem Freikorps Garibaldis und begleitete dieses auf seinen abenteuerlichen Kriegsfahrten, bis der plötzliche Frieden von Villafranca dem Kriege ein Ziel setzte. Aber auch an dem romantischen Zuge Garibaldi's nach Sizilien sehen wir Nievo bethei-

ligt. Er wurde in Marsala Kapitain, in Calatafini Obristlieutenant, in Palermo Oberst. In irgend einem Treffen soll er Garibaldi das Leben gerettet haben. Zu dichterischer Arbeit ist Nievo kaum mehr gekommen. Das einzige poetische Produkt, das er dem Feldzug von 1859 dankte, war ein Bändchen Gedichte, „Amori Garibaldini“ (Mailand 1859). Dem Frieden von Villafranca widmete er die Broschüre „Venezia e la liberta d'Italia“ die ebenso maßvoll in ihrem politischen Takt als patriotisch begeistert geschrieben sein soll. Auch diese Schriften Nievo's sind so gut wie verschollen.

Rastlos, als habe er eine Ahnung von dem kurzen Ziel seines Lebens gehabt, widmete er sich dagegen seiner patriotischen Pflichterfüllung. Mit der Einnahme von Capua waren die Freiwilligen Garibaldi's verabschiedet worden; wenige Monate Ruhe und Erholung genoß da Nievo in Mailand. Aber noch vor Schluß des Jahres 1860 eilte er wieder nach Sizilien, um die Rechenschaftsberichte der Garibaldischen Verwaltung, deren Vice-Intendant Nievo gewesen, zu ordnen und abzuschließen. Er arbeitete rastlos, mit Aufopferung seiner Gesundheit an diesem Abschluß. Und sowie die Arbeit gethan war, schiffte er sich, trotz aller Warnungen seiner Freunde am 4. März 1861 mit dem gebrechlichen alten Dampfer Ercole in Messina ein, um seiner Mutter und einer in der Heimath seiner harrenden heimlichen Verlobten in die Arme zu eilen und — ertrank Angesichts der Bucht von Neapel.

Poeta, soldato e naufrago

lautet die Ueberschrift einer rührenden Todtenklage, die Bernardo Zendrini dem frühgestorbenen Genossen darbrachte. Einen Augenblick durchzitterte der Schmerz über den Verlust des vielversprechenden jungen Mannes das ganze frühlingsfrohe Italien. Dann aber beanspruchte der Lebende sein Recht.

Heute ist Ippolito Nievo fast vergessen in seiner Heimath. Einige akademische Gedächtnißreden, sechs Seiten biographische Notizen vor Lemonniers Ausgabe seines nachgelassenen Romans „Bekenntnisse eines Achtzigjährigen“ und eine kurze Notiz von Angelo de Gubernatis in der Deutschen Rundschau vom September 1877, daß man den zuletzt genannten Roman Nievo's „immer mit Rührung lesen werde“ — das ist Alles, was Italien bisher für einen Dichter gethan hat, der sein Leben für sein Vaterland eingesetzt und mit den achtundzwanzig Jahren, die ihm als Lebensziel beschieden waren, eine Vollendung des literarischen Schaffens erreicht hatte, die keinem der Nachfolgenden beschieden war, die Nievo an die Seite Manzoni's und Giusti's und theilweise sogar über diese stellt.

Paul Heyse verfolgt die Schöpfungen Nievo's, soweit diese erhalten sind, in der Vorrede zum ersten Bande der vorliegenden Sammlung italienischer Novellisten eingehender, um dieses Urtheil zu begründen. Wir können

uns begnügen, die beiden hier gebotenen Romane Nievo's „Ein Engelsherz“ und die „Erinnerungen eines „Achtzigjährigen“ genauer in Betracht zu ziehen, um zu demselben Ergebniß zu gelangen.

„Ein Engelsherz“ hat Nievo mit dreiundzwanzig Jahren geschrieben. „Wir kennen in allen Literaturen kaum ein Beispiel eines merkwürdigeren Debüts auf diesem Gebiete“, urtheilt Paul Heyse. „Wohl sind die Erstlingswerke unserer größten Genien an persönlicher Macht, Feuer der Leidenschaft, hinreißender Gedankenfülle diesem Roman überlegen. Aber schwerlich wird sich das Jugendwerk irgend eines anderen Epikers an Klarheit, Reichthum und glücklicher Gliederung der Komposition, an Schärfe und Reiz der Charakteristik, sicherer Menschenkenntniß und vollendeter Beherrschung aller Kunstmittel mit diesem Buche messen können. Nur ein geborener Erzähler konnte sich in seinem ersten größeren Versuch als ein so ausgereifter Meister zeigen. Er hatte freilich eine Schule genossen, in der viel zu lernen war. Von Jugend auf war Manzoni sein über Alles verehrtes Vorbild gewesen.“

Wir pflichten Heyse bei, wenn er nun weiter nachzuweisen versucht, daß Morosina, die Heldin des Romans „Ein Engelsherz“ insofern über der Heldin der „Verlobten“ von Manzoni stehe, als diese, getreu ihrem bäuerlichen Charakter, mit „eintöniger Bravheit und Passivität“ in den sie umfluthenden Ereignissen steht, während Morosina, die Heldin Nievo's, in einer grundverderbten Stadt und Zeit, mit Absicht und Berechnung ausgesetzt den schwersten Versuchungen einer heißblütigen Natur von dem, der am meisten auf ihre Würde achten sollte, keineswegs in blöder Unwissenheit den Gefahren entgeht, die sie umringen, ja mit Vorsatz ihr bereitet werden, sondern gerüstet und geadelt durch ihren reinen weiblichen Sinn „vor dem Gemeinen sich mit stillem Schauder zurückzieht.“ Schon in der unvermeidlichen Klostererziehung hat sie die frivole Nichtigkeit und die weltliche Begehrlichkeit der Lehrerinnen und Genossinnen vollauf durchschaut und kennen gelernt. Die sittliche Energie, mit welcher sie dann, inmitten des Treibens einer grundverdorbenen Aristokratie, bei voller Freiheit ihrer Entschließungen und Neigungen, der Stimme der strengen Pflicht und Ehrbarkeit folgt, statt ihren Herzenswünschen freien Lauf zu lassen, diese Höhe des Standpunktes über Allen, die ihr nahe stehen, erhebt sie wirklich zur Heldin ihrer Zeit, ihrer Umgebung. Diese sittliche Hoheit läßt es nicht blos begreiflich, sondern natürlich erscheinen, daß Morosina auch die Schlacken, welche den Größten ihrer Tage anhaften, abstreift und auch deren Wesen allmählig mit dem Adel der Seele erfüllt, die sie selbst erhebt. Der mächtigste Staatsmann des alten Venedig, Formiani, vor dem Hoch und Niedrig sich beugt, obwohl er keineswegs besser ist, als die Kinder seiner Zeit; Celio, der frühverdorbene Jugendgespiele und spätere leidenschaft-

liche Liebhaber Morosina's, sie werden Beide durch das „Engelsherz" gehoben, gereinigt; sie verlassen die Bühne des Dichters verklärt und verschönert durch den Abglanz der Tugend eines reinen Weibes. Was der größte deutsche Dichter durch seine Iphigenie ausdrücken wollte: die siegende Macht der reinen weiblichen Würde gegenüber dem barbarischen Ungestüm, wie gegenüber dem Schuldbewußtsein eines vom Gottesfluch betroffenen Geschlechtes, hat Nievo in seiner Weise, an einem ihm wie kaum einem Andern offen aufgeschlagenen Blatte seiner vaterländischen Geschichte dargelegt.

Diese „Moral der Geschichte" ist gewiß das Höchste, was ein dreiundzwanzigjähriger Italiener seinem Volke in jenen Tagen vorhalten konnte. Und mit welch klarem Bewußtsein! Mit Händen zu greifen ist die Absicht des Dichters, seine Feder zu führen in demselben Sinne, wie er sein gutes Schwert führte, zur Befreiung seines Vaterlandes von jahrhundertelangen Mißständen und Verirrungen! In den Worten des sterbenden Formiani: „Glaube mir, Verschwörungen und mystische Sekten nützen nichts, wenn die Gesellschaft in ihrer heiligsten Grundlage, der Familie, wurmstichig geworden ist!" ist die ganze mächtige Tendenz dieses Romans klar ausgeprägt. Das Venedig, wie es Formiani kannte, gewann durchaus nicht an sittlicher Vollkommenheit, als der weltfrohe Inquisitor die Augen geschlossen hatte, und nachher Franzosen und Oesterreicher abwechselnd sich in der Markusstadt tummelten, und dann ein halbes Jahrhundert lang das Gift der Fremdherrschaft in die innersten Adern des italienischen Volkes gedrungen war. Es gehörte die ganze Kraft einer reinen Heldennatur dazu, um dem eigenen Volke zu sagen, wo die Quelle des nationalen Elends sitze und wo man das Werk der Heilung anzusetzen habe. Nievo sprach dieses Wort in seinem ersten Roman furchtlos aus: nicht die gerade in Italien seit den Carbonari und dann wieder unter Leitung von Mazzini so beliebten Geheimbünde und Verschwörungen vermöchten den nationalen Hoffnungen zum Siege zu verhelfen, sondern allein die Erneuerung und Reinigung des durch das Cicisbeat, das Gasthofsleben u. a. berechtigte Eigenthümlichkeiten vergifteten Familienlebens.

Vielleicht ist gerade der Ernst dieser Zurechtweisung der Landsleute der Hauptgrund gewesen, warum dieses Werk des Dichters ohne Sang und Klang der Vergessenheit anheimgefallen ist. In der großen Erregung bedeutender Tage läßt sich Jeder ein ernstes Mahnwort an sein Innerstes gern gefallen. Nachher aber trachten die Meisten, den unbequemen Mahner so schnell wie möglich los zu werden. Die andern modernen Novellisten Italiens verstanden es ja auch soviel besser wie Nievo, den leichten Gewohnheiten und liebsten Schwächen der Nation zu schmeicheln; sie folgten dabei obendrein noch den sublimen Pariser Vorbildern. Kein Wunder, daß da der herbe und

nüchterne Patriot, der mit keiner Zeile und keinem Wort die Sünde schön findet, sondern immer nur die Tugend, als unwillkommener Beichtvater bei Seite geschoben wurde. Hatte doch selbst der größte Schriftsteller, den die italienische Literatur überhaupt aufzuweisen hat, Machiavelli, in seinem Privatleben, wie in seinen Schriften den lasterhaften Gewohnheiten der Männer seiner Zeit ohne Scheu gefröhnt. Seine frivolen Lustspiele waren die Lieblinge des liederlichen Papstes. Seine „kleine Novelle" verspottet zwar die Prunksucht und Verschwendung der Damen seiner Tage. Aber sie beweist uns auch, daß der Teufel selbst ohnmächtig gegen diese Unsitte war.

Der andre Grund der an sich auffallenden Ungerechtigkeit der Italiener gegen einen ihrer bedeutendsten modernen Schriftsteller, ist von Heyse wohl richtig angedeutet. Nievo hat niemals versucht, sich bei seinen historischen Romanen den Schein gelehrter historischer Forschung zu geben. Thatsächlich beherrscht er das historische Material, das er vorführt, wie kein Andrer vor ihm und nach ihm. Die venezianischen Dramen Lord Byrons z. B. — so ehrfurchtsvoll auch Nievo an einer Stelle seines ersten Romans darüber spricht — sind rhetorische Schattenspiele im Vergleich zu dem köstlichen Realismus, den jede Zeile der venezianischen Romane Nievo's bietet. Alles hat sich bei ihm vereinigt, um ihn zu befähigen, das Venedig vor etwa hundert bis vor etwa sechzig Jahren so zu schildern, als sei er selbst damals im goldenen Buche der Meerkönigin eingetragen gewesen: Familientraditionen, vielleicht Tagebücher aus der Großväterzeit, eigene, gründliche Kenntniß des Ortes, der Sitten, geschichtliche, philosophische und vor Allem rechtsgeschichtliche Studien. Das juristische Element in Nievo's Darstellung ist auch von Heyse nicht genügend gewürdigt. Es gab dem Dichter die größte Klarheit und Sicherheit in der Zeichnung des Grundrisses jenes längst zusammengebrochenen Staatsgebäudes. An der Hand der genauen Kenntniß der venezianischen Staatsverfassung stieg der ganze vierzehnhundertjährige Bau der hohen Signoria leibhaftig wieder vor ihm auf; die Formiani und Frumier und alle die andern edeln Geschlechter, die er uns handelnd darstellt, schalteten wie Menschen von Fleisch und Blut, nicht wie gespensterhafte Schatten in den Marmorpalästen am großen Kanal. Doch keine Zeile des bescheidenen Dichters verräth den Stolz des Gelehrten, dem es gelungen, nach harter Arbeit sprödes Material zu bändigen, tausend unscheinbare Quellen zu einem tiefen, glänzenden Strom zu vereinigen. Außerdem hat auch niemals ruhmredige Reklame — die Nievo bei seiner Verbindung mit der Presse seiner Zeit gewiß unschwer hätte gewinnen können, — dafür gesorgt, den „gebildeten Leserkreisen" von damals zu versichern, daß man nothwendig Nievo's venezianische Romane gele-

sen haben müsse, um in den Salons der guten Gesellschaft geistreich plaudern zu können.

So ist es gekommen, daß Nievo schon fünfzehn Jahre nach seinem Tode gleichsam von neuem entdeckt, andern Nationen jetzt erst förmlich vorgestellt werden mußte, während bei uns z. B. die Verfasser sogenannter historischer Romane gefeiert werden, die in Beziehung auf Geschichtskenntniß und Geschichtstreue wie in Betreff der künstlerischen Gestaltung des Stoffes mit Nievo gar keinen Vergleich aushalten.

Es wird dem Folgenden vorbehalten bleiben, den historischen und künstlerischen Gehalt der beiden Romane Nievo's, welche die vorliegende Sammlung bietet, noch näher darzulegen.

Literatur.

Jakob von Falke, Studien zur Kultur und Kunst. — Wien, Gerold, 1877.

Es ist in neuerer Zeit in gewissen Kreisen Mode geworden, über die gedruckten Sammlungen vorher zerstreut erschienener Aufsätze tadelnd sich auszusprechen. Das geschieht im Allgemeinen mit Unrecht. Denn Jedermann, der wissenschaftlich arbeitet oder wissenschaftliche Arbeiten auch nur ernstlich liest, kennt den durch die unendlich große Zahl von Zeitungen und Zeitschriften aller Art verursachten Uebelstand, daß es oft sehr schwer ist, einen bestimmten vor längerer Zeit gedruckten Aufsatz, besonders wenn derselbe in einer politischen Zeitung (die nur selten gesammelt wird) erschienen ist, zu finden oder zu erlangen. Wenn daher der Schriftsteller seine im Laufe einer Reihe von Jahren erschienenen, an verschiedenen Orten gedruckten Aufsätze verwandten Inhalts, in revidirter Form neu erscheinen läßt, so erweist er dadurch nicht nur seinen Verehrern einen großen Dienst, sondern dringt mit diesen gleichsam neu erscheinenden Arbeiten auch wieder in neue und weitere Kreise, erleichtert das Studium seiner Arbeiten und vermehrt den Nutzen, welchen er durch dieselben zu stiften gedachte oder schon gestiftet hat, in erheblichem Maße. Ganz besonders gilt das Gesagte von den guten, wirklich nützlichen Arbeiten; die andern bleiben ohnedies ungedruckt.

Daher begrüßen wir eine soeben (bei Carl Gerold in Wien) erschienene Sammlung höchst interessanter Studien des berühmten Kunst- und Kulturhistorikers Jakob v. Falke, welche bisher zum großen Theil in einer Wiener

Zeitung (Abendpost), zum Theil freilich auch in einigen leichter zugänglichen kunstgewerblichen Zeitschriften gedruckt waren, jetzt aber in einem elegant ausgestatteten, handlichem Bande in erneuter, vielfach erweiterter Gestalt erscheinen, mit besonderer Freude. Was wir von den Arbeiten Falke's überhaupt zu rühmen haben, daß sie in einer angenehmen, Jedem leicht verständlichen Form anregend und belehrend sind und daß sie viel Neues bieten, gilt auch von diesen Aufsätzen. Sie gehören im Wesentlichen dem Gebiete des Kunstgewerbes an, spielen aber, wie es bei jeder größeren Arbeit der Art, welche ihre Aufgabe vollkommen erfüllen will, sein sollte, in das Gebiet der allgemeinen Kulturgeschichte hinüber, denn die Kunst ist nur die Blüthe der allgemeinen Kultur. Sonst sind sie sehr verschiedenartig nach Gegenstand, Behandlung und Form, und nach dem Zweck, welchen sie ursprünglich zu erfüllen hatten. Einige derselben waren zuerst öffentlich gehaltene Vorträge.

Der erste Aufsatz giebt in einer vortrefflichen, für ähnliche Arbeiten mustergiltigen Darstellung eine Geschichte des Englischen Wohnhauses. Falke legt die Entwickelung desselben aus dem einfachen Bauernhause der Angelsachsen, unter sorgfältiger Berücksichtigung der politischen und sozialen Verhältnisse, der im Laufe der Zeit sich steigernden Bedürfnisse und mancherlei fremder Einflüsse, bis zur Ausbildung des Elisabethstyls mit vollkommener Klarheit dar, beschreibt dann das Eindringen der Renaissance, die Bildung der großen Paläste im sogenannten Paladianischen Styl und schildert schließlich mit großer Liebe und besonderem Geschick das moderne städtische Wohnhaus der Engländer der Gegenwart im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen, besonders auch die Einrichtung und Ausstattung der einzelnen, verschiedenen Zwecken gewidmeten Zimmer, mit ihrem modernen Komfort.

Die zweite größere Arbeit ist eine kurz gefaßte, übersichtliche geist- und gehaltvolle Darstellung der Geschichte des Kostüms, von der ältesten Zeit mit den Assyriern und Aegyptern anfangend, bis in unsere Tage, bis zum Jahre 1877. Es ist vielleicht die beste Arbeit, welche wir über Kostüm-Geschichte besitzen. Falke weist darin die stetige Enwickelung des Einen aus dem Andern mit Rücksicht auf Klima, Sitten und Gebräuche, politische Verhältnisse, allgemeine Kulturzustände u. A. nach, und knüpft daran ästhetisch-kritische Bemerkungen, welche mit wenigen Worten in das wahre Verständniß des Gegenstandes einführen, uns die sehr einfachen und leicht begreiflichen Anhaltspunkte für Beurtheilung der Kostüme mit Rücksicht auf Zweckmäßigkeit und Schönheit darlegen. Möchte diese Abhandlung doch recht fleißig und gründlich von unsern Modetyrannen gelesen werden, welche unsere Damen, die sich nicht getrauen, ein eigenes Urtheil zu haben, dazu zwingen das Widersinnigste, Unbequemste und Häßlichste zu kaufen, zu tragen und sogar noch schön zu finden, weil es eben Mode ist.

Digitized by Google

Ein dritter, kleinerer, ganz populärer Aufsatz behandelt die Patina der Bronze-Monumente, bespricht besonders die schlechte Patina der modernen Bronzen und deren Ursachen und die Mittel zur Herstellung einer bessern und schönern Patina. Falke erkennt, wie das schon vor längerer Zeit der Erzgießer Miller in München ausgesprochen hat, und das ist gewiß auch richtig, als Ursache der schlechten Patina die rauhe Oberfläche der modernen Bronzegüsse und empfiehlt künftig die öffentlichen Denkmäler mit glatter, glänzender Oberfläche herzustellen.

Ein vierter Aufsatz handelt über Bilderrahmen, giebt die historische Entwickelung derselben und eine kritische Beleuchtung ihrer modernen Gestaltung. Diese Angelegenheit ist wichtiger als sie im ersten Augenblick erscheint, denn der Rahmen ist von großem Einflusse auf die Würdigung künstlerisch ausgeführter Gemälde und sehr wichtig bei Herstellung stimmungsvoll wirkender Innenräume.

Ein fünfter Aufsatz giebt eine kurze lehrreiche, kritische Geschichte der Stickerei, ein mit Rücksicht auf die modernen Bestrebungen gewiß zeitgemäßes Thema.

In innigem Zusammenhange damit steht die Abhandlung über die sogen. „Nationale Hausindustrie" — ein Name, welcher das Wesen der Sache nicht vollkommen bezeichnet; man sagt vielleicht besser „Bauernkunst" — deren künstlerische Bedeutung und lokale Verbreitung; eine vortreffliche, geistvolle, viel Neues bringende Abhandlung. Da man auf diesen Zweig der Kunstindustrie erst in der allerneuesten Zeit aufmerksam geworden ist, und derselbe sich nur an Orten, welche entfernt von den Mittelpunkten der Kultur, versteckt und abgeschnitten von den modernen großen Verkehrswegen liegen, erhalten hat, ist sie nur erst einem kleinen Theile nach bekannt; die von Falke gegebene Uebersicht also keinesweges vollständig. Möchte dieser Aufsatz doch die Anregung geben, daß dieser hochinteressanten, für die modernen Verhältnisse sehr wichtigen Angelegenheit in weiteren Kreisen mehr Aufmerksamkeit zugewendet werde!

Ein anderer Aufsatz behandelt in lichtvoller Weise einige „Kuriositäten der Töpferkunst aus dem sechzehnten Jahrhundert", nämlich die bis jetzt noch wenig bekannten Arbeiten des Augustin Hirschvogel in Nürnberg, die Henry-deux Arbeiten und die Thätigkeit des Bernard Palissy.

Zum Schluß giebt Falke noch eine sehr anschauliche Schilderung von Stockholm und eine mit großer Liebe geschriebene Schilderung der an Kunstwerken reichen, künstlerisch mit Vollendung durchgebildeten königl. Villa Ulriksdal bei Stockholm.

Das Ganze ist ein schöner und nützlicher Kranz von leicht verständlichen, schön geschriebenen Abhandlungen, welche verdienen in den weitesten Kreisen

wiederholt und mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Die Bewegung auf dem Gebiete der Kunst-Industrie ist, Dank der befruchtenden Thätigkeit der Gewerbemuseen, jetzt glücklicher Weise so weit vorgeschritten, daß man eigentlich Alles in entsprechender Vollkommenheit zu leisten im Stande ist, wenn es verlangt wird. Daß nicht so viel geschieht, als nöthig ist und erwartet werden darf, ist nicht die Schuld der Künstler und Fabrikanten, — obgleich auch diesen noch viel zu thun übrig bleibt, — sondern im Wesentlichen die Schuld des Publikums, welches die Künstler und die Fabrikanten nicht genügend unterstützt. So lange das Publikum mit dem Schlechtesten zufrieden ist, wenn es nur billig ist, kann die Kunstindustrie nicht zur Blüthe kommen. Daher muß jetzt vor Allem das Publikum gebildet, für das Gute und Schöne empfänglich gemacht werden. Das Publikum muß Verlangen nach dem Guten und Schönen haben, das Schlechte mit Entschiedenheit zurückweisen. Und zu solchem Ziel zu führen, sind Arbeiten wie die oben besprochene ganz besonders geignet.

Georgens' Schulen der weiblichen Handarbeit (Leipzig 1877, Richter).

Noch im Jahre 1860, als G. Semper den ersten Band seines berühmten, grundlegenden Werkes über den „Styl“ in den Kunstgewerben herausgab, konnte er in Betreff der weiblichen Handarbeiten sagen: „Heut zu Tage würde ein echter Künstler, welcher ein wahres Musterbuch für Stickerei herausgäbe, kein Glück machen.“ Zehn Jahre später erschien Fischbach's vortreffliches „Album für Stickerei“ mit seinen wahrhaft künstlerisch komponirten Mustern, welches sofort allgemeinen Beifall fand, bei den Handarbeiten unsrer Damen vielfach benutzt wurde und schon jetzt in fünf Auflagen vergriffen ist. Eine neue bedeutend vermehrte Auflage ist in Vorbereitung.

In den letzten fünfzehn Jahren hat sich, Dank den belebenden Schriften eines Jakob Falke und dem befruchtenden Einflusse der deutschen Gewerbe-Museen der Geschmack des Publikums also schon erheblich gebessert. Ja, der gute Geschmack, besonders auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeit, fängt in den bessern Kreisen sogar schon an, Mode zu werden, so daß auch unsre Modezeitungen demselben sich nicht ganz haben verschließen können.

Es stellte sich nun auch bald das Bedürfniß nach einer systematisch geordneten Sammlung von guten und künstlerisch durchgebildeten Mustern für weibliche Handarbeiten aller Art heraus, ein Werk, in welchem zugleich die an sich überaus einfachen und eigentlich selbstverständlichen — in unserer vielfach verbildeten Zeit lange aber fast gänzlich verloren gegangenen — Grundprinzipien des Styls in diesen Arbeiten in leicht verständlicher Form dargelegt werden. Ein solches Werk publizirte unter dem Titel „Schulen der weiblichen Hand-

arbeit“ schon im Jahre 1873 Dr. J. D. Georgens, ein geistvoller Mann, welcher auf verschiedenen Gebieten mit Erfolg gearbeitet hat und jetzt in der Redaktion der Modezeitung „Bazar“ thätig ist, unter thätiger Beihülfe seiner Gattin, einer bekannten Schriftstellerin. Dasselbe enthielt außer dem belehrenden und erläuternden Texte 64 Tafeln mit stylistisch richtigen Mustern für Stickerei der verschiedensten Art, zum Theil von großer Schönheit. Seit einiger Zeit ist dieses Werk vergriffen und das für die künstlerische Ausbildung der weiblichen Handarbeit begeisterte Ehepaar publizirt nun ein seit längerer Zeit sorgfältig vorbereitetes zweites Werk der Art, welches unter gleichem Titel, als zweite Auflage des ersten erscheint, jedoch sehr erweitert und so bedeutend verbessert ist, daß es als ganz neues Werk betrachtet werden muß, bei welchem von dem früheren kaum mehr als der Grundgedanke, welcher als richtig und fruchtbringend sich erwiesen hatte, beibehalten worden ist.

Es besteht aus zwölf Heften, jedes ein vollständiges und in sich abgeschlossenes Ganzes bildend, welche die Linienstickerei in ihren verschiedenen Arten der Technik, das Sticken auf Kanevas, das Stricken und Häkeln, das Durchziehen in Tüll und Filet (Filetguipüre), das Schürzen und Knüpfen (Frivolitäten), das Flechten, Mosaik und Aplikationsarbeit, das Plattstichsticken (weiß und bunt), das Spitzennähen, die Holzmalerei und endlich sogar das Wäschenähen und Kleidermachen lehren und für alle diese verschiedenen Arten der weiblichen Handarbeit nach einer kurzen durch Holzschnitte erläuterten Einleitung, welche über Styl und Technik die nöthige Auskunft ertheilt, und in das Verständniß des eigentlichen Wesens der betreffenden Arbeit einführen soll, auf 266 Tafeln eine sehr große Anzahl von vortrefflichen, stylgemäßen, wirklich künstlerisch gezeichneten Mustern ganz einfache, sowie solche von reichster Durchbildung enthält, welche zunächst den Zweck haben als Beispiele zu dienen, um in den Geist und das wahre Wesen der betreffenden Arbeit einzuführen, welche sämmtlich aber auch direkt als Vorbilder für die Ausführung benutzt werden können. Diese Muster sind mit sorgfältiger Auswahl theils älteren Werken, alten Musternbüchern (Cocheris, Siebmacher) theils ausgeführten Gegenständen in Museen, theils der bekannten Modezeitung „Bazar“ entnommen, theils aber auch Entwürfe von Künstlern wie C. Bötticher, Ludwig Lohde, M. Gropius, C. Grunow, Friedr. Fischbach, G. Lilienthal, A. Burger, Kolscher, Marie Stein u. A. Mit besonderer Freude bemerkten wir darunter auch eine Anzahl Muster von der Hand des großen Architekten Schinkel, welche bisher noch nicht publizirt waren.

Ein zwölftes Heft behandelt Kleidung und Wohnung. Es ist gewiß ein richtiger Gedanke, Alles was in den vorhergehenden Heften gebracht wurde, in einem Schlußhefte zu einem einheitlichen Ganzen in Kleidung und Woh-

nung zusammen zu fassen. Aber dieser Versuch ist leider nicht gelungen. Der Text giebt im Allgemeinen zwar Richtiges, ist aber zu dürftig. Weshalb haben die Verfasser sich nicht an die betreffenden meisterhaften Arbeiten von Jakob Falke gehalten? Die Kostüme-Bilder und die Bilder von Zimmereinrichtungen sind vollständig mißlungen. Die Figuren nach antiken Statuen sind ohne Verständniß der Bekleidung schlecht gezeichnet, sind also nicht geeignet, den Beschauer in das Verständniß des Kostüms einzuführen und die „malerischen Anzüge für den modernen Gebrauch" sind, mit Ausnahme von jenen auf Taf. 7 und 8, welche Vortreffliches darstellen, ebenfalls unverstanden, geschmacklos, langweilig und entsprechen nicht den Lehren des Textes. Es giebt ja so unendlich viele alte Kostümbilder, welche die Verfasser hätten benutzen können, und in modernen Trachten hat H. König sehr Beachtenswerthes geleistet. Das Kapitel „Schmuck" ist über Gebühr vernachlässigt und doch spielt derselbe bei der Kleidung unserer Damen eine so große Rolle. Von den Zimmerbildern gilt in noch weit höherem Maße, was ich soeben von den Kostümbildern gesagt.

Das Werk ist mit Ausnahme von Heft 12 allen Damen, welche sich mit Handarbeit beschäftigen — und welche thäte das nicht! — dringend zu empfehlen. Eine jede wird darin für sie passende, ihren speziellen Zwecken entsprechende Muster finden. Zudem wird sie mancherlei Anregung erhalten. Ja, selbst schon das Durchblättern des schönen Musterbuches wird Freude und Genuß bereiten.

Von ganz besonderem Werthe aber ist dieses Buch für unsere Töchterschulen. Soll der Geschmack des großen Publikums gebildet werden — und in dieser Beziehung fehlt trotz des wohlthätigen Einflusses der Gewerbe-Museen noch immer sehr viel — so muß vor Allem die heranwachsende Generation der Mädchen, welche später als Gattinnen und Mütter von dem größten Einflusse sind, in ihrem Geschmack gebildet werden. Mit Recht haben daher die Verfasser in der Vorrede auf die Nothwendigkeit eines methodischen Unterrichts hingewiesen und haben dem entsprechend bei Bearbeitung der einzelnen Hefte besondere Rücksicht auf denselben genommen.

R. Bergau.

Notiz. Leider mußte der Bericht über die Reichstagsverhandlungen der vergangenen Woche infolge plötzlicher Erkrankung unsres Berichterstatters ausfallen. D. Red.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 12.

Ausgegeben am 14. März 1878.

Inhalt:

Seite
Die deutsche Litteratur während des achtjährigen Friedens 1748—1756. (Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.) III. Julian Schmidt. 441
Die preußischen Fabrikinspektoren und ihre Berichte. Franz Mehring 453
Italienische Novellisten. Ippolito Nievo. (Schluß.) 463
Ein unbekannter sozialistischer Agitator der Reformationszeit. . 468
Vom deutschen Reichstag. χ. ϱ. 478

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu eine literarische Beilage von Otto Spamer in Leipzig.

Leipzig, 1878.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig ist erschienen:

Die Thiere
in der indogermanischen Mythologie

von

Angelo de Gubernatis,

Professor des Sanskrit und der vergleichenden Literatur am Instituto di studii superiori di perfezionamento zu Florenz.

Aus dem Englischen übersetzt

von

M. Hartmann.

Autorisirte, mit Verbesserungen und Zusätzen versehene deutsche Ausgabe.

gr. 8⁰. Preis 21 Mark.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen:

Das deutsche Reich
und die kirchliche Frage

von

Constantin Rößler.

Ein Band. gr. 8. Preis 10 Mark.

Der Verfasser sucht in dieser Schrift nachzuweisen, daß die Neubildung des deuts Staates, welche mit der Aufrichtung des deutschen Reiches gelungen ist, unvollständig bl und der dauernden innern Bürgschaft entbehren würde, ohne Neubildung der deuts Kirche. Zu einer solchen ist der äußere Anlaß gegeben durch den Kampf der Abwehr, welchem das römische Papstthum von der revolutionären Basis aus, die es durch das ticanische Concil angenommen, das deutsche Reich fortdauernd nöthigt. Der Verf unterwirft die Frage einer Erörterung, ob die Neubildung der Kirche bei der fremden ablehnenden Haltung des modernen Zeitbewußtseins gegen Religion und Christenthum m ist, und stellt dabei über die Bedeutung der Religion im geistigen Leben der Nationen über diejenige des Christenthums insbesondere überzeugende Gesichtspunkte auf. Von selben aus gelangt er zu praktischen Vorschlägen über die Neubildung der Kirche, welche der aufgestellten Art durchaus neu sind und geeignet, allgemeine Aufmerksamkeit be kirchlichen Parteien, ohne Unterschied der dogmatischen Richtung, und weiterhin bei zu erregen, welche die kirchliche Frage auch nur vom Standpunkt des socialen Lebens der allgemeinen Geistesbildung betrachten.

Studien und Skizzen
zur
Geschichte der Reformationszeit

von

Wilhelm Maurenbrecher.

gr. 8. Preis 8 Mark.

Digitized by Google

Die deutsche Literatur während des achtjährigen Friedens 1748—1756.

(Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.)

Von Julian Schmidt.

III.

Der Bildungsgang auch dieses Zeitalters erfolgte nicht in grader Linie; Wirkung und Gegenwirkung löſten einander ab, jeder Ausbruch von der einen Seite ruft seinen Gegensatz hervor. Die Vertreter der überschwänglichen Gefühlsseligkeit sammeln sich um Klopstock, die Vertreter des entschlossenen Weltverstands um Lessing. Durch diesen ausgesprochenen Gegensatz kommt Ordnung in die Bewegung der Literatur. Nur darf man nicht übersehn, daß in dieser Symphonie der Dichter die Oberstimme führt und die Melodie trägt; die ganze Literatur der Periode steht unter seinem Bann.

Klopstock hatte Berlin nicht erobern können; in Berlin sammelte sich nun die Gegenwirkung gegen ihn.

Lessing, fünf Jahre jünger als Klopstock, Sohn eines angesehenen Pfarrers in Kamenz (Lausitz), hatte sich auf der Fürstenschule in Meißen eine gründliche philologische Bildung angeeignet. „Ein guter Knabe", heißt es in einem Zeugniß, „aber etwas moquant"; und dem jüngern Bruder sagte später der Rektor: „sei so fleißig wie dein Bruder, aber nicht so naseweis." „Er ist ein Pferd", schrieb derselbe an seinen Vater, „das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen." In der That wurde er im 17. Jahr entlassen; seine Lieblingsschriftsteller waren Teophrast, Plautus und Terenz gewesen.

In Leipzig sollte er eigentlich Theologie studiren, hörte aber fast nur

philologische Vorlesungen bei Ernesti und Christ, und eignete sich in Kästner's philosophischer Gesellschaft eine schlagfertige Dialektik an. Angeregt von seinem Freunde Weiße schrieb er Komödien, von denen „der junge Gelehrte" Jan. 1748 durch die Neuber'sche Gesellschaft aufgeführt wurde. Sein zu enger Verkehr mit den Schauspielern machte die Eltern besorgt, sie ließen ihn nach Hause kommen, und bald darauf (Aug. 1748) ließ er sich als Stud. med., da er zum Theologen doch verdorben sei, in Wittenberg einschreiben. Ende des Jahres folgte er seinem Freunde und Landsmann Mylius nach Berlin.

Die Eltern waren bestürzt: sie fürchteten die Einwirkung der freigeistigen Stadt, noch mehr den Umgang mit dem liederlichen Mylius, der einmal ein Pasquill auf den Pastor Lessing gemacht. Ohnehin hatten sie an den anakreontischen Gedichten des Sohnes Anstoß genommen.

Lessing versicherte, es fiele ihm nicht ein, seine eigenen Empfindungen darin auszudrücken, er wolle sich nur in allen Gattungen der Poesie versuchen.

„Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtniß und im Munde hat, in die Kirche geht, und alle Gebräuche mitmacht; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung zu gelangen strebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll. Die Meisten erben sie zwar von ihnen wie ihr Vermögen, aber sie zeigen durch ihre Aufführung, was für rechtschaffene Christen sie sind. Solange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben."

Auch seinen Lebenswandel suchte er zu rechtfertigen. „Ich komme jung von Schulen, in der gewissen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehn kann. Ich lebte die ersten Monate eingezogen; stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich ebenso selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott. Dies Geständniß kommt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabei ist, daß mich nichts Schlimmeres als der Fleiß so närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf. Ich lernte einsehn, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was für eine Ungleichheit wurde ich gewahr! Eine bäurische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitte und Umgang, Mienen, aus welchen Jedermann Verachtung zu lesen glaubte, das waren meine Eigenschaften! Ich empfand eine Scham, wie ich niemals empfunden hatte. Und

die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich zu bessern, es koste, was es wolle. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir im Voraus alle Geschicklichkeit darin absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehn, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind. Die Komödien kamen mir zuerst in die Hand. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte die Laster ebensosehr wegen ihres Lächerlichen, als wegen ihrer Schändlichkeit fliehn. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich über Niemand mehr gelacht und gespottet, als über mich selbst. Doch ich weiß nicht, was mich damals für eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entschluß kam, selbst Komödien zu machen. Ich wagte es, und als sie aufgeführt wurden, wollte man mich versichern, daß ich nicht unglücklich darin wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehrerem Ernst treiben soll. Ich sann daher Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, sich noch kein Deutscher allzusehr hervorgethan hätte."

Es ist nicht ungeschickt, wie der junge Mann der besorgten Mutter gegenüber den Umgang, zu dem seine Neigung ihn trieb, durch Rücksicht auf höhere Zwecke der Bildung vertheidigt. Dreißig Jahre später äußerte sich ein andrer junger Mann, Wilhelm Meister, auf eine ähnliche Weise, und wenn sein Kunst- und Bildungstrieb nicht in Zweifel zu ziehn ist, so läßt sich doch annehmen, daß ihm die Mariannen, die Philinen u. s. w. auch ohne das besser zugesagt haben würden, als die ehrbaren Kommis seines väterlichen Hauses und deren Ehehälften. Das Leben war so anständig, daß der Trieb, einmal über die Schnur zu hauen, bei einem lebenskräftigen Jüngling nicht verwundern darf.

Lessing's erste Thätigkeit in Berlin war die Sammlung seiner Lustspiele, und „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", worin ausländische Theaterdichter, namentlich Plautus und Seneca, übersetzt und exzerpirt waren: sein Hauptzweck war, sich in der Technik zu vervollkommnen. — Seine eignen Lustspiele zeichnen sich zunächst durch einen klaren, einfachen und höchst lebendigen Stil aus; von den Zweideutigkeiten, die damals Mode waren, halten sie sich frei, wenn man von einigen mittelmäßigen Scherzen in der „alten Jungfer" absieht. — Es waren Griffe ins wirkliche Leben. Sein erstes Lustspiel schildert den unfruchtbaren Notizenkram der jungen Magister, der von dem Inhalt der Dinge und von den Ideen ganz absieht; es enthält zum Theil Selbstkritik.

Lessing arbeitete damals sehr schnell, jeder Stoff gestaltete sich unter seinen Händen leicht zu dramatischer Form; die Mache hatte er den Franzosen abgesehn. Er hätte leicht ein fruchtbarer Lustspieldichter werden können, aber es trieb ihn unwiderstehlich, sich nach allen Seiten auszubilden; er las sehr viel und gründlich. Das bequemste schien, diese Lektüre sofort zu seinem Lebensunterhalt zu verwerthen: in diesem Sinne übernahm er 1751 die Kritik in der Vossischen Zeitung, und gab kurze, nicht gerade eingehende, aber zuweilen sehr treffende Anzeigen von allen möglichen Büchern.

Unter den bekannten Schriftstellern Berlin's trat ihm zunächst Ramler (26 J.) näher, sein Vorgänger im kritischen Geschäft, Gleim's Freund, Professor am Kadettenkorps. Der Zufall führte ihm eine weit erlauchtere Bekanntschaft zu.

Voltaire hatte sich durch seine Habgier verleiten lassen, mit einem Berliner Juden ein vom König wiederholt verbotenes Wuchergeschäft zu unternehmen, an das sich noch verschiedene andere Betrügereien knüpften. In solchen Dingen verstand Friedrich keinen Scherz. „C'est l'affaire d'un fripon qui veut tromper un filou", schreibt er 22. Jan. 1751, als zwischen den beiden Gesellen ein Prozeß ausgebrochen war, an seine Schwester: „il n'est pas permis qu'un homme de l'esprit de Voltaire en fasse un si indigne abus." Voltaire wurde zwar freigesprochen, 21. Febr., nachdem er den Juden ansehnlich entschädigt, und dann wieder in Sanssouci zugelassen; aber nur freigesprochen, „weil er ein noch größerer Schelm war als sein Gegner;" — so urtheilte Lessing.

Lessing hatte Gelegenheit, sich in der Sache ein selbständiges Urtheil zu bilden, denn Voltaire's Sekretär ließ durch ihn die von seinem Herrn verfaßte Klageschrift in's Deutsche übersetzen, und Lessing war Febr. 1751 fast täglich bei Voltaire zu Tisch.

Lessing fand, daß es mit dem Gerede über Kunst, wie es die Leipziger und Züricher trieben, nicht gethan sei, daß es darauf ankäme, etwas zu schaffen; und als Dichter ärgerte er sich über diese Kritiker, die unfähig waren, echte Schöpfungen zu würdigen. Er fühlte sich damals als Dichter, nicht als Kunstrichter; er schrieb seine Gedichte nicht als Vorübungen für ein ästhetisches System, seine kritischen Untersuchungen sollten ihm vielmehr sein poetisches Geschäft klar machen.

„Die grübelnde Vernunft drängt sich in alles ein und will, wo sie nicht herrscht, doch nicht entbehret sein. Ihr flucht der Orthodox, denn sie will seinem Glauben, der blinde Folger heischt, den alten Beifall rauben. Und mich erzürnt sie oft, wenn sie der Schul' entwischt und, spitz'gem Tadel hold, in unsre Lust sich mischt; gebietrisch schreibt sie vor, was unsern Sinnen tauge,

macht sich zum Ohr des Ohrs, und wird des Auges Auge." Statt das Herz zu rühren, fährt sie in einen Kritikus, „der, was die Sinne reizt, methodisch mustern muß, und treibt durch Regeln, Grund, Kunstwörter, Lehrgebäude aus Lust die Quintessenz, rektifizirt die Freude, und schafft, wo ihr Geschwätz am schärfsten überführt, daß viel nur halb ergötzt, und vieles gar nicht rührt. Das Fühlen wird verlernt, und nach erkiesten Gründen lernt auch ein Schüler schon des Meisters Fehler finden . . Vom Setzen, Malen lehrt auch das kleinste Buch, wo nichts versehn, doch prahlen. Der Schwätzer hat den Ruhm, dem Meister bleibt die Müh'. Das ist der Regeln Schuld, und darum tadl' ich sie. — Doch meinet man vielleicht, daß sie dem Meister nützen? — Man irrt. — — Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß, ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß. Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher. Er schöpfet aus sich selbst, er ist sich Schul' und Bücher. Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt: sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt."

Das ist nicht gerade die Stimmung eines von seinem Amt überzeugten Kritikers. Er meinte wohl zum Theil die willkürlichen Regeln der Gottsched'schen Schule, und sah sich nach Grundsätzen um, die an deren Stelle treten könnten. Eben hatte Ad. Schlegel Batteux' „les beaux arts réduits à un même principe" übersetzt; Lessing fand den leitenden Grundsatz, die Poesie für die Nachahmung der schönen Natur, „einfach genug, daß man ihn augenblicklich entdecken könne, und weitläufig genug, daß sich alle die kleinen besondern Regeln darin verlieren, welche man blos vermittelst des Gefühls zu kennen braucht, und deren Theorie zu nichts führt, als daß sie den Geist fesselt, ohne ihn zu erleuchten."

Es war naturgemäß, daß die Franzosen die Aufmerksamkeit des jungen Kritikers zumeist in Anspruch nahmen. Es regte sich gerade damals in der französischen Literatur ein jugendfrisches Leben. Vor zwei Jahren hatte Montesquieu seinen „Geist der Gesetze", Buffon den ersten Band seiner „Naturgeschichte" veröffentlicht; eben erschien die „Encyclopädie", J. J. Rousseau gab seine erste Schrift heraus. Mit allen Vorurtheilen wurde rüstig aufgeräumt, nicht am mindesten mit dem bisherigen akademischen Herkommen in der Sprache.

„Die Franzosen", schreibt Diderot (38 J.) an Batteux, „haben dadurch, daß sie alle Inversionen verwarfen, an Klarheit und Genauigkeit gewonnen an Stärke und Nachdruck aber verloren. Die französische Sprache eignet sich wegen der lehrhaften Ordnung, der sie unterworfen ist, besser zu den exakten Wissenschaften als die griechische, englische u. s. w.; diese aber können wegen

ihrer Versetzungen weit vortheilhafter bei der schönen Literatur angewandt werden." Solche Ideen wurden für Lessing sehr fruchtbar.

Mit größerer Härte kann man sich wohl kaum über ein Volk aussprechen als Lessing über die Franzosen. Aber keiner hat die Franzosen so gründlich studirt, keiner hat soviel von ihnen gelernt, auch für die deutsche Sprache.

Lessings Stil war für Deutschland etwas Neues; er ist der erste von unsern Schriftstellern, mit dem wir verkehren, als wäre er unsers Gleichen. Die Eigenthümlichkeit dieses Stils liegt darin, daß das Ziel, wohin er strebt, oder, wenn man den militärischen Ausdruck verstattet, die Festung, die er nehmen will, maßgebend ist für die Gliederung und Bewegung seiner Sätze: sie rücken in Schlachtordnung heran, jeder so gestellt, daß er nie dem andern in den Weg kommt, jeder ist da zur rechten Zeit, weder zu früh noch zu spät; nie ein verlornes Tempo; es wird nicht geduldet, daß irgend ein Nebengedanke in den Weg läuft. Aehnlich gliedern sich innerhalb des einzelnen Satzes die Worte: jedes steht an seinem Platz, wo es der Tonfall erfordert, die Stelle bezeichnet genau sein Gewicht. Selbst die Inversionen bezeichnen regelmäßig einen Sprung, der rascher zum Ziel führt als der grade Weg.

Aber eine militärische Aktion ist durch die bloße Anordnung nicht durchzuführen, es muß das Feuer des Willens hinzukommen; und dieser ist das Entscheidende bei Lessing's Stil: nicht blos, wo der Gegenstand sein Gemüth heftig erregt, überall, auch bei rein wissenschaftlichen Deduktionen empfinden wir die Macht eines willenskräftigen Mannes. Jede seiner logischen Folgerungen ist eine Handlung, ein Akt des Willens; der Verstand ist das Instrument, der Wille hat die Leitung. Stellen ruhiger Betrachtung, hingebender Träumerei finden sich bei ihm fast nie.

Die bessern deutschen Prosaiker aus Luther's Zeit haben diese Prosa nicht: es ist in ihrer Darstellung etwas Behagliches und Gelassenes, das selbst in der schärfsten Polemik nicht ganz aufhört; sie fühlen sich so unendlich reich an Bildern und Ideen, daß sie an eine künstlerische Ordnung derselben gar nicht denken; sie kommen ihnen ungesucht, und sie überlassen sich willig ihrem Spiele.

Lessing's Vorzüge sind die nämlichen, welche die besten französischen Schriftsteller zeigen, die nämlichen, auf deren Kultur die französische Sprache seit Descartes und Pascal mit Bewußtsein und folgerichtig hingearbeitet hat. Lessing ist bei den Franzosen in die Schule gegangen, und alle bessern Schriftstellern unsrer Renaissance haben dasselbe gethan.

Es ist interessant, bei Umarbeitungen Justus Möser's Verfahren mit dem Lessing's zu vergleichen: von beiden haben wir Proben. Lessing arbeitet seine Sätze immer pointirter heraus, während Möser sich gern schelmisch zu-

rückzieht, die Sätze ihrem eignen Schicksal zu überlassen scheint, und mit einer unschuldigen Miene zusieht, als ginge ihn die Sache nichts an. Auch das ist eine sehr bewußte Kunstform, aber die entgegengesetzte von Lessing.

Möser (30 J.), in seiner Vaterstadt Osnabrück gleichzeitig Vertreter des Landesherrn und der Ritterschaft, hatte kurz vorher, bald nach Voltaire's Ankunft in Berlin, an diesen ein französisches Sendschreiben über den Charakter des Dr. Martin Luther erlassen. Voltaire hatte die Reformation von der Höhe seiner deistischen Bildung aus verspottet; Möser machte ihn darauf aufmerksam, daß zehn Millionen vernünftiger Wesen Luthers Andenken segnen müßten, weil sie der Aufhebung der Klöster verdankten, daß sie überhaupt auf der Welt seien. Der kleine Aufsatz ist vortrefflich; es spricht der Weltmann, nicht ein Theolog. — „Il est vrai, que Luther attaqua la maladie dans un temps critique, lorsqu'elle était parvenue à son comble, lorsqu'elle ne pouvait plus empirer et qu'il fallait selon le cours de la nature qu'elle cessât ou qu'elle diminuât: mais il ne faut pas moins d'un habile homme pour connaître et saisir ces grandes occasions. Le cardinal de Retz, qui fit les meilleurs plans du monde, qui entama les intrigues avec toute la finesse possible, a toujours manqué dans l'exécution, et ne peut aller avec le Dr. Martin, dont les entreprises marquèrent d'un génie capable à saisir tous les avantages sans en perdre un seul. — Certains esprits qui préfèrent un homme rampant devotement dans les pas de ses ancêtres à des hommes extraordinaires, accusent le bon Luther d'avoir été trop ambitieux: mais ceux qui savent distinguer le vice de la passion, dont les mouvemens contraires sur ce vaste océan sont des vents nécessaires, sont bien persuadés, que l'homme sans passion ne sera jamais ni un excellent fourbe, ni un grand homme. Luther avait le coeur grand, ouvert, libéral et compatissant au malheur de son prochain; avec ces qualités on n'est jamais se qu'on appelle ordinairement ambitieux. Luther n'était ni fanatique ni enthousiaste, sa conversation était enjouée, son humeur vive, ses repliques heureuses et fortes, et ses propos de table fort divertissans; il mangea bien et presque toujours en compagnie: — enfin c'était un théologien, qui pouvait se montrer dans le siècle où nous sommes sans faire rougir ses confrères.“

Nun ließ J. J. Rousseau (39 J.) seine erste Preisschrift drucken, welche die Gefühlsströmung des Jahrhunderts in ein ganz neues Bett leitete.

Im praktischen Streben der Zeit entdeckte man bei näherm Zusehn einen inneren Widerspruch. Der Mensch ist zum Glück bestimmt; zum höchsten Glück gehört Vielseitigkeit des Genusses und der Bildung, und diese kommt nur Einzelnen zugute, sie nimmt der Menge Luft und Licht. Das 18. Jahr-

hundert galt als ein hochzivilisirtes Zeitalter, Paris als eine hochzivilisirte Stadt; sah man aber hinter die Koulissen, so entdeckte man Elend und Schlechtigkeit, wovon minder kultivirte Völker keinen Begriff gehabt. Eben kamen Weltumsegler aus der Südsee zurück, und schilderten die dortigen „Naturmenschen" in rosigen Bildern.

Das Wort mußte einmal gesprochen werden, und Rousseau war es, der es aussprach: der Fortgang der Zivilisation vermehrt nicht, sondern vermindert das Glück und die Tugend der Menschen; um sie glücklich zu machen, muß man den umgekehrten Weg einschlagen, man muß sie durch Erziehung künstlich zur Natur zurückführen. Von Natur ist alles gut, alles entartet unter den Händen der Menschen.

Es war eine tolle Sophistik, aber eine Sophistik des Herzens oder wenigstens der Leidenschaft, eine wilde Deklamation, und doch von einem tiefen Wahrheitsgefühl durchhaucht. Die Idee traf die Deutschen nicht unvorbereitet: führte ja der Pietismus zu demselben Ziel, wenn auch auf einem entgegengesetzten Wege.

Lessing gab April 1751 einen kurzen Auszug. „Rousseau hat Unrecht, aber ich weiß keinen, der es mit mehr Vernunft hat!" „Ich finde sehr viel erhabene Gesinnung darin, und eine männliche Beredtsamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künste und Wissenschaften bestürmt, sind nicht allezeit die stärksten: gleichwohl empfindet man eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort redet, auch wo er zu weit geht. — Man könnte einwenden, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen sind, welche einander begleiten, ohne Ursache und Wirkung zu sein. Alles in der Welt hat seinen Zeitpunkt: ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat, und so lange er wächst, wachsen auch Wissenschaften und Künste mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht, weil diese ihn untergruben, sondern weil er nicht eines ewigen Wachsthums fähig ist. — Ferner: wenn die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder ein Unglück halten sollen? Sind wir auf der Welt, daß wir einander umbringen sollen?"

Die Hälfte seiner Anzeigen im Lauf des Jahres bezog sich auf theologische Streitschriften, er hatte es mit Orthodoxen und Pietisten, mit Wolfianern und Chiliasten, mit Schwärmern und Klopffechtern jeder Art zu thun; sein eigner Standpunkt tritt nicht deutlich hervor. Er versuchte es in einem Gedicht „über die Religion", kam aber nur zur Ausarbeitung der Zweifel, welche die Betrachtung des Weltlaufs in einem sittlichen Gemüth hervorruft. Er nimmt es ernst genug und der Schluß ist nicht tröstlich.

„Mir unerkannter Feind, und vielen unerkannter, o Herz! schwarz wie ein Mohr und fleckigt wie der Panther! Pandorens Mordgefäß, woraus das Uebel flog, und wachsend in dem Flug durch beide Welten zog! Es wäre Lästerung, dir Gott zum Schöpfer geben — Läst'rung, ist Gott ein Gott, im Tode nicht vergeben!"

Doch setzt er in der Vorrede hinzu: „Man stoße sich an nichts. Das alles sind Einwürfe, die in den folgenden Gesängen widerlegt werden, wo das jetzt geschilderte Elend selbst der Wegweiser zur Religion werden muß." Doch ist es nicht dazu gekommen.

Naturgemäß war Klopstock einer der ersten Gegenstände seiner Kritik. Er vertheidigte ihn (April 1751) gegen die Gottschedianer, schon um die Plattheit zu ärgern. Er macht darauf aufmerksam, daß man den ganzen Bau des Gedichts noch nicht übersehen könne und sich daher auf die Kritik des Einzelnen beschränken müsse: in der That beschränkte sich seine Auslegung so ziemlich auf die ersten zwanzig Verse, die er in Bezug auf die Sprache mit philologischer Genauigkeit untersucht. Zugleich übersetzte er den Anfang des Gedichts in lateinische Hexameter, worin der Fürstenschüler aus Meißen sehr geübt war. Mitunter merkt man, daß es ihm schwer wird, seine Gravität zu wahren, wenig-wenigstens sieht seine Uebersetzung des bekannten Anfangs: „Sing' unsterbliche Seele! der sündigen Menschen Erlösung!" in: „Ich unsterblicher Klopstock singe" u. s. w. sehr verfänglich aus.

„Wer wird nicht einen Klopstock loben! Doch wird ihn jeder lesen? Nein! — Wir wollen weniger erhoben, und fleißiger gelesen sein."

Immerhin beschäftigte ihn der Messias unausgesetzt, und er suchte ihm von allen Seiten beizukommen, ohne daß es ihm recht gelingen wollte. „Wenn der Verfasser des Messias", schreibt er Mai 1751, „kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unsrer Religion. Und dies ist er mehr, als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, wären ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witz entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite sie in all dem Glanz darzustellen, wie sie unsre Ehrfurcht verdient. Dies hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in Bewunderung verliert. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unsers Wunsches; wenn dieser

die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitze Zweifel zu fallen. Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur so verwahrlost sind oder sich selbst verwahrlost haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden."

„Ich habe Gelegenheit gehabt", schreibt Sulzer an Bodmer 30. Juni 1751, „den Herrn von Voltaire vom Messias zu unterhalten. Was mir Haller von den Franzosen ;überhaupt gesagt, qu'ils-sont trop impies pour goûter un poëme de cette nature, ist eingetroffen. Voltaire wollte sich nicht bereden lassen, die französische Uebersetzung zu lesen: er dürfe es nicht eher annehmen, bis er etwas von gleichem Schlage dagegen geben könne; er erwarte aus Dänemark ein Gedicht über die Jungfrau; sobald es gekommen, wollen wir die Gedichte austauschen. „Je connais bien le Messie", setzte er hinzu, c'est le fils du Père éternel et le frère du St. Esprit, et je suis son très-humble serviteur, mais profane que je suis, je n'ose pas mettre la main à l'encensoir. — Es geht die Rede, daß er sein Heldengedicht, la Pucelle, werde drucken lassen; er hat es schon Vielen hier vorgelesen, es soll entsetzliche Spöttereien über die Religion enthalten." — „Lamettrie", fährt er fort, „hat eine Schrift herausgegeben, darin er Hallers Doris übersetzt."

Dieser Lamettrie (46 J.), ein wegen seines Cynismus selbst bei den Franzosen berüchtigter Freigeist, hatte in Leyden unter Börhave, dem Lehrer Hallers, studirt; wegen seines Gedichts „l'homme machine" hatte er aus Holland weichen müssen; Friedrich, die ihn als guten Gesellschafter schätzte, hatte ihn zu seinem Vorleser gemacht.

In der neuen Schrift „l'art de jouir" nannte er sich Hallers Schüler und nahm die „Doris" gleichsam zum Motto.

Haller (43 J.) hatte eben das Präsidium der Akademie in Göttingen übernommen. Hatte ihm schon die Berufung Voltaire's nach Berlin Aergerniß genug gegeben, so wurde er durch diesen neuen Berliner doppelt verstimmt.

In der That kam er in eine unbequeme Lage. Die „Doris" konnte er nicht ableugnen, und wenn er als Christ den Materialismus verabscheute, so stand er als Physiolog ihm nahe: seine Physiologie hätte den Titel „l'homme machine" allenfalls auch ertragen. In seinem System bleibt für irgend eine wunderthätig oder freiheitlich in das Gewebe der Reize eingreifende Kraft nicht der mindeste Spielraum übrig; Stahl's Versuch, die einzelnen Funktionen des Organismus einer sogenannten Lebenskraft zu subordiniren, weist er entschieden zurück.

Freilich hatte er sich eben in der „Prüfung der Sekte, die an allem zweifelt", gegen die Voltairianer ausgesprochen, aber nicht minder gegen die Wolfische Schule. „Es sind vermessene Geister, die sich nach und nach eben

die Herrschaft über die Gewissen anmassen, die Bacon und Gassendi der Schule entrissen haben. Ihre allgemeinen Sätze sind für sie Salomons fabelhafter Ring; alle Thore öffnen sich bei ihrer Ankunft, das Verborgenste wird aufgedeckt und die ganze Natur unterwirft sich ihrem Szepter. Sie sind Naturkündiger, Aerzte, Rechtslehrer und Theologen, blos weil sie Metaphysik verstehen; sie würden auch Redner und Dichter sein, wenn sie sich nicht allzu hoch hielten, Redner oder Dichter zu werden."

„Man hat in der Meinung, daß alle unsre Begriffe uns durch die Sinne beigebracht werden, und daß wir uns keinen eigentlichen Begriff von unkörperlichen Wesen machen können, ich weiß nicht was Gottloses finden wollen. Allein Krankheiten und Träume beweisen unumstößlich, daß die Vorstellungen und das Gedächtniß mit dem Bau des Gehirns verknüpft sind, und daß folglich die Begriffe, wenn sie sich der Materie eindrücken, keine unkörperlichen Begriffe vorstellen können."

Aber der Materialismus gilt nur für die Wissenschaft, nicht für das Leben. Aus dem Atheismus, meint Haller, folgt die allgemeine Auflösung der Gesellschaft, die Herrschaft des Lasters, der Krieg Aller gegen Alle, aus der Liebe Gottes gehn alle Tugenden hervor. Der ist noch kein rechter Atheist, der etwas andres liebt als sich selbst. Auch bei dem Freigeist entspringt das wenige Gute, das er besitzt, aus den Resten des Christenthums. Früher hatte Haller mit Wolf in manchen heidnischen Ländern, namentlich in China, eine vortreffliche Moralität gefunden: jetzt zeigt er, daß Alles Lug und Trug sei. „Die Läugner eines rächenden Gottes" (also auch die Deisten) „schränken unsre Glückseligkeit auf die Dauer weniger Jahre und auf den Genuß der Ehre, der Wollust, kurz auf angenehme Empfindungen ein."

„Lamettrie empfiehlt die Wollust, die ohnehin den Menschen allzu stark beherrscht, als das höchste Gut. Allen Reiz der buntesten Farben, die in seines Pinsels Gewalt sind, hat er angewandt, diesem Feind aller ernsthaften Gedanken eine neue Stärke zu geben, und Haller wird mehr als jemals bereun, daß er die Doris hat bekannt werden lassen, nachdem sein unerbittlicher Uebersetzer auch dies kleine Werk, nach seiner Art verkleidet, gleich im Anfang eines Buchs hat abdrucken lassen, dessen Ende so schändlich ist, daß es von Niemand kann gelesen werden, der noch erröthet."

Die Heftigkeit dieser Antwort verräth doch, daß Haller im Stillen fühlte, hier sei etwas nicht richtig; daß er es sich aber nicht erklären konnte.

Im Grund lehrte Lamettrie nichts anderes als alle übrigen französischen Philosophen, aber seiner cynischen Ausdrücke wegen machte man ihn zum Sündenbock, um der Welt zu zeigen, so schlimm sei man noch lange nicht! — Lessing sprach sich (Juni 1751) sehr hart über ihn aus.

Lamettrie griff Haller in einem Libell an, der sich an den Präsidenten Maupertuis um Satisfaktion wendete. Inzwischen, 11. Nov. 1751, starb Lamettrie (42 J.), an einer Indigestion, was den Frommen zu sehr tückischen Angriffen Veranlassung bot. Am glimpflichsten äußerte sich der gottesfürchtige Kästner: „Ein gutes Herz, verwirrte Phantasie, das heißt auf deutsch: ein Narr war Lamettrie.“ Der König gab ihm eine ehrende Grabschrift.

Durch Lamettrie hatte Voltaire manche bittre Stachelreden des Königs erfahren: in einem Jahr hoffe er die Zitrone ausgequetscht zu haben, dann werde er die Schale wegwerfen. Voltaire seinerseits beklagte sich wiederholt, daß Friedrich nicht aufhöre, ihn seine schmutzige Wäsche waschen zu lassen. Mit Maupertus, dem Präsidenten der Akademie, stand er lange auf gespanntem Fuße und schürte unter seinen Gegnern.

„Voltaire“, schreibt der König 29. Dez. 1751 an seine Schwester Wilhelmine, „s'est conduit comme un méchant fou; il a fait tant de friponneries, que, sans son esprit qui me séduit encore, j'aurais été obligé de le mettre dehors.“ In dem Brief findet sich noch eine sehr bezeichnende Stelle. „J'ai eu un deuil domestique qui a entièrement dérangé ma philosophie. Je vous confie toutes mes faiblesses: j'a perdu Biche, et sa mort a renouvelé en moi la perte de tous mes amis . . J'ai été honteux qu'un chien ait si fort affecté mon âme . . Mais . . il vaut mieux être trop sensible que trop dur. Voilà comme je suis le sophiste de mes passions.“

An demselben Tage gab Voltaire sein „Siècle de Louis XIV.“ heraus, sein Meisterstück auf dem Gebiet der Geschichte; die klare lichtvolle Darstellung, dies geistvolle aus dem Vollen geschöpfte Urtheil, die künstlerische Ueberwältigung des überreichen Materials hätten die unbefangenen Deutschen überführen sollen, daß sie in diesem Fach vor den Franzosen noch die Segel zu streichen hätten. Man konnte es Friedrich nicht verargen, daß er solche Bücher lieber las als Bünau oder Mascou. Voltaire schrieb in gutem Glauben, das klassische Zeitalter nicht blos seines Landes sondern der modernen Geschichte zu schildern, aber er ließ die Kehrseite ebenso stark hervortreten und beschönigte Nichts. Er hatte seinen historischen Blick in England geschult.

Das Buch hatte eine merkwürdige Einwirkung auf Lessings Leben. Voltaire's Sekretär hatte ihm die Aushängebogen mitgetheilt, er hatte vergessen, sie wiederzugeben, und Voltaire klagte ihn der Veruntreuung an. Der Verdruß hat doch etwas zu Lessings Abneigung gegen den Franzosen beigetragen.

Lessing hatte vorläufig das Rezensiren satt; er entfernte sich aus dem geräuschvollen Berlin nach Wittenberg, um dort in der Stille zu studiren. Vorher (7. Dez. 1751) schoß er wie der fliehende Parther noch einen Pfeil auf Klopstock ab, der eben seine Sehnsuchts-Ode an die Geliebte hatte drucken

lassen. — „Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet sind, darin bemerken.“ — Das ist hart und übertrieben; vor allem, es ist unvollständig. Zum vollkommenen Kritiker fehlte Lessing doch eins: der allseitige schnelle Instinkt für das Große, das außerhalb seiner Sphäre lag. Er gab sein Lob im Allgemeinen, den Tadel führte er mit der ganzen Kraft seines Scharfsinns und Witzes aus. Gegen Klopstock wurde er bald noch bitterer: „wenn in geheimnißvollen Gedankenstrichen das Erhabne steckt; wenn verwegene Wendungen Feuer und undeutsche Wortfügungen Tiefsinn verrathen: so wird man gegen diese Bogen (es ist eine religiöse Ode) nichts zu erinnern haben, es müßte denn die Kleinigkeit sein, daß der Verfasser nicht gewußt hat, was Beten heißt.“

Die preußischen Fabrikinspektoren und ihre Berichte.

Bekanntlich exemplifiziren die wissenschaftlichen Sozialisten mit Vorliebe auf England, dessen hoch entwickelte Industrie und schroff gestalteten Eigenthumsverhältnisse die Schäden der modernen Produktionsweise am reinsten und schärfsten ausprägen sollen. Namentlich Karl Marx demonstrirt im „Kapital“ durchweg an englischen Verhältnissen und er ruft dem deutschen Leser, der etwa meinen sollte, in seiner Heimath lägen die Verhältnisse einigermaßen anders und besser, höhnisch zu: de te fabula narratur. Es ist nicht abzusehen, weshalb wir zu dem bösen Worte keine gute Miene machen sollten. Denn um mit einer leisen Abänderung des bekannten Bibelworts zu sprechen: Die Propheten gelten nichts in ihrem Musterlande. So gewiß auf britischem Boden die kapitalistische Produktionsweise ihre höchste Entwickelung erreicht hat und das Eigenthum an den gesellschaftlichen Arbeitswerkzeugen, namentlich am Grund und Boden, in einer verhältnißmäßig so geringen Zahl von Händen zusammenfließt, wie es in Deutschland erfreulicher Weise niemals der Fall sein kann und wird, so sicher herrscht andererseits in dem Inselreiche ein leidlicher Zustand sozialen Friedens, wie wir ihn kaum noch vom Hörensagen kennen, so unmöglich ist daselbst die Existenz auch nur einer einzigen sozialistischen Zeitung, während wir mit mehr als einem halben Hundert dieser Giftpflanzen gesegnet sind und alle andern, europäischen Kulturländer sich in größerem oder geringerem Umfange desselben zweifelhaften Vorzugs erfreuen.

Woher diese frappante Erscheinung? Karl Marx macht sich die Sache sehr leicht; als auf dem Haager Kongresse der Internationalen die englischen Delegirten ausblieben, denunzirte er in ohnmächtiger Wuth die Führer der dortigen Arbeiter, Bradlaugh, Odger und Genossen, sich der Regierung verkauft zu haben. Darüber ist nun weiter kein Wort zu verlieren. Kaum weniger würde man aber irre gehen, wenn man etwa annähme, daß die bekannte Erbweisheit der Engländer, ihr massiver common sense sich unzulänglich für die Wahngebilde der Weltverbesserer erwiese. Dagegen sprechen Thatsachen; der Chartismus war drohender und gefährlicher, wie die deutsche Sozialdemokratie heute ist und hoffentlich jemals sein wird. Vielmehr liegt die hauptsächliche Ursache jenes Zustandes darin, daß England am ehesten den gewaltigen Umwälzungen, welche das Entstehen und das Wachsthum der Großindustrie in den wirthschaftlichen Verhältnissen eines Landes hervorruft, in seinen gesetzlichen Einrichtungen Ausdruck gegeben hat. Eben weil sich die thatsächliche Entwickelung dort am rapidesten vollzog, gelangte sie auch am schnellsten zu ihrer sozialpolitischen Fixirung. Vornehmlich eine humane Fabrikgesetzgebung, von welcher selbst Karl Marx in einem unbewachten Augenblicke gesteht, daß sie eine geistige und leibliche Wiedergeburt der englischen Arbeiter geschaffen habe, erstickte alle sozialistischen Keime. Und wenn diese Gesetzgebung an sich aus dem furchtbaren Zwange einer immer weiter um sich greifenden Degeneration der untern Volksschichten heraus geboren wurde, so waren doch ihre eifrigsten und fleißigsten Geburtshelfer die englischen Fabrikinspektoren, deren Arbeiten und Kämpfe in den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts wahrhaft heroischer Natur sind und die höchste Bewunderung erwecken, wenn man sie in ihren einzelnen Phasen verfolgt.

Ein Land soll vom andern lernen und in der theoretischen Diskussion der deutschen Nationalökonomie ist kaum eine Meinungsverschiedenheit darüber, daß wir die englische Fabrik- und Werkstättengesetzgebung im entsprechenden Anschlusse an die konkreten Verhältnisse der heimischen Industrie einmal nachbilden werden. Nur machen ein glücklicher und ein unglücklicher Umstand diese Erkenntniß vorläufig noch ziemlich unfruchtbar. Einerseits fehlt uns Gott sei Dank! jener grausame Stachel unerbittlicher Nothwendigkeit, welcher in England der wirksamste Hebel der Reform wurde; andererseits neigt unsere philosophisch-träumerische Naturanlage, die uns in Fragen der nationalen Wirthschaft ebenso verhängnißvoll zu werden droht, wie sie es ehedem in Fragen der nationalen Politik war, vielmehr dazu, etwas weitläufige und weitsichtige Arbeiter- und Volksbeglückungspläne zu entwerfen, als die Thatsachen zu nehmen wie sie sind und zu bessern, wie wir können. „Reform der Gewerbeordnung" ist ein Schlagwort, das augenblicklich auf allen Zungen

schwebt von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten, wie gar verschieden es sich in den verschiedenen Köpfen immer spiegeln mag, und es hat ja auch den reellen Erfolg gehabt, daß Reichsregierung und Reichstag eben in eifriger Berathung über diese Reform begriffen sind. Allein genauer betrachtet hat dieser Reformeifer seine zwei Seiten. Ganz gewiß ist die deutsche Gewerbeordnung kein unübertreffliches Meister- und Musterwerk; von andern Schäden abgesehen, so hob Treitschke schon vor Jahren hervor, wie sehr einzelne ihrer Bestimmungen verrathen, daß bei ihrer Promulgirung die Unternehmerinteressen stark im norddeutschen Reichstage vertreten waren. Daneben aber darf man nicht übersehen, daß sie trotz alledem einzelne, fruchtbare Ansätze zu einem modernen Arbeiterrechte enthält und wenn es ein Ziel sein mag, auf's Innigste zu wünschen, daß diese Ansätze möglichst erweitert und vertieft werden, so ist es doch ebenso des Schweißes der Edeln werth, zu untersuchen, ob sie denn überhaupt schon auf dem praktischen Boden der Industrie Wurzeln geschlagen haben, ob wir denn nicht in Gefahr gerathen, auf einem Fundamente fortzubauen, das in Wirklichkeit noch gar nicht existirt und so nur papierene Arbeit zu liefern. Die englische Fabrikgesetzgebung ist ja auch nichts weniger, wie ein theoretisch ersonnenes, systematisch fortgesponnenes Ganzes, sondern durchaus und durchweg Gelegenheits- und Stückwerk gewesen; je nachdem dieser oder jener Uebelstand in diesem oder jenem Industriezweige heftig hervortrat, wurde er beseitigt und nur indem die Arbeiter sofort jeden Zollbreit eroberten Bodens besetzten, die Fabrikinspektoren ihn mit der ganzen Wucht der staatlichen Autorität vertheidigten, gelang es langsam und mühevoll, aber siegreich und unwiderstehlich vorwärts zu kommen. Wie steht es nun bei uns in Deutschland mit dieser praktischen Seite der wirthschaftlichen Reform, ohne welche die fleißigste und mühseligste Arbeit der Gesetzgebung doch nur ein Schatten ohne Körper bleibt? Eine nicht erschöpfende, aber interessante und lehrreiche Antwort auf diese Frage geben für einen großen Theil der deutschen Industrie die Berichte der preußischen Fabrikinspektoren.

Leider enthält die Gewerbeordnung keine einheitlichen Bestimmungen über die Kontrole ihrer auf das Fabrikwesen bezüglichen Vorschriften. Sie trifft nur Vorsorge, daß wo in den Partikularstaaten die Aufsicht über die Beobachtung der, die Fabrikarbeit jugendlicher Arbeiten betreffenden Bestimmungen eigenen Beamten übertragen ist, denselben bei Ausübung dieser Aufsicht alle amtlichen Befugnisse der Ortspolizeibehörden, insbesondere das Recht zur jederzeitigen Revision der Fabriken zustehen solle. Daß es besser gewesen wäre, diese fakultative Bestimmung zu einer obligatorischen zu machen, kann keinem Zweifel unterliegen, denn es ist ebenso ein lebhaftes Interesse des Staats, wie der Arbeiter und nicht am wenigsten der Unternehmer, daß die Aufsicht tech-

nisch und wissenschaftlich gebildeten, mit den einschlagenden Fragen vertrauten und sich immer tiefer in sie einlebenden Männern zustehe, welche als solche bessere Bürgschaften für die nöthige Strenge, aber auch für ein billiges und gerechtes Urtheil in den so vielfach verwickelten Verhältnissen der modernen Industrie bieten, wie die Polizeibehörden der einzelnen Orte. Beiläufig dürfte sich nach einer Aeußerung Lasker's in der neulichen Generaldebatte über die Gewerbeordnungsnovellen das deutsche Parlament noch in dieser Session mit der Frage der allgemeinen Einführung der Fabrikinspektoren von Reichswegen beschäftigen; treffend hob der nationalliberale Redner hervor, daß nur eine besondere Inspektion die Fabriken wirksam beaufsichtigen könne, keine andere Polizei, weil ihre Beamten in weitestem Maße Wohlwollen mit Strenge und Sachkenntniß verbinden müßten und namentlich die letztere Eigenschaft von den Repräsentanten der Landespolizei nicht ohne Weiteres verlangt oder vorausgesetzt werden könnte. Wie aber immer hier die Entscheidung falle, der leitende Staat im Reiche hat seit Jahren diesen Weg beschritten, wenn er auch nur bedächtig und langsam vorgegangen ist; erst 1876 war die Einrichtung einigermaßen vollständig durchgeführt, indem mit Ausnahme Posens, Schleswig-Holsteins und eines Theils der Mark Brandenburg für jede Provinz je nach dem Entwickelungsgrade ihrer Industrie ein oder mehrere Fabrikinspektoren bestellt waren. Ihr Wirkungskreis umfaßt drei Aufgaben: sie sollen fortlaufend den konzessionsmäßigen Bestand und Betrieb derjenigen gewerblichen Anlagen überwachen, die konzessionspflichtig sind wegen der Belästigungen und Gefahren, welche sie für das umwohnende Publikum mit sich führen: sie sollen ferner die Beobachtung aller die Fabrikarbeit von Kindern und jugendlichen Arbeitern betreffenden Gesetzesbestimmungen kontroliren; sie sollen endlich mitwirken zur Ausführung und Handhabung von § 107 der Gewerbeordnung, welcher die Unternehmer verbindet, auf ihre Kosten alle diejenigen Einrichtungen herzustellen und zu unterhalten, die mit Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Gewerbebetriebes und der Betriebsstätte zu thunlichster Sicherung der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit nothwendig sind. Die erste dieser Aufgaben schlägt mehr ins Gebiet der Sanitätspolizei, während sich die beiden andern direkt mit dem Arbeiterrecht befassen. Im Allgemeinen ist den Fabrikinspektoren dann noch vorgeschrieben, zwischen den berechtigten Interessen des Publikums und der Arbeiter einer- und denjenigen der Gewerbetreibenden andererseits auf Grund ihrer technischen Kenntnisse und amtlichen Erfahrungen in billiger Weise zu vermitteln. Ueberhaupt sollen sie bei ihrer Thätigkeit das Ziel verfolgen, allmählig die Stellung einer Vertrauensperson sowohl für die Arbeitgeber, als für die Arbeitnehmer zu gewinnen und sich dadurch in den Stand zu setzen, zur Erhaltung oder Anbahnung guter Beziehungen zwischen

Beiden mitzuwirken und die Arbeitgeber auch über die gesetzlichen Anforderungen hinaus zu Einrichtungen anzuregen, welche die Verbesserung der Lage ihrer Arbeiter bezwecken. Was endlich die Mittel zur Erfüllung dieser Aufgaben anbetrifft, so haben die Fabrikinspektoren immer und überall zunächst durch gütliche Aufforderung und geeignete Vorstellungen zu wirken und erst wenn diese nicht verfangen, stehen ihnen, soweit die Schutzvorschriften für Kinder und jugendliche Arbeiter in Frage kommen, polizeiliche Befugnisse zu; sie dürfen jedoch unter keinen Umständen Strafmandate und nur dann zwingende Verfügungen erlassen, wenn sie ein sofortiges Einschreiten für nothwendig halten; in allem Uebrigen haben sie einfach an den Oberpräsidenten der Provinz, resp. den Regierungspräsidenten des Bezirks zu berichten. Dies sind etwa die Züge, aus denen sich das allgemeine Bild der neuen Institution zusammensetzt.

Man erkennt auf den ersten Blick, wie behutsam und vorsichtig sie geschaffen und organisirt ist. So viel wie irgend möglich ist dies neue Glied der Beamtenhierarchie in den regelmäßigen Gang der bureaukratischen Maschine eingefügt; seine eigene Initiative ist auf das denkbar geringste Maß eingeschränkt und in dieser Beziehung ist der preußische Fabrikinspektor verglichen mit seinem englischen Kollegen ein reiner Embryo. Allein dieser Embryo hat sich durchaus lebens- und entwickelungsfähig gezeigt. Seit den wenigen Jahren, in welchen diese Beamten fungiren, haben sie viel Nützliches vollbracht, in Hunderten von Fabriken den Gesetzen des Reichs Achtung verschafft, in selbstsüchtigen Unternehmern das Gefühl ihrer sozialen Pflichten erweckt oder gestärkt, in dumpf vegetirenden Arbeiterschichten Glauben an und Vertrauen in die Selbsthilfe angeregt und ihnen im eigenen Wirken ein lauteres Bild der Staatshilfe gegeben, in ihren Jahresberichten eine lange Reihe durchdachter Anregungen und selbst reifer Vorschläge niedergelegt und endlich durch eben diese Berichte ein Bild unserer sozialen Zustände entrollt, wie es in gleich lebendiger Farbe und Form sonst nicht existirt. Und dabei sind sie fortwährend mit ihren größeren Zwecken gewachsen. In früheren Jahren auf dünne Broschüren von wenigen Bogen beschränkt, umfassen ihre Jahresberichte für 1876 einen stattlichen Band, der einerseits bis in's minutiöseste Detail des technischen Fabrikenbetriebs eindringt und ihn durch eine Fülle statistischen Materials, durch Pläne, Zeichnungen 2c. erläutert, andererseits aus dem Schoße der industriellen Bevölkerung Schilderungen von kulturhistorischem Werthe bringt und der Gesetzgebung die künftigen Wege andeutet. Leider ist das entworfene Gemälde selbst nur für Preußen nicht vollständig; einzelne Landestheile sind, wie erwähnt, noch gar nicht vertreten, in anderen amtirten die Fabrikinspektoren erst so kurze Zeit, daß sie sich auf allgemeine Bemer-

kungen über ihre ersten Orientirungsversuche beschränken mußten. Allein Alles in Allem gehört die Sammlung zu dem Besten und Instruktivsten, was seit Jahr und Tag über die brennende Frage des modernen Arbeitsverhältnisses veröffentlicht worden ist. *)

Freilich eine erheiternde Lektüre ist sie nicht; mit eisernem Besen zerstört sie Illusionen über Illusionen, wie sie in Herzen und Köpfen gutherziger Enthusiasten zu wuchern pflegen, so bald es sich um die Arbeiterfrage handelt. Im Allgemeinen kann man konstatiren, daß Alles, was und wieviel immer seit zehn Jahren über das Arbeitsverhältniß geschrieben, gesprochen und beschlossen wurde, spurlos an denen vorübergerauscht ist, die es am nächsten anging. Durch fast alle Berichte der Fabrikinspektoren hallt die Klage, daß die Gewerbegesetzgebung eine vollkommene terra incognita ebenso unter den Arbeitgebern, wie den Arbeitnehmern sei. Wo man einmal davon läuten gehört hat, ist man längst wieder auf die Bärenhaut gesunken unter der einschläfernden Vorstellung, „der Staat habe diese Gesetze wohl längst wieder fallen lassen." Ueberall müssen die Fabrikinspektoren aus dem Groben und Vollen heraus arbeiten; „Alles fehlt", wie einer von ihnen schreibt, „was einen gesetzmäßigen Zustand charakterisirt." Wo sie zuerst auftauchen, werden sie von Fabrikanten und Arbeitern mit Feindseligkeit, Mißtrauen, Widerwillen empfangen; man betrachtet und behandelt sie demgemäß als unnütze Störenfriede; als Reichssteuerbeamten, welche neue Finanzquellen entdecken wollen; als Spione, die Fabrikgeheimnisse auskundschaften sollen; ja wohl gar als Reiseprediger der Sozialdemokratie; bestenfalls als Baubeamte und Kesselrevisoren. Mühsam müssen sie das Dickicht von Mißverständnissen zerstören, in den Unternehmern ein Bewußtsein ihrer gesetzlichen Pflichten, in den Arbeitern ein Bewußtsein ihrer gesetzlichen Rechte erwecken; oft genug zeigt sich die tröstlich-untröstliche Erscheinung, daß Ersteres eher gelingt, wie Letzteres. Namentlich in Bezirken, in denen die Sozialdemokratie Oberwasser hat, zeigen sich die Arbeiter als ein dumpfes, träges, jeder eigenen Initiative baares Geschlecht worauf noch weiter zurückzukommen sein wird; in diesen trockenen Berichten, so wenig sie selbstverständlich darauf hinweisen, wird jene sinnlose Prahlerei gründlich zerstört von dem „vierten Stande", der in der Revolution von 1848 sein erstes, mündiges Wort gesprochen habe und nunmehr im klaren und vollen Bewußtsein einer großen Zukunft mit ehernen Armen eine entartete und verkommene Bourgeoisie umklammere und erdrücken werde. Wie ganz anders

*) Jahresberichte der Fabrikinspektoren für das Jahr 1876. Veröffentlicht auf Anordnung des Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Berlin, Fr. Kortkampf.

liegen die Dinge in Wirklichkeit! Wie viel bleibt noch zu thun, daß die gleichgiltigen oder gar widerstrebenden Arbeiter auch nur in den Genuß der Rechte gelangen, welche ihnen der hartherzige Staat längst gewährt hat! Ueberblickt man das Bild im Großen und Ganzen, dann bleibt der unverwindliche Eindruck, daß es am Ende doch ebenso nützlich sein möchte, bestehendes Arbeiterrecht in Fleisch und Blut des Volkes übergehen zu lassen, als einseitig darnach zu streben, auf den vorläufig noch papierenen Stamm immer neue papierene Reiser zu propfen.

Am grellsten zeigen sich die herrschenden Uebelstände in dem zartesten Punkte des modernen Arbeiterrechts, in den Schutzvorschriften über die Fabrikbeschäftigung von Kindern und jugendlichen Arbeitern. Diese Vorschriften haben bisher ganz und gar nur in den Bänden der Gesetzsammlung existirt und wo nicht die Fabrikinspektoren schon längere Zeit fungirt haben, ist es heute kaum noch anders. Und doch sind diese Paragraphen der Gewerbeordnung ebenso klar, wie sie den Unternehmern wahrhaftig nichts Uebertriebenes zumuthen. Kinder unter 12 Jahren dürfen in Fabriken überhaupt nicht zu regelmäßiger Beschäftigung angenommen werden. Kinder von 12—14 Jahren dürfen täglich nicht mehr als sechs Stunden und nur dann beschäftigt werden, wenn dafür gesorgt ist, daß sie täglich mindestens einen dreistündigen Schulunterricht erhalten. Jugendliche Arbeiter zwischen 14 und 16 Jahren dürfen nicht über zehn Stunden täglich beschäftigt werden. Die Arbeitsstunden dürfen nicht vor 5½ Uhr Morgens beginnen und nicht über 8½ Uhr Abends dauern; Nachtarbeit ist somit verboten. Ebenso Sonn- und Feiertagsarbeit. Zwischen den Arbeiten muß Vor- und Nachmittags eine Pause von ½ Stunde und Mittags eine ganze Freistunde, jedesmal auch Bewegung in freier Luft gewährt werden. Dazu kommen — beiläufig viel zu niedrig gefaßte — Strafbestimmungen für Uebertretung dieser Vorschriften und Anordnungen über Arbeitsbücher, welche für Kinder und jugendliche Arbeiter obligatorisch sind und von den Ortspolizeibehörden ausgefertigt werden müssen. Dies ist Alles. Und gerade gegen diesen Theil ihrer Pflichten, dessen Beobachtung, wie es der Fabrikinspektor zu Frankfurt a/O. in einem Zirkulare an die Arbeitgeber seines Bezirks schön und treffend ausdrückt, verhindern soll, „daß ein körperlich elendes und verkommenes, ein geistig und sittlich verwahrlostes Geschlecht heranwächst,“ zeigen die Unternehmer durchschnittlich eine traurige Gleichgiltigkeit oder gar einen hartnäckigen Widerstand! Ueberall, wo die Fabrikinspektoren ihre Thätigkeit beginnen, müssen sie die auch nur annähernde Beobachtung jener Vorschriften als Ausnahme bezeichnen; in der Regel wird ihnen zuwider gehandelt, sei es aus Unkenntniß, sei es in offen eingestandenem oder nachweislichem Bewußtsein der Gesetzwidrigkeit. So schreibt beispielsweise Herr Hertel, Fabrikinspektor

für Pommern: „In allen Industriezweigen ist man sehr geneigt, gerade diese Bestimmungen zu umgehen, und es sind viele Mittel und Wege ausgedacht, um die Aufsichtsbehörde zu täuschen. Sobald man die Fabrik betreten hat und bemerkt und erkannt worden ist, so ist in der Regel kurze Zeit darauf das ganze Arbeitspersonal von der Anwesenheit des Fabrikinspektors in Kenntniß gesetzt, um alles Ungesetzliche bei etwaiger Annäherung so schnell als thunlich zu beseitigen. Ein beliebtes Manöver ist es z. B. Kinder zu verstecken und man pflegt dann in der Wahl des Verstecks durchaus nicht wählerisch zu sein; man läßt wohl auch Kinder einen Korb in die Hand nehmen und sendet sie weg, gleichsam als haben dieselben Essen gebracht u. s. w." Wenn der pflichttreue Beamte dann hinzufügt: „Gott sei Dank ist aber diese Altersklasse von Kindern noch nicht so taktfest im Lügen, daß man nicht durch einige scharf gestellte Fragen die Wahrheit zu hören bekommt," so muß jedem patriotischen Manne die Schamröthe in die Wangen steigen. Solche Erscheinungen sind auch durchaus nicht vereinzelt; Nachtarbeit der Kinder zeigt sich in manchen Distrikten als eingewurzelte Gewohnheit, ebenso gänzliche Vernachlässigung des Schulunterrichts und noch Schlimmeres kommt vor; Dr. Wolff, der Fabrikinspektor für den Regierungsbezirk Düsseldorf, konstatirt u. A. einen schändlichen Fall, in welchem ein noch nicht sechszehnjähriger Knabe nicht nur regelmäßig den Tag- und Nachtwechsel der Schichten eingereiht, sondern auch in geradezu ungeheuerlicher Ausbeutung seiner Arbeitskraft 22½ Stunden lang ohne andere, als die usuellen Unterbrechungen, in einem Walzwerke beschäftigt worden ist. Das Ende war ein Unfall, welcher die Amputation eines Beines nothwendig machte. Auf Veranlassung der Regierung wurde in der Untersuchung gegen den schuldigen Fabrikanten das höchste, gesetzlich zulässige Strafmaß beantragt. Es beträgt — dreißig Mark! Glücklicherweise soll solchen schreienden Mißverhältnissen ein Ende gemacht werden durch die neuen Novellen zur Gewerbeordnung, welche erheblich höhere Strafbestimmungen enthalten.

Theils durch Güte, theils durch Veranlassung von Strafen haben die Fabrikinspektoren auf diesem Gebiete Vieles, aber noch lange nicht Alles gebessert. In Fabrikantenkreisen heißt es nach wie vor, daß Kinderarbeit in weiterem Umfange, als das Gesetz gestatte, unentbehrlich sei, theils aus technischen Gründen, theils aus Rücksicht auf die internationale Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie. Das erste Moment trifft nicht halb zu; unentbehrlich ist die Kinderarbeit in keinem, schwer ersetzbar in ganz wenigen Zweigen der Fabrikindustrie, wie etwa in der Glasfabrikation. Wichtiger ist das zweite Moment, aber auch hier wird sehr übertrieben. Schlagend wird die ganze Argumentation durch die Thatsache illustrirt, daß überall, wo die Fabrikinspektoren auf strenge Innehaltung der gesetzlichen Bestimmungen achten, die Zahl der beschäftigten Kinder rapide ab-

nimmt. In Berlin sank sie von 101 im Jahre 1874 auf 18 im Jahre 1876. Von diesen 18 waren beiläufig allein 10 in Zeitungsdruckereien beschäftigt, was für die Berliner Presse kein besonders schmeichelhaftes Zeugniß ist. Herr v. Stülpnagel, der Berliner Fabrikinspektor, wendet dieser Frage einen besonders rühmlichen Eifer zu und er plaidirt dafür, daß Arbeit von Kindern unter 14 Jahren in Fabriken ganz untersagt werden soll: seines Erachtens schließen sich nennenswerthe Arbeitsleistung und wirksamer Schulunterricht gegenseitig aus. Mag man darüber streiten, in welchen Etappen es zu erreichen ist, in jedem Falle muß das gänzliche Verbot der Fabrikarbeit von Kindern in schulpflichtigem Alter ein unverrückbares Ziel der deutschen Gewerbegesetzgebung bleiben; wir haben kein Recht, bei kommenden Geschlechtern Anleihen zu erheben, die wie treffend gesagt worden ist, dermaleinst mit Wucherzinsen zurückgezahlt werden müssen. Nichts war erfreulicher, als daß sich in den jüngsten Gewerbeordnungsdebatten ein gleichmäßiger Widerstand aller Parteien gegen die Absicht der Regierung geltend machte, die gesetzlichen Beschränkungen der Kinderarbeit zu lockern. Auch unter den Fabrikanten fängt eine bessere Erkenntniß an um sich zu greifen; ein Fabrikinspektor schreibt: „Vielerorts verhalten sich die Industriellen gegen die Bemühungen der Eltern, Beschäftigung für 12 bis 14 jährige Kinder zu erlangen, um deswillen ablehnend, weil sie der Ansicht sind, daß die vollkommene Schulreife wesentlich zur Erziehung und Beschaffung eines intelligenteren und kräftigeren Arbeiterpersonals beiträgt.“ Ehre diesen braven Männern! Es sind „Schlotjunker“ aus dem Regierungsbezirke Düsseldorf.

Einsichtiger und williger zeigen sich die Unternehmer in der Sorge um Schutz für Leben und Gesundheit ihrer Arbeiter. Hier wissen die Fabrikinspektoren viel Entgegenkommen zu rühmen. Dagegen sind sie einstimmig in Klagen über den sträflichen Leichtsinn, den thörichten Muthwillen, die unausrottbare Indolenz der Arbeiter in diesem Betracht. Ist es doch vorgekommen, daß Schutzvorrichtungen, die auf ihre Anordnung bewerkstelligt waren, von den Arbeitern selbst beseitigt und zerstört wurden! Dr. Wolff in Düsseldorf regt an, ob es sich nicht empfiehlt, die Fabrikarbeiter wegen der Uebertretung gesetzlich oder polizeilich erlassener oder genehmigter Fabrikvorschriften ebensowohl mit Strafe zu bedrohen, wie dies hinsichtlich der Arbeitgeber allgemein geschieht, und diese Anregung hat um so mehr für sich, wenn man bedenkt, daß die Arbeitgeber keineswegs immer in der Lage sind, die Arbeiter zur Innehaltung der Vorschriften zu zwingen. Es ist der Regierungsbezirk Düsseldorf, dessen Arbeiterbevölkerung in einem kompetenten Urtheiler den Gedanken anregt, sie gewaltsam zu ihrem eigenen Besten zwingen zu müssen, derselbe Bezirk, in welchem hartherzige „Schlotjunker“ ein menschliches Rühren fühlen, wenn

Arbeiter ihre unmündigen Kinder zum „Frohn- und Sklavendienst“ in den Fabriken heranschleppen. Ueberhaupt bieten die Arbeiterzustände dieses Bezirks in den Jahresberichten der Fabrikinspektoren das düsterste und finsterste Bild. Grauenerregend sind die Schilderungen von der Verrohung und Verrottung der dortigen Massen, von der gänzlichen Verwahrlosung der Jugend, von dem Kost- und Quartiergängerwesen, das scheußeliger Unzucht einen bequemen Platz bietet am Herd der Familie. Und mit diesen sittlichen Schäden geht Hand in Hand eine geistige Dumpfheit und Stumpfheit, die gleichfalls in den Berichten sonder Beispiel ist. Während die andern Fabrikinspektoren doch mehr oder weniger von wachsendem oder mindestens erwachendem Interesse der Arbeiter an ihrer Thätigkeit zu erzählen wissen, schließt Dr. Wolff seine mit größter Sorgfalt ausgeführten und von wärmster Liebe zum Arbeiterstande durchwehten Schilderungen mit den resignirten Worten: „Die Arbeiter selbst, deren Wohl meine Thätigkeit zum größeren Theile gewidmet ist, verhielten sich mir gegenüber bisher rein passiv.“ Dies ist eine Reihe von Thatsachen. Und nun halte man eine andere dagegen! Der Regierungsbezirk Düsseldorf ist die älteste Heimstätte der deutschen Sozialdemokratie; hier war Lassalle schon 1848 und 1849 Führer der Arbeitermassen; hier zählte er 1863 und 1864 seine getreuesten und zahlreichsten Anhänger, über welche er die „glorreichen Heerschauen“ zu halten pflegte; hier errangen die Sozialdemokraten die ersten Wahlsiege und schon im norddeutschen Reichstage vertraten sie nicht weniger, wie drei Kreise dieses Bezirks, während sie im ganzen übrigen Preußen auch nicht einen einzigen Kreis erobert hatten; hier wurden Schweitzer, Reincke, Fritzsche, Hasenclever, Hasselmann, Rittinghausen gewählt; hier musterte die Partei noch bei den letzten Reichstagswahlen Zehntausende und abermals Zehntausende von Anhängern. Ein Kommentar ist überflüssig; aus den Thatsachen selbst quillt ein blendendes und unheimliches Licht, sichtbar auch dem blödesten Auge.

Es ist hier nur in ganz flüchtigen und kargen Strichen der reiche Inhalt jener Jahresberichte mehr angedeutet, als auch nur skizzirt. Ein tieferes Eingehen verbietet gleicher Weise die Rücksicht auf den zugemessenen Raum, wie auf den geneigten Leser, dessen Lust, selbst aus dieser Quelle Belehrung und Erkenntniß zu schöpfen, nur geweckt, nicht befriedigt werden soll. Wünschenswerth bleibt unter allen Umständen, daß sich die öffentliche Diskussion gerade über die Arbeiterfragen von den nebelhaft zerfließenden Schemen grauer Theorien mehr den thatsächlichen Zuständen des wirklichen Lebens zuwendet, eins an dem andern berichtigt und ergänzt. Die Berichte der preußischen Fabrikinspektoren bieten dazu einen dankenswerthen und vielversprechenden Anfang. Und wie viel trübe Einblicke sie eröffnen in vielfach noch so trostlose Verhält-

nisse, es gewährt doch auch einen eigenen und freudigen Reiz, einsichtige und pflichttreue Beamte des Staats rastlos schaffen zu sehen an dem segensreichen Werke des sozialen Friedens.

Franz Mehring.

Italienische Novellisten.

1. Ippolito Nievo.

(Schluß.)

Der erste Roman, den Ippolito Nievo geschrieben hat, „Ein Engelsherz" spielt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die nur episodisch erzählten Jugendschicksale der Helden reichen etwa zwanzig Jahre weiter zurück. Wir sehen sie aufwachsen in ländlicher Luft auf der venezianischen Terraferma. Das Kindes- und Jugendleben von Morosina und Celio, unter der Obhut des alten Schreibers oder Sekretärs Chirichillo, der Bureauvorsteher des Vaters der Morosina, dessen Koch, und Haushälterin, Amme der kleinen Morosina, ihr und der ganzen ländlichen Jugend künftiger Lehrer und Erzieher, kurz Alles in Allem ist, dabei von dem Wahne der Seelenwanderung überzeugungsvoll ergriffen, — das ist trefflich geschildert, aber doch nur Episode. Etwa zwanzig Jahre vor Beginn der Erzählung, etwa ebensoviel „nachdem sie sich gekriegt haben", verleben wir episodisch auf dem Lande, aber der ganze Schwerpunkt der Ereignisse spielt sich ab in Venedig selbst, in dem machtlosen, und doch so stolzen, in dem lebensfrohen und sittenlosen und dennoch durch die geheimnißvolle Macht und die unberechenbare Willkühr seiner adligen Herrscher so grauenvollen Venedig.

Einige ergreifende Bilder der eigenthümlichen Pracht und Furchtbarkeit dieser Aristokratie ohne Gleichen hat Jeder geboten, der mit Ernst und Geschick den Quellen nachgegangen ist, an Ort und Stelle mit Andacht die Lokalfarbe der alten Stadt, Zeit und Verfassung studirt hat. So bietet, um nur Deutsche der Gegenwart zu nennen, Karl Braun in einer seiner Sammlungen einen interessanten Rechtsfall aus dem alten Venedig, Heinrich Kruse, in seinem Marino Faliero stimmungsvolle Bilder aus den großen Tagen der Meerkönigin.

Doch mit solcher Treue und Vielseitigkeit wie von Ippolito Nievo ist das alte, d. h. selbständige Venedig gewiß von Wenigen, das Venedig des vorigen

Jahrhunderts wohl von Keinem geschildert worden. „Nirgend drängt der historische Apparat, die Freude an den Lebensformen das wahre innere Leben der Gestalten in den Hintergrund“ sagt Paul Heyse treffend zur Würdigung der Eigenart des Dichters. Und in der That muthen uns einzelne, Szenen beider Romane Nievo's an wie lebendig gewordene Träume, die Jeder träumt, der mit einiger Kenntniß der glorreichen Vergangenheit das heutige Venedig betritt, auf den geheimnißvollen tiefen Wassern dahinfährt. Nievo belebt uns die verfallenden Paläste mit einer Fülle glänzender, wenn auch im Grunde meist recht nichtiger Gestalten!, auf den Kanälen und Lagunen gleiten in ungeahnter Pracht herrschaftliche Gondeln, im reichsten Schmucke strahlen geheimnißvoll flüsternde Kavaliere und Damen. Bis in die tiefsten Kerker der allmächtigen Inquisitoren führt er uns ein, die geheimste Spionage redet und enthüllt sich vor uns in die entlegensten Schlupfwinkel der Feinde ragt plötzlich der gewaltige Arm der Wächter der aristokratischen Republik, erfaßt die Opfer lautlos, widerstandslos, und führt sie rasch und unerbittlich in die Gewalt der namenlosen, unbekannten Herrscher.

Das Alles ist geschildert, wie Keiner es noch zu schildern vermocht hat. Aber bei weitem größer, als die Treue und Poesie dieser Schilderungen ist der Grundgedanke, der sie beherrscht. Sie sind dem Dichter nicht Selbstzweck, auch nicht blos die wechselvollen, königlichen Rahmen, in denen nacheinander die Geschicke der Hauptpersonen sich abspielen. Venedig ist vielmehr als Herz von ganz Italien gedacht. In beiden Romanen im „Engelsherz“ und in den „Erinnerungen eines Achtzigjährigen“ erwachsen auf diesem Boden Männer und Frauen, die ein volles Herz für die Gesammtgeschicke des Vaterlandes haben und bethätigen, die selbst aus dem Niedergang der Lagunenstadt nur den Antrieb zur treuesten patriotischen Pflichterfüllung gewinnen. Und diese Pflichterfüllung wird geübt und begriffen, keineswegs allein von so auserwählten Naturen, wie dem Senator Formiani, dem nominellen Gemahl der Morosina, nicht allein von dem einzigen reinen Idealisten beider Romane, dem Doktor Lucilio (im „Achtzigjährigen“), sondern der sehr irdisch und materiell denkende Celio im „Engelsherz“ der wunderliche Vater Carlo's, des „Achtzigjährigen“, Carlo selbst, den die Natur und sein Geschick nur zu einem sehr philisterhaften Helden und mittelmäßigen Patrioten veranlagt haben und nicht minder die Heldinnen beider Romane, die reine Morosina und die sinnlichen wunderbare Pisana, sie Alle weihen ihre ganzen Kräfte dem Vaterlande. Bedeutsamer ist die Vereinigung der bewegenden Kräfte des jungen und des alten Italiens, des unitarischen Vaterlandsgefühls und des stolzen Munizipalgeistes kaum ausgesprochen worden, als durch Ippolito Nievo.

Diese beiden Romanen gemeinsamen wichtigsten Gesichtspunkte stellen die

vaterländischen Zwecke dar, die der Patriot Nievo durch seine Romandichtungen verfolgte. So sehr daher auch einzelne Szenen, in denen sich die Verderbtheit oder doch sittliche Gleichgültigkeit jener Tage besonders lebhaft ausprägt, mit diesen idealen Zwecken scheinbar in Gegensatz stehen, so heben doch auch sie gerade durch den historisch treu gezeichneten Schatten des Bildes das Licht des patriotischen Ideals künftiger Tage um so glänzender hervor.

Die Exposition der Sittenschilderung Venedigs, mit der das „Engelsherz" beginnt, ist geradezu meisterhaft. Das erste Kapitel des Romans führt uns zu einem Empfangsabend des Klosters der Seraphinerinnen. In diesen heiligen Mauern herrscht die frivolste Weltlust, die denkbar ist. Ungescheut werden inmitten einer großen feinen Gesellschaft einzelne Nonnen an Beziehungen erinnert, die mit den Klosterregeln schlechterdings unvereinbar sind. Das ganze heilige Haus erscheint als ein pseudonymer Heirathstempel für seine Zöglinge aus den besten Famlien Venedigs. Nachdem wir das im Kloster erlebt haben, befremdet uns später nichts mehr, was wir draußen in der ungeheiligten Gesellschaft des alten Venedig mit ansehen. Ein zweiter meisterhafter Zug dieser Exposition ist der, daß alle Charaktere, welche im Roman eine bedeutende Rolle spielen, in ihrer vollen Eigenthümlichkeit, gleichsam im Grundriß, hier schon gezeichnet sind, Wohlwollen und Abneigung des Lesers für alle Mitwirkenden schon von diesen ersten Seiten an dahin gelenkt ist, wohin der Dichter sie zu lenken wünscht.

Den köstlichsten Gegensatz zu diesem Treiben der leichtlebigen Stadt, in das wir gleich zu Anfang eingeführt werden, bildet das zweite Kapitel, das uns das Jugendleben der Helden des Romans im unschuldigen Frieden des Landlebens darstellt, vor Allem den Entwicklungsgang Morosina's. Wieder den denkbar schärfsten und von künstlerischem Standpunkte aus trefflich dargestellten Kontrast bietet das dritte Kapitel, in dem wir Morosina scheiden sehen aus dem Kloster, mit einem Herzen und einem Gemüth, das Alles, was dort Schein ist, für Wahrheit nimmt, Alles, was dort sein sollte, als wirklich vorhanden ansieht. Sie soll auf den Wunsch ihres Vaters nun — als Gast einziehen in das Haus Sr. Excellenz des Herrn Inquisitors Formiani, in das bisher junge Mädchen nur Eingang fanden, um vorübergehend ein glänzendes Elend kennen zu lernen. Wir ahnen, daß die Größe dieses Engelsherzens alle Prüfungen bestehen werde, und wir täuschen uns nicht. Die Blicke, die uns der Dichter dabei in die Tiefen der damaligen guten Gesellschaft und des geknechteten Volkes eröffnet, zugleich in die geheimsten Tiefen des ewig gleichbleibenden menschlichen Herzens, zeugen von genialer Klarheit. Daß ein Dreiundzwanzigjähriger das entwerfen, schreiben und darstellen konnte, ist das beste Lob, das der frühen Reife Niero's gezollt werden kann.

Mehr vom Inhalt und der Handlung des ersten Romans wollen wir nicht verrathen. Wenn diese wenigen Andeutungen das Interesse des Lesers erregt haben, so werden sie uns gewiß Dank wissen, wenn sie durch dieselben veranlaßt werden, sich den hohen Genuß dieser Lektüre zu verschaffen.

Der zweite Roman Nievo's, den die vorliegende Sammlung bietet, die „Erinnerungen eines Achtzigjährigen", beginnt zeitlich nicht viel später, als der erste endet, mit der Geburt Napoleon Bonapartes (15. August 1769.) Paul Heyse stellt diesen zweiten Roman sichtlich noch höher wie den ersten, und er hat ja zum großen Theil Recht. Eine Gestalt wie die Heldin des zweiten Romans, Pisana, suchen wir im ersten vergebens. Reiner und ideal-vollkommener ist Morosina bei weitem. Menschlicher, der noch chaotischer verwirrten Zeit entsprechender, und mit noch größerer Lebens- und Seelenkenntniß erfaßt, Pisana. „Hätte Nievo Nichts geschaffen, als jene Pisana, die weibliche Hauptfigur seiner „Bekenntnisse", so würde er zu den Meistern ersten Ranges gezählt werden müssen", sagt Paul Heyse. „Eine Gestalt aus so widerstreitenden Elementen gemischt, liebens- und hassenswürdig, leichtsinnig und treu, stolz und anspruchslos, eitel- und selbstlos, ohne sonderliche geistige Begabung und doch mit der verhängnißvollen Macht über die ernsthaftesten Geister ausgestattet, aller Schwächen und aller heroischen Opfer ihres Geschlechtes fähig, dies Alles in jedem Augenblick nicht blos als ein psychologisches Räthsel, sondern als lebenathmende Gestalt vor unseren Augen sich bewegend, ist eine Schöpfung des größten Dichters würdig, die Nievo's Namen schon allein den unvergeßlichen zugestellen würde, wenn nicht, minder glänzend, aber vollkommen ebenbürdig, so viel andre Figuren von gleich unverwüstlicher Lebenskraft sich neben diesen reizenden Dämon stellten".

Aber nicht nur die Männer, die Helden sein sollten, stehen neben diesem Weibe weit zurück — Lucilio, die idealste Männergestalt des zweiten Romans spielt nur eine Nebenrolle neben Carlino, und Held Carlino, der „Achtzigjährige" ist entschieden kein Held, sondern ein ziemlich unbedeutender und mitunter auch recht philiströser guter Mann — was schlimmer ist, auch die beiden Theile des Romans stehen künstlerisch in einem argen Mißverhältniß zu einander. Der erste Band bietet uns eine Reihe von landschaftlichen, historischen, psychologischen Bildern von klassischer Reinheit und Klarheit. Alles ist hier zur höchsten Reife gediehen, offenbar zugleich in so festen Strichen gegeben — auf Grund zeitgenössischer Tagebücher oder Familientraditionen. Der zweite Band dagegen ist — auch mit den sehr fein empfundenen Kürzungen und Strichen, welche die deutsche Ausgabe desselben unter Heyse's Anleitung an dem Original vorgenommen — doch unverkennbar ein unvollendetes Werk, von welchem der Dichter inmitten festerer Gestaltung, die seinen Geist beschäftigte, durch den

Tod abgerufen wurde. Unendliche politische und geschichtliche Exkurse, die vielleicht in einer italienischen Zeitgeschichte ganz brauchbar wären, stören unkünstlerisch und mißmutherregend den Faden der Erzählung. Nicht was Napoleon oder Mack gethan und gewollt, wünschen wir von Nievo zu erfahren, sondern ausschließlich, was Pisana, was Carlino, Lucilio ꝛc. erlebten. Mit Recht hebt Heyse hervor, daß bei längerem Leben der Dichter selbst voraussichtlich diese Schwächen seines zweiten Romans am besten ausgeglichen, beseitigt haben würde. Dafür bietet uns der in beiden Romanen gleich befriedigend vollendete Schluß volle Gewähr.

Aber auch mit diesen Mängeln ist dieser letzte Roman Ippolito Nievos eine hervorragende Erscheinung in der Literatur aller Völker und Zeiten. Die Schilderung der Jugend der Helden auf einem abgelegenen Adelssitz der venezianischen Terraferma, die Leiden und Freuden Carlino's in seiner traurigen Kindheit, seine erste Bekanntschaft mit dem gewaltigen tiefblauen Auge des Meeres, die bäurische Größe der Familie Provedone die verfallende Würde der Schloßherrschaft von Fratta, das jesuitische Streberthum des Padre Pendola. — Alles das ist meisterhaft geschildert. Und daß der zweite Band theilweise nicht in gleichem Maße vollendete Bilder zeigt, haben wir nur dem neidischen Geschick zu klagen, das uns den Dichter in so jungen Jahren entrissen hat.

Zum Schlusse mag des eigenthümlichen Reizes gedacht werden, den diese Romane den Kennern des italienischen Volkslebens, so zu sagen der italienischen Volksseele, bieten. So innig ist der Dichter verwachsen mit seinem Volke, daß er seine Ausduckweise, seine Vergleiche — der Teufel spielt in diesen billigerweise eine Hauptrolle — ganz dem Volkston entnimmt. Verfasser dieses ist mit einer großen Anzahl Italiener — außerhalb Italiens — aufgewachsen. Das Haus eines italienischen Generals, der seine Theilnahme an der italienischen Erhebung von 1848 in der Verbannung büßte, war unser Lieblingsaufenhalt an Sonn- und Feiertagen. Die politischen, sozialen, religiösen Anschauungen des Dichters, seine Konversation und die Art seines Witzes, seine Vergleiche und Bilder, sein glühender Patriotismus, führt mir wieder leibhaftig vor Augen alle jene italienischen Kameraden, von denen manch einer später an der Seite Nievos im Italienischen Kriege von 1859 und bei jenem kühnen Zuge gegen den wankenden Thron des Königs beider Sizilien gefallen ist. —

Ein unbekannter sozialistischer Agitator der Reformationszeit. *)

Alle Lokalgeschichten Leipzigs von Schneider's Chronicon an bis herab zu Große's Geschichte Leipzigs erzählen, daß im Jahre 1524 in Leipzig ein Buchhändler Namens Johann Hergott wegen des Vertriebes lutherischer Schriften auf dem Marktplatze enthauptet und sein Vorrath verbrannt worden sei. Die Erzählung bildet in der Reformationsgeschichte Leipzigs eine so bekannte Episode, daß selbst die Novellistik sich ihrer bemächtigen konnte. Elise Polko hat in ihrer Novelle „Des Kantors Töchterlein" (Alte Herren. Hannover, 1865), die im Jahre 1518 in Leipzig beginnt, Johannes Hergott zu einem lutherisch gesinnten Studenten der Theologie gemacht, dessen Vater selig eine Buchdruckerei in Leipzig betrieben hätte. Besagter Hergott verliebt sich in die siebzehnjährige Tochter des verwittweten Thomaskantors Rhau, Maria, die natürlich im Besitz von blauen Augen und blonden Zöpfen ist. Der alte Rhau will aber als fanatischer Gegner Luthers nichts von dem Liebesverhältniß wissen. Nach der Leipziger Disputation geht die holdselige Maria in's Kloster. Den jungen Hergott ereilt dann sein bekanntes Schicksal; Rhau besucht ihn noch am Abend vor seiner Hinrichtung im Gefängniß und tröstet den armen Sünder.**)

Beruhte die Nachricht, so wie sie gewöhnlich gefaßt ist, auf Wahrheit, so würde das Ereigniß in der Geschichte der Reformation einzig dastehen. Nur Luther gedenkt gelegentlich noch eines Buchhändlers, den er das eine Mal Johannes, das andere Mal Georg nennt, und der 1524 in Pest wegen der Verbreitung reformatorischer Schriften sammt seinen Büchern verbrannt worden sein soll.

Indessen schon K. Seidemann hat in seinen „Beiträgen zur Reformationsgeschichte" (1846) darauf aufmerksam gemacht, daß in der ganzen gleichzeitigen reformatorischen Literatur nicht die geringste Hindeutung auf ein derartiges

*) Der nachfolgende Artikel schließt sich an eine interessante kleine Studie an, mit welcher A. Kirchhoff, gegenwärtig wohl der beste Kenner auf dem Gebiete der ältern Geschichte des Buchhandels, das soeben erschienene erste Heft des neubegründeten „Archivs für Geschichte des deutschen Buchhandels" (Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, 1878) eröffnet hat. Auf dieses „Archiv", welches als Vorbereitung zu einer dereinstigen „Geschichte des deutschen Buchhandels" ins Leben gerufen worden ist, und auf den reichen und mannichfaltigen kulturgeschichtlichen Inhalt seines vorliegenden ersten Heftes machen wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam.

**) Beiläufig: Der alte verwittwete Rhau mit der 17jährigen Tochter war 1518 netto 30 Jahre alt, gehörte zu Luthers begeistertsten Anhängern, legte nach der Disputation sein Amt in Leipzig nieder und folgte Luther nach Wittenberg, wo er eine nachmals berühmt gewordene Druckerei anlegte. So macht man Lokalgeschichte.

Ereigniß zu finden sei, daß die einzige alte Quelle, welche von der Sache etwas weiß, der sogenannte „Pirnische Mönch", das Ereigniß nicht 1524, sondern 1527 ansetze („und ward ein Buchführer enthaupt und seine ketzersche Bücher verbrannt") und daß die ganze Geschichte wohl so lange in den Bereich der Fabel zu verweisen sein dürfte, als sich nicht urkundliche Beweise dafür würden beibringen lassen.

Diese vermißten urkundlichen Beweise sind nun neuerdings unabhängig von einander von zwei verschiedenen Seiten — von Posern-Klett, dem leider zu früh verstorbenen Herausgeber des „Urkundenbuchs der Stadt Leipzig" und von A. Kirchhoff — aufgefunden worden.

Das Leipziger Stadtarchiv verwahrt in einem Aktenfascikel „Religion betreffende Sachen. Nachrichten über die Reformation des 16. Saeculi enthaltend" eine bisher gänzlich unbekannte gedruckte Flugschrift aus der Reformationszeit. Sie umfaßt 18 Blätter in Kleinoktav und führt den Titel: „Von der neuen Wandlung eines christlichen Lebens. Hüt dich, Teufel, die Höll wird zerbrechen". Der ganze Aktenband ist erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus einzelnen Stücken zusammengeheftet worden, und ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß der Aktenhefter den Papierbogen, in welchem die Druckschrift 150 Jahre lang eingeschlagen im Staube des Archivs gelegen hatte, auseinandergefaltet, als Umschlag für den Druck benutzt und mit eingeheftet hat. Dieser Bogen aber trägt in schöner, gleichzeitiger Hand die Aufschrift: „Hans Hergotts von Nürnberg ufrührisch Büchlein, umb welches willen er mit dem Schwerte allhier gericht. Montag nach Cantate, Anno Domini 1527".

Diese beiden Dokumente, die Druckschrift selbst und die dabei befindliche Notiz, reichen hin, um volle Klarheit in die Angelegenheit zu bringen. Erstens bestätigt sich das Jahr, welches der „Pirnische Mönch" angiebt; zweitens ergiebt sich, daß es sich nicht um einen Leipziger Buchhändler handelte, sondern um den auch sonst in der Geschichte der Reformation sehr wohl bekannten Nürnberger Buchhändler Johann Hergott. Drittens, und dies ist das wichtigste, stellt sich heraus, daß Hergott gar nicht, wie bisher gefabelt wurde, das Opfer seiner religiösen Ueberzeugung geworden ist, sondern als sozialistischer Agitator, als Nachzügler der Bauernkriege oder, wenn man will, als Vorläufer der Wiedertäufer gebüßt hat.

Hans Hergott hatte bis 1526 in Nürnberg namentlich vom Nachdruck lutherischer Schriften gelebt. Am 26. September 1525 beschwert sich Luther beim Rathe zu Nürnberg: „Ich füge E. W. klagend zu wissen, wie daß unsern Druckern allhier etliche Sextern der Postillen, so noch im Druck gelegen, heimlich entzogen und gestohlen sind, wohl über die Hälft des Buchs, und in

Euer löbliche Stadt bracht, und mit Eile nachgedruckt, verkauft, ehe denn unsers vollendet, und also mit dem gestückten Buch die unsern in merklichen Schaden gefügt", und in seiner gutmüthigen Art setzt er hinzu: „Und, ist mir recht, das Hergöttlein soll mit dran sein". Daneben hatte aber Hergott seine Pressen und seine geschäftliche Thätigkeit auch der Förderung der extremsten Richtungen der Reformationszeit gewidmet. Schon 1524 hatte er in Nürnberg für einen auswärtigen Buchführer heimlich eine Schrift Thomas Münzer's gedruckt. Ende 1526 oder Anfang 1527 muß er sich von Nürnberg aufgemacht haben und wie viele seinesgleichen mit Flugschriften hausirend im Lande herumgezogen sein. Bei dieser Gelegenheit wurde er im Gebiete des Herzogthums Sachsen — wie Kirchhoff ziemlich wahrscheinlich macht, in Zwickau — verhaftet, und zwar speziell wegen Vertriebes der oben genannten Broschüre, dann nach Dresden zum Verhör vor Herzog Georg den Bärtigen gebracht und endlich am 20. Mai 1527 in Leipzig hingerichtet.

Die Broschüre, um deretwillen er mit dem Tode bestraft wurde, ist nicht bloß ein Kuriosum eben um dieser Folgen willen, die sich an sie knüpften, nicht bloß eine der größten literarischen Raritäten aus der Flugschriftenliteratur der Reformationszeit — nur auf der Zwickauer Stadtbibliothek ist bis jetzt noch ein Exemplar nachgewiesen —, sie ist vor allem im höchsten Grade um ihres Inhalts willen merkwürdig, denn sie macht uns mit sozialistischen Theorien der Reformationszeit bekannt, die sich zwar in manchen Stücken mit den geläufigen sozialistischen und agrarpolitischen Phantastereien jener Periode berühren, deren Verkündiger jedoch auch in einzelnen Punkten entschieden „ein Narr auf eigne Hand" war. Kirchhoff hat sich ein Verdienst erworben, daß er im Anhang zu seiner Studie die ganze Broschüre buchstäblich hat mit abdrucken lassen, und so können wir hier aus ihr einige Mittheilungen machen.

Den Titel seiner Schrift erklärt der Verfasser gleich in den ersten Sätzen, wo er sagt — wir geben seine Worte in der heutigen Orthographie wieder —: „Es sein gesehen worden drei Wandlung. Die erst hat Gott der Vater gehalten mit dem alten Testament; die andere Wandlung hat Gott der Sohn gehabt mit der Welt im neuen Testament; die dritt Wandlung wird haben der heilig Geist mit dieser zukünftigen Wandlung von ihrem Argen, da sie jetzt innen sind (sic)."

Dann beginnt er sofort seine sozialistischen Ideen zu entwickeln, auf die er später auf Schritt und Tritt in seiner Schrift zurückkommt, immer unter dem Motto: „zur Ehre Gottes und gemeinem Nutz." „Gott will demüthigen alle Ständen, die Dörfer, Schlösser, Stift und Klöster, und will einsetzen ein neu Wandlung, in welcher wird niemand sprechen: das ist mein." Nun schildert er, wie alle religiösen Sekten wegfallen, der Adel und die Klöster aufgehoben, vollstän-

bige Gütergemeinschaft und Steuerfreiheit eingeführt werden wird. „Gott hat einen itzlichen Flur verliehen den Gotteshäusern, die auf dem Flur sind, und darzu Menschen, soviel ein itzlicher Flur ertragen kann, und alles, das in dem Flur wächst, das ist des Gotteshaus und der Menschen, die darauf sein, alle Ding in gemeinen Brauch verliehen, also daß sie auch werden essen aus einem Topp und trinken aus einem Fasse .... und es werden die Leute alle arbeiten ingemein, ein itzlicher, wozu er geschickt ist und was er kann, und alle Ding werden in gemeinen Brauch kommen, so daß es keiner besser haben wird, denn der ander. Und der Flur wird ganz frei sein, denn man wird weder Zins noch Schatzung geben ... Sie werden tragen ein Kleid, wie sie das auf dem Flur erzeugen können, weiß, grau, schwarz, blaue, und was man auf dem Flur erzeugen kann, wird sein ihr Speis und Trank, alles, das do leit (liegt) in dem Flur wird ihr sein, als Holz, Wasser, und was das ist, wird zu gemeinem Brauch kommen. Wer denn was erzeuget hätt auf seinem Flur, der wird dasselbig einem andern lassen umb andere Waar."

Auf der Basis dieser „Fluren" malt er sich nun die politische Organisation seines Zukunftstaates in folgender Weise aus. Jeder Flur wird einem Manne gehorsam sein, „und denselbigen werden sie heißen einen Gottshausernährer." „Die Gottshausernährer werden, als weit (so weit wie) ein itzlich Land ist, ein Häupt oder einen Herrn über sich kiesen, der wird ein Herr sein über dasselbig Land, dem wird man nicht Zins oder Rent geben dörfen. Dieser wird umbziehen von einem Flur zu dem andern, als weit das Land ist, und ein Aufsehen haben über alle Kirchenernährer und über den ganzen Flur, daß da gehalten werde die Ehre Gottes und gemeiner Nutz. Er wird auch mit ihnen essen und trinken, so gut als sie essen und auf ihrem Flur erzeugen können, und was ihm mehr gebührn wird von seiner Arbeit wegen, wird er bei Gott erwarten. ... Dieser Landsherren zwölf werden über sich erwählen ein Häupt oder einen Herrn, der wird zu diesen zwölfen umbziehen und besehen, daß sie recht regieren über die zwölf Land ... dieser wird mit den zwölfen auch essen und trinken, so gut sie das gezeugen können in ihren Häusern, und er wird genannt werden ein Viertelsherr der lateinischen Zungen ... und dieser Herr wird die andern all bestätigen, wenn sie von den Landen erwählt werden, er wird sein Aufseher auf die andern Landherrn, die unter ihm sein, daß, niemand suche seinen eignen Nutz, und befehlen, daß sie auch ihre Unterthanen dermaßen unterrichten ... Dieser Herrn werden vier sein in der lateinischen Zungen. Dieser Zungen werden zugeeignet alle Land, die man darmit bedeuten kann, die werden die vier Herren unter sich zu Regierern haben ... Dermaßen werden auch die vier Viertelsherrn in der hebräischen, auch griechischen Zungen gemacht ... Diese zwölf werden über sich auch erwählen einen Häuptherrn

der wird die zwölf bestätigen zu haben (sic), wenn sie von ihrem Viertel erwählt werden, und umbziehen in die drei Zungen und Aufsehen haben, daß sie recht regieren zu der Ehr Gottes und gemeinem Nutz. Und wo er diese Herrn und Land nicht alle Todtfallens halben wird besuchen können, so werden alsdenn die zwölf einen andern erwählen zu diesen Amt, und wo denn der verstorbene Herr das Regiment gelassen, wird der ander vollenden und dieser Herre wird von Gott bestätiget werden."

Als eine Art Beamte sollen außerdem unter jedem Landesherrn „Flurweise" und „Schriftweise" stehen, „Flurweisen, die sich verstehen auf dem Flur, was er vermag und ertragen kann, und wird also mit dem Flur ernähren den Leib, und es wird ein itzlich Flur einen haben, Schriftweisen, die das Wort Gottes zu der Seele Heil lehren und also die Seel mit der Schrift ernähren, und wird auch ein itzlich Flur einen haben."

Auf periodischen Zusammenkünften der unteren Regierungsgewalten soll etwaiger Nothstand oder Ueberfluß in den einzelnen Fluren zur Sprache gebracht und für dessen Ausgleich gesorgt werden. So soll jeder Landesherr „alle Kirchenernährer des Jahrs zwei oder drei Mal oder so viel es vonnöthen sein wird, bei einander haben", und eben so heißt es von dem Viertelsherrn: „Alle Landesherren werden des Jahrs einmal oder zwei zu ihm kommen und ihm zu erkennen geben, was ein Land überig hätte oder ihm fehlet". Der überflüssige Bodenertrag soll in Vorrathshäusern zum Nutzen der Landesgemeinde oder zur Unterstützung andrer Länder aufgespeichert werden.

Neben dieser rein agrarischen Organisation wird der Gewerbe nur sehr im Vorübergehen gedacht. „Sie werden", heißt es, auch ihre Handwerk haben, als Schneider, Schuster, Wollenweber, Leineweber, Schmiede, Müller und Bäcken und was für Handwerke noth werden sein auf einem itzlichen Flur. Es werden auch alle Handwerk wieder in ihren rechten Brauch (kommen?) und werden hinlegen eigne Nutzsuchunge und gemeine Nutzsuchunge anhängen über den ganzen Flur . . . Auch wird ein itzlicher Handwerksmann einen andern zu sich nehmen und ihn das Handwerk lehren umbs gemeinen Nutzes willen."

Die Erziehung der Jugend soll den Einzelnen abgenommen und der Gemeinde übertragen werden. „Wenn dieselbigen Menschen werden Kinder haben, werden sie die, so sie drei oder vier Jahr alt werden, in die Kirch tragen und Gott opfern, so wird kommen der Kirchenernährer und sie aufheben und befehlen einem, der unter denselbigen Menschen der besten Wandlung ist, in einem Haus, derselbige wird sie ziehen als ein getreuer Vater zu der Ehr Gottes und gemeinem Nutz. Den Kindern des fraulichen Geschlechts wird man zugeben ein ehrbare, fromme Fraue oder Jungfraue aus demselbigen Haus, die die Kinder unterweiset, so lang bis sie mannbar werden. Warzu sie dann Lieb

haben, darzu wird man sie furdern zu der Ehre Gottes und gemeinem Nutz." An zwei Stellen werden daneben auch höhere Bildungsanstalten, eine Art Mittelschule und Universität gefordert. Vom Landesherrn heißt es: „Er wird auch halten in seinem Lande eine hohe Schule, do wird man lehren die Ehre Gottes und gemeinen Nutz, und alle Bücher, die da nützlich sein, wird man da finden" und später ähnlich von den Viertelsherrn: „Ein itzlicher dieser Herren wird haben ein hohe Schul in seinem Viertel, darin wird man lehren die drei Sprachen: Lateinisch, Griechisch und Hebräisch."

Auch der Kriegspflicht gedenkt der Verfasser; er schreibt: „Auch werden sie stets geschickt sein, mit Mannen zu folgen, wo es vonnöthen zu der Ehr Gottes und gemeinem Nutz . . . Ob der Herr Kriege würde haben, wird man ihm geben den dritten Mann auf einem itzlichen Flur; so fernen es die Ehr Gottes antreffen wird und gemeinem Nutz, so werden sie ihm folgen und gehorsam sein zu Fuß und Roß."

Für Alte und Kranke soll durch Spitäler und Siechenhäuser gesorgt sein. „Auch werden sie haben ein Haus, darin wird man die alten Menschen versehen mit Essen und Trinken und aller Nothdurft ihres Leibs, besser denn in keinem Spital geschicht. Auch ein Haus für die Siechen des Aussatzes des Leibs, und noch eins für die, die den Gebrechen der Seele haben, als die da nicht in dem rechten Weg der Seelen wandeln."

Mit großer Ausführlichkeit entwickelt der Verfasser im Anschluß an die Vorführung seines politischen Ideals seine seltsamen Ideen über eine Münzreform. Zunächst heißt es vom Landesherrn: „Dieser Herre wird ein Pfennig schlagen, das Bildniß wird sein der Nam Jesus, und die Umbschrift, auf welchem Flur der Pfennig geschlagen wird, aber (oder) in welchem Land desselbigen Herrn. Dieser Pfennig wird gelten in aller Zungen der Welt." Nachträglich fügt er noch hinzu: „Dieser Herre wird auch vergönnen einem itzlichen Kirchenernährer, daß er auch einen Pfennig muge schlagen zu Nothdurft eines gemeinen Nutz." Vom Viertelsherrn aber sagt der Verfasser später: „Der wird auch einen Pfennig schlagen, der wird soviel gelten als der Pfennige zwölf, so, die unter ihm sein, geschlagen, und wird das Bildniß Gottes und Umbschrift des Lands auch darauf stehen . . . und wird auch von Gold und Erz ein Münze schlagen, und die Bildniß auch der Name Jesus, die Umbschrift, in welchem Viertel der Zungen sie geschlagen sei." Und endlich von dem höchsten Oberhaupte: „Er wird auch schlagen ein Pfennig von Gold und Erz, wird als (ebenso) viel gelten, als der zwölf nächst unter ihm geschlagen, die Bildniß auch der Nam Jesus, die Umbschrift ein Hirt und einerlei Schafstall."

Diese Träumereien bilden etwa den Inhalt der ersten Hälfte unsrer Schrift. Die ganze zweite Hälfte beschäftigt sich mit dem Bauernaufstande und giebt

deutlich genug zu verstehen, daß dieser nur vorübergehend als gedämpft, aber keineswegs als niedergeschlagen zu betrachten sei. Denn er sei nicht Menschenwerk gewesen, sondern Gottes Wille habe sich darin geoffenbart. „Aller Adel hat gesehen mit sammt allen Fürsten Gottes Gewalt und Macht, daß kein Haus, Schloß oder Stadt darauf zu verlassen ist; wenn Gottes Zorn kummt, gilt es alles nichts, wenn sie verlassen Haus und Schloß und fliehen darvon, wenn Gottes Forcht jagt jedermann, wie man denn gesehen hat. Wer wollt sprechen, wenn der Kaiser wäre kommen mit allen Fürsten, hätt er den Adel nicht so forchtsam gemacht in einem Jahr, als ihn Gott macht in zehen Wochen. Aber es gilt nichts, man spricht: die Bauern habens than. So sag ich nein zu; Bauern mit Flegeln zerschlagen lang keine Mauer, es ist nichts, denn daß man Gott die Ehre nimmt und spricht: die Bauern habens than, und richt den Adel dahin: Schlag die Bauern zu Tode, sie sein rasend, brechen euch die Schlösser!"

Die Hauptschuld des ganzen Aufstandes schiebt er wohlweislich nicht auf die Fürsten, sondern auf den Beamtenstand, die „Schriftgelehrten". „Wenn es nicht von Gott wäre geschehen, wullte ich mit Wahrheit gerne sprechen, es wäre mehr geschehen durch die Schriftgelehrten, denn durch die Bauern... Die Welt und sonderlich die Schriftgelehrten an Fürstenhöfen und in den großen Städten richten ihr Vernunft und ihr Weisheit also groß, daß sie übertrifft Gottes Weisheit, ja auch alle seine Verkündung gilt aller (alles?) nichts, die er verkündet hat durch alle Propheten; ja alle Wunderwerk die er noch sehen läßt alle Tag an dem Himmel, das gilt alles nichts und wird genennt von den Schriftgelehrten eitel Fabel, auf daß sie Gottes Kräft niederstoßen und nichts gilt, denn ihr Weisheit." Wen der Verfasser aber vor allen unter den Schriftgelehrten meint, darüber läßt er uns nicht in Zweifel. Bitter stimmt er in die damals aller Orten gehörten Klagen ein über die Verdrängung der alten volksthümlichen Gerichtsbarkeit durch das eindringende römische Recht. „Weise mir einer ein Recht auf Erden bei allen den, die da leben, richten und urtheilen und Recht sprechen, wie sie der heilige Geist weist? Wie denn alle Recht eingesetzt sein, daß man nach Wahrheit und Gerechtigkeit richten soll, nicht aus Lieb noch aus Gunst, darum hat der heilig Geist zwölf Mann gesetzt zugleich, wie Gott die Apostel gehabt hat. Darumb hat er's gethan, ob fünf Mann vom rechten Urtheil fielen und ließen sich den bloßen (bösen?) regieren, so sein doch die sieben mehr, denn die fünf, nach derselben sieben Urtheil soll man das Recht gehn lassen... Sagt uns vom höchsten an bis auf die allerniedrigsten, wie sie leben auf Erden, wo ist doch ein Recht, das anders gesprochen wird, denn die Schriftgelehrten wollen? Wem sie Recht wollen, dem sprechen sie Recht, er hab Recht oder Unrecht, so lernt sie die

Geschrift, daß sie allzeit Recht gewinnen, das lernt der heilig Geist nicht, er lernet nichts, denn Wahrheit und Gerechtigkeit, darumb ist er ein Feind aller Schriftgelehrten, (und die Schriftgelehrten) wiederumb ein Feind des heiligen Geists, und alle, die nach dem Geist richten wollen und nach der Wahrheit, halten die Schriftgelehrten für Narren ... Es sitzen zwölf, und richten zween, die gelten mehr, denn die andern all, sie müssen ja sprechen, aber Gott kennt ihr Herz. Meint ihr, daß der heilige Geist allzeit ein stumm (?) wird bleiben und sich also ein lassen graben als dörfe er nichts mehr reden? Aber sein Stimm und sein Wahrheit gehet daher und klingt wie ein Pusaun in aller Menschen Herzen und öffnet alle Ungerechtigkeit der Schriftweisen. Meint ihr auch, ihr großmächtigen, herscheten (herrschenden) Männer, wie ihr genannt werdt vom höchsten an bis auf den niedrigsten, hätt ihr die alten, ungelehrten Männer lassen richten und Recht sprechen bis auf die Zeit, meint ihr auch, daß also übel auf Erden stünd? Ich gläub, daß Gott der heilige Geist mehr Weisheit geb einem alten ungelehrten Mann, denn einem jungen gelehrten."

Wiederholt klagt der Verfasser auch über die Verfolgungen, denen der Buchdruck ausgesetzt sei. So lange man Fürsten und Königen, Rittern, Grafen und Edlen die Wahrheit gesagt habe und ihre Ungerechtigkeit habe drucken lassen, da hätten die Schriftgelehrten geschwiegen. „Aber jetzund, so ihre Ungerechtigkeit auch verkündt soll werden und an Tag kommen soll, schreien sie mit Mord, verbieten alle Druckerei, daß es nicht geschehe. Aber es muß alle Verkündung Gottes offenbar werden aller Welt, nicht einmal, oft, oft!"

Gegen das Ende seiner Schrift verwahrt er sich ausdrücklich dagegen, als ob er mit seinem Büchlein etwa Aufruhr stiften wolle. „Darumb darf niemands gedenken, daß von Büchern oder von Schreiben Aufruhr kommen, es kummt alles aus Gottes Macht .. Das Büchlein hab ich nicht gemacht, daß ich zürne oder jemands zürnen soll, oder einerlei die Welt zu Zorn bewegen, sondern zu gutem Fried und zu guter Einigkeit. Wenn wo Unfried ist, der macht Unfried, wo aber guter Fried ist, der macht auch guten Fried ... Mein Büchlein macht nicht Aufruhr, zeiget nur an, die in der Bosheit sitzen, daß sie sich erkennen und bitten Gott um Gnad."

In den Schlußworten endlich kommt er nochmals unter einem Gleichniß auf seine kommunistischen Ideen zurück. „Es sind gesehen drei Tisch in der Welt, der erst überflüssig und zuviel darauf, der ander mittelmäßig und ein bequeme Nothdurft, der dritt ganz nothdürftig. Do sein kommen die von dem überflüssigen Tisch und wollten nehmen von dem wenigern Tische das Brod. Hieraus erhebt sich der Kampf, und daß Gott wird umstoßen den überflüssigen Tisch und den geringen Tisch, und bestätigen den mitteln Tisch."

So weit unsere Broschüre. Die Frage liegt nahe: Wer mag der Verfasser

dieser Schrift gewesen sein? Aus den Leipziger Stadtkassenrechnungen und den Universitätsakten des Jahres 1527 ergiebt sich, daß in die Angelegenheit Hergott's zwei Studenten verwickelt waren, die unter starker Bedeckung nach Dresden geschafft wurden, um dort persönlich von Herzog Georg vernommen zu werden, dann in Leipzig noch einige Wochen in Gewahrsam gehalten und kurz nach Hergott's Hinrichtung auf ihre Bitten — man schien sie förmlich vergessen zu haben — aus der Haft entlassen wurden. Diese beiden Studenten werden in den Leipziger Stadtkassenrechnungen als diejenigen bezeichnet, „so des Hergotts Büchlein geschrieben und umgetragen.“ Mit Recht kann sich nun Kirchhoff nicht dazu entschließen, in dieser Angabe einen Beweis dafür zu sehen, daß die Studenten die Verfasser der Schrift gewesen seien. Er hält es vielmehr für wahrscheinlich, daß sie, zumal da der eine von ihnen als „Schreiber“ bezeichnet wird, von dem Büchlein Abschriften gemacht — was ja noch lange nach der Erfindung des Buchdrucks nichts ungewöhnliches war — und diese an den Thüren der Bursen und Kollegien an ihre Kommilitonen verkauft hatten.

Wer war aber nun der Verfasser, wenn nicht jene beiden Studenten? Nun, nach unserm Dafürhalten kann kaum ein Zweifel darüber sein, daß in diesem Falle Hergott Autor, Drucker und Händler in einer Person war. Für diese Annahme spricht erstens, daß die Schrift — was einigermaßen schon aus den oben in moderner Orthographie mitgetheilten Proben, mit voller Evidenz aber aus dem Originale hervorgeht — im schönsten fränkischen Dialekt geschrieben ist. Kirchhoff meint, der Verfasser „befleißige sich einer sehr unbeholfenen Schreibweise.“ Die angeblichen Unbeholfenheiten sind aber zum größten Theil auf Rechnung der sinnentstellenden Druckfehler zu setzen, von denen die Broschüre voll ist. Wenn die typographische Ausstattung der Schrift und die Holzschnitteinfassung des Titelblattes wirklich, wie Kirchhoff angiebt, auf Wittenberg und die Cranach'sche Schule deuten, so liegt die Annahme nahe, daß die Exemplare, die Hergott aus Nürnberg mitgenommen hatte, bald verkauft waren, und daß er, wie es bei herumziehenden Buchhändlern etwas ganz gewöhnliches war, in irgend einer Winkeldruckerei auf sächsischem Boden — etwa in Zwickau, Grimma, Eilenburg — in aller Eile eine neue Auflage herstellen ließ. Die Klagen des Verfassers über die Verfolgung des Druckgewerbes sind auch nicht bedeutungslos; sie erklären sich am einfachsten, wenn man annimmt, daß der Autor hier zugleich der Drucker war.

Ein weiterer Beweis für Hergott's Autorschaft liegt in folgendem. Wenige Wochen nach Hergott's Hinrichtung gab der alte erbitterte Gegner Luther's, Petrus Sylvius, zur Abwechslung wieder einmal eine Streitschrift heraus — sie erschien Ende Juni 1527 in Leipzig — „Ein klare Beweisunge, wie Luther

würde sein ein Ursache des stäten Einzuges des Türken, des unchristlichen Irrthums, Zwietracht, Aufruhr und Empörung des gemeinen Volks." Auf dem Titelblatte derselben stehen folgende Verse gedruckt:

Was Luther hat vorgenommen mit seinem Schreiben,
Und N. Pfeifer gehandelt mit seinem Predigen
Und Thomas Münzer mit seinen Bauern angefangen,
Das hat Hans Hergott durch sein'n Traum wollen vollbringen.
Solche Früchte kommen aus der lutherischen Schrift,
Noch will man nicht erkennen seine schädliche Gift.

Mit ähnlichen Worten gedenkt er Hergott's in der Schrift selber, und etwas verändert kehren die Verse auf der 1536 ebenfalls in Leipzig erschienenen zweiten Auflage wieder. So aber hätte Sylvius nimmermehr über Hergott schreiben, so hätte er ihn nicht neben Luther, Münzer und Pfeifer stellen können, wenn Hergott nur der Drucker und Verbreiter der Schrift gewesen wäre, wenn die Untersuchung nicht unzweifelhaft ergeben hätte, daß er auch der Verfasser war.

Der unumstößlichste Beweis aber liegt schließlich doch wohl eben in Hergott's Bestrafung. So scharfe Aufsicht auch Herzog Georg über die Presse in seinem Lande führte, so oft er auch das Wormser Mandat aufs neue einschärfte, so oft er die Buchläden visitiren, die Vorräthe konfiszziren, die Buchhändler ins Loch stecken ließ, so eifrig er die Winkeldruckereien und den Hausirhandel verfolgte, nimmermehr würde er den bloßen Drucker und Verkäufer einer aufrührerischen Broschüre zum Tode verurtheilt haben. Hergott ist nicht der Zensurstrenge der Reformationszeit zum Opfer gefallen — der Fall würde, wie gesagt, einzig in seiner Art dastehen — sondern er büßte als Nachzügler der sozialistischen Bewegung, die im Bauernkriege niedergeschlagen worden war und deren Wiederausbruch die Fürsten mit vereinten Kräften und mit aller Macht zu verhüten suchten. Es ist gewiß kein Zufall, daß am Sonntag Cantate 1527, also am Tage vor Hergott's Hinrichtung Kurfürst Johann — Johann Friedrich nennt Kirchhoff wohl nur in Folge eines Versehens, denn dieser kam ja erst 1532 zur Regierung —, Herzog Heinrich von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, Graf Gebhard von Mannsfeld, die Grafen von Hoya, Anhalt und Solms in Leipzig anwesend waren.

Uebrigens scheint dem Unglücklichen wenigstens ein ehrliches Begräbniß gewährt worden zu sein. Unter den Wochenausgaben in der Woche nach Cantate 1527 wird in den Leipziger Stadtkassenrechnungen auch der Posten mit aufgeführt: „Vom Hergott zu begraben, dem Todtengräber 6 Groschen".

Auf jeden Fall wird in Zukunft der Name Johannes Hergott nicht zu übergehen sein, wo die sozialistischen und agrarpolitischen Strömungen der Reformationszeit zur Sprache kommen.

Vom deutschen Reichstage.

Berlin, 11. März.

Erquicklich ist der Rückblick auf die parlamentarischen Verhandlungen in diesem ganzen Winter noch nicht gewesen; die Stimmung des gegenwärtigen Augenblickes aber ist noch weit ungemüthlicher, als in irgend einem Zeitpunkte vorher. Und doch vollzieht sich grade in diesem Augenblicke der bedeutsamste legislatorische Fortschritt in der innern Organisation des Reichs seit der Errichtung der Verfassung! Was ist der Grund der allgemein empfundenen Unbehaglichkeit? Zunächst wohl der Umstand, daß das Gesetz wegen Regelung der Stellvertretung des Reichskanzlers, welches in der letzten Zeit die Situation beherrschte, keine der politischen Parteien befriedigt, aber auch von keiner, welche ihre besonderen Interessen einer auf der Hand liegenden Nothwendigkeit unterzuordnen versteht, abgelehnt werden konnte. Diese Nothwendigkeit, nämlich die Möglichkeit einer Vertretung des Reichskanzlers in allen seinen verfassungsmäßigen Obliegenheiten zu schaffen, war so selbstverständlich, daß alles Reden darüber von vornherein überflüssig erschien. Die Frage konnte nur das Wie der Regelung der Vertretung sein. Auch darüber hätte ein großer prinzipieller Streit kaum entbrennen können, wenn man die beabsichtigte Einrichtung lediglich als das genommen hätte, was sie dem Wortlaute und den Motiven nach sein sollte, als eine bloße Stellvertretung des Kanzlers. Der vielberufene § 3 der Vorlage, nach welchem der Reichskanzler auch während der Dauer der Stellvertretung jederzeit selbst in die Geschäfte eingreifen kann, hätte unter diesem Gesichtspunkte keine Bedenken erregen können. Dieselben waren erst eigentlich begründet, wenn man die Stellvertreter als selbstständige Minister auffaßte. Alsdann freilich mußte sich die vielumstrittene Frage erheben: Ob Ministerkollegium oder Alleinherrschaft eines Ministerpräsidenten.

Lediglich dieser Umstand, daß in die Verhandlung Forderungen und Beschwerden hineingetragen wurden, die strenggenommen mit dem Wortlaute des Gesetzentwurfes nicht in nothwendiger Verbindung standen, hat der Debatte über die Stellvertretungsvorlage ihre große politische Bedeutung gegeben. Es wurde einmal Abrechnung gehalten über die bisherige Entwickelung der Organisation der Reichsverwaltung, und andererseits wurde eine Perspective eröffnet für den Gang dieser Entwickelung in der Zukunft. Die Frage der Errichtung selbstständiger Reichsministerien ist so alt wie die Verfassung des Norddeutschen Bundes. So oft diese Forderung von den gemäßigt liberalen Parteien erhoben worden ist, hat man ausdrücklich betont, daß die Selbstständigkeit nicht im Sinne einer atomistischen Zersplitterung der Zentralverwaltung des Reichs in einzelne hermetisch gegeneinander abgeschlossene und vollkommen

gleichberechtigte Ressorts zu verstehen sei. Niemals ist ein Zweifel darüber gelassen worden, daß man dem Reichskanzler, im Unterschiede von der von Fürst Bismarck so oft beklagten Machtlosigkeit des preußischen Ministerpräsidenten, durchaus die maßgebende Oberleitung der Gesammtpolitik erhalten wolle. Nur in der Richtung verlangte man die Selbstständigkeit der Chefs der einzelnen Verwaltungszweige verfaßungsmäßig fixirt, daß dieselben in Gemeinschaft mit dem Reichskanzler die konstitutionelle Verantwortlichkeit würden zu tragen haben. Und war diese Forderung vom Standpunkte der Volksvertretung aus nicht von jeher berechtigt? Ist sie nicht in dieser Berechtigung gerade in letzter Zeit durch die Thatsachen aufs Nachdrücklichste bestätigt worden? Der Kanzler erklärte bei der Berathung der Steuervorlagen, daß er für dieselben die volle Verantwortlichkeit nicht tragen, sie vielmehr dem preußischen Finanzminister zuschieben müsse. Eine Verantwortlichkeit des preußischen Finanzministers gegenüber dem Reichstage aber kennt die Reichsverfassung nicht. Und ist denn diese Verantwortlichkeit wirklich eine doktrinäre Schrulle, wie man sie von gewisser Seite so gern darstellt? Ist es denn für das öffentliche Wohl wirklich so gleichgültig, ob der thatsächliche oberste Leiter eines wichtigen Verwaltungszweiges sich in seiner Handlungsweise nur durch das büreaukratische Pflichtbewußtsein bestimmen läßt, ohne von bestimmten politischen Grundsätzen getragen zu sein, ohne sich dem in der Reichsvertretung zum Ausdruck gelangenden Willen des Volkes gegenüber irgendwie verantwortlich zu wissen?

Es war nur natürlich, daß diese Angelegenheit in einem Augenblicke, da die Fiktion eines die gesammte konstitutionelle Verantwortlichkeit allein tragenden Reichskanzlers durch den bedauerlichen Gesundheitszustand des Fürsten Bismarck so brutal zerstört ist, in ihrer ganzen Ausdehnung auf's Neue zur Verhandlung kam. Aber einerseits hat Fürst Bismarck sich mit der Idee der Reichsministerien auch heute noch nicht befreundet, andererseits traten die Mittelstaaten derselben mit jener Schroffheit entgegen, die ihnen in der Betonung ihres partikularistischen Standpunktes eigen ist, sobald sie von preußischer Seite keine Zurechtweisung zu befürchten haben. Es wäre unnütz, die Argumente, welche in diesem Kampfe ins Feld geführt wurden, des Breiteren zu entwickeln. Klar war von vornherein, daß eine Ausgestaltung der Stellvertretungsvorlage im Sinne der Errichtung von Reichsministerien nicht durchzusetzen war. Klar war andererseits, daß die Möglichkeit einer vollen Stellvertretung des Kanzlers geschaffen werden mußte — was blieb unter diesen Umständen Anderes, als den Gesetzentwurf einfach anzunehmen? Die nationalliberale Partei hat sich das zwecklose Vergnügen der Stellung von Amendements versagt, ebenso die konservativen Parteien, und so ist das Gesetz mit einer recht anständigen Majorität durchgegangen.

Vielleicht ist die resignirte Stimmung, in welcher die Freunde einer gesunden konstitutionellen Entwickelung des Reichs ihr Votum abgaben, doch nicht ganz berechtigt. Das Gesetz enthält gegenüber dem gegenwärtigen Zustande auf alle Fälle keine Verschlechterung, sondern eine Verbesserung. Es wird wie der Abg. von Treitschke es richtig bezeichnete, in Zukunft nicht mehr möglich sein mit der konstitutionellen Verantwortlichkeit Verstecken zu spielen. Damit mag man sich einstweilen zufrieden geben. Daß auf dem Boden des neuen Zustandes verantwortliche Ministerien sich herausbilden können, wird Niemand bestreiten. Warten wir also ab, ob nicht die Praxis sensim sine sensu ins Leben ruft, was man der Theorie so hartnäckig versagte.

Mehr übrigens, als durch die Stellvertretungsvorlage selbst, wurde die Unbehaglichkeit der Situation durch eine eigentlich ganz außerhalb liegende

Angelegenheit, nämlich durch die Frage der Personalunion von preußischen Ministerien mit den entsprechenden „Aemtern“ des Reichs veranlaßt. Nicht eigentlich der Sache selbst wegen; denn wie laut auch aus den Kreisen der Partikularisten heraus über diese „Verpreußung“, über diese definitive Konstituirung des Einheitsstaats gezetert ward, es handelt sich um ein in verschiedenen Verwaltungszweigen thatsächlich längst bestehendes Verhältniß, welches auch der eifersüchtigste Wächter über die „Rechte der Einzelstaaten“ im Bundesrathe nicht mehr zu beseitigen denken kann. Die einzige Cautel, welche man noch durchsetzen konnte, war die Bestimmung, daß eine Vertretung des Reichskanzlers durch die einzelnen Ressortchefs nur in denjenigen Zweigen zulässig sein soll, wo das Reich eine eigene Verwaltung besitzt, während für die dem Reichskanzler obliegenden Aufsichtsfunktionen eine derartige Vertretung ausgeschlossen wird. Mit anderen Worten: die eigene Verwaltung des Reichs darf durch preußische Minister versehen werden, die Aufsicht des Reichs über die Einzelstaaten aber nicht. Man mag für diese Konzession an das mittelstaatliche Selbstgefühl Billigkeitsgründe anführen, obschon die Scheidung im Interesse des Reiches nicht gelegen ist. Jedenfalls hat man sie zur Zeit nicht tragisch genommen. Dagegen knüpfte sich eine bis jetzt nicht gehobene Mißstimmung an einen Punkt, über welchen eigentlich alle Welt einverstanden war, nämlich an den Plan der Vereinigung der Finanzleitung des Reichs und Preußens in derselben Hand. Hier traten sofort wieder die unvermittelten Gegensätze in den Vordergrund, welche die neuliche Steuerdebatte zum Ausdruck gebracht hatte. Fürst Bismarck sprach von einem vitiösen Zirkel, aus dem das Problem der Steuerreform nicht herauskomme; aber die Darstellung der von nationalliberaler Seite geforderten konstitutionellen Garantien, auf Grund welcher er diesen Zirkel konstruirte, war wenig zutreffend, zum mindesten sehr übertrieben. Der Kanzler machte in diesen Punkten ein wenig den Eindruck des Mannes, der nicht verstehen will.

So ist die Stellvertretungsdebatte vorübergegangen, ohne daß die Steuerreformangelegenheit auch nur ein Haar breit weiter gerückt ist. Der Schwerpunkt scheint nunmehr wieder in die bereits halb eingesargten Steuervorlagen fallen zu sollen, nicht um dieselben aufzuerwecken, sondern um an ihr Begräbniß irgendwelchen positiven Akt des Reichstages anzuküpfen. Noch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß die dringende Nothwendigkeit, eine Lösung der Steuerfrage zu finden, sich schließlich stärker erweisen wird, als alle die kleineren und größeren Verstimmungen, die sich in der jüngsten Zeit oft recht drastisch Luft gemacht haben, die aber dem diesseits der Koulissen Stehenden ein psychologisches Räthsel bleiben. —

Neben dem Stellvertretungsgesetz hat die Novelle zur Gewerbeordnung sammt dem Gesetzentwurf wegen Errichtung von Gewerbegerichten den Reichstag beschäftigt. Die Novelle will die in der Regelung des Lehrlingswesens und der Fabrikarbeiter praktisch hervorgetretenen Mängel beseitigen. Im Ganzen geht ihre Tendenz dahin, die Zügel etwas straffer anzuziehen. Auch die Vorlage über die Gewerbegerichte entspricht einem allgemein empfundenen Bedürfnisse, welches durch die betreffenden Bestimmungen der Gewerbeordnung nur sehr unvollkommen befriedigt wird. Näher auf die Entwürfe, welche zu den besten Früchten der Session zählen werden, einzugehen, wird sich erst empfehlen, wenn dieselben aus der Kommissionsberathung zurückgelangt sind.

x. e.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang. I. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 13.

Ausgegeben am 21. März 1878.

Inhalt:

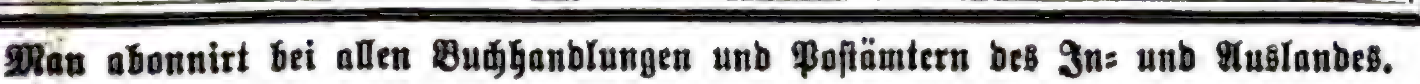
Seite
Lukrezia Borgia. Arnold Gaedeke. 481
Die deutsche Litteratur während des achtjährigen Friedens 1748—1756. (Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.) IV. Julian Schmidt. 499
Die Hayesadministration und die Silberbill. Rud. Doehn. . 503
Aus Baden. Hr. 507
Vom deutschen Reichstage und preußischen Landtage. χ. ρ. . . 517

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)



Nächstdem erscheint der **V. Band** von:

Pa Heyse's

Italienis hen Novellisten

des XIX. Jahrhunderts.

Derselbe wird folgende kleinere Novellen enthalten:

Carmela von de Amicis.

Ein Blumensträusschen von Demselben.

Clarina's Staatsstreich von Castelnuovo.

Ein Sonnenstrahl von Demselben.

Schwager und Schwägerin von Demselben.

Das Haus versteckt, aber verliert nichts von Grazia Pierantoni-Mancini.

Preis broch. ca. M. 5.—., eleg. geb. in Leinw. mit rothem Schnitt 1 Mark mehr.

Inhalt von Band I—IV:

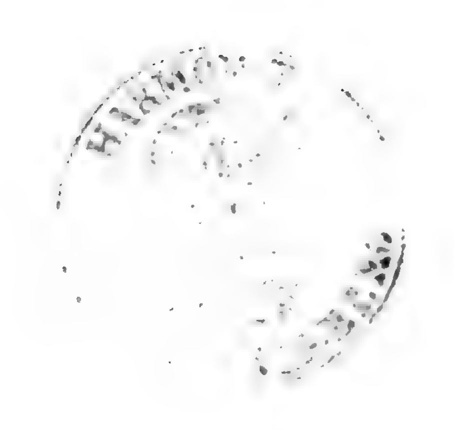
I. **Ein Engelsherz** von Ippolito Nievo.

II. **Val d'Olivi** von A. G. Barrili.

III. IV. **Erinnerungen eines Achtzigjährigen** von Ippolito Nievo. 2 Bände.

Band VI. wird einen Roman von Farina betitelt: **Verborgenes Gold** (Oro nascosto) enthalten.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.



Lukrezia Borgia.

Von Arnold Gaedeke.

Das Buch von Gregorovius über Lukrezia Borgia — nunmehr in zweiter fast unveränderter Auflage vorliegend — ist nur sehr vereinzeltem Widerspruche begegnet. Die historische Kritik hat sich indessen in Deutschland wenig mit demselben beschäftigt, weit mehr die Feuilletonisten der verschiedenen Zeitungen. Ich verkenne nicht, daß einzelne Partieen aus Lukrezia's Leben durch Gregorovius zu größerer Klarheit gelangt sind. Dabei ist die Diktion seines Werkes vorzüglich, oft hinreißend schön. Seine Belege sind indessen durchaus nicht immer überzeugender Art.

Lukrezia erscheint in dieser Beleuchtung mit Recht als eine überaus unbedeutende Persönlichkeit. Für vollkommen verfehlt jedoch halte ich den Versuch des Verfassers, seine Heldin mit einem moralischeren Gewande zu umkleiden. Gregorovius ist der Ansicht, daß die blonde Papsttochter nur ein etwas zu geduldiges Kind ihrer Zeit gewesen sei, nicht besser und nicht schlimmer, dem man höchstens seine Erziehung und seine Umgebung vorwerfen und daher ein gewisses Mitleid nicht versagen könne.

Gewöhnliche Schwachheit ist bei ihm der ganze Lebenswandel Lukrezias, während sie dem unbefangenen Beobachter, wenn auch nicht als „Furie", doch als eine der erbärmlichsten und sittlich zerlumptesten Persönlichkeiten, die je gelebt haben, erscheinen muß. Dabei gewinnt sie gar nicht, denn früher besaß sie wie ihr Bruder Cesare, doch wenigstens einen Zug großartiger Schrecklichkeit. Dieser schwindet jetzt allerdings vollständig und muß ihr — wie das auch von Gregorovius geschehen ist — unbarmherzig genommen werden.

Eine jüngst in Italien erschienene Arbeit veranlaßt mich, heute noch einmal in dieser Frage das Wort zu ergreifen.

Die Geschichtsschreibung hat Lukrezia Borgia nicht zu jener Furie und

jenem Ungeheuer der Viktor Hugo und Donizetti gemacht. Die älteren italienischen Historiker wie Priuli, Machiavell und vor allem Guicciardini haben Lukrezia stets mehr als Courtisane behandelt, etwa so wie Lenau in seinem Savonarola, freilich nicht ganz mit so starken Farben.*) Diese Urtheile behalten, wenn auch manches übertrieben sein mag, doch ihren Werth, so lange nicht das Gegentheil wirklich bewiesen wird und das neu dazugebrachte Material eher für als gegen sie spricht. Und das ist hier der Fall. Wenn für manche Dinge bisher auch die Belege fehlten, so beweist das in erster Linie nur, daß die Quellen noch nicht genügend erschlossen waren, aber noch lange nicht Lukrezias Unschuld, abgesehen davon, daß es Dinge giebt, welche nur sehr schwer oder überhaupt nicht wie ein Rechenexempel zu beweisen sind.

Was das neue Quellenmaterial anbetrifft, welches Gregorovius zu Gebote gestanden hat, so ist dasselbe — ich spreche hier nicht von Lukrezias ferraresischen Zeit — nicht nur bei weitem nicht genügend, sondern zu einem sicheren Urtheile ganz und gar ungenügend. Was helfen uns die vielen Ehepakten und gerichtlichen Verträge, welche die Familie Borgia betreffen, die Gregorovius dem sonst interessanten Protokollbuche des Borgia'schen Familiennotars Beneimbene entnommen? Was jene Anzahl von Briefen von und an Lukrezia, an Cesare und Papst Alexander, die meist von höchst gleichgiltigem Inhalte sind, niemals aber ein Licht auf die Beschuldigungen und vor allem nicht auf die Seelenstimmung Lukrezias werfen, und daher weder als Entlastungs- noch als Belastungszeugnisse dienen können?

Für alle wichtigen Momente in Lukrezias erster römischer Lebensepoche fehlen die Dokumente, und wir stehen nach wie vor im Dunkeln. Die bedeutsamsten und interessantesten Aktenstücke, die Gregorovius benutzt hat, sind Berichte ferraresischer und venezianischer Gesandten, aber natürlich, je nachdem sie unterrichtet waren und sein konnten oder wollten, von sehr verschiedenem Werthe. Vor wenigen Monaten ist nun durch A. Ademollo in Rom ein Aktenstück publizirt worden,**) welches sich so wunderbar in die Kette der bisherigen Verdachtsgründe einschmiegt und aus dem sich so glatte Konsequenzen ergeben, daß ein blutschänderisches Verhältniß Lukrezias zu ihrem Vater, dem

---

*) So reizend, daß für sie entbrannte
Das Bruderpaar in Liebesgluth,
Daß sie der Papst sein Liebchen nannte|
Und schnöd' genoß sein eignes Blut."

**) Lukrezia Borgia o la verità, von A. Ademollo. Archivio storico, artistico archeologico e letterario della città e provincia di Roma; fondato e diretto del Professore Fabio Gori. Anno III, vol. II. fasc. I. Roma 1877. Der Text Ademollo's namentlich im zweiten Artikel ist von geringerem Werthe und zeigt einen gewissen Mangel an Kompositionstalent.

Papste, doch nicht mehr wird so entschieden in das Reich der Legende versetzt werden können.

Ehe ich mich zu dem Inhalte dieses Dokumentes wende, werde ich nothgedrungen die Hauptmomente aus der römischen Lebensepisode Lukrezias sowie die bisher bekannten Umstände, welche das Urtheil jener älteren italienischen Geschichtsschreiber zu bestätigen scheinen, zu skizziren haben.

Aus der Nähe Valenzia's stammte das spanische Geschlecht der Borja. In Rom war der Begründer ihrer Familie jener Alphonso Borgia, von dessen Eltern, soviel auch darüber gefabelt worden, gar nichts bekannt ist. In Begleitung von König Alphons, dessen Sekretair er gewesen war, und der ihm später das Bisthum Valenzia verschafft hatte, kam er nach Neapel, von dort 1444, 60 Jahre alt, als Kardinal nach Rom, wo er endlich 1455 als Calixtus III. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Ein Schwarm von Nepoten umgab bald, nach der Sitte der Zeit, sein Haus. Alle kamen sie aus Spanien herüber, um unter dem breiten Schatten der Kirche ihr Glück zu machen, und keinem ist es mißlungen. Dreien seiner Neffen verlieh Calixtus III. die Kardinalswürde, ein vierter wurde Herzog von Spoleto und Feldhauptmann der Kirche.

Der jüngste und begabteste dieser Neffen war Rodrigo Borgia.*) Mit 25 Jahren war er Kardinal, mit 26 bereits Vizekanzler der römischen Kirche. Er war derjenige, auf den sich die Nepotenliebe des Papstes förmlich konzentrirt hat, auf den er alle Ehren und Schätze der Kirche häufte, zugleich der erste einer langen Reihe von Kirchenfürsten, welche alle es versuchten, raubend und mordend unter den kleinen Fürsten des Kirchenstaates eine eigene Dynastie zu gründen. War doch ein Papstthum nur kurz und eine Vererbung desselben unmöglich. Als Kardinal behielt Rodrigo Borgia, auch nach dem Tode seines Oheims seine einflußreiche Stellung bei, noch mächtiger und bedeutsamer machten ihn seine Reichthümer, kolossal selbst für die damalige Zeit. Er wird geschildert als einer der schönsten Männer der Zeit, von den Frauen angebetet, eine majestätische Erscheinung, dabei in hohem Maße beredt, von steter und heiterer Klarheit, verschlagen und von wunderbarer Kunst in der Behandlung von Geschäften;**) alles in allem eine gefährliche und blendende Erscheinung.

---

*) Eigentlich Lanzol, aus Xativa bei Valenzia.

**) So schildert ihn 1486 Jacob von Volterra. Guicciardini nennt ihn in seiner Storia fiorentina, opere inedite, T. III. p. 303. (Firenze 1859), „uomo valentissimo e di gran giudicio e animo"; in seinen historie: „perche in Alexandro IV. fu solertia e sagacita singolare, consiglio eccellente, efficacia a persuadere maravigliosa, ed a tutte le faccende gravi sollecitudine e destrezza incredibile. Ma erano queste virtu' avanzate di gran inter-

Trotz seiner geistlichen Stellung war er ganz dem zügellosen Leben des Zeitalters hingegegeben*). Mit Recht nennt Gregorovius „seine unbezähmbare und unerschöpfliche Sinnlichkeit den Dämon seines Lebens, den er nie losgeworden ist.“

Eine der vielen Römerinnen, deren Gunst Rodrigo Borgia besaßen, war Vanozza (Giovanna) Catanei, aus geringer und unbekannter Familie. Man weiß sehr wenig von ihr, wenig mehr, als daß sie von großer Schönheit und sinnlichstem Reiz, und daß sie die Mutter seiner über alles von ihm geliebten Kinder gewesen ist. Von ihnen sind Cesare 1476, Lukrezia am 18. April 1480 geboren, Jofré 1481; Juan der älteste wahrscheinlich schon 1474. Bei der Geburt Lukrezias waren ihre Eltern 49 und 38 Jahre alt.

Lukrezia wuchs auf als ein Kind ihrer Zeit, und ihre Zeit wie ihre Umgebung können ihr in der That zu einiger Entschuldigung angerechnet werden. Denn selten hatte es eine ruchlosere und schrecklichere Zeit gegeben. In allen Theilen der Stadt und der Romagna tobte der wildeste Kampf der Geschlechter, täglich wurde gemordet und mit blutiger Leidenschaft gekriegt. Das Papstthum hatte seinen letzten Schein von Heiligkeit verloren und war zu einer Höhle des Lasters und der Frevel herabgesunken. Die Religion war ganz materiell geworden, zuchtloseste Sinnlichkeit beherrschte alle, namentlich auch die geistlichen Kreise.**)

Rodrigo Borgias Reichthum war königlich, sein Aufwand dem entsprechend; trotzdem ließ er anfangs seine Kinder einfach, durchaus nicht glänzend, in dem bescheidenen Hause ihrer Mutter erziehen. Er hielt es aus Politik doch für besser, so lange er Kardinal war, seine Kinder nicht zu sehr hervortreten zu lassen. Später kam Lukrezia, um sorgfältiger erzogen zu werden in das Haus Adrianas Orsini, einer Verwandten des Kardinals, zugleich aber auch einer Vertrauten seiner Pläne, Sünden und Lüste.***) Hier in einem Palaste der Orsini ist Lukrezia Borgia aufgwachsen und erzogen worden. In kirchlicher Frömmigkeit und sonst so sorgfältig als die Sitte der Zeit es erforderte, wenn auch nur für die Außenwelt berechnet, wird dies geschehen sein. Moralisch weniger, denn die Nonnenklöster, in denen Lukrezia unterrichtet wurde, standen

---

vallo de vitiy costumi oscenissimi, non sincerita, non vergogna, non verita, non fede, non religione, avarizia insatiabile, ambitione immoderata crudelita piu che barbara ed ardentissima cupidità di esaltare in qualunque modo i figluoli i quali erano molti.“

*) „Seine Erwerbung des Papstthums sagt Guicciardini in seiner storia fiorentina,“ habe ihn immer weiter getrieben; alle Laster des Körpers und des Geistes seien in ihm vereinigt gewesen, keine schlechte Handlung irgendwie denkbar ungeschehen geblieben.

**) Gregorovius I, S. 14.

***) Gregorovius, I. S. 23.

in einem sehr üblen Rufe, der, wenn man auch stark übertrieben hat, noch immer arg genug bleibt.

Sonst war ihre Bildung nicht gering, selbst nicht für die damalige Zeit, welche den Frauen eine halbklassische Bildung verlieh, und es zeigt dies, daß Rodrigo Borgia auf eine sorgfältige Erziehung seiner Kinder bedacht war. Lukrezia sprach spanisch, französisch, griechisch, italienisch, ein wenig auch lateinisch. Griechisch hatte sie von den Flüchtlingen gelernt, die mit der Königin Carlotta von Cypern gekommen waren.*) Daß sie in allen Sprachen gedichtet, ist schwer zu glauben, ihre Briefe sind alle gut geschrieben, aber inhaltlich höchst flach und leer; ganz so wird es sich auch mit Kopf und Herz verhalten haben, wenigstens haben wir keinen Grund, etwas besseres anzunehmen. Aus dieser Zeit des Heranwachsens wissen wir so gut wie gar nichts von Lukrezia, erst mit dem Plane ihrer Verheirathung erfahren wir Näheres über sie. Schon im 11. Lebensjahre wurde über ihre Hand bestimmt, und dieselbe einem vornehmen Spanier de Centelles zugesagt. Unbekannte Gründe lösten dieses Verhältniß, welches nur in einem kirchlichen Kontrakte bestanden hatte, wieder auf; indessen noch vorher verlobte sie ihr Vater mit einem Grafen von Aversa, wahrscheinlich nur, weil ihm diese Partie besser erschien.

Ganz anders aber sollte sich das Schicksal der Kinder Borgia gestalten, als am 25. Juli 1492 der Tod Innocenz VIII. erfolgte und am 11. August Rodrigo Borgia über seine drei Nebenbuhler Rafael Riario, Giuliano Rovere und Ascanio Sforza den Sieg davon trug. Sforza fiel ab, dies gab den Ausschlag und als Alexander VI. bestieg Borgia den päpstlichen Stuhl. Sofort dachte er an nichts anderes, als seinen Kindern eine Laufbahn, so glänzend wie nur möglich zu erhalten. Schon am Tage seiner Krönung hatte er seinen 16jährigen Lieblingssohn Cesare zum Erzbischofe von Valenzia ernannt, am 1. Sept. machte er Juan Borgia, einen Sohn seiner Schwester zum Kardinal und so ging es weiter mit der ganzen übrigen Verwandtschaft. Nicht 10 Papstthümer würden ausreichen, diese Sippschaft zu befriedigen, so schrieb damals der Ferrarese Gian Andrea Boccacio an Herzog Ercole.**)

Auch für Lukrezia standen andere Tage und Pläne in Aussicht. Die Sforza, Ludovico wie der Kardinal Ascanio, schlugen dem Papste jetzt ihren Verwandten Giovanni Sforza, Souverän von Pesaro und Cotognola, einen der kleinen Tyrannen Italiens als Eidam vor und Alexander nahm das Bündniß mit dieser mächtigen Famllie begierig an. Auch Sforza zeigte sich sehr bereit, sich die Hand Lukrezias zu sichern, denn schon standen Bewerber in großer

*) Gregorovius, I. S. 31.
**) Gregorovius I. S. 47

Zahl auf! Der erste große Skandal fand jetzt statt, als der Graf von Aversa nicht gutwillig zurücktreten wollte; endlich „wich er jedoch der Gewalt und einer Summe von 3000 Dukaten.“*) Am 2. Februar 1493 wurde die Heirath Lukrezias mit Sforza geschlossen. In einem ihr geschenkten Kardinalspalaste genannt S. Maria in porticu, hielt sie nach ihrer Vermählung Hof, wie eine Fürstin, von ihrem Vater vergöttert. Schon damals fiel seine abgöttische Liebe manchem als verdächtig auf.**) Lukrezias Gemahl blieb nur kurze Zeit in Rom durch Alexanders Verbindung mit Neapel kam er als Sforza in die übelste Lage. Er stand im Solde des Papstes gemäß dessen Bunde mit Ludovico dem Mohren, der auf Vertreibung der Dynastie Aragon in Neapel geschlossen war. Jetzt hatte sich derselbe Papst gegen Karls VIII. Expedition und damit auch gegen die Sforza in Mailand erklärt und soeben dem Könige in Neapel die Investitur übertragen.

Dringend bat Giovanni den Papst sein Verhältniß zu seinem großen Oheim in Mailand zu regeln, auf daß er nicht ein Feind seiner eigenen Familie werde. Seinem Oheim jedoch versicherte er nach seiner Pflicht, sein Kriegsvolk stände zu seiner Verfügung. Dann erfolgte der Einmarsch Karls VIII. in Italien, nachdem zuerst Kardinal Rovere, dann Ascanio Sforza aus Rom zu den Gegnern geflohen waren, um die Absetzung dieses simonistischen Papstes durch ein Konzil zu betreiben.

Unter diesen Umständen hielt es der Gemahl Lukrezias für gut, Rom zu verlassen, und mit seiner Gemahlin — der Papst wünschte dies auch der Pest wegen — seine Residenz in Pesaro aufzuschlagen. An diesem kleinen Hofe verlebte nun Lukrezia eine kurze, verhältnißmäßig ruhige Zeit, von der wir gar nichts wissen, wenn auch Gregorovius eingehende Betrachtungen darüber anstellt, was sie dort etwa empfunden haben könnte oder müßte. Wir wissen durchaus nicht einmal, ob sie sich an der Seite ihres Gemahls irgendwie glücklich gefühlt hat. Sforza wird indessen als ein schöner Mann und angenehm im Umgange geschildert. Wahrscheinlich ist aber, daß der öde und langweilige Hof ihr im höchsten Grade mißfiel, und sie froh war, als nach dem Sommer die politischen Ereignisse, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, sie nach Rom zurückriefen.

Dies geschah im October 1495, und es begann jetzt, nachdem sich alle Mitglieder der Familie Borgia um ihr würdiges Oberhaupt versammelt hatten,

---

*) Gregorovius, I. S. 49.

**) So schrieb Bocaccio: „mai fu visto il piu varnale uomo l'ama questa Madonna Lucrezia in superlativo grado.“ Auch Ademollo ist der Ansicht, daß „carnale“ nicht in dem von Gregorovius angegebenen, sich auf den Nepotismus des Papstes beziehenden Sinne gebraucht worden sein kann.

eine Zeit, die, wenn auch nicht alle Details derselben beglaubigt sind, kaum anders als ein großer Hexensabbath bezeichnet werden kann. Drei große Nepotenhöfe der 4 Kinder Alexanders gab es damals in Rom, „alle die sie hielten waren lasterhaft, schön, jung und von den liebenswürdigsten, feinsten Formen".*) „Anmuthsvoll, beredte Frevler," wie Gregorovius sie ganz geschmackvoll bezeichnet. „Mit Gift und Dolch, ruchlos und ohne Erbarmen wurde von ihnen aus dem Wege geräumt, was ihrer Leidenschaft im Wege stand, und ihre Habgier reizte; im Hintergrunde die Kirche und der heilige Stuhl, auf dem der saß, den Savonarola den Antichrist zu nennen liebte. Der schrecklichste von allen war Cesare Borgia. Der eigne Vater wagte nichts gegen ihn zu unternehmen, trotzdem er auf die Person seines Vaters nicht die mindeste Rücksicht bei seinen schwarzen Plänen und Greuelthaten nahm. Er wollte die Gunst und den Einfluß seines Vater mit niemand theilen, deshalb war auch kein Günstling Alexanders vor ihm sicher. Sobald ein solcher wirklichen Einfluß gewann, rettete ihn nichts. So hat er Perotto, den Liebling des Papstes mit eigener Hand getödtet, vergeblich schmiegte sich dieser schutzflehend an das Haupt der Christenheit an; Alexander konnte ihn nicht retten, unter seinem eigenen Mantel ereilte ihn der Stahl seines Sohnes, und das Blut des Gemordeten sprang dem Papste in das Gesicht. „Nur in einem Falle, sagt Ranke sehr treffend, war so etwas möglich, wenn man die weltliche Gewalt und das geistliche Gericht zu gleicher Zeit beherrschte."**)

Den gesellschaftlichen Mittelpunkt dieses lasterhaften und gräßlichen Treibens bildeten nun des Pabstes 16jährige Tochter Lukrezia und seine 17jährige Schwiegertochter Sanzia. Festlichkeiten aller Art, Tanz und Bankette jagten einander, der Papst mitten unter ihnen, an allem theilnehmend. Unzucht, Ehebruch, Blutschande, Nothzucht wuchsen üppig auf diesem Boden hervor. Es war als ob des Teufels Küche sich aufgethan.***) Damals geschah es, wie ein

*) Gregorovius, I. S. 86.

**) Ranke, S. W. XXXVII. S. 34.

***) So berichtet der päſtliche Zeremonienmeister Burkhard: „Domenica ultima mensis Octobris. In sero fecerunt coenam cum duce Valentino (Cesare) in camera sua in Palatio Apostolico, quinquaginta meretrices honestae, curtisanae nuncupatae, quae post coenam inierunt choream cum servitoribus — et aliis ibidem existentibus primo in vestibus suis, deinde nudae. Post choream posita fuerunt candelabra communia mensae cum candelis ardentibus et projectae ante candelabra per terram castaneae, quas meretrices ipsae suis manibus et pedibus nudae candelabra per transeuntes colligebant. Papa, duce et Lukrezia sorore sua praesentibus et aspicientibus: tandem exposita dona videlicet deploides de serico, paria caligarum, birtea et alia pro illis qui plures dictas meretrices carnaliter cognoscerent, quae fuerunt ibidem in aula publice carnaliter tractatae arbitrio praesentium et dona distributa victoribus" und einige Tage später: „feria quinta undecima mensis novembris intravit urbem per portam viridarii quidam rusticus ducens duas jumentas lignis oneratas,

Artikel der Civilta Cattolica vom 15. März 1873 aus dem Diario des Marin Sanuto mittheilt, daß ein Mann, dessen Frau von ihrem eigenen Vater an den Papst verkuppelt war, denselben in einen Weinberg lockte, ihn tödtete, den Kopf abschnitt und einen Zettel hinzulegte mit den Worten: „questo è il capo di mi suocero, che a rufianato sua fiola al papa."

Von Lukrezia wissen wir aus diesen unsittlichen Festtagen wenig Positives, nur das Allgemeine, daß sie sich mitten unter den Orgien befand, eine berühmte Tänzerin war, leichtsinnig, lebenslustig, im täglichen Verkehr mit ihrem unsittlichen Vater, und ihren noch unsittlichern Brüdern. Es ist kaum möglich und glaublich, daß sie sich in einer solchen Zeit und Umgebung rein erhalten habe. Man kann Gregorovius zugeben, daß sie nicht besser war, als viele Frauen jener Zeit, aber daß sie nicht schlechter gewesen ist, muß entschieden bestritten werden. Denn das nun Folgende lehrt, daß sie zum mindesten Alles mit sich thun ließ.

Im Jahre 1496 kehrte auch Giovanni Sforza, der Gemahl Lukrezias nach Rom zurück. Ihm war es durchaus nicht nach seinem Sinne, auch nicht ganz geheuer, daß er mit Lukrezia in Rom weiter leben sollte. „Das Haus Sforza hatte seine Bedeutung verloren, und für die Borgias bot Lukrezias Ehe keine Vortheile mehr."*) Immer klarer trat zudem die Absicht des Papstes hervor, die Tyrannen auszurotten und seine Familie mit ihren Fürstenthümern auszustatten. Sehr bald wurde Sforzas Stellung zum Vatican unhaltbar. Schon Ostern 1497 wollte der Papst seine Ehe mit Lukrezia lösen. Man forderte ihn auf, freiwillig zu entsagen, als er sich weigerte, drohte man mit Gift und Dolch. Nur die schnellste Flucht rettete Sforza damals vor seinen Schwägern. „Lukrezia selbst soll ihm den Kämmerer Jacomino geschickt haben, als ihr Cesare mitgetheilt hatte, daß schon der Befehl ergangen, ihren Gemahl umzubringen." Aber bezeichnend ist, daß sie nach dieser Erzählung gar nicht anders konnte, denn Jacomino hörte versteckt die ganze Unterredung mit an, und als Cesare fort war, sagte Lukrezia zu ihm: „hast du alles gehört, geh, gieb es ihm zu wissen;" und Sforza, sich auf ein türkisches Pferd werfend, jagte in 24 Stunden mit verhängten Zügeln nach Pesaro.**) Wahrscheinlicher

quae cum essent in Platea S. Petri, accurrerent stipendarii Papae, inciderunt pectoralia, cingulum et groppiera bastorum projecerunt in terram bastos et ligna et duxerunt equas ad illam plateolam, quae est inter palatium justa illius portam, tum emissi fuerunt quatuor equi curserii liberi sine frenis et capistris ex palatio qui accurrerunt ad equas predictas et inter se propterea cum magno streptu et clamore, morsibus et calciis contendentes ascenderunt equas et coirunt cum eis et eas graviter pistarunt et laeserunt. Papa in fenestra camerae super portam palatii et Domina Lukrezia cum eo assistentibus cum magno risu et delectatione praemissa videntibus."

*) Gregorovius, I. p. 95.

ist der Bericht des Venezianischen Gesandten, daß Sforza Unrath merkte und unter dem Vorwande eines Ganges nach der Kirche Onofrio entkam, wo Pferde für ihn bereit standen. In keinem Berichte ist eine Andeutung von irgend welchem Widerstande, den Lukrezia geleistet, enthalten.*)

Kurz nach dieser Flucht ereignete sich die bekannte Ermordung des Herzogs von Gandia durch seinen Bruder Cesare, so oft in ihren schrecklichen Einzelheiten erzählt, daß ich sie nicht wiederholen will. Lukrezia befand sich schon vorher und während dieser Zeit im Kloster S. Sisto (seit d. 4. Juni 1496) auf der Via Appia, und dieser Umstand ist nun in der That sehr befremdend, denn die gewaltsame Trennung der Ehe kann dies bei dem Leben der Borgia, doch nicht, wie Gregorovius meint, allein erklären. Auch war das Aufsehen, welches dieser klösterliche Aufenthalt Lukrezias machte, nach den Berichten ein sehr großes; man kann nur annehmen, daß ihr Vater sie dorthin geschickt, sei es aus Furcht vor einem Zerwürfniß der Söhne oder weil er üble Nachrede für sich selbst fürchtete. Genaues ist absolut nicht festzustellen, denn es fehlen aus diesen Jahren alle wichtigen Dokumente, namentlich Briefe. Aber bezeichnend genug und nicht so flüchtig zu übergehen, wie Gregorovius es gethan hat, ist der einzige Brief, der vorhanden ist, von Donato Aretino an Cardinal Hyppolit von Este. Er schreibt „Madonna Lukrezia ist aus dem Palaste weggegangen, insalutato hospite, und in ein Nonnenkloster gezogen, welches S. Sisto heißt, dort befindet sie sich. Einige sagen, daß sie Nonne werden will, und andere behaupten viele andere Dinge, die man einem Briefe nicht anvertrauen darf.“ —

Als Cesare von Neapel, wo er als Kardinallegat den letzten Arragonen Federigo zum Könige gekrönt, zurückgekehrt war, wurde Lukrezias Ehe geschieden. Die Richter unter dem Vorsitze von 2 Kardinälen thaten, zum großen Gelächter von ganz Italien dar, daß Sforza die Ehe niemals vollzogen habe und seine Gemahlin sich noch im jungfräulichen Zustande befinde, und Lukretia erklärte, dies beschwören zu wollen.**)

Kläglich, charakterlos, höchst erbärmlich, das gibt auch Gregorovius zu, zeigte sich Lukrezia in dieser ganzen Angelegenheit; als grobe Lügnerin mußte sie aber der ganzen Welt erscheinen und ihr Ruf empfindlich darunter leiden. Von da an begannen jene unheimlichen Gerüchte von Blutschande, welche sie mit ihren eigenen Brüdern, ja mit dem eigenen Vater getrieben haben sollte, lauter hervorzutreten. Gregorovius begnügt sich nun damit, daß ihr dieses

*) Marin Sanuto, Diar. Vol. I. S. 410. Gregorovius, I. S. 97.

**) Gregorovius, I. S. 100 ff. „Ihr Gemahl, schreibt Gr., nach dem Bericht Costabilis, protestirte vergebens gegen die Aussagen der erkauften Zeugen in Rom. Lodovico und sein Bruder Ascanio drangen endlich in ihren Verwandten nachzugeben, und der eingeschüchterte Sforza erklärte schriftlich, daß er die Ehe mit Lukrezia niemals vollzogen habe.“

durchaus nicht zu beweisen sei. Zu bedenken ist jedoch folgendes. Die merkwürdig heftige Liebe des Papstes zu seiner Tochter ist vielen Zeitgenossen aufgefallen. Wenn sie fortging oder fortritt, ging er von Ort zu Ort und verfolgte sie mit Augen, so lange er konnte. Wenn sie reiste, mußte er täglich mehrere Boten mit Nachrichten über ihr Befinden erhalten. Am schwersten wiegt das Zeugniß ihres Gemahls Giovanni Sforza, der sie genau kannte, und, wenn er auch tief beleidigt war, doch in gewissem Grade gehört werden muß. Dieser beschuldigte Lukrezia ganz direkt solcher Vergehen. Am 23. Juni 1497 schrieb der ferraresische Gesandte Costabili an den Herzog von Mailand, daß Sforza dem Herzog Ludvico gesagt habe: „anzi averto conosciute infinite volte, ma chel papa non gelha tolta per altro se non usare con Lei.“ Wir besitzen ferner einen Brief des ferraresischen Agenten Giov. Alb. della Pigna vom 15. März 1498, also ein Jahr etwa nach Sforzas Flucht, da heißt es: „da Roma accertasi, che la figliola del Papa ha partorito.“*)

Gregorovius führt nun an, Burkhard, der von den Papisten so angegriffen sei, habe in seinem Diario nichts von einem solchen Verhältnisse erwähnt, gesteht aber zu, daß nur Thatsachen, und auch diese abgeschwächt und verschleiert, von Burkhard notirt seien. So stehe von Perottos Tod nichts darin, ihn berichte der Venezianer Paolo Capello, ebenso werde Gandias Ermordung in des päpstlichen Zeremonienmeisters Diario nicht mit Cesare in Verbindung gebracht und offen schrieben es die Ferraresen, ebenso nichts von anderen Freveln der Borgia. Dafür hat Burkhard aber doch jenen Bericht von dem Gelage der 50 Hetären im Vatikane, als bekannte Thatsache, bei dem Lukrezia zugegen gewesen sei, und Materazzo von Perugia, der das Diario nie gesehen hat, berichtet dasselbe.

Und nun komme ich auf jenes mysteriöse Kind Juan de Borgia, welches sich mutterlos am päpstlichen Hofe herumtrieb, und das bisher nirgends unterzubringen war. Burkhard nennt als Mutter nur eine gewisse Römerin. Das Kind war 1498 geboren, als Alexander VI. 67 Jahre alt und noch im Vollbesitze seiner körperlichen Kräfte war. Burkhard nennt dieses Kind wiederholentlich ein Kind des Papstes, und in verschiedenen Dokumenten ist Giovanni auch als Bruder Lukrezias bezeichnet. Dann giebt es auch Dokumente, die

*) Was soll man sagen, wenn der Historiker Gregorovius, nachdem er soeben bei Lukrezia die Geburt eines unehelichen Kindes zugestanden hat, an die fühlende Weiblichkeit appellirend, also fortfährt: „Jedes fühlende Weib mag urtheilen, ob unter der Voraussetzung solcher Frevel diese Erscheinung Lukrezias möglich war, und ob jenes Antlitz, wie es die Braut Alphonsos von Este im Jahre 1502 im Bilde darstellt, das Angesicht der entmenschten Furie im Epigramme des Samazar sein konnte.“ Sehr richtig erwiderte hierauf ein Kritiker: „warum sollen sich Anmuth und fast kindliche Züge nicht mit einer Kourtisane vertragen?“

das Kind als das Cesares bezeichnen, aber es sind dies Dokumente, in denen Giovanni nicht als Sohn Alexanders d. h. des Papstes bezeichnet werden konnte. Die Erklärung dieser Widersprüche ist an der Hand der beiden Breven, welche Gregorovius selbst mitgetheilt hat, nicht schwer. Als im Jahre 1501 die Ehe Lukrezias mit Alfonso d'Este in Aussicht stand, fühlte Alexander das Bedürfniß, diesem mysteriösen Kinde eine beglaubigte und gesicherte Existenz zu verleihen. Zu diesem Zweck erließ er zwei Breven an Juan de Borgia, beide vom 1. September 1501 datirt. In dem ersten wird konstatirt, daß besagter Giovanni, drei Jahre alt, ein unehelicher Sohn Cesare Borgias sei, und darauf das Kind aus apostolischer Macht legitimirt und in alle Rechte seiner Verwandten eingesetzt. In dem zweiten Breve aber erkennt Alexander VI. den Giovanni als sein eignes Kind an.*) Es geschah dieses, weil die leges canonici dem Papste verbieten, ein natürliches Kind anzuerkennen und beweist klar, daß in der That der Papst der Vater des Kindes gewesen sein muß, da sonst gar kein Grund zur Abfassung des zweiten Breves vorhanden war. Zum Scherze wird Alexander VI. sich schwerlich als Vater eines Kindes der Nachwelt bekannt haben.

Ich rekapitulire noch einmal die kompromittirenden Thatsachen.

1. Ostern 1497 flieht Sforza aus Rom.

2. am 4. Juni 1497 geht Lukrezia nach San Sisto,**) Donato Aretino berichtet über das Aufsehen und was sich darüber verbreitete.

3. am 23. Juni 1497 berichtet Costabili aus Mailand, daß Johann Sforza dem Herzoge Lodovico von dem intimen Verhältnisse Lukrezias zu ihrem Vater gesprochen habe.

4. Anfang 1498 gebar Lukrezia ein uneheliches Kind, wie im März 1498 della Pigna berichtet.***)

---

*) „Weil du aber diesen Mangel (legitimer Geburt) nicht von dem genannten Herzog (Cesare) sondern von uns und der genannten ledigen Frau trägst, was wir aus guten Gründen in der vorausgegangenen Schrift nicht haben ausdrücken wollen, so wollen wir, auf daß jene Schrift niemals als null erklärt werde, und dir im Lauf der Zeit daraus eine Beschwerde erwachse, dem in Gnaden vorsehen, und wir bestätigen Dir aus unserem freien Entschluß, aus unserer Großmuth und Machtvollkommenheit durch das Gegenwärtige die volle Gültigkeit von allem, was in jener Schrift enthalten ist."

**) Gregorovius sagt (I. S. 99) „unzweifelhaft hing ihre Entfernung nach S. Sisto mit der gewaltsamen Trennung ihrer Ehe zusammen. Sehr möglich, ja sehr wahrscheinlich, denn Lukrezia wird sich damals gerade in den Anfängen der Schwangerschaft befunden haben. da sie 1498 (jedenfalls im Januar oder Februar) ein uneheliches Kind gebar. Die Ehe mit Sforza wurde geschieden, weil Sforza angeblich die Ehe niemals vollzogen haben sollte, und da wäre allerdings eine Schwangerschaft sehr unangenehm und störend gewesen.

***) Ademollo betont nicht ohne Grund, daß die Berichte, obwohl gegen Lukrezia eingenommen, keinen Liebhaber in ihrem römischen Leben nennen, der ihr gestattet gewesen wäre. Wenn ein „amante possibile" der Vater gewesen wäre, würden wir etwas von ihm

5. Giovanni Borgia wird 1498 geboren, der Papst bekennt sich in dem Breve vom 1. Sept. 1501 als den Vater.

6. Beide Legitimationsbreven des Papstes hat Gregorovius in dem Archive des Hauses Este in Modena gefunden; es ist klar, daß sie dorthin nur als Papiere Lukrezias gekommen sein können; also nahm Lukrezia dieselben nach Ferrara mit und demnach hatte sie ein Interesse an der Zukunft des Kindes. In diese Kette von Verdachtsgründen reiht sich nun das Dokument, welches Ademollo mitgetheilt hat, wunderbar ein.

Der Hochzeit mit Alphonso d'Este nahe, vertheilte Lukrezia ihr patrimonio romano an ihre beiden Kinder, das eine ist Rodrigo Borgia, aus der Ehe mit dem unglücklichen Herzog von Biselli, das andere ist — Giovanni de Borgia jenes mysteriöse mutterlose Kind.*) In einer Bulle „coelestis altitudinis“, bestätigt der Papst erstens die Theilung, welche Lukrezia gemacht und vertheilt zweitens seinerseits unter sie die Güter der Savelli, Gaetani u. s. w. Die Bulle ist unterschrieben von 19 Kardinälen. Beide Kinder der geächteten Barone werden filii und infantes Romani genannt. Man kann nicht zweifeln, daß Giovanni nicht auch als Sohn Lukrezias angeführt wird, da er dem andern Sohne gleich gestellt ist. Wer die Bulle unbefangen liest, wird den Eindruck empfangen, daß es sich um zwei Brüder handelt. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß Niccola Ratti in seiner storia di Genzano in Folge dessen den Giovanni de Borgia gleichfalls wie Rodrigo als einen Sohn von Alfonso Biselli fälschlich anführt.

Wenn Giovanni, wie Gregorovius meint, ein Sohn Giulia Farneses war, so wäre er Orsini genannt worden nach dem Gemahle Giulias, wie denn auch die Tochter Giulias (geb. 1492) von Alexander VI. so genannt worden ist. Die Konsequenzen, welche aus diesem Aktenstücke in Verbindung mit den andern Fakten gezogen werden müssen, liegen klar auf der Hand. Wenn der Bericht della Pignas die Wahrheit berichtigt und die Breven ächt sind, ist damit der Beweis für den Incest geliefert.**) —

---

wissen, denn man kannte die Liebesverhältnisse aller Römerinnen und sprach laut von ihnen, so von denen Sanzias.

*) Ademollo, Lukrezia Borgia e la verita, p. 100.

**) Ueber Giovanni de Borgia ist noch zu sagen, daß er sich 1517 am Hofe in Ferrara befand, wo er als Bruder Lukrezias galt. 1518 begleitete er den Herzog Alphonso nach Frankreich, der ihn Franz I. vorstellte. Seine Spur verliert sich bis 1530, wo er in Rom erscheint als Prätendent auf das Herzogthum Camerino. Damals war Lukrezia todt, und Giovanni hatte niemand, der ihn dabei unterstützte. Die Rota Romana entschied gegen ihn, indem sie ihn auch in die Kosten verurtheilte, und Clemens VII. verbot ihm durch ein breve vom 3. Juni 1532 die Damen Varano ferner durch seine Prätensionen zu belästigen. Seine weiteren Schicksale sind unbekannt. Er scheint ein ziemliches obskures Dasein geführt zu haben. Man hat noch zwei Dokumente über ihn in den Papieren des Archivs S. Giro-

Kaum war die Ehe Lukrezias mit Giov. Sforza gelöst, als der Papst so rasch als möglich aus einer andern Ehe neue Vortheile zu ziehen versuchte.

Diesmal war es ein natürlicher Sohn der schon erschütterten Neapolitanischen Königsdynastie, um den er warb. Schon am 21. Juli 1498 wurde der Bund geschlossen. Alphonso der neue Gemahl Lukrezias erhielt die Städte Quadrata und Biselli von seinem Vater und Lukrezia wurde dadurch Herzogin von Biselli. Der junge Herzog war nur 17 Jahre alt, ein Jahr jünger als Lukrezia.

Da das Ehepaar in Rom leben sollte, konnte von einer Aenderung in dem Lebenswandel Lukrezias keine Rede sein. Zu Alphonso nun soll „Lukrezia, wie ein Gesandter Mantuas einmal schreibt, eine wirkliche Neigung gefaßt haben.“ Nach dem was aber weiter geschah, ist dies kaum glaublich.

Der junge Herzog von Biselli entfloh plötzlich aus Rom, trotzdem sich Lukrezia im 6. Monate ihrer Schwangerschaft befand. Eine höchst bedenkliche und unheimliche Thatsache! Und wieder fehlen alle näheren historischen Dokumente, um sie beurtheilen zu können. Ich muß sagen, es ist dies eins der verdächtigsten Ereignisse in Lukrezias Leben, denn von jenem Neapolitanischen Plane der Borgia, wie Gregorovius meint, konnte der junge Alphonso keine Nachricht haben, das ist, weil viel zu früh, einfach unmöglich.

Dem jungen Gemahle Lukrezias muß inmitten des päpstlichen Höllenpfuhls gegraust haben und ihm über manches die Augen aufgegangen sein, das ist wohl die wahrscheinlichste Erklärung. Wir wissen nichts genaues darüber, aber daß Lukrezia nichts bewiesen werden kann, ist doch wahrlich kein Grund für ihre Unschuld, noch weniger — was auch nicht einmal sicher feststeht, — daß sie in Thränen zerfloß. Dies können Thränen der Scham, der Wuth, der Entrüstung, ja selbst der Reue gewesen sein. Konstatirt ist, daß Alphonso heimlich entfloh', und daß Lukrezia nichts von dieser Flucht wußte.

Wie liebevoll ihm aber der Papst gesinnt war, sieht man daraus, daß er ihm Reiter nachschickte, die ihn jedoch nicht mehr erreichten.

Um das Aufsehen einigermaßen zu beschwichtigen, welches diese Flucht allenthalben gemacht, — Gregorovius meint, ohne es zu belegen, weil Lukrezia ihm Vorwürfe gemacht habe — schickte der Papst seine Tochter auf einige Zeit nach Spoleto. Ihr Aufenthalt in dieser Stadt dauerte übrigens nur, sehr kurze Zeit. Der Papst konnte und wollte sie nicht länger missen. Er holte sie in Person von Nepi ab, und dorthin kehrte endlich auch zu seinem

---

lamo della Carita gefunden, die in das Archivio di Stato in Roma aufgenommen sind. Er erscheint hier als Schuldner einer Margherita Bosia in Geld und Gegenständen im Werthe weniger Scudi, um die sich ein Prozeß entsponnen zu haben scheint. Sie datiren vom 13. Februar 1546 resp. 17. Juli 1548; damals wird er etwa 50 Jahre alt gestorben sein. Ademollo, p. 97 ff.

Verderben der junge Gemahl Lukrezias zurück. Was ihn dazu bewogen — Drohungen und Schmeichelworte sind abwechselnd an ihn gerichtet worden — wir wissen es nicht. Im Oktober kehrten alle nach Rom zurück, und hier gebar am 1. November Lukrezia einen Sohn, Rodrigo nach ihrem Vater genannt. Als Alexander dann in Folge eines Kamineinsturzes darniederlag, hielt Cesare den Moment für gekommen, um einen längst gehegten Plan auszuführen. Da er mit Lukrezia Anderes im Sinne hatte, so haßte er ihren jungen Gemahl, und da die Ehe des Sohnes wegen nicht geschieden werden konnte, beschloß er eine andere, ihm nur zu geläufige Trennung vorzunehmen.

Folgen wir der Darstellung von Gregorovius.*) Am 15. Juli 11 Uhr Nachts begab sich Alphonso aus seinem Palaste nach dem Vatikane, wo seine Gemahlin sich befand. An der Peterstreppe fielen Vermummte über ihn her; schwer verwundet an Kopf und Schenkeln eilte er in das Gemach des Papstes, wo die Frauen beim Anblick des Blutenden zusammenstürzten. Man trug ihn in ein Gemach des Vatikans, ein Kardinal hatte ihm schon die Absolution ertheilt, als er bei guter Pflege genas.

Seine Frau und seine Schwester kochten ihm selbst die Speisen, um ihn, wie Capello berichtet, vor Gift sicher zu stellen. Der Papst selbst stellte Wächter vor der Thüre auf, um den Schwiegersohn vor dem Sohne zu schützen.

Wer der Thäter gewesen war, wurde wohl geflüstert, aber weiter kein Aufhebens gemacht. Man weiß es nicht, schrieb der Venezianische Gesandte, aber man sagt, es sei dieselbe Person gewesen, die den Herzog von Gandia ermorden und in die Tiber werfen ließ. Zu demselben Gesandten aber sagte schamlos der Mörder: „ich habe den Herzog nicht verwundet, aber wenn ich es gethan, so wäre es von ihm wohl verdient gewesen.“

In seiner Frechheit ging er so weit, sein Opfer zu besuchen und im Herausgehen hörte man ihn sagen: „was am Mittag nicht geschehen ist, kann am Abend geschehen.“**) Als nun der Herzog fast hergestellt war, verlor der Mörder die Geduld. Am 18. August um 9 Uhr Abends kam er wieder in das Gemach, so berichtet Paolo Capello, Lukrezia und Sanzia jagte er hinaus, dann rief er seinem schrecklichen Hauptmann Micheletto und ließ seinen Schwager erwürgen. Offen und schamlos erklärte er jetzt, er habe den Herzog umbringen lassen, weil er ihm selber nach dem Leben getrachtet und durch Bogenschützen nach ihm habe schießen lassen, als er sich im Garten des Vatikans befunden habe. Der Papst wagte nichts gegen seinen Sohn zu unternehmen — Capello sagt, er

*) Gregorovius, I. S. 136—138. Sie ist wörtlich dem Berichte Paolo Capellos entnommen, vergl. Ranke, XXXIX. S. W.

**) „quello non e fatto a dinar, se farà a cena.“

habe Alphonso retten wollen —, mit Stillschweigen, wie der einfachste Mord des gemeinsten Mannes wurde die That übergangen, ohne Sang und Klang wurde der Herzog eingescharrt.*) Lukrezia zeigte nichts von Zorn oder Haß gegen den Mörder,**) im Gegentheile Zeit ihres Lebens stand sie mit Cesare auf dem allerbesten Fuße. Als jene Katastrophe über ihn hereinbrach, hat niemand mehr für ihn gewirkt, als gerade Lukrezia.

So elend und schwach erscheint sie, daß schon im November desselben Jahres an eine neue Hochzeit gedacht werden konnte. Es war kein geringerer als Alphonso, Erbprinz von Ferrara, mit dem ihr Vater sie zu vermählen gedachte.

Ueber die ferraresische Zeit Lukrezias mögen nur noch wenige Bemerkungen der Apologeten wegen gestattet sein. Gregorovius preist mit ihnen den exemplarischen Lebenswandel, den Lukrezia von nun an an dem Hofe von Ferrara geführt habe und meint, was sie auch früher gesündigt haben möge, er mache alles wieder gut, und eine Frau, der so allgemeines und enthusiastisches Lob in dieser ganzen Epoche und von so bedeutenden Männern, wie Bembo, Ariost und den Strozzis, von den Chronisten ganz abgesehen, gespendet werde, könne gar nicht vorher einen so schlimmen Lebenswandel geführt haben.

Ich frage hier dreierlei: erstens kann dieser exemplarische Lebenswandel seine besonderen Gründe gehabt haben? Zweitens: was ist das Lob werth, welches ihr gespendet worden ist? Endlich drittens: war dieser Lebenswandel wirklich so exemplarisch? Auf die erste Frage bemerke ich, daß es Lukrezia in Ferrara doch im Allgemeinen etwas an Gelegenheit fehlte, eine, wenn auch nur passive Rolle in Greueln und Morden zu spielen, ebensowenig war es hier gerathen, aktiv in schlimmen Ränken und Liebeshändeln aufzutreten. Denn Herzog Ercole sowie ihr Gatte Alphonso verstanden — dafür waren sie bekannt — nicht den geringsten Spaß in dergleichen.

Die Moral des Hofes von Ferrara war sonst so schwach, wie die jedes andern Hofes der Zeit. Trotzdem hielt Lukrezia es für geboten, an diesem Hofe die größte Vorsicht zu beobachten. Ihres Vaters Macht reichte nicht so

---

*) Vergl. den Bericht von Burkhard: „Der erlauchte Don Alphonso, Herzog von Biselli und Fürst von Salerno, welcher am Abend des 15. Juli schwer verwundet worden war, wurde, weil er an diesen ihm beigebrachten Wunden nicht sterben wollte, am 18. August in seinem Bette erwürgt gegen die erste Stunde der Nacht. Man trug die Leiche nach St. Peter. Don Fr. Borgia, Thesaurar des Papstes begleitete sie mit seiner Familie. Man führte in die Engelsburg die Aerzte des Todten und einen gewissen Buckligen, welcher mit dem Fürsten gewöhnlich zu verkehren pflegte, und man inquirirte sie. Sie wurden bald frei gelassen, da derjenige straflos ausging, welcher den Auftrag gegeben hatte, und man kannte ihn sehr wohl.“

**) Höchst einsilbig schreibt Burkhard: „Am letzten August verließ M. L. die Stadt von 600 Reitern begleitet (nach Nepi), um sich von der Gemüthsbewegung zu erholen, die ihr der Tod des Herzogs, ihres Gatten, zugezogen hatte.

weit und Alphons war als ein rauher, gewaltthätiger Mensch bekannt. Zudem ist es eine oft wiederkehrende Thatsache, namentlich bei Frauen, daß wer viel gesündigt und auf dem Gewissen hat, desto frommer mit zunehmenden Jahren wird, und wenn sich Lukrezia auch nicht gerade in Ferrara als eine Betschwester gezeigt hat, ihre ausnehmende Frömmigkeit stand sicher mit ihrem früheren Leben im engsten Zusammenhange. Besonders nach ihres Vaters Tode, als jene große Katastrophe über die Familie hereinbrach, und sie niemand besaß, der sie schützen konnte, als König Ludwig XII. zu dem ferraresischen Gesandten sagte: „ich weiß, Ihr seid nie mit der Heirath zufrieden gewesen, diese Mad. Lukr. ist auch nicht die wirkliche Gemahlin Alphonsos", damals hat sie nur dieser fromme Lebenswandel vor schmählichem Untergange geschützt.

Was nun das Lob der Dichter und ferrareser Geschichtsschreiber anbelangt, so war dasselbe höfisches Geschmeichel in des Wortes strengster Bedeutung. Was sonst ganz bedeutende und ehrbare Männer in jenen Tagen darin geleistet, übersteigt eigentlich jeden Glauben. Das Wunderbare ist nur, daß ihnen dies von niemandem verdacht wurde. Wie ihr gehuldigt wurde, darüber gibt uns Gregorovius selbst die gediegensten Beispiele. Schon auf ihrer Reise nach Ferrara wurde sie überall mit Anreden begrüßt; in Foligno kam ihr die Römische Lukrezia entgegen und sagte: „da sie von ihr an Keuschheit, Bescheidenheit, Klugheit und Sittsamkeit übertroffen werde, so weiche sie und räume ihr diesen Platz ein"; ein andermal stand bei einem Feste ein Paris mit dem Apfel da und erklärte, jetzt widerrufe er sein Urtheil, da in Lukrezia mehr von den Eigenschaften vereinigt seien, als in jenen drei Göttinnen, und dergl. mehr. Ihre Schönheit wurde über die der Helena gestellt, weil sie sich mit „unvergleichlicher Sittsamkeit" vereinige. Auch Ariost hat sie mit der römischen Lukrezia verglichen, als sie in Ferrara einzog und diese Stadt beneidet, daß sie ein so unvergleichliches Juwel besitze.*) Der jüngere Strozzi nannte sie eine Juno an hülfreichen Werken, eine Pallas an Sitte und eine Venus von Angesicht, der marmorne Cupido sei von dem Blicke ihrer Augen versteinert worden. Aber nicht genug. Als Lukrezia am 4. April 1508 einen Sohn gebar, feierte Ercole Strozzi dieses Ereigniß, man höre, durch den Wunsch, „daß diesem Sohne einst die Thaten seines Oheims Cesare und seines Großvaters Alexander ein Vorbild (sic) sein möchten, denn beide, setzte er geschmackvoll hinzu, würden ihn an die Scipionen und die Helden Griechenlands gemahnen", und nach dem Tode ihres Vaters schrieb er

---

*) Ariost stellte in den Ehrentempel der Frauen, im 42. Gesange des Orlando furioso das Bild Lukrezias auf; die Inschrift des Bildes sagte, daß ihr Vaterland Rom sie um ihrer Schönheit und Sittsamkeit willen der antiken Lukrezia vorziehen müsse.

ihr, „er sei so groß gewesen, daß selbst Fortuna ihr keinen größeren hätte geben können.“

Was nun den dritten Punkt anbetrifft, ob Lukrezia wirklich so ganz fehlerfrei in Ferrara gelebt, so ist noch folgendes zu bemerken. Eine wirkliche Neigung zwischen Herzog Alphonso und seiner Gemahlin hat schwerlich — das giebt auch Gregorovius zu — jemals bestanden. Wenn er sie auch nicht ganz vernachlässigte, so ging er doch nach kurzer Zeit seinen eigenen Lüsten nach, „woran er übrigens ganz Recht thut, denn er ist jung“, schrieb der Papst, und Lukrezia wurde durch das gewöhnliche Hofleben dafür entschädigt. Von Schmeichlern, Künstlern und Dichtern, die alle in Liebesränken machten, war sie umgeben und es ist nur zu sicher konstatirt, daß sie mit mehreren von ihnen sich in ein ernstliches Liebesverhältniß eingelassen hat. Dies gilt namentlich von Bembo und den beiden Strozzi. Auch Gregorovius giebt dies zu, indessen meint er, und das ist ihm wieder genug, es werde fruchtlos sein, beweisen zu wollen, daß Lukrezias Zuneigung „die Grenzen des Erlaubten“ überschritten habe. Nun haben wir aber, erst kürzlich veröffentlicht, von Bembo eine ganze Menge von Briefen, die nur an Lukrezia gerichtet sein können; sie zeigen „weit mehr als Freundschaft, durchaus die zärtlichste Vertraulichkeit.“

Naiver Weise, sagt Gregorovius später auch selbst, „daß ihr Herz mehr als Freundschaft empfand, darf als gewiß erscheinen, denn sie war noch jung und er ein vollendeter Kavalier, so daß er den rauhen Alphonso in den Schatten stellte.“ Sehr plötzlich und auffällig verließ dann Bembo Ferrara und ging nach Urbino und es ist gar kein anderer Grund denkbar, als daß ihn die Eifersucht von Alphonso und eine ganz begründete Angst dazu bewogen haben. Denn als dieselbe Sache sich bei dem jüngeren Strozzi wiederholte, nahm sie ein schlimmes Ende.

Von den Strozzi wetteiferten Vater und Sohn die Reize Lukrezias zu besingen, der Sohn allerdings mit noch anderer Gluth als der Vater. Der Vater Titus Strozzi klagt, daß er trotz seines Alters in Lukrezias Fesseln liege und preist Bembo ob desselben Schicksals. Ercole aber verglich sie mit der Sonne und allen griechischen Göttinnen; sie blende, sagt er, wie wenn man in die Sonne hineinschaue, dann aber versteinere wie die Meduse derselbe Blick den Geblendeten, aber auch im Stein lebe der Liebesschmerz fort und quelle in Thränen hervor*). Diesenselben Strozzi fand man am 6. Juni 1508 an der Ecke des Palastes Este in Ferrara mit zerrauftem Haar und 12 Wunden todt, in seinen Mantel gehüllt, dahingestreckt. „Ganz Ferrara war bestürzt, denn Strozzi war der Ruhm dieser Stadt, einer der geistvollsten

*) Greg. I. S. 278 ff.

Dichter seiner Zeit, erst 27 Jahre alt, ein Freund Ariosts, dabei einer der zwölf Richter Ferraras.*) Das Wunderbare war, daß die Gerichte schwiegen, und niemand laut den Urheber des Mordes zu nennen wagte. Als keine Anstalten gemacht wurden, dem Mörder nachzuspüren, sagte sich aber bald ein jeder, daß nur der, welcher Macht über die Gerichte besitze, der Urheber sein könne. Die allgemeine Ansicht und wohl mit Recht ging dahin, daß der Herzog Strozzi aus Leidenschaft umbringen ließ, nur lassen es einige Quellen als zweifelhaft erscheinen, ob es Leidenschaft für Strozzi's Gemahlin oder wahrscheinlicher Eifersucht auf Lukrezia, das heißt Rache für geschenkte Gunst war. Jedenfalls war dies der letzte blutige und unheimliche Akt in Lukrezia's Leben; sie lebte fortan in Frieden mit ihrem Gemahl, dem sie mehrere Söhne gebar.

Unzweifelhaft ist es, daß sie mit zunehmendem Alter überaus fromm wurde und sich religiöser Andacht wie kirchlichen Anstalten mit Eifer hingab. Es lag dies sonst nicht in ihrem „ewig heiteren" Wesen und auch Gregorovius meint, daß es in ihren Schicksalen und ihrer Vergangenheit seinen Grund gehabt haben muß.

Schön blieb sie trotzdem bis an ihr Ende, aber alt wurde sie nicht. Am 14. Juni 1519 gebar sie, 39 Jahre alt, ein todtes Kind. Zehn Tage darauf starb sie an den Folgen der Entbindung.

Cagnolo von Parma, ein guter Zeuge, sagt von ihr: „sie ist von mittlerer Größe und zierlicher Gestalt, ihr Gesicht länglich, die Nase schön profilirt, die Haare goldhell, die Augen von unbestimmter Farbe, der Mund etwas groß, die Zähne blendend weiß, der Hals schlank und weiß, bedeutend und doch voll Maß. Ihr ganzes Wesen athmet stets lachende Heiterkeit." **)

---

*) Greg. I. S. 296.

**) Wunderlicherweise vergleicht Gregorovius am Schlusse seines Buches Lukrezia noch mit Imogen, einer der reinsten von Shakespeares Frauengestalten. Die Medaille, welche Gr. mittheilt, zeigt ein feines, fast kindliches Gesicht, mit vollem gelöstem Haar, nicht gerade schöne Züge.

Die deutsche Literatur während des achtjährigen Friedens 1748—1756.

(Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.)

Von Julian Schmidt.

IV.

Lessing stand, ohne es zu wollen, auf einer Seite mit den Gottschedianern, die nun mit verdoppelter Wuth über Klopstock herfielen.

Ein alter Dr. Triller schrieb ein spöttisches Heldengedicht, „der Wurmsamen." — „Die neuen Heldengedichte, davon bisher so ein ungestümes Lärmen, zum Trotz der gesunden Vernunft und Beleidigung des Wohlklangs allenthalben gehört worden, sind nur für die Einwohner des Saturn; unsere natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht eher verstehen, als bis sie in reines Deutsch übersetzt werden. — Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten, sind strafbare und unchristliche Ausdrücke. — Wenn diejenigen Schöpfergeister sind, die ein Paar Dutzend neue und zum Theil gar fromme und büßende Teufel, und Schaaren von Seraphim eigenmächtig erdichten, oder eine frostige und finstre Sonne unter der Erde ungeheißen aufgehen lassen: so gehören alle Trunkne, Träumende und Mondsüchtige in die Klasse der schöpferischen Geister." — „Ich danke dem gütigen Himmel, daß ich von der Dichtkunst nicht leben darf, sondern weit rühmlicher etwas Anderes und Nützlicheres gelernt habe, als meine Versorgung mit schöpferischen Gedichten zu gewinnen, oder mit elendem Zeitungsschreiben und unverständigem Durchhecheln gelehrter Männer das Brod zu verdienen."

Januar 1752 trat Gottsched selbst mit dem „bescheidenen Gutachten, was von den bisherigen christlichen Epopöen der Deutschen zu halten sei?" hervor: „Es sind Gedichte, dazu der Stoff aus der Schrift hergenommen worden, die von allen Christen als eine untrügliche Wahrheit angenommen und verehrt wird; dem aber die Dichter aus ihrem eigenen Witz viel seltsame Erdichtungen beifügen. Was thun unsre geistlichen Epopöendichter anders, als daß sie einen an den Rabbinen billig verdammten Kunstgriff auf eine neue Art brauchen? die Bibel mit ihren Träumen ausfüllen und die Wahrheit mit Lügen verbrämen!" Gottsched wundert sich, wie die deutschen Gottesgelehrten nicht wahrnähmen, wieviel solch geistliche „Lügenden" in einer zur Religionsspötterei so geneigten Zeit dem wahren Christenthum schaden würden: „sie ver-

folgen mit einem löblichen Eifer die Zinzendorfschen Schwärmereien und sehn nicht, daß in diesen neuen Epopöen eben der Geist der Schwärmerei, nur auf eine nicht so plumpe Art, herrscht; aber eben deswegen desto schädlicher."

Schlau genug schien diese Wendung, die Theologie war ein nicht zu verachtender Bundesgenosse. Aber nur wenig Theologen folgten dem empfangenen Impuls, und so weit war doch die öffentliche Meinung schon gebildet, eine Denunziation zu brandmarken. Selbst an dem Verdienst seines frühern Kampfs gegen Lohenstein wurde man irre, weil er jetzt als Lohensteinianismus brandmarkte, was als große Erweiterung der Poesie erschien. Die Dürre und Unfruchtbarkeit seines Geistes wurde offenbar, als er sich außer Stand zeigte, den Maßstab, mit dem er bis dahin das Richtige gemessen, am wirklich Bedeutenden zu berichtigen. Seine Zeit war vorüber.

Gottsched hatte vor zwei Jahren versucht, am Kaiserlichen Hofe eine feste Stellung zu gewinnen. Er wurde mit seiner Gattin in Wien bei Hofe vorgestellt und mit einer Reihe vornehmer Bekanntschaften beglückt. Die Fürstinnen Trautmannsdorf, Dietrichstein u. s. w. korrespondiren fortan mit Frau Adelgunde, in einem Französisch, das ungefähr ebenso korrekt war wie ihr Deutsch. Eine deutsche Gesellschaft, die recht nöthig gewesen wäre, kam nicht zu Stande; Wien wurde erst ein Menschenalter später für seinen Gottsched reif.

In Dresden war er schlecht angeschrieben; Rost, der Sekretär des Grafen Brühl, verfolgte ihn mit Pasquillen, und wenn das Leipziger Theater ihn verspottete, fand es Schutz am Hofe. Es war ihm kein geringer Trost, als eine Standesperson, ein junger Baron Schönaich, Sohn eines wirklichen Generals, der selber ein Paar Jahre Offizier gewesen, ihm ehrerbietig ein Heldengedicht einsandte, ganz nach den Regeln der Dichtkunst; eine rechtschaffene Epopöe: Fabel, Charakter, Götter, Episoden und Schreibart, alles nach dem Muster des Vergil. Es behandelte Hermann den Cherusker, und zwar in gereimten leicht fließenden trochäischen Tetrametern. Aus einem solchen Schatz ließ sich Kapital machen, und Gottsched war der Mann dazu.

„Da Deutschland bisher von so vielen seltsamen Heldengedichten überschwemmt wird, so ist es gleichsam ein Wunder zu nennen, daß ein so starker Dichter seinem Vaterland ein kunstrichtiges ans Licht stellen wollen. Die Musen scheinen ihn der Bellona blos darum entrissen zu haben, daß er die epische Dichtkunst, die bisher in so fürchterlichen Gestalten erschienen, in einer liebenswürdigen Gestalt bekannt machen sollte. Wenigstens scheinen sie ihn zu einem deutschen Voltaire bestimmt zu haben."

Zum Trotz der böswilligen Kritiker, die seinen Schützling schlecht machten, überreichte Gottsched, damals Dekan, 18. Juli 1752 in seinem Amtsornate

dem jungen Baron den Dichterlorbeer auf silberner Schüssel, in öffentlicher Sitzung der Fakultät, die das Recht besaß, Dichter zu krönen. Die Halberstädter machten es bald darauf nach, sie krönten eine Dame, Charlotte Unger, geb. Ziegler (29 J.) als Dichterin. Aber die Stimmung hatte sich einmal gegen Gottsched gerichtet, und nur seine Dichterkrönung verfiel dem Fluch der Lächerlichkeit.

Die Verbindung mit Schönaich hatte für Gottsched noch einen großen Nachtheil: der junge Baron war ein Klopffechter und wurde nicht müde, gegen seine Gegner — nicht blos Bodmer sondern auch Lessing — plumpe Pasquille zu veröffentlichen, wofür dann Gottsched büßen mußte.

Klopstock war klug und vornehm genug, zu dieser ganzen Polemik zu schweigen. In Kopenhagen entwickelte sich mehr und mehr seine deutsche Gesinnung; im Namen der deutschen Dichtung fordert er die Muse Englands zum Wettlauf heraus. Noch ist es eine junge, bebende Streiterin, für die er eintritt: „doch sie bebte männlich, und glühende, siegswerthe Röthen überströmten flammend die Wang', und ihr goldenes Haar flog."

Auch deutsche Stoffe gingen ihm auf. — „Ha dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblute, mit dem Staube der Schlacht bedeckt! so schön war Hermann niemals! so hat's ihm nie von dem Auge geflammt! Komm, ich bebe vor Lust! Reich mir den Adler und das triefende Schwert! Komm, athm' und ruh hier aus in meiner Umarmung von der zu schrecklichen Schlacht! Ruh' hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne, und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange! — Hermann! Hermann! so hat dich niemals Thusnelda geliebt."

Um Graf Bernstorf sammelte sich in Kopenhagen eine deutsche Kolonie. Klopstock, sein Freund Rahn, der seine Schwester heirathete, der Oberhofprediger Cramer; dazu eine ganze Zahl holsteinischer Edelleute; die Stadt sah mitunter gerade so deutsch aus wie Zürich.

Klopstock hatte aufgehört, in unglücklicher Liebe zu schwelgen. 9. April 1752 meldet er seinem Gleim, daß er ganz und gar nicht mehr unglücklich ist. „Ich weiß, daß es meinem Gleim sehr lieb ist, das zuerst zu wissen. Wie aber alles zugegangen, sage ich Ihnen noch nicht ganz. — In so wichtigen Sachen der Glückseligkeit, als Liebe und Freundschaft sind, kann ich unmöglich halb glücklich oder halb unglücklich sein. Daher bin ich so lange traurig gewesen, und da ich aufgehört habe, traurig zu sein, habe ich auch ganz und gar aufgehört."

4. Juni, in Hamburg, verlobte er sich mit Meta Moller. „Er ward mein!" schreibt diese an Giseke. — „Sie werden glauben", schreibt er aus Quedlinburg, wo er in zärtlichem Verkehr mit Gleim, Cramer und Ramler

verweilte, an Schlegel, „daß meine Wahl, nachdem ich die Liebe so lange gelernt habe, auf ein Mädchen fallen mußte, die mich sehr glücklich machen könne. Und das bin ich auch so sehr, daß ich mich noch immer darüber verwundere, daß man so glücklich sein kann.. Das ist nun einmal mein Enthusiasmus, daß ich glaube, unübertreffbar in der Liebe zu sein."

Sie schreibt ihm: „O, wie süß ist es, Gott anzubeten! Welche Entzückung, ihn empfinden! — — Du bist heiliger als ich, aber mehr kannst du Gott nicht lieben!.. Ich will durch dich noch immer besser und heiliger werden.. Ehe ich von dir geliebt wurde, fürchtete ich das Glück; mir war bange, daß es mich von Gott zerstreuen möchte. Wie sehr irrte ich mich!.. Die Rührung, die Freude, alle Empfindungen der Glückseligkeit machen meine Anbetung noch feuriger."

„Es sind Empfindungen von einer ganz eigenen Süßigkeit, die ersten Empfindungen der Liebe. Man ist dann noch so schüchtern, und man wundert sich so über das, was man fühlt."

Das Liebesglück löste seine Zunge, und zeitigte die schönsten Blüthen seiner Lyrik. „Lang in Trauern vertieft, lernt' ich die Liebe, sie, die der Erde entfloh... Endlich sinkt die traurige Nacht, und mir wachen mit Lächeln alle schlummernden Freuden auf! — O wie staun' ich mich an, daß ich jetzt wieder bin, der ich war! wie entzückt über die Wandlungen meines Schicksals, wie dankbar wallt mein freudiges Herz in mir! — Ach du kennst ja mein Herz, wie es geliebet hat! gleicht ein Herz ihm? Vielleicht gleichet dein Herz ihm nur! Darum liebe mich Cidli, denn ich lernte die Liebe dir! Dich zu finden, ach dich! lernt' ich die Liebe, sie, die mein steigendes Herz himmlisch erweiterte!" — „Unerforschter als sonst etwas den Forscher täuscht, ist ein Herz, das die Lieb' empfand, sie, die wirklicher Werth, nicht der vergängliche unsers dichtenden Traums gebar, jene trunkene Lust, wenn die erweinete fast zu selige Stunde kommt, die dem Liebenden sagt, daß er geliebet wird! und zwei bessere Seelen nun ganz, das erstemal ganz, fühlen, wie sehr sie sind! — Selbst das Trauern ist süß, das sie verkündete, eh' die selige Stunde kam! Wenn dies Trauern umsonst eine verkündete, o dann wählte die Seele falsch, und doch würdig! Das webt keiner der Denker auf, was für Irren sie damals ging!"

„Im Frühlingsschatten fand ich sie; da band ich sie mit Rosenbändern. Sie wußt' es nicht und schlummerte. Ich sah sie an; mein Leben hing mit diesem Blick an ihrem Leben. — Ich fühlt es wohl, und wußt' es nicht! Doch lispelt' ich ihr, sprachlos, zu, und rauschte mit den Rosenbändern. Da wachte sie vom Schlummer auf. Sie sah mich an; ihr Leben hing mit diesem Blick an meinem Leben, und um uns ward Elysium." So lautete eins seiner ersten Lieder nach der Verlobung.

Gleich im Beginn seiner Lyrik hatte Klopstock die Nachtigallen zu Botschaftern seines Liebesgefühls gemacht; er hat das Bild in späteren Jahren mehrfach ausgearbeitet: hier ein Wechselgesang zwischen zwei Nachtigallen, Mutter und Tochter.

„Ich mag nicht singen, die Zeisige haben das Ohr mir taub gezwischert. Viel lieber mag ich am Ast mich schwenken und unten in dem krystallnen Bach mich sehn."

„— Flöten mußt du, bald mit immer stärkerem Laut, bald mit leiserem, bis sich verlieren die Töne; schmettern dann, daß es die Wipfel des Waldes durchrauscht! Flöten, flöten, bis sich bei den Rosenknospen verlieren die Töne."

— „Nichts mehr?.. Nichts von dem, was die Wange bleich macht, glühen die Wang', und rinnen und strömen die Thräne macht?"

—„Noch mehr!.. Da sang die Nachtigall ihr höheres, ihr seelenerschütterndes Lied. Da flog das Mädchen zu dem Jüngling hin, da weinten sie der Liebe Wonne!"

Die Hayesadministration und die Silberbill.

Wenn man die strengen Parteiblätter der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einiger Aufmerksamkeit liest, so findet man, daß sowohl die Organe der regulären Republikaner, wie die Zeitungen der regulären Demokraten sich seit einiger Zeit in der Behauptung begegnen, die Administration des Präsidenten Rutherford B. Hayes könne und werde so lange keine nennenswerthen Erfolge erzielen, als sie es nicht verstehe, sich die Stütze einer starken und geschlossenen Partei zu verschaffen. Vorzugsweise sprechen sich aber in diesem Sinne diejenigen Anhänger der republikanischen Partei aus, deren Streben darauf gerichtet ist, den Präsidenten so viel als möglich abhängig zu machen von den einflußreichen Führern der letztgenannten Partei. Eine solche Abhängigkeit liegt indeß bis jetzt weder in der Absicht des Präsidenten Hayes, noch wird dieselbe von dessen Ministern gebilligt; und wenn nicht alle Anzeigen trügen, so will auch ein großer Theil des amerikanischen Volkes das Haupt der Nation nicht zu einem willenlosen Parteiwerkzeug herabgewürdigt wissen. Der eigentliche Grund aber der gegenwärtig thatsächlich bestehenden Isolirtheit der Hayesadministration dürfte zunächst in der Verschwommenheit und Verkommenheit der Parteizustände zu suchen sein, welche gegenwärtig in der nordamerikanischen Union obwalten und z. B. bei der jüngst stattgefundenen

Berathung der wichtigen Silberbill schlagend zu Tage traten. Auf der einen Seite hat nämlich das schamlose, selbstsüchtige Treiben der Beutepolitiker, welche in den beiden genannten Parteien eine nahezu absolute Oberherrschaft führen, die bessern Elemente und anständigen Bürger der Republik auf das Tiefste verletzt, und mit Recht wollen sie solchen Führern nicht länger folgen; andererseits haben sich aber durch verschiedene Vorkommnisse die alten Parteiunterschiede in hohem Grade verwischt und es handelt sich im republikanischen, wie im demokratischen Parteilager so wenig um leitende Grundsätze, daß der Stimmgeber kaum mehr genau weiß, welche der beiden Parteien eigentlich das vertritt, was ihm am meisten am Herzen liegt.

Die Aufgaben, welche sich die Hayesadministration vor nunmehr einem Jahre setzte und die sie sich vorzugsweise nur deshalb setzte weil sie, unabhängig und unbehindert von dem korrumpirten Parteigetriebe, mit dem bessern Theile des Volkes selbst und mit dessen Wünschen nach Reform Fühlung nahm, sind in der Hauptsache dreierlei Art: 1. Beilegung des verderblichen Haders zwischen den Nord- und Südstaaten der Union: 2. gründliche Reform im öffentlichen Dienste durch Einführung einer neuen Art der Aemtervertheilung: 3. Ordnung der finanziellen Verhältnisse durch Wiedereinführung der Hartgoldzahlung, durch Erhaltung und Befestigung des Kredits der Union im Auslande, durch die Befreiung des Handels von den drückenden Fesseln, welche das System übermäßig hoher Zölle ihm anlegt, und durch weise Sparsamkeit im nationalen Haushalte, sowie durch Verminderung der Steuerlast.

Das ist in kurzen Worten das Programm der Hayesadministration, und sie hat dasselbe nicht nur aus eignem Antriebe am 5. März 1877 adoptirt, sondern die republikanische Nationalkonvention zu Cincinnati, welche Herrn Hayes als ihren Präsidentschaftskandidaten aufstellte, hat in ihrer Platform diese Grundsätze gleichfalls als die leitenden anerkannt. Die Administration des Präsidenten Hayes darf also mit vollem Rechte annehmen, daß sie bei Befolgung ihrer Reformpolitik im Einklang mit dem politischen Glaubensbekenntnisse und den Wünschen der republikanischen Partei handelt; ja sie ist sogar noch in der glücklichen Lage, in vieler Hinsicht auch das auszuführen, was die Gegenpartei angeblich wollte, denn die von den Demokraten in ihrer Nationalkonvention zu St. Louis angenommene Platform enthielt, wenn man dieselbe ihres Wortschwalls entkleidet, ebenfalls Reformforderungen in der angedeuteten Richtung. Diejenigen Republikaner also, welche sich dem Programme der Hayesregierung entgegenstemmen, treten damit ebenso sehr gegen ihre eigene Partei, wie gegen die Hayesadministration in Opposition. Freilich können Republikaner wie Demokraten sich damit entschuldigen, daß über alle Reformmaßregeln in beiden Parteien große Meinungsverschiedenheit herrsche,

und daß keine dieser Parteien auch nur über eine derselben in sich ganz einig sei. Dies geschieht denn auch in der That; aber dieser Umstand dürfte auch nur gegen diese Parteien sprechen, nicht für sie. Wir finden nämlich einestheils unter den Republikanern ebenso verbissene Papiergeldfreunde und ebenso perfide Silbergeldleute, wie unter den Demokraten, während andererseits wiederum beide Parteien ehrliche Freunde einer weisen Finanzpolitik in ihren Reihen aufzuweisen haben. Nicht minder findet die Civildienstreform Freunde und Feinde in beiden Parteilager; über die Zollfrage gehen die Meinungen wiederum in beiden Parteien weit auseinander, und auch die Versöhnung des Nordens mit dem Süden hat unter Denen, die Herrn Hayes wählten, ebenso warme Freunde, wie unversöhnliche Gegner. — Da sich das nun so verhält, so ist für die Hayesadministration die Wahl nicht leicht, auf welche der beiden Parteien sie sich andauernd stützen soll, obschon sie der republikanischen Partei wohl den Vorzug geben möchte. Die beiden Parteien sind ja in sich selbst nicht einig. Man hat nun Herrn Hayes den Rath gegeben, sich mit irgend einem Theile oder Flügel der republikanischen Partei enger in Verbindung zu setzen. Aber auch das hat seine großen Schwierigkeiten, weil manche Republikaner ehrliche Civildienstreformer, aber zugleich schwindelhafte Silberleute, andere Schutzzöllner, aber Freunde des Südens, wieder andere wohl für Freihandel und Goldwährung, aber gegen Versöhnung mit dem Süden und gegen durchgreifende Reform im Aemterwesen sind, kurz es findet sich in der republikanischen Partei allein schon ein solches Durcheinander der Meinungen, ein solcher Mangel an einer fest bestimmten Politik, eine solche Spaltung in sich gegenüberstehenden bunte Gruppen, daß es der Administration ganz unmöglich ist, bei der einheitlichen Lösung des einmal aufgestellten Reformprogramms mit einer bestimmten Fraktion Hand in Hand zu gehen. Außerdem aber würde die Administration, wenn sie sich auf einen Flügel der republikanischen Partei stützen und doch nicht stets in der Minorität bleiben wollte, sehr wahrscheinlich sich nach und nach gezwungen sehen, allen Kategorien zu dienen, sodaß sie bald nicht mehr wüßte, welche Grundsätze sie selbst eigentlich befolge.

Das ist aber noch nicht Alles. Präsident Hayes ist bekanntlich mit sehr knapper Noth gewählt worden, und daß er überhaupt gewählt wurde, ist allein dem oben erwähnten Programm zu verdanken, einem Programm, das auch diejenigen unterstützen konnten, welche durch die corrupte Grantregierung gezwungen waren, sich eine Zeit lang von der republikanischen Partei zurückzuziehen. Dieses entscheidende Element, welches aus den eigentlichen, den bessern Republikanern besteht, verlangt von Hayes, daß er dem einmal angenommenen Reformprogramm beharrlich treu bleibe. Soll nun etwa Herr

Hayes diesen patriotischen Ehrenmännern das ihnen gegebene Wort brechen? Eine solche Untreue, ein solcher Wankelmuth würde ihn unzweifelhaft in kurzer Zeit vollständig isolirt und machtlos machen.

Im Repräsentantenhaus des Kongresses, dessen Mitglied Herr Bland, Vertreter des Staates Missouri, die vielbesprochene Silberbill einbrachte, haben die Demokraten jetzt die Mehrheit, nahezu ist dies auch im Senate der Fall, wo sie vom März 1879 ab sehr wahrscheinlich in der Majorität sein werden. Soll sich der Präsident nun der Partei der Republikaner unbedingt in die Arme werfen, die von dem amerikanischen Volke bei vielen Staatswahlen jüngster Zeit verworfen worden ist? Den Grantrepublikanismus hat die amerikanische Nation zu deutlich verurtheilt, als daß sich Hayes denselben jetzt wieder zur Richtschnur nehmen könnte. Nur wenn es der Hayesadministration gelingt, dem amerikanischen Volke zu zeigen, daß der Republikanismus, den sie vertritt, vollständig von dem Grant'schen Republikanismus verschieden ist, wird es ihr möglicherweise gelingen, in den nächstkommenden Kongreßwahlen den Sieg davon zu tragen; und nur unter dieser ersten und obersten Bedingung kann die Partei der Republikaner die Hoffnung hegen, bis zum Jahre 1880 das jetzt auch im Norden der Union vielfach gegen sie bestehende Mißtrauen des Volkes zu beschwichtigen, im Süden wieder mehr Anhänger zu gewinnen und nicht ganz aussichtslos in den Kampf um die nationale Herrschaft einzutreten. Alles das würde aber vergebliches Hoffen und Mühen sein, wenn die Administration von ihrem Programm abwiche und wenn Herr Hayes dazu gebracht würde, sich schwachmüthig der republikanischen Partei zu überliefern, wie sie durch Politiker von dem Schlage eines Conkling, eines Blaine, eines Cameron, eines Benjamin F. Butler u. s. w. repräsentirt wird. Diese eben genannten Parteiführer sind vielleicht an sich ganz gescheidte Leute und namentlich geschickte politische Redner; aber sie können oder wollen nicht begreifen, daß der von ihnen vertretene Grantismus nicht nur sich selbst unmöglich gemacht, sondern auch die ganze republikanische Partei dem Untergange nahe gebracht hat. Ohne den liberalen Reformflügel wäre diese Partei schon im Jahre 1876 gründlich geschlagen worden; der Haß gegen den Grantrepublikanismus war so nachhaltig, daß der Staat Ohio noch im Oktober 1877 den Republikanern verloren ging, von Pennsylvanien und Kalifornien gar nicht zu reden.

Und doch ist die Schuld daran, daß die Bland'sche Silberbill, welche trotz der beschlossnen Amendements nichts Anderes als eine Repudiationsmaßregel ist, in beiden Kongreßhäusern über das Veto des Präsidenten Hayes hinweg mit überwältigender Majorität angenommen worden ist, den frondirenden Republikanern, wie Conkling, Blaine, Cameron und Genossen, in erster

Linie zuzuschreiben. Weil Hayes sich weigerte, seinem Reformprogramm untreu zu werden, weil er sich weigerte, den Grantrepublikanern auf Gnade und Ungnade sich zu ergeben, darum ließen diese ihn bei der Abstimmung über die Silberbill im Stiche, indem sie entweder direkt für dieselbe stimmten, oder doch kein Wort dagegen sagten. Von den 48 Stimmen, die im Bundessenate für die Silberbill abgegeben wurden, gehörten nicht weniger als 22 den Republikanern, und von den 21 Stimmen, die dagegen fielen, gehörten 9 den Demokraten an. Präsident Hayes stellte sich mit seiner Vetobotschaft entschieden auf die Seite des Rechts, indem er die Gläubiger, die ihr Kapital auf das Versprechen von Goldzinsen in amerikanischen Bonds angelegt hatten, nicht durch Zahlung der Zinsen in Silber verlieren lassen wollte, und somit trägt nicht die Hayesadministration die Schuld daran, daß der öffentliche Kredit der Vereinigten Staaten Schaden erleidet, sondern die Parteizerfahrenheit, die durch den Egoismus und die Herrschsucht eitler, selbstsüchtiger Politiker hervorgerufen ward. Die Charakterfestigkeit, mit der Präsident Hayes den „Blanditen" entgegentrat, kann, wenn er auch dieses Mal unterlag, das Vertrauen in seine Administration nur stärken, sie macht den Ausspruch der „New-York Tribüne" zu Schanden, „daß unter der Präsidentschaft des Herrn Hayes die Union steuerlos auf dem Meere der Politik dahin treibe."

Rud. Doehn.

Aus Baden.

Am 9. Februar ist der Landtag mit Präsidial-Urlaub in die Ferien gegangen. Nach Schluß des Reichstags werden die Kommissionen einberufen werden, vor Allem die Justizkommission, und etwa im Oktober werden die Kammern wieder zusammentreten. Das in beiden Kammern einstimmig angenommene Finanzgesetz für die Jahre 1878 und 1879 hat an der ursprünglichen Regierungsvorlage wenig geändert. Es weist folgende Zahlen auf: ordentliche Ausgaben für beide Jahre 69,241,970 Mk., außerordentliche 5,836,064 Mk., zusammen: 75,078,034 Mk. Ausgaben. Die ordentlichen Einnahmen für beide Jahre sind angesetzt mit 68,401,896 Mk., die außerordentlichen mit 360,595 Mk., mithin Einnahmen zusammen: 69,762,491 Mk. Zur Deckung des hiernach nicht gedeckten Theiles der Ausgaben im Betrag von 6,315,543 Mk. werden den im Betriebsfond angesammelten Ueberschüssen 3,185,707 Mk. entnommen, der Rest mit 3,129,835 Mk. wird durch einen

außerordentlichen, in den folgenden Etatsperioden wieder zu ersetzenden Zuschuß der Amortisationskasse gedeckt. Der Abgabesatz für die mit dem 1. Januar 1878 in Kraft getretene Erwerbsteuer beträgt 26 Pfg. von 100 Mk. Erwerbsteuerkapital.

Unter den dem Landtag vorgelegten Gesetzentwürfen ist nur jener, welcher die Einführung der Justizorganisation zum Gegenstand hat, von weittragender, tiefeingreifender Bedeutung. Der Berathung und Feststellung desselben wird wohl der größte Theil der für die Herbstsession aufzuwendenden Zeit zu widmen sein, obwohl es Baden sehr zu Statten kommt, daß unsere in den 60er Jahren gegebene Justizorganisation im Wesentlichen vollständig die Grundzüge des jetzt in Geltung tretenden Reichsgesetzes aufweist. Voraussichtlich wird der Landtag daran festhalten, daß sämmtliche Gerichtssitze, also auch die der Amtsgerichte durch die Gesetzgebung festgestellt werden. Das empfiehlt sich schon aus dem Grunde, weil diese Art der Festsetzung dem späteren fortwährenden Drängen auf Aenderung der Sprengel und Sitze am nachdrücklichsten vorbeugt. Ein Blick auf die Karte unseres Landes zeigt, wie leicht sich der Gedanke nahe legen kann, bei Bildung ein und des anderen Landgerichtsbezirks den Versuch einer Durchbrechung der Partikulargrenze zu machen. Der Versuch wird nicht gemacht werden. Vor zwei Jahren noch wäre er möglich gewesen. Einzelne Städte und Städtchen bemühen sich aufs Aeußerste um Aufrechterhaltung der bei ihnen domicilirten Gerichtssitze beziehentlich um Wiederherstellung von vor einigen Jahren aufgehobenen Gerichtsbezirken. Bei der Frage der Justizorganisation lassen sich der Lokalpatriotismus und die Kirchthumsinteressen noch mit leidlich gutem Anstand hinter die schönen und an sich unanfechtbaren Gedanken von rasch und leicht zu erlangender Justiz u. dgl. m. verstecken. Weit weniger gelingt dies auf dem Gebiet der Verwaltung. Dem seit bald 15 Jahren bei uns praktisch eingeführten Gedanken der Selbstverwaltung entspricht durchaus eine Beschränkung der staatlich-ministeriellen Verwaltungsthätigkeit. Vor mehreren Jahren hat das Ministerium Jolly mit Zusammenlegung einiger Amtsbezirke einen leisen Versuch zu solcher Beschränkung gemacht. Kaum ist das Ministerium zurückgetreten, so wird dringend und dringendst um Wiederherstellung von Amtsbezirken petitionirt. Es giebt eben Leute, die sich lange nicht genug regiert fühlen, wenn ihnen der Amtmann nicht stets in Gesichtsweite ist. Und der Minister, der solchem Bedürfniß des Publikums nicht genugsam Rechnung trägt, mag er im Uebrigen noch so große Verdienste haben, ist unpopulär. Diese Unpopularität kommt gegebenen Falls ganz energisch zum Ausdruck, z. B. bei einer Reichstagswahl. Es fällt oft gar schwer, in einem kleinen Staat nach großen Gesichtspunkten zu regieren.

Gelegentlich der Budgetverhandlungen pflegt nach althergebrachter Sitte bei den einzelnen Positionen ein wahres Mitrailleusenfeuer von Bemerkungen, Rügen, Wünschen und Beschwerden über alles Mögliche und noch einiges Andere laut zu werden. Auf dem diesjährigen Landtag wurde verhältnißmäßig wenig Pulver verschossen. Der Anfangstermin des Reichstags stand als drohendes Gespenst im Hintergrunde. Bekanntlich ist nächst der Kirche vor Allem die Schule der Rennplatz, wo Jeder, der halbwegs sich im Sattel zu halten versteht, das Roß seiner Weisheit tummelt. Man war dießmal durch mehrfache Erörterungen in der Presse und durch einige vielbesprochene Einzelvorkommnisse darauf vorbereitet, daß unser Mittelschulwesen, speziell unsere Gymnasien, auf der Tractandenliste in erster Reihe figuriren würden. Und so war es. Einer der bestgehaßten Männer unseres Landes ist der Direktor des Karlsruher Gymnasiums, zugleich außerordentliches Mitglied des Oberschulraths, Dr. Wendt. Der Mann hat zwei große Fehler: er ist ein Preuße und er ist ein Charakter, dienstlich von rücksichtsloser Energie. Das erstere anlangend, so hat man es seit Jahrzehnten gesungen und singt es jetzt noch und ist dabei patriotisch begeistert, daß der Bierschaum zur Decke spritzt — man hat gesungen und singt: „sein Vaterland muß größer sein!“ Sitzt nun aber mit einem Male auf dem Katheder des Karlsruher Gymnasiums-Direktors ein Mann, dem es der Himmel versagt hat, zwischen Konstanz und Wertheim geboren zu sein, ei wie plötzlich verstummt da der Arndt'sche Sang! So war es ja nicht gemeint; ähnlich schon, aber doch nicht ganz so. Ein Preuße Direktor des Gymnasiums der badischen Residenzstadt! Wahrlich! wenn im Jahr 1867, als der damalige Direktor des Gymnasiums zu Hamm nach Karlsruhe übersiedelte, uns Kunde geworden wäre, wie ein und der andere Großherzoglich badische Professor alten Schlags sich nach Cyankali umgesehen hätte, um das nach seiner Meinung für sämmtliche badische Landeskinder tief Demüthigende des Vorgangs nicht mit erleben zu müssen, wir würden es begreiflich gefunden haben. Wir bezeichneten oben Dr. Wendt als einen Charakter, dienstlich von rücksichtsloser Energie. Preußische Strammheit und militärisch scharfe Disziplinirung war man allerdings an unseren badischen Lehranstalten und vor allem an dem vorher gemüthlich patriarchalisch geleiteten Karlsruher Gymnasium nicht gewöhnt. Freilich leisteten in Folge dessen auch unsere Gymnasien nicht, was sie leisten sollten; und ein Vergleich mit anderen deutschen Gymnasien, z. B. mit den preußischen, baierischen, württembergischen mußte aus gut badischem Patriotismus sorgsam vermieden werden. Aber das that nichts zur Sache. Besaßen wir doch in unserem gelehrten Schulwesen volle „Gemüthlichkeit“! Es ist wahrlich nicht das kleinste Verdienst Jolly's, daß er hier die bessernde Hand anlegte. Seinem Scharfblick war

nicht entgangen, daß, wie nun einmal die Traditionen unseres gelehrten Schulwesens waren, auch der absolut tüchtigste und zur Durchführung einer Reorganisation vollauf befähigtste badische Schulmann diese Reorganisation niemals würde durchführen können. Insbesondere wäre dies absolut unmöglich gewesen bezüglich des in jenen Traditionen aufs Tiesste festgewurzelten Karlsruher Gymnasiums. Rang- und Anciennitätsverhältnisse der Lehrer, Familienbeziehungen und dergl. standen als ehernes Bollwerk entgegen. Der Mann, der hier etwas leisten sollte, mußte von Auswärts kommen, durch keinerlei Rücksichten und Beziehungen gebunden sein. Er mußte sich stützen lediglich auf sich selbst und auf eine seinen Intentionen zugeneigte kräftige Regierung. So trat Dr. Wendt ein; diese beiden Stützen fehlten ihm nicht. Die dienstlich entfaltete Energie ließ nichts zu wünschen übrig. Möglich, daß sie nach einer und der anderen Seite hin hart traf, es mußte sein. Und die Wirkung liegt vor. Das Karlsruher Gymnasium unter Dr. Wendt's Leitung ist eine Musteranstalt geworden, eine Zierde unseres Landes. Ebenso segensreich, wie an dem von ihm geleiteten Gymnasium erwies sich Dr. Wendt's Thätigkeit auch in der Oberschulbehörde, deren außerordentliches Mitglied er ist. Wesentlich durch seinen Einfluß kam ein ganz neuer Geist in unser Mittelschulwesen. Die im Jahr 1869 in Vollzug gesetzte Neuorganisation der Gelehrtenschulen, die Feststellung des vortrefflichen Lehrplans dieser Schulen sind in erster Linie sein Werk. Die Anerkennung, insbesondere auch aus den Reihen der jüngeren Glieder des Lehrerstandes wurde diesem Wirken nicht versagt. Viele freilich rechnen es dem Karlsruher Gymnasiumsdirektor zum Verbrechen an, daß er als Schulmann die meisten seiner Kollegen um eines Hauptes Länge überragt. Diesen kann aber nicht geholfen werden. Sie und mit ihnen Manche, die das neue Regiment in ihrer „Gemüthlichkeit" störte, haben gegen Dr. Wendt und das ganze durch ihn eingeführte System Opposition erhoben und unterhalten dieselbe heute noch. Sie fanden Zustimmung und Unterstützung aus den bureaukratischen und partikularistischen Kreisen. Insbesondere aber waren die protestantischen Orthodoxen Gegner des neuen Systems und seines hervorragendsten Trägers. Der frische, scharfe Zug klassischer Geistesfreiheit, wie er jetzt das Karlsruher Gymnasium durchwehte, gefiel nicht; der, wie behauptet wird, mit dem überlieferten Kirchenthum auf etwas gespanntem Fuße stehende Direktor war bald gehaßt mit jener intensiven Gluth des Hasses, deren nur der pastorale Zionseifer fähig ist. Vielleicht hätte nach dieser Seite hin Manches vermieden werden können. Daß es nicht ganz vermieden wurde, hat nicht wenige Tropfen heiligen Salböls in die ohnedem schon genugsam entfachte Gluth gegossen. Zu dem allem kam der in unserer Zeit weit verbreitete banausische Zug. Er blies mit vollen Backen in das Feuer, daß es gierig

hinausflecke an dem reinen, edlen Bau idealer Geistesbildung, ihn zu verhüllen in dem qualmenden Dunst keuchender Maschinen, stampfender Mörser. All' die unzufriedenen Elemente sammelten sich auf dem in unseren Tagen so viel betretenen breiten Boden philanthropischer Fürsorge für leibliches und geistiges Wohlbefinden, für Kurzsichtigkeit, Rückgratsverkrümmung, körperliche und psychische Erschlaffung. Für solche und ähnliche angeblich zahllose Leiden und Gebrechen unserer studirenden Jugend wurde der Karlsruher Gymnasiumsdirektor und das von ihm vertretene System verantwortlich gemacht. Bekanntlich hat die im September v. J. in Nürnberg stattgehabte Generalversammlung des „Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege" diese Klagen in coursfähige Münze geprägt. Die dort gefaßten Beschlüsse lauten: „Das jetzige Unterrichtssystem in den Schulen wirkt nach verschiedenen Seiten hin — insbesondere durch zu frühzeitige und gehäufte Anstrengungen des kindlichen Gehirns bei verhältnißmäßiger Niederhaltung der Muskelthätigkeit — störend auf die allgemeine Körperentwickelung, insbesondere auf das Sehorgan. 2. Es erscheint daher erforderlich, mittelst einer Verminderung des Lehrstoffs die tägliche Unterrichtszeit und die häuslichen Arbeiten zu beschränken, sowie eine mehr harmonische Ausbildung, innerhalb welcher auch der Individualität ihr Recht werden kann, zu erstreben." Ein recht unkluges Beginnen war es, in Baden und speziell in Karlsruhe auf Grund dieser Beschlüsse in ostensibler Weise unsere gegenwärtige Gymnasialbildung zum Gegenstand herausfordernder Angriffe zu machen. Denn einestheils ist an unseren badischen gelehrten Schulen für die Berücksichtigung der Gesundheit der Schuljugend die nachdrücklichste Fürsorge getroffen, und sodann konnte Dr. Wendt mit leichter Mühe darthun, wie sowohl was die Zahl der Unterrichtsstunden, als die Unterrichtsmethode anlangt eine Ueberbürdung der Schüler nicht stattfindet. Einzelne Mißgriffe, wie sie auf allen Lebensgebieten gemacht werden, kommen auch im Schulwesen vor. Allein das derzeitige System, der unser Schulwesen durchwaltende Geist trägt nicht die Schuld daran. Uebelstände sind noch vorhanden, Abhilfe thut noch in einem und dem anderen Punkt noth. Aber ein ernsteres, nachdrücklicheres Streben der Schule, das Richtige zu treffen, hat gewiß noch keine Zeit wahrgenommen, als die, in welcher wir eben leben. Im Zeitalter der Feuilletonliteratur und der öffentlichen populären Vorträge geht der Zug nach möglichst mühelosem Erwerb des geistigen Besitzthums mächtig durch alle Gesellschaftskreise. Man sollte aber wissen, daß nur das besessen wird, was man ringend erworben hat, und daß nur ernste Arbeit, strenge Geisteszucht Männer bildet, die fähig sind, ihres Volkes Führer zu sein. Wohin aber vollends soll es kommen mit der Gesundheit unseres deutschen Volkslebens, wenn Mißverstand und Uebelwollen jener weit verbreiteten Rich-

tung in die Hände arbeiten, die des Idealen spottet und nur das des Schweißes werth achtet, was klingt und glänzt, was die Sinne kitzelt und das materielle Behagen erhöht? „Gegen den rohen Materialismus unserer Tage — so hat Dr. Wendt seinen Gegnern zugerufen — haben alle Gebildeten sehr ernste Veranlassung, zusammen zu stehen. Sonst könnte ein Schaden angerichtet werden, der sich nie wieder gut machen ließe.“

Es war erfreulich, daß auf dem Landtag die Zustände unseres gelehrten Schulwesens in einer Weise besprochen wurden, welche sowohl auf Seiten der Regierung als der Volksvertretung Zeugniß ablegte für die hohe Werthschätzung der idealen Güter unseres Volkslebens. Die banale Art des Anstürmens gegen die klassische Geistesbildung konnte sich nicht breit machen. Die Klagen und Beschwerden wurden auf ihr richtiges Maß zurückgeführt, und die Verdienste des viel geschmähten Karlsruher Gymnasiumsdirektors fanden, selbst auf Seite der Ultramontanen, volle Anerkennung. Als greifbares Resultat der betreffenden Erörterungen trat zu Tage, daß es geboten sein dürfte, das bis dahin lediglich auf dem Wege der Verordnung geregelte Mittelschulwesen durch die Gesetzgebung zu normiren. Dabei war, allerseits als selbstverständlich angenommen, daß die Votirung des preußischen Unterrichtsgesetzes abzuwarten sei.

Bemerkenswerth sind zwei in der zweiten Kammer eingebrachte und von der Regierung beantwortete Interpellationen. Die erste, in der Sitzung vom 10. Dezember gestellt und beantwortet, frug nach der Stellung, welche die großh. Regierung bezüglich der zoll- und handelspolitischen Fragen im Bundesrath einnehme. Sie wurde von dem „reichstreuen“ Demokraten Kopfer gestellt, welcher den Anlaß benutzte, zugleich über den gesammten wirthschaftlichen Nothstand unserer Zeit Betrachtungen anzustellen und als fanatischer Schutzzöllner die in dieser Apotheke gebrauten bekannten Heilmittel anzupreisen. Die durch Staatsminister Turban gegebene Antwort der Regierung gab in ihrem ersten Theil eine fein ausgedachte und wohl stilisirte wesentlich theoretische Auseinandersetzung, deren Quintessenz ein späterer Redner dahin zusammenfaßte: in der Theorie Freihändler, in der Praxis Schutzzöllner! Des Weiteren bedauerte die Regierung, sich außer Stand zu sehen, „über schwebende Verhandlungen oder über Maßregeln, welche nach dem Abbruch von Verhandlungen — mit Oesterreich — im Einzelnen in Aussicht zu nehmen wären, irgend welche Mittheilungen zu machen.“ „Die Führung dieser Verhandlungen — so war schön und klar der Schluß der Antwort — steht verfassungsmäßig den Reichsbehörden zu, welche, wie nicht zu bezweifeln, bemüht sein werden, alles das vorzukehren, was die betheiligten Kreise vor Nachtheilen zu bewahren geeignet sein wird.“ Die lang gedehnte Diskussion akademischen Charakters för-

derte einige recht feine Reden zu Tage, und es wird so ziemlich Alles dargelegt oder wenigstens berührt worden sein, was sich bezüglich des gegenwärtigen wirthschaftlichen Nothstandes vom konservativen und vom liberalen, vom schutzzöllnerischen und vom freihändlerischen und vielleicht noch von irgend einem anderen Standpunkt aus sagen läßt. Das Resultat der Debatte hat der Abgeordnete Lamey dahin zusammengefaßt, daß die Regierung auf der Bahn, die in der praktischen Politik der deutschen Zollgesetzgebung beschritten worden sei, beharren solle, und daß man, wenn gewisse Industriezweige von nationalökonomischem Werthe zu ihrer Prosperität eines Schutzes bedürfen, ihnen denselben angedeihen lassen solle. Zur Orientirung des größeren Publikums tragen derlei Diskussionen Einiges bei. Ueber die unmittelbar praktische Wirkung, die sie üben möchten, denkt man gewiß allseits höchst nüchtern und unbefangen.

Die zweite Interpellation hatte die seitdem nun schon viel erörterte Frage der Tabaksbesteuerung zum Gegenstand. Die drei demokratischen Abgeordneten und die Präsidenten der Karlsruher und der Heidelberger Handelskammern wollten wissen, „welche Stellung die Großh. Regierung zu der geplanten Erhöhung der Tabakssteuer für das deutsche Reich, insbesondere in Hinsicht auf das Verhältniß des Zolles auf ausländischen Tabak zu der Steuer auf das im Inlande produzirte Gewächs einnehme?" Die Antwort der Regierung erklärte, daß dieselbe die Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reiches für ein dringendes Bedürfniß halte; diese Vermehrung müsse auf dem Gebiet der indirekten Steuern gesucht werden und hier sei kein Objekt zu einer ausgiebigen Besteuerung so geeignet, als der Tabak. Das Bestreben der Regierung bezüglich des dem Bundesrath vorgelegten Gesetzentwurfs sei dahin gegangen, die namentlich der Produktion drohenden Schädigungen möglichst zu beseitigen oder abzuschwächen. Insbesondere bezüglich des Verhältnisses der inneren Steuern zum Zolle habe die Regierung sich bestrebt, einen dem Zoll von 42 Mark gegenüber günstigeren Steuersatz von höchstens 18 M. per Zentner herbeizuführen. Der betreffende bayrisch-badische Antrag sei im Bundesrath mit einer Mehrheit von 41 gegen 17 Stimmen abgelehnt worden und so habe die Regierung ihre Stimme gegen das Gesetz abgegeben. Das Resultat der an diese Antwort geknüpften Besprechung faßt sich dahin zusammen, daß man der Ansicht sei: es biete sich der Tabak als geeignetes Steuerobjekt dar, die gegenwärtige Gesetzesvorlage jedoch sei unannehmbar, weil sie, den Produzenten treffend, den Tabaksbau ruinire; Fabrikatsteuer oder Monopol — hierüber gingen die Ansichten auseinander — seien acceptabel. Ganz ähnlich gab sich die Stimmung in der ersten Kammer kund. Und — fügen wir hinzu — dieselbe Stimmung herrscht so ziemlich im ganzen Lande. Speziell der Gedanke

des Monopols findet viel Anklang, wie denn z. B. auch der Vorstand des nationalliberalen Landesausschusses, Abg. Kiefer, sich nachdrücklich für denselben erklärte.

Bereits bei der Beantwortung der vorerwähnten Kopfer'schen Interpellation hatte Staatsminister Turban geäußert, daß es seines Erachtens nicht zweckmäßig und nicht statthaft sei, die Maßregeln des Reichs in den Landtagen der Einzelstaaten einer Besprechung zu unterziehen. Das Gleiche wurde von den Abgeordneten-Bänken aus hervorgehoben. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß diese Theorie auch praktische Anwendung gefunden hätte. Dabei erkennen wir durchaus an, daß in den betreffenden Diskussionen sowohl von Seiten der Regierung als des Landtags die richtige Grenze eingehalten wurde. Auch finden wir es absolut korrekt, wenn die Einzelregierung sucht, über diese oder jene auf der Tagesordnung des Reiches stehende Frage die Stimmung des Landes kennen zu lernen, bezw. wenn die Bevölkerung des Einzelstaates diese ihre Stimmung der Regierung manifestiren will. Allein dazu giebt es der Wege viele. Das Reich ist ein wahrer, souveräner Staat, der die ihm zugewiesenen staatlichen Funktionen durch seine eigenen, selbständigen Organe ausübt. Es kann nicht entfernt davon die Rede sein, daß die Einzelregierung ihre Stellung zu den im Bundesrath zur Verhandlung gelangenden Fragen sich durch ihren Landtag bezeichnen lassen soll. Ja selbst eine Erklärung der Regierung vor dem Landtag über ihre Stellung zu Fragen des Reichs hat ihr sehr Bedenkliches. Vielleicht treten bei den ferneren Erörterungen im Bundesrath Gesichtspunkte hervor, die, vordem noch nicht in Sehweite gewesen, die Lage gegen früher gänzlich verändern. Soll nun die Einzelregierung durch ihre vor dem Landtag abgegebene Erklärung sich gebunden oder auch nur gehemmt fühlen? Es ist klar, welch' schwere Schädigungen das im Gefolge haben müßte. Item: lassen wir dem Reich, was des Reiches ist! Regierung und Landtag des Einzelstaates mögen sich bei ihrer gemeinsamen Arbeit mit den Fragen des Einzelstaates befassen! Die Erörterung und Erledigung der Fragen des Reichs überlasse man den dazu berufenen Reichs-Organen, dem Bundesrath und dem Reichstag!

Es war dem Landtag ein ruhiger, streng geschäftlicher Verlauf vorhergesagt worden. Die Ultramontanen haben es nicht gelitten, daß diese Vorhersagung in Erfüllung ging. Man pflegt von der ultramontanen Politik als einer klug geleiteten Politik zu reden. In Baden dirigirt aber Herr Windthorst nicht. Und unsere ultramontane Kammerfraktion — gesinnungstüchtig ist sie, von Eifer um die Kirche (?) und ihre Herrschaft wird sie fast verzehrt. Aber es geht ihr, wie weiland denen aus Tantalus Geschlecht: „es schmiedete der Gott um ihre Stirn ein ehern Band: Rath, Mäßigung und

Weisheit und Geduld verbarg er ihrem scheuen düstern Blick.“ Und so geschah es denn auch auf dem gegenwärtigen Landtag, wie Goethe's Iphigenie von den Ahnherrn ihres Hauses klagend berichtet: „Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier und grenzenlos drang ihre Wuth umher.“ Als erste Bombe schleuderten die Ultramontanen den Initiativantrag auf Einführung des direkten und allgemeinen Wahlrechts zum Landtag, zur Kreisversammlung und zum Bezirksrath in den Sitzungssaal der zweiten Kammer. Der Antrag erfuhr Ablehnung, mit allen Stimmen gegen die der Ultramontanen. Mehrere Redner von national-liberaler Seite erklärten sich entschieden als Anhänger der direkten Wahl, zu deren Einführung für den Landtag sie zu gegebener Zeit im Zusammenhang mit einer größeren, insbesondere auch die erste Kammer in Mitleidenschaft ziehenden Verfassungsrevision mitzuwirken bereit seien. Gegen die Forderung der direkten Wahl zur Kreisversammlung konnten mit Rücksicht auf den besonderen Charakter dieses Instituts die ernstesten Bedenken geltend gemacht werden, während es geradezu widersinnig erschien, daß für den Bezirksrath, eine auch mit richterlichen Funktionen ausgestattete Verwaltungsbehörde, die direkte Wahl gefordert wurde. Das frivole Maskenspiel, welches die Ultramontanen, die Todfeinde jeder politischen und kommunalen Freiheit, trieben indem sie sich zum Anwalt der direkten Wahl aufwarfen, verdiente die scharfen Geißelhiebe, die ihm zu Theil wurden. Dieses widrige Buhlen einer herrschsüchtigen klerikalen Partei um Volksgunst, dieser „verflucht gescheidte“ Gedanke, mittelst des direkten Wahlrechts die der Priesterautorität zum Theil noch willenlos verkaufte große Masse blindlings nach bischöflicher und päpstlicher Ordre marschiren zu lassen, das hat sogar die demokratischen Abgeordneten in Harnisch gebracht, so daß sie die doktrinäre Prinzipienreiterei bei Seite ließen und die Sache nahmen, wie sie lag. Nicht glücklicher waren die Ultramontanen mit einem zweiten Antrag. Derselbe bezog sich auf das Gesetz vom 19. Februar 1874, demzufolge der Staat von den angehenden Geistlichen in ähnlicher Weise, wie dies durch die preußischen Maigesetze bestimmt ist, den speziell durch Ablegung eines Staatsexamens zu erbringenden Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung verlangt. Die katholischen Theologen halten gemäß bischöflichen Verbots sich von der Prüfung ferne. In Folge dessen ist ihnen die öffentliche Ausübung kirchlicher Funktionen im Großherzogthum untersagt und es findet mithin seit dem Jahr 1874 lediglich kein Zugang an Priestern für die katholische Kirche in Baden statt, so daß die Ausübung der Seelsorge nachgerade den größten Schwierigkeiten begegnet. Da haben nun die Ultramontanen „in Erwägung, daß eine Beilegung der Differenzen zwischen Staat und Kirche im Interesse beider gelegen ist“ — höchst naiv, möchte man sagen, in der That verdient es aber eine andere Bezeichnung —

der zweiten Kammer die Resolution angesonnen: eine Abänderung des erwähnten Gesetzes sei geboten! Die Antwort wurde nach Gebühr ertheilt, von Seiten der Regierung wie der Kammer: ehe nur ein Wort über die Sache gesprochen wird — völlige, bedingungslose Unterwerfung der Kirche unter das Gesetz! Die Folgen ihres rebellischen Verhaltens werden der Kirche unangenehm spürbar, darum — soll der Staat das von dem Rebellen mißachtete Gesetz also ändern, daß diesem beliebt, es zu befolgen! Die Kurie hat seiner Zeit gegen das Prinzip des Gesetzes Einsprache erhoben, indem sie der Kirche das ausschließliche Recht vindicirte, die Bedingungen, unter welchen ein Kirchenamt erlangt werden kann, festzustellen. Möglich, daß sie jetzt unter dem Druck des durch sie verschuldeten Nothstandes geneigt ist, den prinzipiellen Widerspruch fallen zu lassen (possumus!) und, wenn Einzelnes nach ihrem Wunsch geändert ist, das oben erwähnte Verbot zurückzunehmen. Den Staat mag das wenig kümmern. Ein Mitglied der ultramontanen Fraktion, der Abgeordnete Dr. Hansjacob, katholischer Geistlicher, hatte sich in dieser Frage von seinen Fraktionsgenossen getrennt, beziehentlich er trat gegen dieselben auf. Das in Rede stehende Gesetz billige er nicht, aber die Verantwortung für den jetzigen Nothstand treffe die Kirche; sie solle ihren Widerstand gegen das Gesetz aufgeben, dann, aber auch erst dann, werde man bei der Staatsregierung Aenderungen im Einzelnen beantragen und vielleicht auch erlangen können. Von dem Schrecken, den dieses Auftreten ihres Fraktionsgenossen ihnen einjagte, haben sich die Ultramontanen bis zur Stunde nicht erholt. Wir übergehen Anderes, indem wir nur noch den Sturmangriff auf das Ministerium Turban erwähnen, das in seinen Wirkungen vielleicht bedeutendste Ereigniß der bisherigen Session. Dem neuen Ministerium war doch sicher unter anderen auch die Aufgabe gestellt, dem Kulturkampf seine schärfsten Spitzen abzubrechen, ein einigermaßen friedliches Zusammenwirken der verschiedenen Parteien für das Staatswohl herbeizuführen. Eine kluge Parteiführung ultramontaner Seits würde diese Situation dahin ausgebeutet haben, daß man, dem Ministerium möglichst fein und ruhig entgegenkommend, versucht hätte, auf diesem Wege Einiges zu erreichen, was unter Jolly nicht erlangt werden konnte. Nicht so unsere Kammerfraktion. Man höre! In der Sitzung vom 23. Januar beschwerten sich gelegentlich der Verhandlung über das Budget des Staatsministeriums die Ultramontanen, daß der Herr Staatsminister im November anläßlich der Adreßdebatte gesagt habe, das Land würde eine ultramontane Regierung nicht ertragen und die Freiheitsversprechungen der Ultramontanen könnten diese, ans Ruder gekommen, nicht erfüllen, da der Ultramontanismus seiner innersten Natur nach absolut reaktionär sei. Das könne sich, meinte der ultramontane Redner, die „katholische Volkspartei“ nicht gefallen lassen,

überhaupt müsse sie gegen die Bezeichnung „ultramontan“ protestiren. Die unter vollem Beifall des Hauses ertheilte Antwort des Staatsministers ließ nichts zu wünschen übrig, weder an Energie noch an Unumwundenheit. Er nehme kein Wort zurück — so erklärte der Minister — von Allem, was er damals gesagt habe. Der Ultramontanismus sei reaktionär und selbst wenn die Ultramontanen, in die Regierung eingetreten, ihre Verheißungen von Freiheit und dergl. erfüllen wollten, könnten sie nicht, denn sie seien abhängig von einer auswärtigen reaktionären Macht. Ob solcher Rede geriethen die Herren rein außer sich, indem sie drohten, den Saal zu verlassen, wenn man sie ferner noch Ultramontane nenne. Und das Ende von dem Allem? Das Präsidium wahrte das Recht des Gebrauchs der Bezeichnung „ultramontan“ und die Herren sind nicht fortgelaufen. Wir aber buchen mit Freuden diese neue, wenig ruhmvolle Niederlage, und sagen der ultramontanen Partei Dank für den scharfen und radikalen Schnitt, mit dem sie das Tischtuch zwischen sich und dem Ministerium Turban zertrennt hat. Der Schnitt wurde auch höheren Ortes beachtet und es ist bis dahin der Wunsch auf Herstellung einer verbindenden Rath nicht kund geworden. Quod bonum faustum felixque sit!

Hr.

Vom deutschen Reichstage und preußischen Landtage.

Berlin, 17. März.

Seit dem Abschluß der Debatten über die Stellvertretungsvorlage hat der Reichstag nur noch zwei Sitzungen halten können, um alsdann für eine Woche dem preußischen Landtage Platz zu machen. Von positiver Arbeit ist aus diesen beiden Tagen nur die Fortsetzung der Spezialberathung des Reichshaushaltsetats zu erwähnen. Das Hauptinteresse konzentrirte sich dabei auf die Etats der Zölle und Verbrauchssteuern und der Marineverwaltung. In Beiden sind erhebliche Ersparnisse erzielt worden, bei den Zöllen und Verbrauchssteuern durch Höheransetzung der Einnahme, bei der Marine durch Verminderung der in Aussicht genommenen Ausgaben. Schon im vorigen Jahr hatte man beschlossen, bei der Abschätzung des Ertrags der Zölle und Verbrauchssteuern nicht nur, wie bisher geschehen, den Durchschnitt des Istergebnisses der drei Vorjahre zu Grunde zu legen, sondern auch auf das inzwischen erfolgte Wachsthum der Bevölkerungsziffer Rücksicht zu nehmen. Man hat jetzt dies Prinzip durchgeführt, und demgemäß die in der Regierungsvorlage

veranschlagte Summe um zwei Prozent, das heißt im Ganzen um nahezu 5 Millionen Mark erhöht. Seitens der Regierung wurde gegen diesen Mehransatz allerdings lebhaft opponirt; indeß wird die Richtigkeit des Prinzips jedenfalls nicht bestritten werden können. Ob im Uebrigen die vom Bundesrathstische aus beliebte Schwarzmalerei betreffs des Rückganges der indirekten Steuern sich als berechtigt erweisen wird, kann erst die Zukunft lehren.

In dankenswerther Weise wurde diesmal bei dem Etat der Zölle die bevorzugte Stellung zur Sprache gebracht, welche die freien Städte Hamburg und Bremen thatsächlich einnehmen. Es wurde eine Resolution gefaßt, durch welche der Reichskanzler ersucht wird, bei der Aufstellung des nächstjährigen Etats in Erwägung zu ziehen, ob nicht eine erhebliche Erhöhung des sogenannten Zuschlags pro Kopf der städtischen Bevölkerung von Hamburg und Bremen geboten und nicht auch für die städtische Bevölkerung von Altona ein Zuschlag pro Kopf zu fordern sei. Zugleich wurden lebhafte Beschwerden erhoben über den in Hamburg bestehenden Mißbrauch, daß der Zuschlag nur pro Kopf der Bevölkerung der eigentlichen Stadt entrichtet wird, während doch die sogenannten Vororte auch vorzugsweise städtisch bebaut sind und eine städtische Bevölkerung haben. Auch dieser Punkt wurde der Regierung ausdrücklich zur Erwägung gegeben.

Die Ersparnisse im Marineetat, im Ganzen ungefähr 3 Millionen, sind weniger einer prinzipiellen Opposition zu verdanken, als vielmehr der Anschauung, daß für den Ausbau der Marine fortan ein gemäßigteres Tempo zweckdienlich sein werde. In diesem Zusammenhange wurde auch der Reichskanzler ersucht, zum nächstjährigen Etat eine Uebersicht vorzulegen über die seit 1873 im Extraordinarium verwendeten und die zur Durchführung des Flottengründungsplans noch erforderlichen Summen unter Vergleichung der Gesammtkosten mit dem Anschlage nach dem Flottengründungsplan von 1873.

Sonst standen im Reichstage nur noch Wahlprüfungen und einige Anträge von Mitgliedern des Hauses zur Berathung. Unter den letzteren besaß die größte Bedeutung ein Vorschlag der Sozialdemokraten, den Artikel 31 der Reichsverfassung in dem Sinne abzuändern, daß der Reichstag das Recht haben sollte, die Vollziehung der Strafhaft von Mitgliedern des Reichstages für die Dauer der Session zu inhibiren. Es ist durchaus falsch, wenn dieser Antrag mit demjenigen auf gleiche Linie gestellt wird, welcher vor einigen Jahren in Folge der plötzlichen Verhaftung des Abg. Majunke im Reichstage verhandelt wurde. Damals wurde für den Reichstag nur das Recht in Anspruch genommen, daß es zur Verhaftung eines seiner Mitglieder während der Dauer der Session unter allen Umständen, nicht allein im Falle der Untersuchungshaft, was ja nach dem Wortlaute der Verfassung außer Zweifel ist,

sondern auch im Falle der Vollstreckungshaft, seiner Zustimmung bedürfe Hier aber sollte dem Reichstage die Befugniß beigelegt werden, sogar eine beim Beginne der Session bereits im Gange befindliche Vollstreckungshaft zu unterbrechen. Von allen nichtsozialistischen Rednern wurde unumwunden anerkannt, daß eine so weit gehende Prärogative mit einem geordneten Strafvollzuge schlechterdings unvereinbar sei. Den Antragstellern war es selbstverständlich nur um eine neue Demonstration mit dem üblichen Beiwerk von Ordnungsrufen u. s. w. zu thun, und diesen Zweck haben sie natürlich auch erreicht.

Von dem Abg. Kapp lag ein sorgfältig ausgearbeiteter Gesetzentwurf, betreffs einer einheitlichen Regelung der gesetzlichen Vorschriften für die Beförderung von Auswanderern nach überseeischen Ländern vor. Die Unverträglichkeit der in den verschiedenen Bundesstaaten heutzutage bestehenden mannigfaltigen einander oft geradezu widersprechenden Bestimmungen mit dem sonst auf dem Gebiete des Gewerberechts im Reiche herrschenden Unifikationsbestreben schien auch von Seiten der Regierung zugegeben zu werden. Dagegen wurde der Tendenz des Kapp'schen Gesetzentwurfs, die polizeilichen Chikanen, von welchen das Gewerbe der Auswandererbeförderung noch vielfach belästigt ist, zu beseitigen, von derselben Seite entschiedener Widerstand entgegengesetzt. Und doch liegt auf der Hand, daß grade jene Chikanen ein Winkelagententhum erzeugen, welches in einigen Gegenden Deutschlands in bedenklichem Grade sein Wesen treibt. Der Gesetzentwurf ist einer besonderen Komission überwiesen worden. Mögen die Arbeiten derselben für jetzt auch nicht zu einem unmittelbar praktischen Resultate führen, so ist doch die Frage einmal angeregt und es sind für ihre künftige Regelung werthvolle Grundlagen gewonnen.

Die hoffentlich nur kurze Nachsession des Landtags gilt hauptsächlich der endgültigen Verständigung über das Ausführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetze. Das Herrenhaus ist in verschiedenen wesentlichen Punkten von den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses abgewichen. So sollen die Grundsätze für die Bestimmungen über das Dienstalter der Richter nicht, wie das Abgeordnetenhaus will, durch Gesetz, sondern durch königliche Verordnung festgestellt werden. Betreffs der Bestimmung der Sitze und Bezirke der Amtsgerichte wollte das Abgeordnetenhaus, daß die Sitze durch Gesetz bestimmt werden, die erste Feststellung derselben jedoch auf Grund einer gesetzlichen Ermächtigung durch den Justizminister solle erfolgen können; die Bezirke der Amtsgerichte dagegen sollen durch den Justizminister gebildet und vom ersten Oktober 1881 ab nur durch Gesetz verändert werden können. Das Herrenhaus seinerseits will die Bestimmung der Sitze und Bezirke der Amtsgerichte königlicher Verordnung überlassen, jedoch so, daß sie nach dem 1. Oktober 1882 nur durch

Gesetz verändert werden können. Der vom Abgeordnetenhause für aufgehoben erklärte privilegirte Gerichtsstand der Standesherren in Angelegenheiten der nichtstreitigen Gerichtsbarkeit wird vom Herrenhause aufrecht erhalten. Endlich hat das Letztere den nach langen und lebhaften Debatten im Abgeordnetenhause abgelehnten Vorschlag der Regierung, für Revisionen in Landesstrafsachen ausschließlich das Berliner Oberlandesgericht für zuständig zu erklären, wiederhergestellt. Ueber diese Differenzpunkte zwischen den beiden Häusern eine Vereinbarung zu erzielen, wird die Aufgabe dieser Woche sein.

Das Abgeordnetenhaus hat in den letzten Tagen das Forstdiebstahlgesetz durchberathen. Seine Abweichungen von den Beschlüssen des Herrenhauses gehen nicht so weit, daß man um ihretwillen für das Zustandekommen des Gesetzes fürchten müßte. Auch das Synodalgesetz für Schleswig-Holstein und Nassau, welches das Abgeordnetenhaus absolvirt hat, wird ohne Schwierigkeit zur endgültigen Erledigung gelangen. Als neue Vorlage ist dem Hause ein Gesetzentwurf wegen Uebernahme der Berliner Stadtbahn auf den Staat zugegangen. Derselbe erfordert seiner Natur nach eine schleunige Erledigung.

X. L.

Mit **nächstem Hefte** beginnt diese Zeitschrift das II. Quartal ihres 37. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und **Konditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im März 1878. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.

Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Digitized by Google

Im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig sind erschienen:

Novellen von Salvatore Farina.

Band I—III.

I. Band.

Blinde Liebe

und andere Erzählungen

von

Salvatore Farina,

übersetzt von Otto Borchers.

II. Band.

Schaumgeboren

und andere Erzählungen

von

Salvatore Farina,

übersetzt von W. Hamburger und Otto Borchers.

III. Band.

Blondes Haar.

Roman

von

Salvatore Farina,

übersetzt von Otto Borchers.

Drei Bände in eleganter Ausstattung, brochirt Preis 5 Mark pro Band.

Demnächst erscheint der IV. Band von Farina's Werken unter dem Titel:

Verborgenes Gold.

Uebersetzt von C. Reißner.

Im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ist erschienen:

Julian Schmidt,

Geschichte der deutschen Literatur. 5. Aufl. 3 Bde. 25 Mk. 50 Pf.

Dieses rühmlichst bekannte Werk umfaßt die deutsche Literatur von Lessing's Tod, 1781, bis heute, die Zeit von 1681 bis 1781 behandelt genau in derselben Weise die

Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland. 2 Bände. 23 M

Beide Werke bilden ein zusammenhängendes Ganzes.

Geschichte der französischen Literatur

seit Ludwig XVI. 1774

von

Julian Schmidt.

Zweite vollständig umgearbeitete Auflage.

Complet in 2 Bänden. gr. 8. Preis 23 Mark.

Digitized by Google

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien:

Alfred Meißner's gesammelte Schriften.

Schöne Ausgabe in 8.

Neue Subskriptionen in 30 Lieferungen à 1 Mark.

Inhalt der Sammlung ist:

Schwarzgelb.

Roman in 4 Bänden.

Babel.

Roman in 2 Bänden.

Neuer Adel.

Roman in 2 Bänden.

Die Sansara.

Roman in 4 Bänden.

Zwischen Fürst und Volk.

Roman in 1 Band.

Dichtungen.

Inhalt: **Gedichte.** — **Ziska.** — **Werinherus.**
1 Band.

Novellen.

3 Bände.

Erster Band:

Italienische Geschichten.

Inhalt: **Zur Ehre Gottes. Der Chevalier von Senecé. Sacro-Catino.**

Zweiter Band:

Auf heimischem Boden.

Inhalt: Der Spieltisch Peter des Großen. — Die Tage des Teufels. — Die Enthusiasten. — St. Procop in Brieslau. — Der Müller vom Höft. — Der Club der Stillvergnügten.

Dritter Band:

Auf heimischem Boden. II

Inhalt: Lemberger und Sohn. — Die Sirene — Seeburg's Liebchen. — Die Weltweisen von Schattenstedt. — Die Unschuld der Ophelia. — Der Maler des Häßlichen. — Das Skelett mit dem spanischen Rohr. — Das Gedächtniß des Moses Amsterdam. — Die Schifffahrt des Schneidermeister Claus.

Dramen.

Inhalt: Das Weib des Urias. — Der Prätendent von York. — Vermeinte Schuld. — Die Welt des Geldes.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin erscheint:

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Begründet von Joseph Lehmann. 46. Jahrg.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Quart.

Preis vierteljährlich 1 Mark.

No. 11 des „Magazin“ enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Schack: Stimmen vom Ganges. (Schluß.) — **Oesterreich.** S. Kohn: „Di Starken.“ — **Frankreich.** Legouvé: Une Séparation. — **England.** Vom englischen Büchertisch. — **Niederlande.** Frans de Cort. — **Polen.** Julius Slowacki als Vertreter des Pessimismus in der polnischen Poesie. II. — **Nordamerika.** Longfellow's Pandora in deutscher Uebersetzung. — **Kleine Rundschau.** Literarische Berichte aus Ungarn. — Die Russophobie der orientalischen Frage. — **Neuigkeiten der ausländischen Literatur.**

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin:

Vom indischen Ocean bis zum Goldlande.

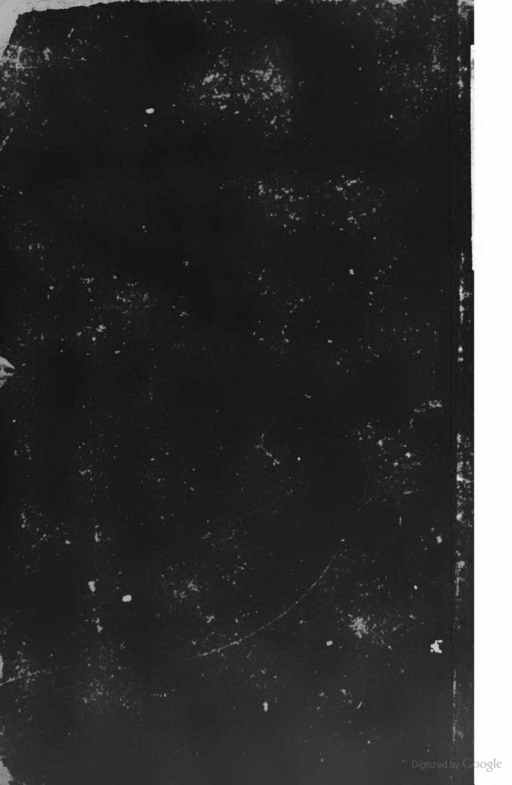
Reisebeobachtungen und Erlebnisse in vier Welttheilen von **H. W. Vogel**, Prof. an der k. Gewerbe-Akademie in Berlin.

7 Mark 50 Pf., elegant gebunden 9 Mark.

Das für Jedermann hochinteressante Buch ist die Ausbeute von 4 großen Reisen, an denen der Verfasser zufolge besonderer Aufforderung als wissenschaftliche Autorität theilgenommen. Mit dem belehrenden Bericht geht sein großes Erzählertalent Hand in Hand; klarer praktischer Blick, warme Empfänglichkeit für Natur und Menschen, photographische Treue und humoristische Schreibweise — an die Mittheilungen des Malers Hildebrandt erinnernd — zeichnen das Buch als eines der anregendsten Touristenwerke aus.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google